36

I

Goethes Gespräche

Begründet von

Woldemar Frhr. von Biedermann

Zweite, durchgesehene und
stark vermehrte Auflage

Dritter Band

Leipzig
F. W. v. Biedermann
1910

-G
399gB
09

Goethes Gespräche

Gesamtausgabe

Neu herausgegeben von

Flodoard Frhr. von Biedermann

unter Mitwirkung von

Max Morris, Hans Gerhard Gräf
und Leonhard L. Mackall

102934
25/6/10

Dritter Band

Vom letzten böhmiſchen Aufenthalt bis zum Tode Karl Auguſts

1823 September bis Juni 1828

Leipzig
F. W. v. Biedermann
1910

F. W. v. B.

Inhalt des dritten Bandes

Seite

Zwölftes Buch. Nr. 2144–2374.

Vom letzten böhmiſchen Aufenthalt bis zum Dienſtjubiläum. 1823 September bis November 1825 . . 1

Dreizehntes Buch. Nr. 2374–2601.

Vom Dienſtjubiläum bis zum Tode Karl Auguſts. 1825 Dezember bis Juni 1828 241

GOETHES GESPRÄCHE

III

1823 September bis Juni 1828

Zwölftes Buch

Von dem letzten böhmiſchen Aufenthalt bis zum Dienſtjubiläum

1823 September bis November 1825

1823.

[2144.] September 14. F. v. Müller.

Als ich abends 7 Uhr bei ihm *in Jena* eintraf, lenkte ſich das Geſpräch gar bald auf Rehbeins Braut *Katharina von Gravenegg*, die dieſer heimzuholen gerade jenen Abend nach Eger abgereiſt war. Dieſe ſchöne Gelegenheit ergriff der alte Herr aufs ſchlaueſte, ſein eignes Glaubensbekenntnis auszuſprechen. Er lobte nämlich die Braut über alle Maßen, nannte es aber doch einen dummen Streich, daß Rehbein ſich ſo raſch vereheliche. Sie wiſſen, ſagte er, wie ich alles Extemporieren haſſe, vollends eine Verlobung oder Heirat aus dem Stegreife war mir von jeher ein wahrer Greuel. Eine Liebe wohl kann im Nu entſtehen, und jede echte Neigung muß irgend einmal gleich dem Blitze plötzlich aufgeflammt ſein; aber wer wird ſich denn gleich heiraten, wenn man liebt? Liebe iſt etwas Ideelles, Heiraten etwas Reelles, und nie verwechſelt man ungeſtraft das Ideelle mit dem Reellen. Solch ein wichtiger Lebensſchritt will allſeitig überlegt ſein und längere Zeit hindurch, ob auch alle individuellen Beziehungen, wenigſtens die meiſten, zuſammen paſſen? Übrigens iſt Rehbeins Heiratsgeſchichte ſo wunderbar, daß offenbar die Dämonen ſich hineingemiſcht haben, und da hütete ich mich, dagegen zu ſprechen, ob ich gleich innerlich wütend war.

[2145.] September 15. Eckermann.

Nach einem beiderſeitigen fröhlichen Begrüßen fing Goethe ſogleich an über meine Angelegenheit zu reden.

Ich muß gerade herausſagen, begann er, ich wünſche, daß Sie dieſen Winter bei mir in Weimar bleiben. Dies waren ſeine erſten Worte, dann ging er näher ein und

fuhr fort: In der Poeſie und Kritik ſteht es mit Ihnen aufs beſte, Sie haben darin ein natürliches Fundament; das iſt Ihr Metier, woran Sie ſich zu halten haben und welches Ihnen auch ſehr bald eine tüchtige Exiſtenz zuwege bringen wird. Nun iſt aber noch manches, was nicht eigentlich zum Fache gehört und was Sie doch auch wiſſen müſſen. Es kommt aber darauf an, daß Sie hiebei nicht lange Zeit verlieren, ſondern ſchnell darüber hinwegkommen. Das ſollen Sie nun dieſen Winter bei uns in Weimar, und Sie ſollen ſich wundern, wie weit Sie Oſtern ſein werden. Sie ſollen von allem das beſte haben, weil die beſten Hilfsmittel in meinen Händen ſind. Dann ſtehen Sie fürs Leben feſt und kommen zum Behagen und können überall mit Zuverſicht auftreten.

Ich freute mich dieſer Vorſchläge und ſagte, daß ich mich ganz ſeinen Anſichten und Wünſchen überlaſſen wolle.

Für eine Wohnung in meiner Nähe, fuhr Goethe fort, werde ich ſorgen; Sie ſollen den ganzen Winter keinen unbedeutenden Moment haben. Es iſt in Weimar noch viel Gutes beiſammen, und Sie werden nach und nach in den höhern Kreiſen eine Geſellſchaft finden, die den beſten aller großen Städte gleichkommt. Auch ſind mit mir perſönlich ganz vorzügliche Männer verbunden, deren Bekanntſchaft Sie nach und nach machen werden und deren Umgang Ihnen im hohen Grade lehrreich und nützlich ſein wird.

Goethe nannte mir verſchiedene angeſehene Namen und bezeichnete mit wenigen Worten die beſondern Verdienſte jedes einzelnen.

Wo finden Sie, fuhr er fort, auf einem ſo engen Fleck noch ſo viel Gutes? Auch beſitzen wir eine ausgeſuchte Bibliothek und ein Theater, was den beſten anderer deutſchen Städte in den Hauptſachen keineswegs nachſteht. Ich wiederhole daher: bleiben Sie bei uns, und nicht bloß dieſen Winter, wählen Sie Weimar zu Ihrem Wohnort. Es gehen von dort die Tore und Straßen nach allen Enden der Welt. Im Sommer machen Sie Reiſen und ſehen nach und nach, was Sie zu ſehen wünſchen. Ich bin ſeit fünfzig Jahren dort, und wo bin ich nicht überall geweſen! Aber ich bin immer gern nach Weimar zurückgekehrt.

[2146.] September 17. Eckermann.

Geſtern morgen, vor Goethes Abreiſe *von Jena* nach Weimar, war ich ſo glücklich, wieder ein Stündchen bei ihm zu ſein. ~

Er leitete das Geſpräch ein, indem er mich fragte, ob ich dieſen Sommer keine Gedichte gemacht. Ich antwortete ihm, daß ich zwar einige gemacht, daß es mir aber im ganzen dazu an Behagen gefehlt. Nehmen Sie ſich in acht, ſagte er darauf, vor einer großen Arbeit! Das iſt's eben, woran unſere Beſten leiden, gerade diejenigen, in denen das meiſte Talent und das tüchtigſte Streben vorhanden. Ich habe auch daran gelitten und weiß, was es mir geſchadet hat. Was iſt da nicht alles in den Brunnen gefallen! Wenn ich alles gemacht hätte, was ich recht gut hätte machen können, es würden keine hundert Bände reichen.

Die Gegenwart will ihre Rechte; was ſich täglich im Dichter von Gedanken und Empfindungen aufdrängt, das will und ſoll ausgeſprochen ſein. Hat man aber ein größeres Werk im Kopfe, ſo kann nichts daneben aufkommen, ſo werden alle Gedanken zurückgewieſen, und man iſt für die Behaglichkeit des Lebens ſelbſt ſo lange verloren. Welche Anſtrengung und Verwendung von Geiſteskraft gehört nicht dazu, um nur ein großes Ganzes in ſich zu ordnen und abzurunden, und welche Kräfte und welche ruhige ungeſtörte Lage im Leben, um es dann in einem Fluß gehörig auszuſprechen! Hat man ſich nun im ganzen vergriffen, ſo iſt alle Mühe verloren; iſt man ferner bei einem ſo umfangreichen Gegenſtande in einzelnen Teilen nicht völlig Herr ſeines Stoffes, ſo wird das Ganze ſtellenweiſe mangelhaft werden, und man wird geſcholten; und aus allem entſpringt für den Dichter ſtatt Belohnung und Freude für ſo viele Mühe und Aufopferung nichts als Unbehagen und Lähmung der Kräfte. Faßt dagegen der Dichter täglich die Gegenwart auf, und behandelt er immer gleich in friſcher Stimmung, was ſich ihm darbietet, ſo macht er ſicher immer etwas Gutes, und gelingt ihm auch einmal etwas nicht, ſo iſt nichts daran verloren.

Da iſt der Auguſt Hagen in Königsberg ein herrliches Talent! Haben Sie ſeine Olfried und Liſena geleſen? Da ſind Stellen darin, wie ſie nicht beſſer ſein können: die Zuſtände an der Oſtſee, und was ſonſt in

dortige Lokalität hineinſchlägt, alles meiſterhaft. Aber es ſind nur ſchöne Stellen, als Ganzes will es niemand behagen. Und welche Mühe und welche Kräfte hat er daran verwendet, ja er hat ſich faſt daran erſchöpft! Jetzt hat er ein Trauerſpiel gemacht!

Dabei lächelte Goethe und hielt einen Augenblick inne. Ich nahm das Wort und ſagte, daß, wenn ich nicht irre, er Hagen in Kunſt und Altertum geraten, nur kleine Gegenſtände zu behandeln. Freilich habe ich das, erwiderte Goethe; aber tut man denn was wir Alten ſagen? Jeder glaubt, er müſſe es doch ſelber am beſten wiſſen, und dabei geht mancher verloren, und mancher hat lange daran zu irren. Es iſt aber jetzt keine Zeit mehr zum Irren, dazu ſind wir Alten geweſen; und was hätte uns all unſer Suchen und Irren geholfen, wenn ihr jüngern Leute wieder dieſelbigen Wege laufen wolltet? Da kämen wir ja nie weiter! Uns Alten rechnet man den Irrtum zu gute, weil wir die Wege nicht gebahnt fanden; wer aber ſpäter in die Welt eintritt, von dem verlangt man mehr, der ſoll nicht abermals irren und ſuchen, ſondern er ſoll den Rat der Alten nutzen und gleich auf gutem Wege fortſchreiten. Es ſoll nicht genügen, daß man Schritte tue, die einſt zum Ziele führen, ſondern jeder Schritt ſoll Ziel ſein und als Schritt gelten.

Tragen Sie dieſe Worte bei ſich herum und ſehen Sie zu, was Sie davon mit ſich vereinigen können. Es iſt mir eigentlich um Sie nicht bange, aber ich helfe Ihnen durch mein Zureden vielleicht ſchnell über eine Periode hinweg, die Ihrer jetzigen Lage nicht gemäß iſt. Machen Sie vor der Hand, wie geſagt, immer nur kleine Gegenſtände, immer alles friſchweg, was ſich Ihnen täglich darbietet, ſo werden Sie in der Regel immer etwas Gutes leiſten, und jeder Tag wird Ihnen Freude bringen. Geben Sie es zunächſt in die Taſchenbücher, in die Zeitſchriften; aber fügen Sie ſich nie fremden Anforderungen, ſondern machen Sie es immer nach Ihrem eigenen Sinn. Die Welt iſt ſo groß und reich und das Leben ſo mannigfaltig, daß es an Anläſſen zu Gedichten nie fehlen wird. Aber es müſſen alles Gelegenheitsgedichte ſein, das heißt, die Wirklichkeit muß die Veranlaſſung und den Stoff dazu hergeben. Allgemein und poetiſch wird ein ſpezieller Fall eben dadurch, daß ihn der Dichter behandelt. Alle meine Gedichte ſind Gelegenheitsgedichte, ſie ſind durch

die Wirklichkeit angeregt und haben darin Grund und Boden. Von Gedichten aus der Luft gegriffen halte ich nichts.

Man ſage nicht, daß es der Wirklichkeit an poetiſchem Intereſſe fehle; denn eben darin bewährt ſich ja der Dichter, daß er geiſtreich genug ſei, einem gewöhnlichen Gegenſtande eine intereſſante Seite abzugewinnen. Die Wirklichkeit ſoll die Motive hergeben, die auszuſprechenden Punkte, den eigentlichen Kern; aber ein ſchönes belebtes Ganzes daraus zu bilden, iſt Sache des Dichters. Sie kennen den Fürnſtein, den ſogenannten Naturdichter; er hat ein Gedicht gemacht über den Hopfenbau, es läßt ſich nicht artiger machen. Jetzt habe ich ihm Handwerkslieder aufgegeben, beſonders ein Weberlied, und ich bin gewiß, daß es ihm gelingen wird; denn er hat von Jugend auf unter ſolchen Leuten gelebt, er kennt den Gegenſtand durch und durch, er wird Herr ſeines Stoffes ſein. Und das iſt eben der Vorteil bei kleinen Sachen, daß man nur ſolche Gegenſtände zu wählen braucht und wählen wird, die man kennt, von denen man Herr iſt. Bei einem großen dichteriſchen Werke geht das aber nicht, da läßt ſich nicht ausweichen, alles, was zur Verknüpfung des Ganzen gehört und in den Plan hinein mit verflochten iſt, muß dargeſtellt werden und zwar mit getroffener Wahrheit. Bei der Jugend aber iſt die Kenntnis der Dinge noch einſeitig; ein großes Werk aber erfordert Vielſeitigkeit, und daran ſcheitert man.

Ich ſagte Goethen, daß ich im Willen gehabt, ein großes Gedicht über die Jahreszeiten zu machen und die Beſchäftigungen und Beluſtigungen aller Stände hineinzuverflechten. Hier iſt derſelbige Fall, ſagte Goethe darauf, es kann Ihnen vieles daran gelingen, aber manches, was Sie vielleicht noch nicht gehörig durchforſcht haben und kennen, gelingt Ihnen nicht. Es gelingt Ihnen vielleicht der Fiſcher, aber der Jäger vielleicht nicht. Gerät aber am Ganzen etwas nicht, ſo iſt es als Ganzes mangelhaft, ſo gut einzelne Partien auch ſein mögen, und Sie haben nichts Vollendetes geleiſtet. Stellen Sie aber bloß die einzelnen Partien für ſich ſelbſtändig dar, denen Sie gewachſen ſind, ſo machen Sie ſicher etwas Gutes. Beſonders warne ich vor eigenen großen Erfindungen; denn da will man eine Anſicht der Dinge geben, und die iſt in der Jugend ſelten reif. Ferner, Charaktere und An-

ſichten löſen ſich als Seiten des Dichters von ihm ab und berauben ihn für fernere Produktionen der Fülle. Und endlich, welche Zeit geht nicht an der Erfindung und innern Anordnung und Verknüpfung verloren, worauf uns niemand etwas zu gute tut, vorausgeſetzt, daß wir überall mit unſerer Arbeit zuſtande kommen. Bei einem gegebenen Stoff hingegen iſt alles anders und leichter. Da werden Fakta und Charaktere überliefert, und der Dichter hat nur die Belebung des Ganzes. Auch bewahrt er dabei ſeine eigene Fülle, denn er braucht nur wenig von dem Seinigen hinzu zu tun; auch iſt der Verluſt von Zeit und Kräften bei weitem geringer, denn er hat nur die Mühe der Ausführung. Ja ich rate ſogar zu ſchon bearbeiteten Gegenſtänden. Wie oft iſt nicht die Iphigenie gemacht, und doch ſind alle verſchieden; denn jeder ſieht und ſtellt die Sachen anders, eben nach ſeiner Weiſe.

Aber laſſen Sie vorderhand alles Große zur Seite. Sie haben lange genug geſtrebt, es iſt Zeit, daß Sie zur Heiterkeit des Lebens gelangen, und dazu eben iſt die Bearbeitung kleiner Gegenſtände das beſte Mittel.

Wir waren bei dieſem Geſpräch in ſeiner Stube auf- und abgegangen; ich konnte immer nur zuſtimmen, denn ich fühlte die Wahrheit eines jeden Wortes in meinem ganzen Weſen.

[2147.] September 17. F. v. Müller.

Um 6 Uhr ging ich mit Riemer zu Goethe, der dieſen Mittag aus Jena angelangt war, wo er nach den wunderſamen Aufregungen, die ſein Aufenthalt in Marienbad ihm gebracht, mehrere Tage gleichſam Quarantäne gehalten hatte. Ich übergab ihm das Geſchenk des Stadtrats zu Bremen zu ſeinem Geburtstage, in einem Dutzend Fläſchchen des berühmten alten Roſeweins beſtehend. Er erzählte von böhmiſchen Zuſtänden und den dortigen ſo äußerſt abgemeſſenen Lebensrichtungen. Im ganzen ſei alles dort ſo abnorm von unſern Einrichtungen, ſo ſtationär wie in China. Wer nicht in die Meſſe geht, wird denunziert.

Riemer mußte Roberts herrliches Feſtſpiel zum 28. Auguſt vorleſen. Ottilie war noch ſehr matt, doch höchſt liebenswürdig. Erzählung ihres langen Schlafs in Wilhelmstal nach der nächtlichen Konverſation mit Lina, und ihre

Verteidigung der Frömmigkeit des Kain. Goethe bemerkte, daß er zu Marienbad und Karlsbad von keinem andern Autor als von Byron und Walter Scott habe ſprechen hören. Aber Scotts Zauber, fuhr er fort, ruht auch auf der Herrlichkeit der drei britiſchen Königreiche und der unerſchöpflichen Mannigfaltigkeit ihrer Geſchichte, während in Deutſchland ſich nirgends zwiſchen dem Thüringer Wald und Mecklenburgs Sandwüſten ein fruchtbares Feld für den Romanſchreiber findet, ſo daß ich in Wilhelm Meiſter den allerelendeſten Stoff habe wählen müſſen, der ſich nur denken läßt, herumziehendes Komödiantenvolk und armſelige Landedelleute, nur um Bewegung in mein Gemälde zu bringen.

Bei Gelegenheit der Erwähnung der ſchönen Rezenſion über Schubarths homeriſche Rhapſodien ſagte er: Die Gründe für das trojaniſche Vaterland Homers, hergenommen aus ſeiner angeblich bewieſenen Vorliebe für die trojaniſchen Helden, durch die ihnen verliehene ſittlich höhere Stellung, wollen mir nichts entſcheiden; denn der Dichter mußte Gegenſätze haben, und da die Trojaner die unglücklicheren waren, ſo mußte er, um für ſie zu intereſſieren, notwendig ſie geiſtig und ſittlich reicher ausſtatten. Anmutige Erzählung ſeines Abenteuers mit Prinzeß Julia von Hohenzollern.

Ich ſkizzierte Moores Liebe der Engel, ob ich gleich die dritte Erzählung noch gar nicht geleſen hatte, aber ich war mit meinen Darſtellungen dieſen Abend überhaupt nicht ganz zufrieden, da ſie nicht präzis genug waren und die Gegenſtände mir nicht in erſchöpfender Klarheit vorſchwebten.

Wohl aber gelang es mir, den Faden des Geſprächs immer lebhaft fortzuſpinnen und Goethes Munterkeit ſtets wieder anzufachen. Seine Gewohnheit im Sitzen immer das zuſammengedrehte Schnupftuch durch die Hand zu ziehen und damit zu ſpielen, trat dabei wieder hervor.

[2148.] September 17./18. F. v. Müller an Julie Gräfin v. Egloffſtein.

Geſtern und vorgeſtern brachte ich die Abende nebſt Ottilie bei ihm zu, ganz in alter Gemütlichkeit, und übergab ihm auch Ihre Zeichnung, die den lauteſten Beifall erntete. Er nannte ſie höchſt kongruent und verſtändig, Meyer lobte ganz beſonders die kräftigen und ſcharfen Züge um Hals, Kinn und Backen. Ich ſoll Ihnen einſt-

weilen die ſchönſten Dankſagungen ausſprechen, bis er ſelbſt Zeit gewinne, etwas Freundliches von ſich zu geben. Sie glauben nicht, liebſte Julinde! wie herzlich er Ihnen zugetan iſt und wie ich mich daran ergötze: Eheſter Tage ſollen Ihre Munda, wie er ſie nennt, gefertigt werden, über deren Verlangen er weidlich lachte. Recht artig iſt es, daß ſich in Karlsbad mein Abenteuer mit dem Fürſten von Hohenzollern und ſeiner Schweſter (von dem Waſſerfall bei Baden her) auf Goethen übertragen und fortgeſponnen hat, und daß jene ſeine Bekanntſchaft und er wieder umgewandt die ihrige lediglich durch Reminiszenzen aus meiner Erzählung machte. Goethe war nachher nochmals bei ihnen und rühmt beſonders die Anmut und den feinen milden Sinn der Prinzeß Julia.

[2149.] September 18. F. v. Müller.

Meines kleinen Paten Wolf heutiger Geburtstag führte mich zu Ottilien und nachher zum alten Herrn, wo ich Meyern antraf. Goethe kritiſierte bitter die letzte Humboldtſche Vorleſung über Vulkane. Dieſer Freund, ſagte er, hat eigentlich nie höhere Methode gehabt, bloß vielen geſunden Verſtand, viel Eifer und Beharrlichkeit.

Im Äſthetiſchen mag jeder noch allenfalls glauben und fühlen, wie er will, aber in den Naturwiſſenſchaften iſt das Falſche und Abſurde rein unerträglich.

Meyer mußte Nees von Eſenbecks treffliche Schilderung des hochbejahrten philoſophiſchen Sonderlings Noſe, bei Bonn, vorleſen, der mit Goethe im Naturwiſſenſchaftlichen ſo ſehr übereinſtimmt, und von dem er Näheres hatte wiſſen wollen.

Als das Geſpräch auf die jetzigen Beſtrebungen der Monarchiſten fiel, Freiheit und Aufklärung zu hemmen, ſagte Goethe: Im Prinzip, das Beſtehende zu erhalten, Revolutionärem vorzubeugen, ſtimme ich ganz mit ihnen überein, nur nicht in den Mitteln dazu. Sie nämlich rufen die Dummheit und die Finſternis zu Hilfe, ich den Verſtand und das Licht.

Übergehend auf die wunderlich verflachten Zuſtände der Akademie Jena, klagte er über den Einfluß, die Intrigen und Prätenſionen der einzelnen, denen man nicht mit genügſamer Energie entgegentrete.

[2150.] September 20. F. v. Müller.

Von 8—10 Uhr bei Goethe, den ſeine Kinder vergebens in den Freiſchütz hatten bereden wollen und der mir viel mehr beteuerte, auch dieſen Winter in ſeiner Dachshöhle bleiben zu wollen. Meyer ſah eben die Probedrucke zu den Berliner Tableaux aus Lalla Rookh durch, blieb jedoch nicht lange.

Von dem Abgrund der jenaiſchen Profeſſorengemeinheit, veranlaßt durch Beſprechung über Voigts jun. Anſpruch auf eine Fakultätsſtelle. Von Hands Intrigen und des Kurators entſetzlicher Schwäche. Und ſelbſt der treffliche Großherzog, äußerte er, zeigt oft unbegreifliche Paſſivität in dieſen Jenensibus. Er hat abſolut keinen Begriff von der Vergangenheit und dem, was in ihr geleiſtet worden; nur die Gegenwart iſt ihm klar; es iſt kein wahres dauerndes Intereſſe an dem, was geſchieht, vorhanden und ſo müſſe man ſich zu Tode ärgern, hätte man ſich nicht längſt Raiſon gemacht und auf das Unerreichbare verzichtet. Man muß eben alles ſo hingehen laſſen und ſich im Sommer auswärts Heiterkeit und friſche Lebensluſt holen, den Winter hindurch hier auszuhalten. Ich freue mich nur, wie ſtattlich und in ſchönſter Ordnung meine Inſtitute zu Jena ſind, die ja nur errichtet wurden, um das wirklich zu leiſten, was die Nominalprofeſſuren nicht vermögen. Ich habe aber auch den Stolz, daß ſie nicht zwei Jahre nach meinem Tode fortbeſtehen, ſondern mit mir untergehen werden. Denn dann wird man hineinpfuſchen, alles perſönlich und willkürlich betrachten, ſtatt daß ich alles rein objektiv behandelt und keinen einzigen unnötig oder überflüſſig Angeſtellten habe. Er ſprach dann von Meteorologie und wie er den Einfluß der Planeten und ſelbſt des Mondes verwerfe, nichts auf den Thermometer und alles auf den Barometer ſetze. Je mehr er auf ſeine Studien kam, je lebendiger und heiterer wurde er und erregte auch in mir lebhaftere Arbeitsluſt. Ich erzählte aus Quentin Durward, was ihn ſehr intereſſierte. Sodann machte ich die Einleitung zum Vorleſen meiner Werlhof (unleſerlich) Gedichte, verſchob ſie aber klüglich als ich einigermaßen merkte, daß er müde wurde. Im ganzen fühlte man jedoch durch, daß er nicht heiter geſtimmt iſt, ungern ſich wieder in die hieſige Lebensweiſe reſigniert. Die öfteren Pauſen ſeines ſonſt ſo lebendig fortfließenden

Geſprächs immer wieder mit neuen intereſſanten Gegenſtänden auszufüllen, war keine leichte Aufgabe.

[2151.] September 21. F. v. Müller.

Sonntags, den 21. September war ich nach dem Hofe ein Stündchen bei ihm, wurde aber bald abgerufen. Wir ſprachen von dem nun wirklich zu Paris aufgefundenen Original-Manuſkript von Rameaus Neffen, deſſen Authentizität zu bezeugen, Goethe durch den Verleger in einem ſehr ſchmeichelhaft und klug geſtellten Schreiben aufgefordert worden.

[2152.] September 23. F. v. Müller.

Ich war kaum gegen 6 Uhr in Goethes Zimmer getreten, zunächſt um Profeſſor Umbreit für morgen anzumelden, als der alte Herr ſeinen leidenſchaftlichen Zorn über unſer neues Judengeſetz, welches die Heirat zwiſchen beiden Glaubensverwandten geſtattet, ausgoß. Er ahndete die ſchlimmſten und grellſten Folgen davon, behauptete, wenn der Generalſuperintendent Charakter habe, müſſe er lieber ſeine Stelle niederlegen als eine Jüdin in der Kirche im Namen der heiligen Dreifaltigkeit trauen. Alle ſittlichen Gefühle in den Familien, die doch durchaus auf den religiöſen ruhten, würden durch ein ſolch ſkandalöſes Geſetz untergraben; überdies wolle er nur ſehen, wie man verhindern wolle, daß einmal eine Jüdin Oberhofmeiſterin werde. Das Ausland müſſe durchaus an Beſtechung glauben, um die Adoption dieſes Geſetzes begreiflich zu finden; wer wiſſe, ob nicht der allmächtige Rothſchild dahinter ſtecke. Überhaupt geſchähen hier ſo viele Albernheiten, daß er ſich bloß durch perſönliche Würde im Auslande vor beleidigender Nachfrage ſchützen könne, daß er ſich aber ſchäme aus Weimar zu ſein, und gern wegzöge, wenn er nur wiſſe wohin? Dieſer ſein Unmut, ſich nach dem heitern Aufenthalt in Marienbad wieder hier eingeengt zu befinden, machte ſich den ganzen Abend vielfach bemerkbar. Als ich ihn zu täglichen Spazierfahrten antrieb, ſagte er: Mit wem ſoll ich fahren, ohne Langeweile zu empfinden? Die Stael hat einſt richtig zu mir geſagt: Il vous faut de la séduction. Und als ich Ottilien und Ulriken anführte, erwiderte er: Wen man täglich von früh bis abend ſieht, der kann uns nicht mehr verführen. Ja ich bin wohl und heiter heimgekehrt,

drei Monate lang habe ich mich glücklich gefühlt, von einem Intereſſe zum andern, von einem Magnet zum andern gezogen, faſt wie ein Ball hin und her geſchaukelt, aber nun — ruht der Ball wieder in der Ecke und ich muß mich den Winter durch in meiner Dachshöhle vergraben, und zuſehen, wie ich mich durchflicke. Wie ſchmerzlich iſt es doch, ſolch eines Mannes innere Zerriſſenheit zu gewahren, zu ſehen, wie das verlorene Gleichgewicht ſeiner Seele ſich durch keine Wiſſenſchaft, keine Kunſt wiederherſtellen läßt, ohne die gewaltigſten Kämpfe, und wie die reichſten Lebenserfahrungen, die hellſte Würdigung der Weltverhältniſſe ihn davor nicht ſchützen konnten. Was in ſeinem Judeneifer recht merkwürdig war, iſt die tiefe Achtung vor der poſitiven Religion, vor den beſtehenden Staats-Einrichtungen, die trotz ſeiner Freidenkerei überall durchblickte. Wollen wir denn überall im Abſurden vorausgehen, alles Fratzenhafte zuerſt probieren? ſagte er unter andern.

[2153.] September 24. F. v. Müller.

Um 1 Uhr führte ich Profeſſor Umbreit zu Goethe. Faſt eine Stunde lang war er freundlich, mild und aufgeſchloſſen, indem er viele der Heidelberger Lehrer und den Zuſtand der Naturwiſſenſchaften, Philologie uſw. die Revue paſſieren ließ. Paulus' Tochter, Frau von Schlegel, habe eigentlich einen ſehr guten Charakter, äußerte er mit Wärme, ihr Eigenſinn ſei nur unentwickelter Charakter, den die Eltern nicht verſtanden hätten aus ſich herauszuführen, in andere hinüber, zu Verarbeitung ihrer Kraft zu leiten.

Den Divan werde er nur innerlich, d. h. inſofern fortſetzen, daß er einzelne Bücher, z. B. das des Paradieſes, erweitere und verſtärke. Bei den ungeheuren Schwierigkeiten des Erlernens dieſer arabiſchen Sprache habe er ſeine Kenntnis von ihr mehr erobert durch Überfall, als regelmäßig erworben. Weiter dürfe er jetzt nicht mehr gehen, ohne verführt zu werden. Wenn er zuweilen noch in dieſes Land, in dieſe Zuſtände hineinſchaue, ſo werde ihm ganz wunderlich zumute. Umbreit benahm ſich vortrefflich, lebendig, ohne alle Verlegenheit und doch beſcheiden. Wegſcheiders Dogmatik und Kapps Chriſtus und Sokrates lobte er ſehr. Goethe ſagte, es ſei doch in wiſſenſchaftlicher Hinſicht eine höchſt

intereſſante Zeit, in der wir lebten, alles habe ſich unglaublich umgeſtaltet und aufgehellt, und eine Freude ſei es zu ſehen, wie jedes Fach ſo viel würdiger behandelt werde. Dies ſei zunächſt Verdienſt der Philoſophie, die, trotz der vielen abgeſchmackten Syſteme, alles mit neuer Lebenskraft durchdrungen habe. Umbreit ging hochentzückt hinweg.

[2154.] September 24. K. C. v. Leonhard.

Umbreit ~ begrüßte den Dichterfürſten in Weimar — von mir redend ſagte Goethe: es ſei ihm auf ſeinem Lebenswege niemand vorgekommen, der die Zeit ſo gut zu benützen wiſſe, wie ich.

[2155.] September 25. F. v. Müller an Julie Grfn. v. Egloffſtein.

Ohne allen Anlaß meinerſeits, rief er kurz, nachdem ich eingetreten war, aus: Es iſt doch recht abſurd, daß Julie dieſen Winter nicht hier iſt; ſie weiß gar nicht, wie viel ſie mir entzieht und wie viel ich dadurch entbehre, ſo wenig, als ſie weiß, wie ich ſie liebe und wie oft ich mich im Geiſte mit ihr beſchäftige. Ihnen kann ich das wohl ſagen, obgleich wir in dieſem Punkt Rivals ſind; denn ich traue Ihnen zu, daß Sie gleich ſehr betrübt über ihre Abweſenheit ſind. Als ich hierauf ihm die Gründe entwickelte, die Ihre jetzige Abweſenheit motivierten, erwiderte er: Sie hat ganz recht, das begreife ich wohl und habe mir längſt im ſtillen alles das, was Sie mir jetzt ſagen, ſelbſt kombiniert und enträtſelt, aber nur noch viel lebhafter und paſſionierter, als Sie es ausſprechen; ja, während der Krankheit der Großherzogin habe ich beſtändig mit wegen Julien gezittert, und noch jetzt werde ich wütend, wenn ich mir die Möglichkeit denke, daß eine für Julias Zukunft ſo höchſt paſſende und wichtige Perſpektive *Hofdame zu werden* verloren gehen könnte. Glaubt mir nur, daß der alte Merlin (Goethe, wie er ſelbſt ſich lieber benamſet) in ſeiner Dachshöhle ſich manche ſtille Stunde mit ſolchen Abweſenden beſchäftigt, die für ihn eine actio in distans haben (d. h. eine unmittelbare Wirkung in die Ferne). Andere erfreuen mich bloß durch ihre Gegenwart, durch ihre ſichtliche Erſcheinung, ſind aber rein nichts für mich, wenn ich ſie nicht vor mir ſehe. Mit jenen aber kann ich mich unſichtbar unterhalten und darunter gehört Julie. Ich

weiß zu gut, daß ſie mir durch keine andere jemals erſetzt werden kann, und eben darum bin ich ſo betrübt, daß ſie mir gerade dieſen Winter fehlt.

Und dabei war er ſo gemütlich, ſo vertraulich, als ich ihn lange nicht gefunden in dieſen Tagen. Er erzählte mir viel vom Marienbade, beſonders von der *Frau von* Szymanowska, die ſo wunderſchön Klavier ſpielt und ſagte von ihr: Sie ſei ſo ſchön und liebenswürdig, daß man trotz ihrer zauberiſchen Töne froh ſei, wenn ſie aufhöre, um ſie nur ſprechen zu hören, und wieder umgewandt wünſche, ſie möge nur wieder ſpielen, weil ihr Sprechen ſo ſehr aufrege, daß man nur Ruhe bei ihrem Spiel wiederzufinden hoffen könne.

Er ſagte: ohne alle Einleitung ſei er ſo ſchnell mit ihr bekannt geworden, wie man in einer milden reinen Luft ſich alſobald heimiſch fühle. Darauf holte er aus ſeinem Gartenzimmer ihre Handſchrift, aus der er ihren Charakter demonſtrierte und las mir dann im höchſten Pathos ſein Gedicht an ſie vor, drei wunderſchöne Stanzen. Wie ſtrengte ich mich an, ſie zu behalten, — aber nur ohngefähr gibt die Anlage ſie wieder.

Dagegen lautet das kleine Gedicht, was er ihrer Schweſter, Fräulein Wołowska ins Stammbuch ſchrieb, wörtlich alſo: (ſie glaubt nämlich wegen eines öfteren Seitenſchmerzes bald zu ſterben, und ein geiſtreicher junger Pole*) hatte ihr ſcherzweiſe ein Teſtament aufgeſetzt, worin ihre einzelnen Tugenden an ſo viel verſchiedene Freunde legiert wurden.)

Wohl hat dein Teſtament jedweden Reiz bedacht,
Mit dem Natur so herrlich dich vollendet,
Und jedem Freund ein reiches Teil vermacht,
Großmütig jede Tugend ausgeſpendet;
Doch wenn du Glückliche zu machen trachteſt,
So wär's nur der, dem du dich ganz vermachteſt.

Sie ſehen alſo, daß ſeine Leidenſchaft für Ulrike Levetzow wenigſtens nicht exkluſiv iſt und daß ich recht habe zu behaupten, nicht dieſes einzelne Individuum, ſondern das geſteigerte Bedürfnis ſeiner Seele überhaupt nach Mitteilung und Mitgefühl habe ſeinen jetzigen Gemütszuſtand herbeigeführt.

* [Irrig; es war Graf Roſtoptſchin.]

Die rohe und liebloſe Sinnesweiſe ſeines Sohnes und Ulrikens *von Pogwiſch* ſchroffe Einſeitigkeit und gehaltloſe Naivetät ſind freilich nicht gemacht, eine ſolche Kriſis ſanft und ſchonend vorüberzuführen, und die arme Ottilie iſt ſeit ſeiner Ankunft beſtändig krank und für ihn ſo gut wie unſichtbar. Daher macht ihn der grelle Kontraſt gegen ſein heiteres Badeleben mitunter höchſt verſtimmt und niedergebeugt, wo ihm denn jede äußere Anforderung peinlich wird. In ſolcher Stimmung trafen ihn geſtern leider Tante *[Freifrau von Egloffſtein]* und Auguſte *[Gräfin Egloffſtein]*, und wurden ſehr bewegt dadurch. Aber das iſt nur momentan. Mir iſt es noch immer gelungen, ihn aufzuheitern und geſprächig zu machen. Nur vom Sohne her droht alles Übel, da der verrückte Patron gegen den Vater den Pikierten ſpielt und ſogar Ottilien mit ſich nach Berlin nehmen will, wodurch alsdann erſt alles verloren gehen könnte.

[2156.] September 25. F. v. Müller.

Von 5—8 Uhr bei Goethe, höchſt intereſſant, vertraulich, gemütvoll. Über Cuviers Lobrede auf Hauy, worin vorkommt: Le ciel est entièrement soumis à la Géometrie. Goethe belächelte dieſe Phraſe ſehr, da die Mathematiker ja nicht einmal die vis centrifuga noch erklären könnten.

Mitteilung der Gedichte auf Madame Szymanowska, die herrliche Virtuoſin, und auf ihre Schweſter. Jene ſei wie die Luft, ſo umfließend, ſo alsbald zuſagend, ſo überall, ſo leicht und gleichſam körperlos. Vorzeigung ihrer Handſchrift. Meine Epiſteln an L. gefielen ihm ſehr, weil ſie die Gegenwart, die Gelegenheit, das Individuellſte ſo ſcharf und bezeichnend darſtellten und doch wieder Allgemeinſtes würdig ausſprächen, ſo daß ſie faſt als Lehrgedicht gelten könnten, nur unmittelbarer anſprechend als z. B. die Tiedgeſchen.

Als ich Knebels Aufreizung, ihm Wernerſche Sonette abzulocken, vorlas à la espion von Erfurt, reüſſierte dieſe offene Kriegsliſt vortrefflich, und er verſprach ſie vorzuſuchen. Einſtiger Wettkampf mit Werner, bei Gelegenheit des 24. Februar, Fluch und Segen in zwei kleinen Dramas durchzuführen. Gozzi habe behauptet, es gäbe nur ſechsunddreißig Motive zu einem Trauerſpiel.

Lob Ottiliens. Die Freundinnen, ſagte er, teilen ſich in zwei Klaſſen, in ſolche, die action à distance haben, und in ſolche, die nur in Gegenwart etwas ſind. Mit jenen unterhalte ich mich oft lange im Geiſte, dieſe ſind mir rein nichts, wenn ich ſie nicht vor mir ſehe.

Als ich über die ſchöne Virtuoſin einige Querfragen tat, äußerte er ſanft ſcheltend: Ach der Kanzler macht mir oft unverſehens Verdruß.

Den ganzen Abend war keine Spur von Unmut oder Verſtimmung in ihm zu finden; nur war es a tempo, als ich ging, denn er fing an zu ermüden.

[2157.] September 26. F. v. Müller.

Von 6—9 Uhr bei ihm mit Line und Meyer. Ich brachte bald die Lalla Rookhſchen Bilder aufs Tapet, damit er ſie Linen zeigte, und dies gab Gelegenheit zu den heiterſten Scherzen und Geſprächen, beſonders über die Peris.

Zuletzt holte er ſeine Divanmanuſkripte und las uns zwei herrliche Gedichte zu Ergänzung des Paradieſes vor. Eine Huri ſteht Wache an der Pforte des Himmels, will den Dichter nicht einlaſſen, weil ſie ihn für verdächtig hält und fordert Beweiſe für ſeine Glaubenskämpfe. Da antwortet er ihr:

Mach' nicht ſo viel Federleſen,
Laß mich zu der Pforte ein,
Denn ich bin ein Menſch gewesen
Und das heißt ein Kämpfer ſein.

Dann zeigte er ihr die Wunden, die Schickſal und Leidenſchaft ſeinem Herzen geſchlagen, und wie er dennoch dabei froh, fromm und dankbar geblieben; ſie läßt ihn ein und er zählt nun an ihren Roſenfingern die Ewigkeiten. So habe ich den Britten (Moore) zu überbieten geſucht. Wir waren beide, Line und ich, innig gerührt von der Wärme ſeines Vortrags. Als Line weg war, kam Coudray und gab uns einen gedrängten Ab- und Umriß ſeines Berliner Lebens und der dortigen Regſamkeit in Kunſt und Wiſſenſchaft, Technik, Lebensannehmlichkeit uſw., ſo daß die Luft, ſolche Wunder auch zu ſehen, lebhaft erwachte.

[2158.] September 27. F. v. Müller.

Von 7—8½ Uhr war ich mit Line bei Goethe. Ich führte die Wiedererzählung des Abenteuers mit der Prin-

zeß von Hohenzollern und der Bekanntſchaft mit Madame Szymanowska herbei; es fand ſich, daß Line ſie von Petersburg her kannte und liebte, was dem alten Herrn vielen Spaß machte. Nachher ergoß er ſich noch im Lob des Landlebens, weil man dort ganz aus ſich heraustrete, ganz frei außer ſich lebe, was zu Hauſe niemals vorkomme. Dabei verglich er ſich mit einem Gärtner, der eine Menge ſchöner Blumen beſitze, ihrer aber erſt dann recht gewahr und froh werde, wenn jemand einen Strauß von ihm fordere.

So mache ihm die Poeſie erſt wieder Vergnügen, wenn er eine Nötigung zu einem Gelegenheitsgedicht erhalte.

Von einem jungen trefflichen Polen ſprach er auch, der ſehr reich ſei und ihm wohl Zehntauſend geben könnte, wenn er ihm einigermaßen den Kopf zurechtſetze. Dieſer habe ihm von einem polniſchen Trauerſpiel erzählt, das, nach den Motiven zu urteilen, ungemein anziehend ſein müſſe. Er verſprach ſolche bei erſter Gelegenheit uns mitzuteilen.

[2159.] September 29. F. v. Müller.

Von 7—11½ Uhr bei Goethe mit Meyer, Riemer, Staatsrat Schultz von Berlin, ein gar feiner verſtändiger, in ſich gefaßter Mann, eine edle Phyſiognomie auf körperliche Leiden und Tiefe der Reflexion deutend. Eine Mappe Kupferſtiche aus Raffaels Zeit ward durchgeſehen. Erſtes Souper wieder nach langer Zeit. Drei herrliche, bronzene Medaillen aus dem 15. Jahrhundert. Auf der einen wird ein Reh von jungen Adlern zerfleiſcht, oben tront ein großer Adler; die Umſchrift lautet: Liberalitas augusta. Goethe beſitzt an zweitauſend ſolcher bronzenen Medaillen, von denen er viele mit einem Speziestaler bezahlte. Erſt durch die Überſetzung von Cellini kam er auf die Idee, Medaillen der Päpſte und ihrer Zeit zu ſammeln. Von Martin V. an beſitzt er eine vollſtändige Folge aller Köpfe. Über die Kunſt und Schwierigkeit, Briefe, Aufſätze, Merkwürdigkeiten jeder Art gehörig zu reponieren, und wie man außerdem ſeines Beſitzes nie froh werde. Die ſchöne Gonzaga, deren Bild im hieſigen Muſeum, war an einen Trivulzio zu Mantua verheiratet, zirka im Jahre 1500. Ein ungeſchicktes Anfaſſen der Medaillen und Antaſten in der Mitte gab

Goethen Gelegenheit zu einer rügenden Äußerung gegen ſeinen Sohn, als dieſer ſie wegtrug. Lob der Schenkiſchen Terzinen auf Canova. Er bemerkte: Terzinen müſſen immer einen großen, reichen Stoff zur Unterlage haben, wenn ſie gefallen ſollen.

Nach Tiſche Geſpräch zwiſchen Riemer und Goethe über die Tropen und deren Durchführung. Die neuern Pedanten verlangen letztere bis zum äußerſten Punkt; Goethe ſpringt gerne ab, wie ja auch die Phantaſie es tut, häuft deren mehrere, um einen durch den anderen zu erklären. Riemer erläuterte an Beiſpielen aus dem gemeinen Sprachgebrauch, wie man ohne Vermiſchung der Tropen gar nicht fortkommen könne, z. B.: etwas ins Werk ſetzen.

[2160.] Oktober 2. F. v. Müller.

Von 5—11 Uhr bei Goethe.

Beim Eintreten gleich beſchwichtigte er meinen Groll über Nichteinladung zum heutigen Mittag, wo Reinhards Geburtstag bei ihm gefeiert wurde, auf die freundlichſte Weiſe. Dadurch fiel bald das Geſpräch auf ſeine Geſelligkeit überhaupt und ich ſprach ſehr offen über die desfallſigen Wünſche ſeiner Freunde und der Fürſtlichkeiten.

Goethe nahm meine Aufrichtigkeit ſehr gut auf und entwickelte ſeine Gegengründe, die hauptſächlich auf Frau von *Heygendorf* hinausliefen und die ich nicht zu verkennen vermochte. Seine Äußerungen über Reinhard waren rührend. Ich laſſe ihn ſo bald nicht fort, ich klammere mich an ihn an.

Schultz ſpielte, Ottilie ſang, Soret kam, Goethe mineralogiſierte mit ihm lange und ſprach nachher ſehr poetiſch darüber. Es gebe wohl verſchiedene Anſichten in den Wiſſenſchaften; aber ſie würden oft nur durch eine papierne Scheidewand veranlaßt, die leicht mit dem Ellbogen durchzuſtoßen ſei. Bald ließ er mich wieder allein zu ihm in die Ecke des blauen Zimmers ſetzen und knüpfte das Geſpräch über Organiſation ſeiner Wintergeſelligkeit wieder an.

Seht, wenn es mir wieder wohl unter Euch werden ſoll dieſen Winter, ſo darf es mir nicht an munterer Geſellſchaft, nicht an heiteren Anregungen fehlen, nachdem ich zu Marienbad deren in ſo reicher Fülle empfunden

habe. Sollte es nicht möglich ſein, daß eine ein für allemal gebetene Geſellſchaft ſich täglich, bald in größerer, bald in kleinerer Zahl, in meinem Hauſe zuſammenfände? Jeder käme und bliebe nach Belieben, könnte nach Herzensluſt Gäſte mitbringen. Die Zimmer ſollten von 7 Uhr an immer geöffnet und erleuchtet, Tee und Zubehör reichlich bereit ſein. Man triebe Muſik, ſpielte, läſe vor, ſchwatzte, alles nach Neigung und Gutfinden. Ich ſelbſt erſchiene und verſchwände wieder, wie der Geiſt es mir eingäbe. Und bliebe ich auch mitunter ganz weg, ſo dürfte dies keine Störung machen. Es kommt nur darauf an, daß eine unſerer angeſehenſten Frauen, gleichſam als Patronin dieſes geſelligen Vereins aufträte und niemand würde ſich beſſer dazu eignen, als Frau von Fritſch. An Ottilie und Ulrike gebe ich Freibriefe für ihre Theaterluſt, ſie könnten dableiben oder hingehen, das änderte nichts. So wäre denn ein ewiger Tee organiſiert, wie die ewige Lampe in gewiſſen Kapellen brennt. Helft mir, ich bitte Euch, dieſe vorläufigen Ideen und Pläne fördern und ausbilden.

Hierauf erfolgte vertraulichſte Mitteilung ſeiner Verhältniſſe zu Levetzows. Es iſt eben ein Hang, der mir noch viel zu ſchaffen machen wird, aber ich werde darüber hinauskommen. Iffland könnte ein charmantes Stück daraus fertigen, ein alter Onkel, der ſeine junge Nichte allzuheftig liebt.

Nach einer Weile fing er an, meine und Riemers allzugroße Gelindigkeit in der Kritik des Schenkſchen Gedichts auf Canova zu tadeln. Es ſei kein Funke echten poetiſchen Geiſtes darinnen, nur Rhetorik, ja ſogar falſche, verderbliche Motive. Unſere eigenen Produktionen ſeien ganz gut, in der Kritik aber bewieſen wir uns nicht als ſeine echten Schüler. Man müſſe nur das Beſte preiſen. Man müſſe ſich ſtets die ſchwerſten Aufgaben machen und in Dichtungen nur auf reiche, gehaltvolle Motive eingehen.

Dann zeigte er mir eine Menge Landſchaftszeichnungen von 1810 während ſeines Jenaiſchen Aufenthaltes vor, und klagte, daß er ſeitdem nichts mehr zu zeichnen vermocht und dadurch unendlich an Selbſtbefriedigung verloren habe. Je ſchwerer die Zunge ihm wurde, je geiſtreichere und humoriſtiſchere Ideen drängten ſich hervor. Wir gingen ins Eßzimmer, wo die andern ſehr luſtig waren. Er machte allerliebſte Scherze über Ottilie, die

ihre Mützenbänder zu ſeinem großen Skandal ungeknüpft herabhängen ließ. Dann kam er auf Byron, pries ſeinen Kain und vorzüglich die Totſchlagſzene. Byron allein laſſe ich neben mir gelten! Walter Scott iſt nichts neben ihm.

Die *Araber* hatten in fünf Jahrhunderten nur ſieben Dichter, die ſie gelten ließen, und unter den verworfenen waren mehrere Kanaillen, die beſſer als ich waren.

Als er merkte, daß Ulrike ſchläfrig war, ergrimmte er ſcherzhaft, daß ſeine *arabiſche* Literaturgeſchichte an ihr und dem übrigen jungen Volke verſchwendet ſei und jagte ſie mit komiſcher Heftigkeit alle fort. Den Sohn hatte er oft trefflich perſifliert über ſeine indolente Sinnlichkeit, doch hatte dieſer auch öfters dagegen angeknurrt.

Seit lange hatte ich Goethe nicht ſo überreich an Witz, Humor, Gemütlichkeit und Phantaſie gefunden. Zarteſte Erzählung von ſeiner Schönheit in Marienbad und von der Bekanntſchaft mit der hübſchen Regensburgerin, die von Helldorf anbetete.

[2161.] Oktober 2. Soret.

Son Excellence m'a reçu avec des démonstrations d'amitié plus vives que de coutume; les expressions tendres dont sa conversation était entrelardée se succédaient avec rapidité; n'importe le motif cela m'a fait un grand plaisir: la conversation alternait entre le français et l'allemand. Il a été beaucoup question de métaphysique et j'ai du entendre tant de paradoxes que je m'y suis perdu et que je n'ai point pris de notes.

[2162.] Oktober 4. F. v. Müller.

Von 5 Uhr nachmittags bei Goethe. Er war noch immer abgeſpannt und weniger mitteilend, ſelbſt gegen Reinhard.

Schultz war krank. Goethe widerſetzte ſich keineswegs Reinhards Abreiſe für nächſten Montag, aber als er weggegangen war, bat er mich, ſie zu verhindern. Ich mußte ihm dann noch ganz ſpät Die Tante, *Roman von Johanna Schopenhauer*, referieren und erntete Beifall.

[2163.] Oktober 5. F. v. Müller.

Um 9 Uhr morgens kündigte ich ihm den glücklichen Erfolg meiner Negotiation an, was ihn ſehr freute. Ich nahm Gelegenheit, den ewigen Tee wieder anzuregen

und fand mit Schrecken, daß er faſt alles vergeſſen, was er mir Donnerstags abends darüber geſagt hatte. Um 12 Uhr zeigte er mir die herrlichen Bilder des Himalayagebirges. Er begehrte Die Tante von mir, die ich ſogleich verſchaffte.

Abends nach Hofe nochmals bei ihm mit Reinhard, Erzählung von Johannes von Müller und ſeinen letzten Tagen, in welchen er ſich unter Reinhards Schutz flüchten wollte. Nach dem Hofe teilte ich ihm des Großherzogs Anti-Schultziſche Äußerungen mit, bereute es aber, da es ihn zu ſehr afficierte.

[2164.] Oktober 5. Soret.

Conférence avec Goethe et Meyer au sujet de la médaille*; il donne son consentement à la réalisation et me promet un buste en plâtre qu'il possède dans sa collection et que Rauch lui-même a retouché d'après nature.

[2165.] Oktober 6. F. v. Müller.

Mittags bei Goethe mit Reinhard und Riemer. Überraſchung durch den Bremer Wein und mein Gedicht auf Goethe und Reinhards Wiederſehen. Reinhard gab ſeinen Empfindungen darüber viel freieren Lauf als Goethe, wiewohl er ſpäter mir innigſt dankte. Auf einem Gange durch den Park Klagen Reinhards über Goethes Verſchloſſenheit und Abſpannung.

[2166.] Oktober 7. F. v. Müller.

Dieſen Mittag war Goethe, der mit Reinhard in Belvedere geweſen, ſehr heiter und luſtig. Vorher hatte er ſich mit Reinhard ausgeſprochen, doch nur indirekt. Reinhard meinte, er wolle die Seinigen mit der Marienbader Geſchichte ein wenig foppen. Staatsrat Schultz aus Berlin ſpeiſte mit und hatte Goethe die Juno Ludoviſi zum Geſchenk überbracht. ~ Abends zeigte uns Goethe eine Unzahl ſeiner eigenen Zeichnungen und die herrliche Tiſchbeinſche Mappe mit dem ſinnreichen Katalog; Goethes Zimmer zu Rom, Büſte der Juno Ludoviſi. Sind Sie denn ein Dutzend, ſtatt einer, daß Sie ſo unglaublich vieles machen konnten? ſagte Reinhard zu Goethe.

* Soret hatte den Plan gefaßt, von ſeinem Landsmann Bovy eine Medaille auf Goethe gravieren zu laſſen.

[2167.] Oktober 11. F. v. Müller.

Von $7^1/_2$—9 Uhr abends ganz allein bei ihm. Über Reinhard, Zach, die Herzogin Mutter von Gotha, Herzog Ernſt, Frau von Buchwald, Gotter, Prinz Auguſt und Grimm. Letzterer habe ein ganz diplomatiſches Anſehen gehabt, doch nicht die feierliche Repräſentation eines Geſandten, ſondern die zuſammengenommene Haltung eines Legationsrates, die Schultern und den Kopf etwas vorwärts, was ihm recht gut geſtanden. Über ſeine ſchnelle, nur achttägige Bearbeitung des Clavigo, über Stella, deren früherer Schluß durchaus keiner geweſen, nicht konſequent, nicht haltbar, eigentlich nur ein Niederfallen des Vorhangs. Goethe war zwar herzlich und mitteilend, jedoch innerlich gedrückt, ſichtbar leidend. Seine ganze Haltung gab mir den Begriff eines unbefriedigten großartigen Strebens, einer gewiſſen inneren Deſperation.

[2168.] Oktober 12. F. v. Müller.

Von $5^1/_2$—$6^1/_2$ mit Line von Egloffſtein bei Goethe. Über Byrons Kain und Himmel und Erde. Letzteres Stück referierte er unvergleichlich mit vieler Laune und Humor. Es ſei viel faßlicher, klarer als das erſte, was gar zu tief gedacht, zu bitter ſei, wiewohl erhaben, kühn, ergreifend. Nichts gottesläſterlicher übrigens als die alte Dogmatik ſelbſt, die einen zornigen, wütenden, ungerechten, parteiiſchen Gott vorſpiegle.

Thomas Moore hat mir nichts zu Dank gemacht; von Walter Scott habe ich zwei Romane geleſen und weiß nun, was er will und machen kann. Er würde mich immerfort amüſieren, aber ich kann nichts aus ihm lernen. Ich habe nur Zeit für das Vortrefflichſte. Die Roſe von Jericho, *Roman von David Heß*, die er ſehr lobte, und nicht zu verborgen gelobt haben wollte, verſprach er denn doch Linen zu borgen, wenn ſie ihm eine freundliche Hand gebe und müßte ſie ſolche mir nicht borgen, mich zu quälen: Das tue ich gar zu gern, antwortete dieſe.

[2169.] Oktober 14. Eckermann.

Dieſen Abend war ich bei Goethe das erſtemal zu einem großen Tee. Ich war der erſte am Platz und freute mich über die hellerleuchteten Zimmer, die bei offenen Türen eins ins andere führten. In einem der letzten fand

ich Goethe, der mir ſehr heiter entgegenkam. Er trug auf ſchwarzem Anzug ſeinen Stern, welches ihn ſo wohl kleidete. Wir waren noch eine Weile allein und gingen in das ſogenannte Deckenzimmer, wo das über einem roten Kanapee hängende Gemälde der Aldobrandiniſchen Hochzeit mich beſonders anzog. Das Bild war, bei zur Seite geſchobenen grünen Vorhängen, in voller Beleuchtung mir vor Augen, und ich freute mich, es in Ruhe zu betrachten.

Ja, ſagte Goethe, die Alten hatten nicht allein große Intentionen, ſondern es kam bei ihnen auch zur Erſcheinung. Dagegen haben wir Neuern auch wohl große Intentionen, allein wir ſind ſelten fähig, es ſo kräftig und lebensfriſch hervorzubringen, als wir es uns dachten. ~ Die Zimmer füllten ſich nach und nach, und es ward in allen ſehr munter und lebendig. Auch einige hübſche junge Ausländer waren gegenwärtig, mit denen Goethe franzöſiſch ſprach. ~

Goethe ſelbſt erſchien in der Geſellſchaft ſehr liebenswürdig. Er ging bald zu dieſem und bald zu jenem und ſchien immer lieber zu hören und ſeine Gäſte reden zu laſſen, als ſelber viel zu reden. Frau von Goethe kam oft und hängte und ſchmiegte ſich an ihn und küßte ihn. Ich hatte ihm vor kurzem geſagt, daß mir das Theater ſo große Freude mache und daß es mich ſehr aufheitere, indem ich mich bloß dem Eindruck der Stücke hingebe, ohne darüber viel zu denken. Dies ſchien ihm recht und für meinen gegenwärtigen Zuſtand paſſend zu ſein.

Er trat mit Frau von Goethe zu mir heran. Das iſt meine Schwiegertochter, ſagte er; kennt ihr beiden euch ſchon? Wir ſagten ihm, daß wir ſoeben unſere Bekanntſchaft gemacht. Das iſt auch ſo ein Theaterkind wie du, Ottilie, ſagte er dann, und wir freuten uns miteinander über unſere beiderſeitige Neigung. Meine Tochter, fügte er hinzu, verſäumt keinen Abend. — So lange gute heitere Stücke gegeben werden, erwiderte ich, laſſe ich es gelten, allein bei ſchlechten Stücken muß man auch etwas aushalten. — Das iſt eben recht, erwiderte Goethe, daß man nicht fort kann und gezwungen iſt, auch das Schlechte zu hören und zu ſehen. Da wird man recht von Haß gegen das Schlechte durchdrungen und kommt dadurch zu einer deſto beſſeren Einſicht des Guten. Beim Leſen iſt das nicht ſo, da wirft man das Buch aus den

Händen, wenn es einem nicht gefällt, aber im Theater muß man aushalten.

[2170.] Oktober 14. Soret.

Goethe m'a donné un appareil de miroirs et de verres taillés pour répéter les expériences de Seebeck.

[2171.] Oktober 19. Eckermann.

Dieſen Mittag war ich das erſtemal bei Goethe zu Tiſch. Es waren außer ihm nur Frau von Goethe, Fräulein Ulrike *von Pogwiſch* und der kleine Walter gegenwärtig und wir waren alſo bequem unter uns. Goethe zeigte ſich ganz als Familienvater: er legte alle Gerichte vor, tranchierte gebratenes Geflügel und zwar mit beſonderm Geſchick, und verfehlte auch nicht mitunter einzuſchenken. Wir andern ſchwatzten munteres Zeug über Theater, junge Engländer und andere Vorkommniſſe des Tages; beſonders war Fräulein Ulrike ſehr heiter und im hohen Grade unterhaltend. Goethe war im ganzen ſtill, indem er nur von Zeit zu Zeit als Zwiſchenbemerkung mit etwas Bedeutendem hervorkam. Dabei blickte er hin und wieder in die Zeitungen und teilte uns einige Stellen mit, beſonders über die Fortſchritte der Griechen.

Es kam dann zur Sprache, daß ich noch Engliſch lernen müſſe, wozu Goethe dringend riet, beſonders des Lord Byron wegen, deſſen Perſönlichkeit von ſolcher Eminenz, wie ſie nicht dageweſen und wohl ſchwerlich wiederkommen werde. Man ging die hieſigen Lehrer durch, fand aber keinen von einer durchaus guten Ausſprache, weshalb man es für beſſer hielt, ſich an junge Engländer zu halten.

Nach Tiſch zeigte Goethe mir einige Experimente in bezug auf die Farbenlehre. Der Gegenſtand war mir jedoch durchaus fremd, ich verſtand ſo wenig das Phänomen als das, was er darüber ſagte.

[2172.] Oktober 19. F. v. Müller.

Zwiſchen dem Hof war ich bei ihm. Anfangs war er einſilbig, dann, als Riemer gekommen, ſehr lebhaft. Es wurde von Raupachs Pedantismus in der Kritik und den drei erſten Akten ſeines Verfehlten Ziels geſprochen.

Das Geſpräch über die von Hermann zuſammengeſtellten Fragmente der Euripideiſchen Niobe gab An-

laß, daß Goethe deſſen Bacchen für ſein liebſtes Stück erklärte. Euripides hat ſeine Naturphiloſophie von Anaxagoras, ſagte er. Geniale Charakteriſtik der Kirchengeſchichte, als Produkt des Irrtums und der Gewalt.

Die Lehre von der Gottheit Chriſti, dekretiert zuerſt durch das Nicäiſche Konzilium ſei dem Deſpotismus ſehr förderlich geweſen, ja Bedürfnis.

Reinhards Geſchenk des Tibull leitete auf ein ſehr ernſthaftes Geſpräch über das Ecce jacet Tibullus und über den Glauben an perſönliche Fortdauer. Goethe ſprach ſich beſtimmt aus. Es ſei einem denkenden Weſen durchaus unmöglich, ſich ein Nichtſein, ein Aufhören des Denkens und Lebens zu denken; inſofern trage jeder den Beweis der Unſterblichkeit in ſich ſelbſt und ganz unwillkürlich. Aber ſobald man objektiv aus ſich heraustreten wolle, ſobald man dogmatiſch eine perſönliche Fortdauer nachweiſen, begreifen wolle, jene innere Wahrnehmung philiſterhaft ausſtaffiere, ſo verliere man ſich in Widerſprüche. Der Menſch ſei aber demohngeachtet ſtets getrieben, das Unmögliche hypotheſieren (vereinigen) zu wollen. Faſt alle Geſetze ſeien Syntheſen des Unmöglichen, z. B. das Inſtitut der Ehe. Und doch ſei es gut, daß dem ſo ſei, es werde dadurch das Möglichſte erſtrebt, daß man das Unmögliche poſtuliere.

[2173.] Oktober 21. Eckermann.

Ich war dieſen Abend bei Goethe. Wir ſprachen über die Pandora. Ich fragte ihn, ob man dieſe Dichtung wohl als ein Ganzes anſehen könne, oder ob noch etwas weiteres davon exiſtiere. Er ſagte, es ſei weiter nichts vorhanden, er habe es nicht weiter gemacht, und zwar deswegen nicht, weil der Zuſchnitt des erſten Teiles ſo groß geworden, daß er ſpäter einen zweiten nicht habe durchführen können. Auch wäre das Geſchriebene recht gut als ein Ganzes zu betrachten, weshalb er ſich auch dabei beruhigt habe.

Ich ſagte ihm, daß ich bei dieſer ſchweren Dichtung erſt nach und nach zum Verſtändnis durchgedrungen, nachdem ich ſie ſo oft geleſen, daß ich ſie nun faſt auswendig wiſſe. Darüber lächelte Goethe. Das glaube ich wohl, ſagte er, es iſt alles als wie ineinandergekeilt.

Ich ſagte ihm, daß ich wegen dieſes Gedichts nicht ganz mit Schubarth zufrieden, der darin alles das ver-

einigt finden wolle, was im Werther, Wilhelm Meiſter, Fauſt und Wahlverwandtſchaften einzeln ausgeſprochen ſei, wodurch doch die Sache ſehr unfaßlich und ſchwer werde.

Schubarth, ſagte Goethe, geht oft ein wenig tief: doch iſt er ſehr tüchtig, es iſt bei ihm alles prägnant.

Wir ſprachen über Uhland. Wo ich große Wirkungen ſehe, ſagte Goethe, pflege ich auch große Urſachen vorauszuſetzen, und bei der ſo ſehr verbreiteten Popularität, die Uhland genießt, muß alſo wohl etwas Vorzügliches an ihm ſein. Übrigens habe ich über ſeine Gedichte kaum ein Urteil. Ich nahm den Band mit der beſten Abſicht zu Händen, allein ich ſtieß von vornherein gleich auf ſo viele ſchwache und trübſelige Gedichte, daß mir das Weiterleſen verleidet wurde. Ich griff dann nach ſeinen Balladen, wo ich denn freilich ein vorzügliches Talent gewahr wurde und recht gut ſah, daß ſein Ruhm einigen Grund hat.

Ich fragte darauf Goethe um ſeine Meinung hinſichtlich der Verſe zur deutſchen Tragödie. Man wird ſich in Deutſchland, antwortete er, ſchwerlich darüber vereinigen. Jeder macht's wie er eben will und wie es dem Gegenſtande einigermaßen gemäß iſt. Der ſechsfüßige Jambus wäre freilich am würdigſten, allein er iſt für uns Deutſche zu lang; wir ſind wegen der mangelnden Beiwörter gewöhnlich ſchon mit fünf Füßen fertig. Die Engländer reichen wegen ihrer vielen einſilbigen Wörter mit noch weniger.

Goethe zeigte mir darauf einige Kupferwerke und ſprach dann über die altdeutſche Baukunſt, und daß er mir manches der Art nach und nach vorlegen wolle.

Man ſieht in den Werken der altdeutſchen Baukunſt, ſagte er, die Blüte eines außerordentlichen Zuſtandes. Wem eine ſolche Blüte unmittelbar entgegentritt, der kann nichts als anſtaunen; wer aber in das geheime innere Leben der Pflanze hineinſieht, in das Regen der Kräfte und wie ſich die Blüte nach und nach entwickelt, der ſieht die Sache mit ganz andern Augen, der weiß, was er ſieht. — Ich will dafür ſorgen, daß Sie im Laufe dieſes Winters in dieſem wichtigen Gegenſtande einige Einſicht erlangen, damit, wenn Sie nächſten Sommer an den Rhein gehen, es Ihnen beim Straßburger Münſter und Kölner Dom zugute komme.

[2174.] Oktober 23. Soret.

Seul avec Goethe; je lui avais remis une brochure de . . . . . * sur la poésie arabe qu'il a lue avec intérêt; la conversation a essentiellement roulé sur le Divan, sur les poésies orientales, sur les nouvelles poésies du comte de Platen qui a publié de charmantes Ghaseles dont Goethe me lit quelques unes en m'expliquant les passages obscurs, elles sont remplies d'esprit et d'une amabilité qui fait oublier que la morale en est un peu légère. On y reconnait la touche du Divan. Une profonde discussion sur l'optique s'est élevée ensuite à l'occasion des plaques de Seebeck, nous n'avons pas pu nous entendre principalement au sujet des croix noires et des croix blanches.

[2175.] Oktober 24. Soret.

Entendu Madame Szymanowska jouer du piano chez Goethe; celui-ci paraissait l'écouter avec une agitation extrême surtout pendant ses improvisations. J'en prends note parce que cette séance a sans doute inspiré la pièce de vers adressée à cette habile musicienne dans la trilogie des passions.

[2176.] Oktober 24. F. v. Müller.

Goethe gab eine große Abendgeſellſchaft jener intereſſanten polniſchen Virtuoſin, Mad. Marie Szymanowska zu Ehren, von der er uns ſchon ſo viel erzählt hatte und die geſtern mit ihrer Schweſter Caſimira Wołovska hier angelangt war. Auf ſie hat er zu *Marienbad* die ſchönen gemütvollen Stanzen gedichtet, die er uns kürzlich vorgeleſen und die ſeinen Dank dafür ausſprechen, daß ihr ſeelenvolles Klavierſpiel ſeinem Gemüte zuerſt wieder Beruhigung ſchaffte, als die Trennung von Levetzows ihm eine ſo tiefe Wunde ſchlug. Goethe war den ganzen Abend hindurch ſehr heiter und galant, er weidete ſich an dem allgemeinen Beifall, den Mad. Szymanowska ebenſo ſehr durch ihre Perſönlichkeit als durch ihr ſeelenvolles Spiel fand.

[2177.] Oktober 25. Eckermann.

In der Dämmerung war ich ein halbes Stündchen bei Goethe. Er ſaß auf einem hölzernen Lehnſtuhl vor

* Unaufgeklärtes Wort lieſt ſich wie plumer.

ſeinem Arbeitstiſche; ich fand ihn in einer wunderbar ſanften Stimmung, wie einer, der von himmliſchem Frieden ganz erfüllt iſt, oder wie einer, der an ein ſüßes Glück denkt, das er genoſſen hat und das ihm wieder in aller Fülle vor der Seele ſchwebt. Stadelmann mußte mir einen Stuhl in ſeine Nähe ſetzen.

Wir ſprachen ſodann vom Theater, welches zu meinen Hauptintereſſen dieſes Winters gehört. Raupachs Erdennacht war das letzte geweſen, was ich geſehen. Ich gab mein Urteil darüber: daß das Stück nicht zur Erſcheinung gekommen wie es im Geiſte des Dichters gelegen, daß mehr die Idee vorherrſche, als das Leben, daß es mehr lyriſch als dramatiſch ſei, daß dasjenige, was durch fünf Akte hindurchgeſponnen und hindurchgezogen wird, weit beſſer in zweien oder dreien wäre zu geben geweſen. Goethe fügte hinzu, daß die Idee des Ganzen ſich um Ariſtokratie und Demokratie drehe, und daß dieſes kein allgemein menſchliches Intereſſe habe.

Ich lobte dagegen, was ich von Kotzebue geſehen, nämlich ſeine Verwandtſchaften und die Verſöhnung. Ich lobte daran den friſchen Blick ins wirkliche Leben, den glücklichen Griff für die intereſſanten Seiten desſelben, und die mitunter ſehr kernige wahre Darſtellung. Goethe ſtimmte mir bei. Was zwanzig Jahre ſich erhält, ſagte er, und die Neigung des Volks hat, das muß ſchon etwas ſein. Wenn er in ſeinem Kreiſe blieb und nicht über ſein Vermögen hinausging, ſo machte Kotzebue in der Regel etwas Gutes. Es ging ihm wie Chodowiecki; die bürgerlichen Szenen gelangen auch dieſem vollkommen, wollte er aber römiſche oder griechiſche Helden zeichnen, ſo ward es nichts.

Goethe nannte mir noch einige gute Stücke von Kotzebue, beſonders Die beiden Klingsberge. Es iſt nicht zu leugnen, fügte er hinzu, er hat ſich im Leben umgetan und die Augen offen gehabt.

Geiſt und irgend Poeſie, fuhr Goethe fort, kann man den neuern tragiſchen Dichtern nicht abſprechen; allein den meiſten fehlt das Vermögen der leichten lebendigen Darſtellung; ſie ſtreben nach etwas, das über ihre Kräfte hinausgeht, und ich möchte ſie in dieſer Hinſicht forcierte Talente nennen.

Ich zweifle, ſagte ich, daß ſolche Dichter ein Stück in Proſa ſchreiben können, und bin der Meinung, daß

dies der wahre Probierſtein ihres Talents ſein würde. Goethe ſtimmte mir bei und fügte hinzu, daß die Verſe den poetiſchen Sinn ſteigerten oder wohl gar hervorlockten.

Wir ſprachen darauf dies und jenes über vorhabende Arbeiten. Es war die Rede von ſeiner Reiſe über Frankfurt und Stuttgart nach der Schweiz, die er in drei Heften liegen hat und die er mir zuſenden will, damit ich die Einzelheiten leſe und Vorſchläge tue, wie daraus ein Ganzes zu machen. Sie werden ſehen, ſagte er, es iſt alles nur ſo hingeſchrieben wie es der Augenblick gab; an einen Plan und eine künſtleriſche Rundung iſt dabei gar nicht gedacht, es iſt als wenn man einen Eimer Waſſer ausgießt.

[2178.] Oktober 27. Eckermann.

Heute früh wurde ich bei Goethe auf dieſen Abend zum Tee und Konzert eingeladen. Der Bediente zeigte mir die Liſte der zu invitierenden Perſonen, woraus ich ſah, daß die Geſellſchaft ſehr zahlreich und glänzend ſein würde. Er ſagte, es ſei eine junge Polin angekommen, die etwas auf dem Flügel ſpielen werde. ~ Nachher wurde der Theaterzettel gebracht: Die Schachmaſchine *von H. Beck* ſollte gegeben werden. Das Stück war mir unbekannt, meine Wirtin aber ergoß ſich darüber in ein ſolches Lob, daß ein großes Verlangen ſich meiner bemächtigte, es zu ſehen. Überdies befand ich mich den Tag über nicht zum beſten, und es ward mir immer mehr, als paſſe ich beſſer in eine luſtige Komödie als in eine ſo gute Geſellſchaft.

Gegen Abend, eine Stunde vor dem Theater, ging ich zu Goethe. Es war im Hauſe ſchon alles lebendig; ich hörte im Vorbeigehen in dem größern Zimmer den Flügel ſtimmen, als Vorbereitung zu der muſikaliſchen Unterhaltung.

Ich traf Goethe in ſeinem Zimmer allein; er war bereits feſtlich angezogen, ich ſchien ihm gelegen. Nun bleiben Sie gleich hier, ſagte er, wir wollen uns ſo lange unterhalten, bis die übrigen auch kommen. Ich dachte, da kommſt du doch nicht los, da wirſt du doch bleiben müſſen; es iſt dir zwar jetzt mit Goethen allein ſehr angenehm, doch wenn erſt die vielen fremden Herren und Damen erſcheinen, da wirſt du dich nicht in deinem Elemente fühlen.

Ich ging mit Goethe im Zimmer auf und ab. Es dauerte nicht lange, ſo war das Theater der Gegenſtand unſers Geſprächs, und ich hatte Gelegenheit zu wiederholen, daß es mir die Quelle eines immer neuen Vergnügens ſei, zumal da ich in früherer Zeit ſo gut wie gar nichts geſehen und jetzt faſt alle Stücke auf mich eine ganz friſche Wirkung ausübten. Ja, fügte ich hinzu, es iſt mir ſo arg, daß es mich heute ſogar in Unruhe und Zwieſpalt gebracht hat, obgleich mir bei Ihnen eine ſo bedeutende Abendunterhaltung bevorſteht.

Wiſſen Sie was, ſagte Goethe darauf, indem er ſtillſtand und mich groß und freundlich anſah, gehen Sie hin! Genieren Sie ſich nicht! Iſt Ihnen das heitere Stück dieſen Abend vielleicht bequemer, Ihren Zuſtänden angemeſſener, ſo gehen Sie hin. Bei mir haben Sie Muſik, das werden Sie noch öfter haben. — Ja, ſagte ich, ſo will ich hingehen; es wird mir überdies vielleicht beſſer ſein, daß ich lache. — Nun, ſagte Goethe, ſo bleiben Sie bis gegen ſechs Uhr bei mir, da können wir noch ein Wörtchen reden.

Stadelmann brachte zwei Wachslichter, die er auf Goethes Arbeitstiſch ſtellte. Goethe erſuchte mich, vor den Lichtern Platz zu nehmen, er wolle mir etwas zu leſen geben. Und was legte er mir vor? Sein neueſtes, liebſtes Gedicht, ſeine Elegie von Marienbad. ~

Als ich ausgeleſen, trat Goethe wieder zu mir heran. Gelt, ſagte er, da habe ich Euch etwas Gutes gezeigt? In einigen Tagen ſollen Sie mir darüber weisſagen. Es war mir ſehr lieb, daß Goethe durch dieſe Worte ein augenblickliches Urteil meinerſeits ablehnte, denn ohnehin war der Eindruck zu neu und zu ſchnell vorübergehend, als daß ich etwas Gehöriges darüber hätte ſagen können.

Goethe verſprach, bei ruhiger Stunde es mir abermals vorzulegen. Es war indes die Zeit des Theaters herangekommen, und ich ſchied unter herzlichem Händedrücken.

[2179.] Oktober 28. F. v. Müller.

Konzert bei Goethe. Ein Quartett von der Kompoſition des Prinzen Louis Ferdinand und geſpielt von Mad. Szymanowska gab Goethen zu den intereſſanteſten Bemerkungen Anlaß. Er faßte, wiewohl ganz ſchüchtern, den Gedanken, daß die Künſtlerin ein öffentliches Kon-

zert geben ſollte, und forderte Schmidt, Coudray und mich auf, es auf alle Weiſe zu befördern.

[2180.] Oktober 29. Eckermann.

Dieſen Abend zur Zeit des Lichtanzündens ging ich zu Goethe. Ich fand ihn ſehr friſchen aufgeweckten Geiſtes, ſeine Augen funkelten im Wiederſchein des Lichts, ſein ganzer Ausdruck war Heiterkeit, Kraft und Jugend. Er fing ſogleich von den Gedichten, die ich ihm geſtern zugeſchickt, zu reden an, indem er mit mir in ſeinem Zimmer auf und ab ging.

Ich begreife jetzt, begann er, wie Sie in Jena gegen mich äußern konnten, Sie wollten ein Gedicht über die Jahreszeiten machen. Ich rate jetzt dazu; fangen Sie gleich mit dem Winter an. Sie ſcheinen für natürliche Gegenſtände beſondern Sinn und Blick zu haben.

Nur zwei Worte will ich Ihnen über die Gedichte ſagen. Sie ſtehen jetzt auf dem Punkt, wo Sie notwendig zum eigentlich Hohen und Schweren der Kunſt durchbrechen müſſen, zur Auffaſſung des Individuellen; Sie müſſen mit Gewalt, damit Sie aus der Idee herauskommen; Sie haben das Talent und ſind ſo weit vorgeſchritten, jetzt müſſen Sie. Sie ſind dieſer Tage in Tiefurt geweſen, das möchte ich Ihnen zunächſt zu einer ſolchen Aufgabe machen. Sie können vielleicht noch drei- bis viermal hingehen und Tiefurt betrachten, ehe Sie ihm die charakteriſtiſche Seite abgewinnen und alle Motive beiſammen haben; doch ſcheuen Sie die Mühe nicht, ſtudieren Sie alles wohl und ſtellen Sie es dar; der Gegenſtand verdient es. Ich ſelbſt hätte es längſt gemacht; allein ich kann es nicht, ich habe jene bedeutenden Zuſtände ſelbſt mit durchlebt, ich bin zu ſehr darin befangen, ſo daß die Einzelheiten ſich mir in zu großer Fülle aufdrängen. Sie aber kommen als Fremder und laſſen ſich vom Kaſtellan das Vergangene erzählen und ſehen nur das Gegenwärtige, Hervorſtechende, Bedeutende.

Ich verſprach, mich daran zu verſuchen, obgleich ich nicht leugnen könne, daß es eine Aufgabe ſei, die mir ſehr fern ſtehe und die ich für ſehr ſchwierig halte.

Ich weiß wohl, ſagte Goethe, daß es ſchwer iſt, aber die Auffaſſung und Darſtellung des Beſondern iſt auch das eigentliche Leben der Kunſt.

Und dann, ſo lange man ſich im allgemeinen hält, kann es uns jeder nachmachen; aber das Beſondere macht uns niemand nach. Warum? weil es die andern nicht erlebt haben. Auch braucht man nicht zu fürchten, daß das Beſondere keinen Anklang finde. Jeder Charakter, ſo eigentümlich er ſein möge, und jedes Darzuſtellende, vom Stein herauf bis zum Menſchen, hat Allgemeinheit; denn alles wiederholt ſich, und es gibt kein Ding in der Welt, das nur einmal da wäre.

Auf dieſer Stufe der individuellen Darſtellung, fuhr Goethe fort, beginnt dann zugleich dasjenige, was man Kompoſition nennt.

Dieſes war mir nicht ſogleich klar, doch enthielt ich mich, danach zu fragen. ~ Goethe fuhr fort:

Und dann ſetzen Sie unter jedes Gedicht immer das Datum, wann Sie es gemacht haben. Ich ſah ihn fragend an, warum das ſo wichtig. Es gilt dann, fügte er hinzu, zugleich als Tagebuch Ihrer Zuſtände. Und das iſt nichts Geringes. Ich habe es ſeit Jahren getan, und ſehe ein, was das heißen will.

Es war indes die Zeit des Theaters herangekommen und ich verließ Goethe. Sie gehen nun nach Finnland! rief er mir ſcherzend nach. Es ward nämlich gegeben: Johann von Finnland von der Frau von Weißenthurn.

[2181.] September/Oktober. L. Rellſtab.

Als ich 1823 wieder durch Weimar kam, hatte ich ein ähnliches *Geſpräch* mit ihm, das mir hauptſächlich Fragen über den Erfolg meiner Studien in Heidelberg, den alten Voß, der dort lebte, den ich aber nie geſehen, über Kreuzers Richtungen uſw. vorlegte; auch der Verhältniſſe Stolbergs gedachte er, Voß gegenüber, und nannte deſſen ganze Stellung zu ihm eine falſche von jeher.

[2182.] September/Oktober. L. Rellſtab.

Auch ſah ich Goethe wieder und hatte das ausführlichſte Geſpräch mit ihm, was ich überhaupt gehabt. Es mochte ihm zu bequemer Zeit fallen; denn er wollte eben ein wenig ausfahren und erwartete im Zimmer den Wagen. Ich ſehe ihn noch vor mir im grauen großen Mantel, das weiße, ſchneeig gekrönte Haupt, die ernſte und doch wohlwollende Miene. Er fragte nach meinen Studien, was ich

zunächſt vorzunehmen gedenke, erkundigte ſich nach den Koryphäen in Bonn, in Heidelberg, behandelte alle Verhältniſſe friſch, in kurzer Munterkeit, und ſchied endlich, indem er mir die beſten Grüße an Zelter und die ſonſtigen Berliner Freunde auftrug.

[2183.] November Anfang. F. v. Müller.

Wenn Julie *Gräfin Egloffſtein* nur eine Tagereiſe entfernt wäre, ſagte Goethe, ſo müßte man ſie mit Kurierpferden holen, denn ſo etwas hört ſie ſo leicht nicht wieder, *wie das Klavierſpiel der Szymanowska.*

[2184.] November 3. Eckermann.

Ich ging gegen 5 zu Goethe. Als ich hinaufkam, hörte ich in dem größern Zimmer ſehr laut und munter reden und ſcherzen. Der Bediente ſagte mir, die junge polniſche Dame ſei dort zu Tiſche geweſen und die Geſellſchaft noch beiſammen. Ich wollte wieder gehen, allein er ſagte, er habe den Befehl, mich zu melden; auch wäre es ſeinem Herrn vielleicht lieb, weil es ſchon ſpät ſei. Ich ließ ihn daher gewähren und wartete ein Weilchen, wo denn Goethe ſehr heiter herauskam und mit mir gegenüber in ſein Zimmer ging. Mein Beſuch ſchien ihm angenehm zu ſein. Er ließ ſogleich eine Flaſche Wein bringen, wovon er mir einſchenkte und auch ſich ſelber gelegentlich.

Ehe ich es vergeſſe, ſagte er dann, indem er auf dem Tiſche etwas ſuchte, hier haben Sie ein Billett ins Konzert. Madame Szymanowska wird morgen abend im Saale des Stadthauſes ein öffentliches Konzert geben; das dürfen Sie ja nicht verſäumen. Ich ſagte ihm, daß ich meine Torheit von neulich nicht zum zweitenmal begehen würde. Sie ſoll ſehr gut geſpielt haben, fügte ich hinzu. Ganz vortrefflich! ſagte Goethe. Wohl ſo gut wie Hummel? fragte ich. Sie müſſen bedenken, ſagte Goethe, daß ſie nicht allein eine große Virtuoſin, ſondern zugleich ein ſchönes Weib iſt; da kommt es uns denn vor als ob alles anmutiger wäre; ſie hat eine meiſterhafte Fertigkeit, man muß erſtaunen! — Aber auch in der Kraft groß? fragte ich. Ja, auch in der Kraft, ſagte Goethe, und das iſt eben das Merkwürdigſte an ihr, weil man das ſonſt bei Frauenzimmern gewöhnlich nicht findet.

Ich ſagte, daß ich mich ſehr freue, ſie nun doch noch zu hören.

Sekretär Kräuter trat herein und referierte in Bibliotheksangelegenheiten. Als er gegangen war, lobte Goethe ſeine große Tüchtigkeit und Zuverläſſigkeit in Geſchäften.

Ich brachte ſodann das Geſpräch auf die im Jahre 1797 über Frankfurt und Stuttgart gemachte Reiſe in die Schweiz, wovon er mir die Manuſkripte in drei Heften dieſer Tage mitgeteilt und die ich bereits fleißig ſtudiert hatte. Ich erwähnte, wie er damals mit Meyer ſo viel über die Gegenſtände der bildenden Kunſt nachgedacht.

Ja, ſagte Goethe, was iſt auch wichtiger als die Gegenſtände, und was iſt die ganze Kunſtlehre ohne ſie! Alles Talent iſt verſchwendet, wenn der Gegenſtand nichts taugt. Und eben weil dem neuern Künſtler die würdigen Gegenſtände fehlen, ſo hapert es auch ſo mit aller Kunſt der neuern Zeit. Darunter leiden wir alle; ich habe auch meine Modernität nicht verleugnen können.

Die wenigſten Künſtler, fuhr er fort, ſind über dieſen Punkt im klaren und wiſſen, was zu ihrem Frieden dient. Da malen ſie z. B. meinen Fiſcher und bedenken nicht, daß ſich das gar nicht malen laſſe. Es iſt ja in dieſer Ballade bloß das Gefühl des Waſſers ausgedrückt, das Anmutige, was uns im Sommer lockt, uns zu baden; weiter liegt nichts darin, und wie läßt ſich das malen!

Ich erwähnte ferner, daß ich mich freue, wie er auf jener Reiſe an allem Intereſſe genommen und alles aufgefaßt habe: Geſtalt und Lage der Gebirge und ihre Steinarten; Boden, Flüſſe, Wolken, Luft, Wind und Wetter; dann Städte und ihre Entſtehung und ſukzeſſive Bildung; Baukunſt, Malerei, Theater; ſtädtiſche Einrichtung und Verwaltung; Gewerbe, Ökonomie, Straßenbau; Menſchenraſſe, Lebensart, Eigenheiten; dann wieder Politik und Kriegsangelegenheiten, und ſo noch hundert andere Dinge.

Goethe antwortete: Aber Sie finden kein Wort über Muſik, und zwar deswegen nicht, weil das nicht in meinem Kreiſe lag. Jeder muß wiſſen, worauf er bei einer Reiſe zu ſehen hat und was ſeine Sache iſt.

Der Herr Kanzler trat ein. Er ſprach einiges mit Goethe und äußerte ſich dann gegen mich ſehr wohlwollend und mit vieler Einſicht über meine kleine Schrift, die er in dieſen Tagen geleſen. Er ging dann bald wieder

zu den Damen hinüber, wo, wie ich hörte, der Flügel geſpielt wurde.

Als er gegangen war, ſprach Goethe ſehr gut über ihn und ſagte dann: Alle dieſe vortrefflichen Menſchen, zu denen Sie nun ein angenehmes Verhältnis haben, das iſt es, was ich eine Heimat nenne, zu der man immer gern wieder zurückkehrt.

Ich erwiderte ihm, daß ich bereits den wohltätigen Einfluß meines hieſigen Aufenthalts zu ſpüren beginne, daß ich aus meinen bisherigen ideellen und theoretiſchen Richtungen nach und nach herauskomme und immer mehr den Wert des augenblicklichen Zuſtandes zu ſchätzen wiſſe.

Das müßte ſchlimm ſein, ſagte Goethe, wenn Sie das nicht ſollten. Beharren Sie nur dabei und halten Sie immer an der Gegenwart feſt. Jeder Zuſtand, ja jeder Augenblick iſt von unendlichem Wert, denn er iſt der Repräſentant einer ganzen Ewigkeit.

Es trat eine kleine Pauſe ein; dann brachte ich das Geſpräch auf Tiefurt, und in welcher Art es etwa darzuſtellen. Es iſt ein mannigfaltiger Gegenſtand, ſagte ich, und ſchwer, ihm eine durchgreifende Form zu geben. Am bequemſten wäre es mir, ihn in Proſa zu behandeln.

Dazu, ſagte Goethe, iſt der Gegenſtand nicht bedeutend genug. Die ſogenannte didaktiſch-beſchreibende Form würde zwar im ganzen die zu wählende ſein; allein auch ſie iſt nicht durchgreifend paſſend. Am beſten iſt es, Sie ſtellen den Gegenſtand in zehn bis zwölf kleinen einzelnen Gedichten dar, in Reimen, aber in mannigfaltigen Versarten und Formen, ſo wie es die verſchiedenen Seiten und Anſichten verlangen, wodurch denn das Ganze wird umſchrieben und beleuchtet ſein. Dieſen Rat ergriff ich als zweckmäßig. Ja, was hindert Sie, dabei auch einmal dramatiſch zu verfahren und ein Geſpräch etwa mit dem Gärtner führen zu laſſen? Und durch dieſe Zerſtückelung macht man es ſich leicht und kann beſſer das Charakteriſtiſche der verſchiedenen Seiten des Gegenſtandes ausdrücken. Ein umfaſſendes größeres Ganzes dagegen iſt immer ſchwierig, und man bringt ſelten etwas Vollendetes zuſtande.

[2185.] November 4. F. v. Müller.

Heute endlich, nach vielen Bemühungen und ſich durchkreuzenden Hinderniſſen kam das öffentliche Kon-

zert der Madame Szymanowska zuſtande. Noch wenig Stunden vorher wäre das Unternehmen faſt aus Mangel eines guten Inſtrumentes geſcheitert, hätte nicht die Frau Großfürſtin ſelbſt das ihrige großmütig dargeliehen. Nach dem Konzert ſoupierten wir mit Egloffſteins bei Goethe, der von der liebenswürdigſten Gemütlichkeit war. Als unter mancherlei ausgebrachten Toaſten auch einer der Erinnerung geweiht wurde, brach er mit Heftigkeit in die Worte aus:

Ich ſtatuiere keine Erinnerung in Eurem Sinne, das iſt nur eine unbeholfene Art ſich auszudrücken. Was uns irgend Großes, Schönes, Bedeutendes begegnet, muß nicht erſt von außen her wieder er-innert, gleichſam erjagt werden, es muß ſich vielmehr gleich vom Anfang her in unſer Inneres verweben, mit ihm eins werden, ein neueres beſſeres Ich in uns erzeugen und ſo ewig bildend in uns fortleben und ſchaffen. Es gibt kein Vergangenes, das man zurückſehnen dürfte, es gibt nur ein ewig Neues, das ſich aus den erweiterten Elementen des Vergangenen geſtaltet und die echte Sehnſucht muß ſtets produktiv ſein, ein neues Beſſeres erſchaffen. Und, ſetzte er mit großer Rührung hinzu, — haben wir dies nicht alle in dieſen Tagen an uns ſelbſt erfahren? Fühlen wir uns nicht alle insgeſamt durch dieſe liebenswürdige, edle Erſcheinung, die uns jetzt wieder verlaſſen will, im Innerſten erfriſcht, verbeſſert, erweitert? Nein, ſie kann uns nicht entſchwinden, ſie iſt in unſer innerſtes Selbſt übergegangen, ſie lebt in uns mit uns fort und fange ſie es auch an, wie ſie wolle, mir zu entfliehen, ich halte ſie immerdar feſt in mir.

[2186.] November 5. F. v. Müller.

Als ich nachmittags zu Goethe kam, traf ich ihn noch mit Madame Szymanowska zu Tiſche ſitzend; ſie hatte eben an die ganze Familie bis zu dem kleinen Wolf herab, ihrem Liebling, die zierlichſten kleinen Abſchiedsgeſchenke, zum Teil eigner Hände Arbeit, ausgeteilt, und der alte Herr war in der wunderbarſten Stimmung. Er wollte heiter und humoriſtiſch ſein, und überall blickte der tiefſte Schmerz des Abſchieds durch.

Unentſchiedenes Hin- und Herziehen nach Tiſche, Verſchwinden, Wiederkommen; Goethes Abſchiedsſchmerz. Einzeichnen in das Stammbuch der Caſimira *Wołowska*.

Rappelez moi au souvenir de tout le monde, moi aussi, je demanderai à tout le monde des nouvelles de vous.

Um 5 Uhr war ſie zur Abſchiedsaudienz bei der Frau Großfürſtin beſtellt, wo ſie, der Hoftrauer entſprechend, ganz ſchwarz gekleidet, was für Goethe den Eindruck noch erhöhte. Der Wagen fuhr vor und ohne daß er es merkte, war ſie verſchwunden. Es ſchien zweifelhaft, ob ſie noch einmal wiederkäme.

Da trat das Menſchliche in Goethe recht unverhüllt hervor; er bat mich aufs dringendſte zu bewirken, daß ſie nochmals wieder erſcheinen, nicht ohne Abſchied ſcheiden möchte. Einige Stunden ſpäter führten der Sohn und ich ſie und ihre Schweſter zu ihm.

Ich ſcheide reich und getröſtet von Ihnen, — ſagte ſie zu ihm, — Sie haben mir den Glauben an mich ſelbſt beſtätigt, ich fühle mich beſſer und würdiger, da Sie mich achten. Nichts von Abſchied, nichts von Dank; laſſen Sie uns vom Wiederſehen träumen. O, daß ich doch ſchon viel älter wäre und hätte einen Enkel bald zu hoffen, er müßte Wolf heißen, und das erſte Wort, das ich ihn ſtammeln lehrte, wäre Ihr teurer Name. Comment, erwiderte Goethe, vos compatriotes ont eu tant de peine à chasser les loups de chez eux, et vous voulez les y reconduire? Aber alle Anſtrengung des Humors half nicht aus, die hervorbrechenden Tränen zurückzuhalten, ſprachlos ſchloß er ſie und ihre Schweſter in ſeine Arme und ſein Blick begleitete ſie noch lange, als ſie durch die lange offene Reihe der Gemächer entſchwunden war.

Dieſer holden Frau habe ich viel zu danken, ſagte er mir ſpäter, ihre Bekanntſchaft und ihr wundervolles Talent haben mich zuerſt mir ſelbſt wiedergegeben.

[2187.] November 10. Eckermann.

Goethe befindet ſich ſeit einigen Tagen nicht zum beſten, eine heftige Erkältung ſcheint in ihm zu ſtecken. Er huſtet viel, obgleich laut und kräftig; doch ſcheint der Huſten ſchmerzlich zu ſein, denn er faßt dabei gewöhnlich mit der Hand nach der Seite des Herzens.

Ich war dieſen Abend vor dem Theater ein halbes Stündchen bei ihm. Er ſaß in einem Lehnſtuhl, mit dem Rücken in ein Kiſſen geſenkt; das Reden ſchien ihm ſchwer zu werden.

Nachdem wir einiges geſprochen, wünſchte er, daß ich ein Gedicht leſen möchte, womit er ein neues jetzt im Werke begriffenes Heft von Kunſt und Altertum eröffnet, *Des Paria Gebet — Legende — Des Paria Dank.* Er blieb in ſeinem Stuhle ſitzen und bezeichnete mir den Ort, wo es lag. Ich nahm ein Licht und ſetzte mich ein wenig entfernt von ihm an ſeinen Schreibtiſch, um es zu leſen. ~

Ich ſprach darauf mit Goethe ſowohl über den Gegenſtand als die Behandlung, wo mir denn durch einige ſeiner Andeutungen manches lebendiger entgegentrat.

Freilich, ſagte er darauf, die Behandlung iſt ſehr knapp, und man muß gut eindringen, wenn man es recht beſitzen will. Es kommt mir ſelber vor wie eine aus Stahldrähten geſchmiedete Damaszenerklinge. Ich habe aber auch den Gegenſtand vierzig Jahre mit mir herumgetragen, ſo daß er denn freilich Zeit hatte, ſich von allem Ungehörigen zu läutern.

Es wird Wirkung tun, ſagte ich, wenn es beim Publikum hervortritt.

Ach, das Publikum! ſeufzte Goethe.

Sollte es nicht gut ſein, ſagte ich, wenn man dem Verſtändnis zu Hilfe käme und es machte wie bei der Erklärung eines Gemäldes, wo man durch Vorführung der vorhergegangenen Momente das wirklich Gegenwärtige zu beleben ſucht?

Ich bin nicht der Meinung, ſagte Goethe. Mit Gemälden iſt es ein anderes; weil aber ein Gedicht gleichfalls aus Worten beſteht, ſo hebt ein Wort das andere auf. ~

Als ich ging, wünſchte er, daß ich die Bogen von Kunſt und Altertum mit nach Hauſe nehme, um das Gedicht ferner zu betrachten; desgleichen die Öſtlichen Roſen von Rückert, von welchem Dichter er viel zu halten und die beſten Erwartungen zu hegen ſcheint.

[2188.] November 11. Soret.

Soirée chez Goethe en très-petit comité, il est encore très-souffrant d'une longue indisposition qu'il a eu; ses pieds sont enveloppés de la couverture de laine qu'il avait lors de la fameuse campagne Champenoise et qui l'accompagne encore partout; à propos de cette couverture il nous raconte un tour joué par lui en 1806 à un

Chapelain de régiment durant l'occupation de Jena, par les Français; le curé avait exigé pour sa part des requisitions de belles tentures pour orner son autel; on lui en avait remis une du plus brillant cramoisi, mais elle n'était point encore assez bonne à son gré; il s'en plaignit à Goethe qui lui dit: remettez-moi cette étoffe, je chercherai à vous procurer quelque chose de mieux. Cependant, poursuit-il, on donnait une pièce nouvelle et la pièce de drap cramoisi à parer les acteurs; on s'en sert encore dans une tragédie de Raupach qui a peut-être puisé l'idée de nouvelles compositions ténébreuses aux reflets sanglans des habits de ses personnages. Quant à mon curé, poursuit Goethe, je n'obtins point d'autre étoffe pour son usage; il fut obligé de se tirer d'affaire comme il put.

[2189.] November 15. Eckermann.

Gegen Abend ſendete Goethe mir eine Einladung, ihn zu beſuchen; *W. v.* Humboldt ſei am Hofe, und ich würde ihm daher um ſo willkommener ſein. Ich fand ihn noch wie vor einigen Tagen in ſeinem Lehnſtuhl ſitzend; er reichte mir freundlich die Hand, indem er mit himmliſcher Sanftmut einige Worte ſprach. Ein großer Ofenſchirm ſtand ihm zur Seite und gab ihm zugleich Schatten vor den Lichtern, die weiterhin auf dem Tiſche ſtanden. Auch der Herr Kanzler trat herein und geſellte ſich zu uns. Wir ſetzten uns in Goethes Nähe und führten leichte Geſpräche, damit er ſich nur zuhörend verhalten könnte. Bald kam auch der Arzt, Hofrat Rehbein. Er fand Goethes Puls, wie er ſich ausdrückte, ganz munter und leichtfertig, worüber wir uns freuten und Goethe einige Scherze machte. Wenn nur der Schmerz von der Seite des Herzens weg wäre! klagte er dann. Rehbein ſchlug vor, ihm ein Pflaſter dahin zu legen; wir ſprachen über die guten Wirkungen eines ſolchen Mittels, und Goethe ließ ſich dazu geneigt finden. Rehbein brachte das Geſpräch auf Marienbad, wodurch bei Goethe angenehme Erinnerungen erweckt zu werden ſchienen. Man machte Pläne, nächſten Sommer wieder hinzugehen und bemerkte, daß auch der Großherzog nicht fehlen würde, durch welche Ausſichten Goethe in die heiterſte Stimmung verſetzt wurde. Auch ſprach man über Ma-

dame Szymanowska und gedachte der Tage, wo ſie hier war und die Männer ſich um ihre Gunſt bewarben.

Als Rehbein gegangen war, las der Kanzler die Indiſchen Gedichte. Goethe ſprach derweilen mit mir über ſeine Elegie von Marienbad.

Um 8 Uhr ging der Kanzler; ich wollte auch gehen, Goethe bat mich aber, noch ein wenig zu bleiben. Ich ſetzte mich wieder. Das Geſpräch kam auf das Theater, und daß morgen der Wallenſtein würde gegeben werden. Dies gab Gelegenheit, über Schiller zu reden.

Es geht mir mit Schiller eigen, ſagte ich; einige Szenen ſeiner großen Theaterſtücke leſe ich mit wahrer Liebe und Bewunderung, dann aber komme ich auf Verſtöße gegen die Wahrheit der Natur, und ich kann nicht weiter. Selbſt mit dem Wallenſtein geht es mir nicht anders. Ich kann nicht umhin zu glauben, daß Schillers philoſophiſche Richtung ſeiner Poeſie geſchadet hat; denn durch ſie kam er dahin, die Idee höher zu halten als alle Natur, ja die Natur dadurch zu vernichten. Was er ſich denken konnte, mußte geſchehen, es mochte nun der Natur gemäß oder ihr zuwider ſein.

Es iſt betrübend, ſagte Goethe, wenn man ſieht, wie ein ſo außerordentlich begabter Menſch ſich mit philoſophiſchen Denkweiſen herumquälte, die ihm nichts helfen konnten. Humboldt hat mir Briefe mitgebracht, die Schiller in der unſeligen Zeit jener Spekulationen an ihn geſchrieben. Man ſieht daraus, wie er ſich damals mit der Intention plagte, die ſentimentale Poeſie von der naiven ganz frei zu machen. Aber nun konnte er für jene Dichtart keinen Boden finden, und dies brachte ihn in unſägliche Verwirrung. Und als ob, fügte Goethe lächelnd hinzu, die ſentimentale Poeſie ohne einen naiven Grund, aus welchem ſie gleichſam hervorwächſt, nur irgend beſtehen könnte!

Es war nicht Schillers Sache, fuhr Goethe fort, mit einer gewiſſen Bewußtloſigkeit und gleichſam inſtinktmäßig zu verfahren, vielmehr mußte er über jedes, was er tat, reflektieren; woher es auch kam, daß er über ſeine poetiſchen Vorſätze nicht unterlaſſen konnte ſehr viel hin und her zu reden, ſo daß er alle ſeine ſpätern Stücke Szene für Szene mit mir durchgeſprochen hat.

Dagegen war es ganz gegen meine Natur, über das, was ich von poetiſchen Plänen vor hatte, mit irgend

jemand zu reden, ſelbſt nicht mit Schiller. Ich trug alles ſtill mit mir herum und niemand erfuhr in der Regel etwas, als bis es vollendet war. Als ich Schillern meinen Hermann und Dorothea* fertig vorlegte, war er verwundert, denn ich hatte ihm vorher mit keiner Silbe geſagt, daß ich dergleichen vor hatte. Aber ich bin neugierig, was Sie morgen zum Wallenſtein ſagen werden. Sie werden große Geſtalten ſehen, und das Stück wird auf Sie einen Eindruck machen, wie Sie es ſich wahrſcheinlich nicht vermuten.

[2190] November 15. Soret.

Goethe est toujours souffrant, S. A. R. m'a envoyé ce soir chez lui pour lui donner un moment de distraction par la vue de belles médailles russes en or. Il se plaint d'avoir la même douleur dans la région cordiale qui a précédé sa grande maladie: ce mal dit-il m'empêche de travailler avec suite, je ne puis pas même me permettre de lire long-tems et si je veux penser il faut que je le passe pour ainsi dire à la dérobée et par surprise dans de bons intervalles. Eckermann était avec lui.

[2191.] November 16. Eckermann.

Abends bei Goethe. Er ſaß noch in ſeinem Lehnſtuhl und ſchien ein wenig ſchwach. Seine erſte Frage war nach dem Wallenſtein. Ich gab ihm Rechenſchaft von dem Eindruck, den das Stück von der Bühne herunter auf mich gemacht; er hörte es mit ſichtbarer Freude. ~

Eingedenk ſeines Verſprechens, mir ſeine Elegie von Marienbad zu einer paſſenden Stunde abermals zu zeigen, ſtand Goethe auf, ſtellte ein Licht auf ſeinen Schreibtiſch und gab mir das Gedicht. Ich war glücklich, es abermals vor Augen zu haben. Goethe ſetzte ſich wieder in Ruhe und überließ mich einer ungeſtörten Betrachtung.

Nachdem ich eine Weile geleſen, wollte ich ihm etwas darüber ſagen; es kam mir aber vor als ob er ſchlief. Ich benutzte daher den günſtigen Augenblick und las es aber- und abermals und hatte dabei einen ſeltenen Genuß. Die jugendlichſte Glut der Liebe, gemildert durch die ſittliche Höhe des Geiſtes, das erſchien mir im all-

* Irrig: das geſchah mit der Natürlichen Tochter.

gemeinen als des Gedichts durchgreifender Charakter. Übrigens kam es mir vor, als ſeien die ausgeſprochenen Gefühle ſtärker, als wir ſie in andern Gedichten Goethes anzutreffen gewohnt ſind, und ich ſchloß daraus auf einen Einfluß von Byron, welches Goethe auch nicht ablehnte.

Sie ſehen das Produkt eines höchſt leidenſchaftlichen Zuſtandes, fügte er hinzu; als ich darin befangen war, hätte ich ihn um alles in der Welt nicht entbehren mögen, und jetzt möchte ich um keinen Preis wieder hineingeraten.

Ich ſchrieb das Gedicht, unmittelbar als ich von Marienbad abreiſte und ich mich noch im vollen friſchen Gefühle des Erlebten befand. Morgens acht Uhr auf der erſten Station ſchrieb ich die erſte Strophe, und ſo dichtete ich im Wagen fort und ſchrieb von Station zu Station das im Gedächtnis Gefaßte nieder, ſo daß es abends fertig auf dem Papiere ſtand. Es haf daher eine gewiſſe Unmittelbarkeit und iſt wie aus einem Guſſe, welches dem Ganzen zugute kommen mag.

Zugleich, ſagte ich, hat es in ſeiner ganzen Art viel Eigentümliches, ſo daß es an keins Ihrer andern Gedichte erinnert.

Das mag daher kommen, ſagte Goethe: ich ſetzte auf die Gegenwart, ſo wie man eine bedeutende Summe auf eine Karte ſetzt, und ſuchte ſie ohne Übertreibung ſo hoch zu ſteigern als möglich.

Dieſe Äußerung erſchien mir ſehr wichtig, indem ſie Goethes Verfahren ans Licht ſetzt und uns ſeine allgemein bewunderte Mannigfaltigkeit erklärlich macht.

Es war indes gegen neun Uhr geworden; Goethe bat mich, ſeinen Bedienten Stadelmann zu rufen, welches ich tat.

Er ließ ſich darauf von dieſem das verordnete Pflaſter auf die Bruſt zur Seite des Herzens legen. Ich ſtellte mich derweil ans Fenſter. Hinter meinem Rücken hörte ich nun, wie er gegen Stadelmann klagte, daß ſein Übel ſich gar nicht beſſern wolle, und daß es einen bleibenden Charakter annehme. Als die Operation vorbei war, ſetzte ich mich noch ein wenig zu ihm. Er klagte nun auch gegen mich, daß er ſeit einigen Nächten gar nicht geſchlafen habe, und daß auch zum Eſſen gar keine Neigung vorhanden. Der Winter geht nun ſo hin, ſagte er, ich kann nichts tun, ich kann nichts zuſammenbringen, der

Geiſt hat gar keine Kraft. Ich ſuchte ihn zu beruhigen, indem ich ihn bat, nur nicht ſo viel an ſeine Arbeiten zu denken, und daß ja dieſer Zuſtand hoffentlich bald vorübergehen werde. Ach, ſagte er darauf, ungeduldig bin ich auch nicht, ich habe ſchon zu viel ſolcher Zuſtände durchlebt und habe ſchon gelernt zu leiden und zu dulden. Er ſaß in einem Schlafrock von weißem Flanell, über ſeine Knie und Füße eine wollene Decke gelegt und gewickelt. Ich werde gar nicht zu Bett gehen, ſagte er, ich werde ſo auf meinem Stuhl die Nacht ſitzen bleiben, denn zum rechten Schlaf komme ich doch nicht.

Es war indes Zeit geworden, er reichte mir ſeine liebe Hand und ich ging.

[2192.] November 17. F. v. Müller.

Von 7—10 Uhr bei Goethe, meiſt mit Ottilie, die aufs reinſte von Wemyß ſprach. Erſter Brief der Szymanowska an ſie von Berlin. Als Ottilie weg war, ließ Goethe ſeinen Unmut und Verdruß über die Geſchichte mit dieſem Engländer aus. Das Treiben Ottiliens ſei hohl, leer, es ſei weder Leidenſchaft, Neigung noch wahres Intereſſe, es ſei nur eine Wut, aufgeregt zu ſein, ein abenteuerliches Treiben. Seine entſetzliche Ungeduld und Weichlichkeit beim Huſtenanfall. Lebhafter Ausfall gegen unlogiſche Troſtſprüche.

[2193.] November 19. Eckermann.

Geſtern ging ich in Sorgen umher. Es ward außer ſeiner Familie niemand zu ihm gelaſſen.

Heute gegen Abend ging ich hin und wurde auch angenommen. Ich fand ihn noch in ſeinem Lehnſtuhl ſitzen, er ſchien dem Äußern nach noch ganz wie ich ihn am Sonntag verlaſſen, doch war er heitern Geiſtes.

Wir ſprachen beſonders über Zauper und die ſehr ungleichen Wirkungen, die aus dem Studium der Literatur der Alten hervorgehen.

[2194.] November 21. Eckermann.

Goethe ließ mich rufen. Ich fand ihn zu meiner großen Freude wieder auf und im Zimmer umhergehen. Er gab mir ein kleines Buch: Ghaſelen des Grafen Platen. Ich hatte mir vorgenommen, ſagte er, in Kunſt und Alter-

tum etwas darüber zu ſagen, denn die Gedichte verdienen es. Mein Zuſtand läßt mich aber zu nichts kommen. Sehen Sie doch zu, ob es Ihnen gelingen will, einzudringen und den Gedichten etwas abzugewinnen.

Ich verſprach, mich daran zu verſuchen.

Es iſt bei den Ghaſelen das Eigentümliche, fuhr Goethe fort, daß ſie eine große Fülle von Gehalt verlangen, der ſtets wiederkehrende gleiche Reim will immer einen Vorrat ähnlicher Gedanken bereit finden. Deshalb gelingen ſie nicht jedem; dieſe aber werden Ihnen gefallen. Der Arzt trat herein und ich ging.

[2195.] November 21. Soret.

Goethe est très-fâché contre les médecins qui n'ont pas permis à ses amis d'entrer dans sa chambre pendant un ou deux jours. Une telle précaution, dit-il, est tout-à-fait superflue et vous me privez de la jouissance de voir mes amis peut-être pour la dernière fois: il est cependant un peu mieux et a pu reprendre une partie de ses occupations.

[2196.] November 22. Soret.

L'ouvrage de Mr. Meyer dont la première partie vient de paraître, occupe agréablement Goethe qui se porte maintenant assez bien pour pouvoir reprendre le cours de ses occupations: il m'en a fait un grand éloge; quelques jours plus tard la douleur de côté a pris de nouvelles forces mais a cédé à l'application de sangsues.

[2197.] November 23. F. v. Müller.

Gegen eins bei Goethe reſp. mit Coudray. Als ich ihm von der Würzburger gehäſſigem Benehmen gegen Heine und deſſen orthopädiſche Anſtalt erzählte:

Das iſt die alte Erfahrung; ſobald ſich etwas Bedeutendes hervortut, alſobald erſcheint als Gegenſatz die Gemeinheit, die Oppoſition. Laſſen wir ſie gewähren, ſie werden das Gute doch nicht unterdrücken. — Es iſt an keine Beſſerung zu denken, ſo lange ich, wie ſchon ſeit vielen Tagen nicht im Bette ſchlafen kann. Die Krankheit iſt eben auch ein abſolutes Übel. Welch ein Zuſtand! welch eine Qual, ohne Morgen und Abend, ohne Tätigkeit, ohne klare Ideen! Beſucht mich nur immer mittags ein wenig, damit man doch noch denken möge, zuſammen zu gehören.

[2198.] November 24. Eckermann.

Sonnabend und Sonntag ſtudierte ich die Gedichte *von Graf Platen*. Dieſen Morgen ſchrieb ich meine Anſicht darüber und ſchickte ſie Goethen zu; denn ich hatte erfahren, daß er ſeit einigen Tagen niemanden vor ſich laſſe, indem der Arzt ihm alles Reden verboten.

Heute gegen Abend ließ er mich dennoch rufen. Als ich zu ihm hineintrat, fand ich einen Stuhl bereits in ſeine Nähe geſetzt; er reichte mir ſeine Hand entgegen und war äußerſt liebevoll und gut. Er fing ſogleich an über meine kleine Rezenſion zu reden. Ich habe mich ſehr darüber gefreut, ſagte er; Sie haben eine ſchöne Gabe. Ich will Ihnen etwas ſagen, fuhr er dann fort, wenn Ihnen vielleicht von andern Orten her literariſche Anträge gemacht werden ſollten, ſo lehnen Sie ſolche ab oder ſagen es mir wenigſtens zuvor; denn da Sie einmal mit mir verbunden ſind, ſo möchte ich nicht gern, daß Sie auch zu andern ein Verhältnis hätten.

Ich antwortete, daß ich mich bloß zu ihm halten wolle, und daß es mir auch vorderhand um anderweitige Verbindungen durchaus nicht zu tun ſei.

Das war ihm lieb, und er ſagte darauf, daß wir dieſen Winter noch manche hübſche Arbeit miteinander machen wollten.

Wir kamen dann auf die Ghaſelen ſelbſt zu ſprechen, und Goethe freute ſich über die Vollendung dieſer Gedichte, und daß unſere neueſte Literatur doch manches Tüchtige hervorbringe.

Ihnen, fuhr er dann fort, möchte ich unſere neueſten Talente zu einem beſonderen Studium und Augenmerk empfehlen. Ich möchte, daß Sie ſich von allem, was in unſerer Literatur Bedeutendes hervortritt, in Kenntnis ſetzten und mir das Verdienſtliche vor Augen brächten, damit wir in den Heften von Kunſt und Altertum darüber reden und das Gute, Edle und Tüchtige mit Anerkennung erwähnen könnten. Denn mit dem beſten Willen komme ich bei meinem hohen Alter und bei meinen tauſendfachen Obliegenheiten ohne anderweitige Hilfe nicht dazu.

Ich verſprach dieſes zu tun, indem ich mich zugleich freute zu ſehen, daß unſere neueſten Schriftſteller und Dichter Goethen mehr am Herzen liegen, als ich mir gedacht hatte.

[2199.] (November.) K. F. Zelter.

Einſt befragt, warum ſeine Meſſen ſo fröhlich und faſt luſtig? antwortete Haydn: Weil, wenn ich an den lieben Gott denke, ich ſo unbeſchreiblich froh werde. Als ich dies Goethen erzählte, liefen ihm die hellen Tränen die Wange hinab.

[2200.] Dezember 1. Eckermann.

Heute ward ich bei Goethe zu Tiſche geladen. Ich fand Zelter bei ihm ſitzen, als ich hereintrat. Sie kamen mir einige Schritte entgegen und gaben mir die Hände. Hier, ſagte Goethe, haben wir meinen Freund Zelter. Sie machen an ihm eine gute Bekanntſchaft; ich werde Sie bald einmal nach Berlin ſchicken, da ſollen Sie denn von ihm auf das beſte gepflegt werden. — In Berlin mag es gut ſein, ſagte ich. Ja, ſagte Zelter lachend, es läßt ſich darin viel lernen und verlernen. ~

Zelter fragte mich darauf, ob ich Immermann kenne. Seinen Namen, ſagte ich, habe ich bereits ſehr oft nennen hören, doch von ſeinen Schriften kenne ich bis jetzt nichts. Ich habe ſeine Bekanntſchaft zu Münſter gemacht, ſagte Zelter; es iſt ein ſehr hoffnungsvoller junger Mann, und es wäre ihm zu wünſchen, daß ſeine Anſtellung ihm für ſeine Kunſt mehr Zeit ließe. Goethe lobte gleichfalls ſein Talent. Wir wollen ſehen, ſagte er, wie er ſich entwickelt; ob er ſich bequemen mag, ſeinen Geſchmack zu reinigen und hinſichtlich der Form die anerkannt beſten Muſter zur Richtſchnur zu nehmen. Sein originelles Streben hat zwar ſein Gutes, allein es führt gar zu leicht in die Irre.

Der kleine Walter kam geſprungen und machte ſich an Zelter und ſeinen Großpapa mit vielen Fragen. Wenn du kommſt, unruhiger Geiſt, ſagte Goethe, ſo verdirbſt du gleich jedes Geſpräch. Übrigens liebte er den Knaben und war unermüdet, ihm alles zu Willen zu tun.

[2201.] Dezember 4. Eckermann.

Dieſen Morgen brachte mir Sekretär Kräuter eine Einladung bei Goethe zu Tiſche. Dabei gab er mir von Goethe den Wink, Zeltern doch ein Exemplar meiner Beiträge zur Poeſie zu verehren. Ich tat ſo und brachte es ihm ins Wirtshaus. ~

Darauf um 2 Uhr kam ich zu Tiſche. Ich fand Zelter bereits bei Goethe ſitzen und Kupferſtiche italieniſcher Gegenden betrachten. Frau von Goethe trat herein, und wir gingen zu Tiſche. Fräulein Ulrike war heute abweſend, desgleichen der junge Goethe, welcher bloß hereinkam, um guten Tag zu ſagen, und dann wieder an Hof ging.

Die Tiſchgeſpräche waren heute beſonders mannigfaltig. Sehr viel originelle Anekdoten wurden erzählt, ſowohl von Zelter als Goethe, welche alle dahin gingen, die Eigenſchaften ihres gemeinſchaftlichen Freundes Friedrich Auguſt Wolf zu Berlin ins Licht zu ſetzen. Dann ward über die Nibelungen viel geſprochen, dann über Lord Byron und ſeinen zu hoffenden Beſuch in Weimar, woran Frau von Goethe beſonders teilnahm. Das Rochusfeſt zu Bingen war ferner ein ſehr heiterer Gegenſtand, wobei Zelter ſich beſonders zweier ſchöner Mädchen erinnerte, deren Liebenswürdigkeit ſich ihm tief eingeprägt hatte und deren Andenken ihn noch heute zu beglücken ſchien. Das geſellige Lied Kriegsglück von Goethe ward darauf ſehr heiter beſprochen. Zelter war unerſchöpflich in Anekdoten von bleſſierten Soldaten und ſchönen Frauen, welche alle dahin gingen, um die Wahrheit des Gedichts zu beweiſen. Goethe ſelber ſagte, er habe nach ſolchen Realitäten nicht weit zu gehen brauchen, er habe alles in Weimar perſönlich erlebt. Frau von Goethe aber hielt immerwährend ein heiteres Widerſpiel, indem ſie nicht zugeben wollte, daß die Frauen ſo wären als das garſtige Gedicht ſie ſchildere.

Und ſo vergingen denn auch heute die Stunden bei Tiſch ſehr angenehm.

Als ich darauf ſpäter mit Goethe allein war, fragte er mich über Zelter. Nun, ſagte er, wie gefällt er Ihnen? Ich ſprach über das durchaus Wohltätige ſeiner Perſönlichkeit. Er kann, fügte Goethe hinzu, bei der erſten Bekanntſchaft etwas ſehr derb, ja mitunter ſogar etwas roh erſcheinen. Allein das iſt nur äußerlich. Ich kenne kaum jemand, der zugleich ſo zart wäre wie Zelter. Und dabei muß man nicht vergeſſen, daß er über ein halbes Jahrhundert in Berlin zugebracht hat. Es lebt aber, wie ich an allem merke, dort ein ſo verwegener Menſchenſchlag beiſammen, daß man mit der Delikateſſe nicht weit reicht, ſondern daß man Haare auf den Zähnen haben und mitunter etwas grob ſein muß, um ſich über Waſſer zu halten.

[2202.] Dezember 5. Soret.

J'ai donné quelques minéraux à Goethe et en particulier un ochre argilleux trouvé à Cormayan par Deschamps et dont Mr. Massat fait le plus grand cas; quelle n'a pas été la surprise de Goethe lorsqu'il a reconnu dans cette couleur celle qu'Angelika Kauffmann employait pour peindre les chairs; elle estimait au poids de l'or le peu qu'elle possédait et dont l'origine lui était inconnue. Goethe a dit à sa belle fille que je le traitais comme un Sultan qui recevait tous les jours de nouvelles offrandes. Il vous traite comme un enfant a-t-elle répondu; et il s'est mis à rire.

[2203.] Dezember 7. Soret.

J'ai demandé à Goethe comment il se portait: pas tout à fait aussi mal que Bonaparte dans son île, a-t-il répondu. Son état prolongé de malaise lui donne beaucoup de mauvaise humeur.

[2204.] Dezember 15. F. v. Müller.

Eine Stunde bei Goethe, der ziemlich munter. Ärger über die Renzenſion des Konzerts der Mad. Szymanowska im Berliner Blatt. Prachtwerk über den Krönungszug Georg IV. Die Geſchwiſter entwarf Goethe auf einer kleinen Reiſe nach Thalbürgel zum Großherzog. In wenig Tagen waren ſie fertig; es reut ihn, daß er nicht damals ein Dutzend ähnlicher Stücke hinwarf, aber er geriet bald auf die Iphigenie und ward viel ernſter. Die Geſchwiſter führte er dann auf einem kleinen Privattheater mit Dem. Kotzebue (Madame Gildemeiſter) ſelbſt auf, nicht ohne wechſelſeitige Neigung. Sie ſei anmutig, naiv geweſen, weit mehr als ihre jetzige Tochter, die etwas kurz Angebundenes habe. Der nachmalige Staatsrat Kotzebue machte *in Stella* den Poſtillon. Goethe bat mich mit ſeinen nahen Freunden zu verabreden, daß ihn jeder von uns mit den Abenden abwechſelnd immer allein beſuche, weil das Hin- und Herreden mehrerer ihn betäube oder zu ſehr aufrege.

[2205.] Dezember 15. Soret.

Longue visite pendant laquelle j'ai mis en ordre les cristaux de pyroxene qu'il a rapportés d'Auvergne. Il m'a dit qu'il recevait de nouveau très volontiers les visites

de ses amis dans la soirée mais que nous devions nous arranger pour qu'il n'en vint jamais plus d'un à la fois.

[2206.] Dezember 16. Soret.

Mon catalogue de cristaux sera rédigé dans le même genre que celui des diamans du Grand Duc et paraîtra dans l'un des prochains numéros de la morphologie.

[2207.] Dezember 18. F. v. Müller.

Donnerstag von $6^1/_2$—$8^1/_2$ Uhr abends bei Goethe allein. Appianiſche Schlachtengemälde Napoleons in einer Sammlung ſchöner Kupferſtiche. Über Hamann und ſeine Briefe an Jacobi. Hamann ſei zu ſeiner Zeit der hellſte Kopf geweſen und habe wohl gewußt, was er wolle. Aber er habe immer bibliſche Sprüche und Stellen aus den Alten wie Masken vorgehalten, er ſei dadurch vielen dunkel und myſtiſch erſchienen. Goethen ſei die populäre Philoſophie ſtets widerlich geweſen, daher habe er ſich leichter zur Kantiſchen hingeneigt, die jene vernichtet habe. Doch mit der Kritik der Vernunft habe er ſich nie tief eingelaſſen. Ich gab ihm ein Gedicht auf Knebel, was er lobte, und erzählte dann von Gagern.

[2208.] Dezember 21. Soret.

L'humeur de Goethe est redevenue brillante; nous avons atteint le jour le plus court de l'année, maintenant l'espérance de les voir bientôt recroître semble lui donner un gage de santé et il m'a salué joyeusement ce matin en me disant: Voici la renaissance du soleil. Cette influence des jours courts agit fortement sur son imagination et ramène chaque année à la même époque quelques appréhensions dans son esprit.

[2209.] Dezember 22. Soret.

Continué le travail des pyroxenes avec des alternatives de causeries. À propos de la Bohème Goethe m'a dit qu'on y avait fait des progrès inouis pour la calligraphie et qu'il l'attribuait aux nombreux essais qu'on y avait fait pour émettre de faux billets de langue: c'est en voulant atteindre l'impossible a-t-il ajouté; que tout le possible se fait.

Madame de Goethe est entrée pour prévenir son beau-père qu'elle allait partir pour Berlin où elle désirait aller rejoindre sa mère tout en regrettant bien fort de manquer les fêtes de Noël: Goethe plaisante au reste avec moi sur cette activité d'imagination qui caractérise la jeunesse; je suis trop vieux, dit-il, pour pouvoir la contredire et lui faire comprendre que le plaisir de revoir sa mère ici ou là est toujours la même chose; ce n'est pas Berlin qui peut embellir une telle rencontre c'est l'attachement réciproque qu'on se porte; voilà un grand bouleversement pour rien, mais de pareils riens sont beaucoup à certain âge et cela ne tire pas à conséquence. Il suffit quelquefois qu'on fasse une extravagance pour que la chose réussisse; le raisonnement trouble tout. Dans ma jeunesse bien souvent j'agissais de même et cependant me voilà sain et sauf.

[2210.] Dezember 30. Soret.

Le matin occupé seul à classer les pyroxènes. Le soir en tête-à-tête avec Goethe pendant trois heures consécutives; la conversation a été des plus vives et des plus intéressantes. Il m'a d'abord demandé quelques renseignemens sur les derniers troubles religieux de Genève, sur les intrigues du curé Vuarin; sur les constitutions des Cantons de Genève, Vaud et Valais, sur les Jésuites de Fribourg, sur les rapports actuels entre Vaud et Berne et enfin m'a parlé du projet qu'il avait de publier dans ses œuvres le voyage de Suisse en 1797. — Pour la première fois, si je ne me trompe, il a été question de Werther, qu'il n'a relu, dit il, qu'une dizaine d'années après son impression; il en fait autant de ses autres ouvrages. À propos de traduction il me dit avoir une peine extrême à rendre en allemand les poésies anglaises; parce que les mots de cette dernière langue sont plus monosyllabiques et que les effets de force sont perdus en les rendant par des mots composés. Nous en sommes venus à parler science et en particulier de la petitesse avec laquelle quelques savans élèvent entre eux des querelles de priorité.

Goethe. J'ai plus appris à connaître les hommes en m'occupant de science que tout le reste de ma vie, et bien que ce soit à mes dépens je me félicite de l'expérience.

Moi. Il parait que le sujet des discussions se rapportant à des questions de fait touche de plus près l'amour propre et celui-ci mis une fois en jeu dévoile bien vite les côtés faibles du caractère.

Goethe. Dans le domaine de l'esthétique le beau a de certaines formes un peu vagues; l'idée fondamentale est pour ainsi dire la propriété de tout le monde ou de personne; ensorte que la manière seule de présenter ce fonds de propriété commune devient la propriété de chaque faiseur en particulier et ne saurait être un objet de jalousie. La même idée fondamentale peut fournir à cent poètes le sujet de cent épigrammes, ils ne se disputeront pas l'invention parcequ'elle est à tous et ils laisseront aux lecteurs le soin de juger l'exécution.

Mais pour les savans c'est autre chose; voilà du positif; chaque fait nouveau est une découverte, chaque découverte est une propriété. Attentez à la propriété aussitôt l'homme se montre. Il y a une autre sorte de propriété pour le savant ou le dogmatiseur, c'est l'habitude d'admettre comme établies les notions qu'il a déjà acquises, les loix qu'il a trouvées. On attente à ses droits ou à sa propriété si l'on avance comme vraies des loix ou des opinions opposées aux siennes; il s'irite en raison du danger que court son sistème. Ou il ne vous croit pas, ou bien il ne vous accorde aucune attention, ou bien il ne vous comprend pas et il se passe bien du tems avant qu'on puisse parvenir à le faire changer d'avis. Un Français disait à l'un de mes amis à propos de mes recherches sur la lumière; nous avons travaillé 50 ans pour établir le règne de Newton, il vous en faudra bien tout autant pour le renverser.

Enfin voici un fait assez curieux; je lis une brochure nouvelle sur les loix de l'optique, elle est écrite par un jeune homme rempli de la but, cette brochure me plait, sans doute parce qu'elle abonde absolument dans le sens de mes propres observations et qu'elle est en grande partie un extrait de mes ouvrages; cependant je ne suis cité nulle part et m'en étonne à juste titre. Quelque tems après un ami commun m'a donné la clef de ce silence; le jeune homme fondait sa réputation sur ce livre et aurait craint de la compromettre dans le monde savant s'il avait osé, appuyer les principes qu'il avançait par l'autorité de mon nom. Le livre a eu quelque succès et

plus tard l'auteur est venu me faire ses excuses. Tels sont les hommes.

Moi. Ce fait est d'autant plus curieux qu'en tant autre point on s'estimerait trop heureux de pouvoir proclamer tout haut un patron tel que vous, mais il s'explique car il ne s'agit pas seulement ici de combattre la théorie d'un grand maître, l'ouvrage d'un Newton, il faut abattre du même coup tous les écrits des physiciens, il faut produire une révolution universelle dans des idées universellement admises et eussiez vous mille fois raison il faut que vous commenciez par avoir tort longtems.

Goethe. Et cela m'arrivera d'autant plus que fier de ma découverte, je me disais avec orgueil, ce Newton que tout le monde admire, ces mathématiciens si rigoureux, ces calculateurs sublimes, ces observateurs si judicieux, ils se trompent tous, moi seul ai raison contre eux, moi seul je possède le mistère que pourtant il leur serait si facile de découvrir, qui leur paraitrait l'évidence elle-même si leurs yeux voulaient s'ouvrir et bien voir. Avec une pareille conviction j'ai heurté de front et courageusement toutes les opinions reçues; ou m'a combattu ou plutôt on a tourné mes idées en ridicule, mais je n'en suis pas moins satisfait de mon travail, ne fut ce que pour avoir eu le plaisir d'apprendre à mieux connaître les faiblesses du genre humain.

Tandis qu'il parlait avec une richesse d'expressions et une force de style qu'il ne m'est pas donné de rendre, ses yeux brillaient d'un feu extraordinaire, on y voyait l'expression du triomphe tandis qu'un sourire d'ironie parraissait errer sur ses lèvres: sa belle physionomie était plus imposante que jamais.

Le reste de la conversation sur ce sujet a été une discussion de principes qui ne saurait trouver sa place ici; nous avons passé à d'autres sujets. En parlant du Neveu de Rameau Goethe m'a dit en avoir achevé la traduction en quatre semaines il a toujours dicté; il tenait le manuscript original de Schiller; c'est en 1805 peu avant la mort de son ami qu'il a entrepris cet ouvrage. À propos de personnes qui peuvent être considérées comme juges compétens en matière de science, j'observe qu'elles se réduisent à un très-petit nombre d'individus. Le monde se divise en deux parts, les ignorans et les savans. Les premiers se récusent, les der-

niers sont en partie récusables, savoir tous ceux qui font de la science en litige l'objet de leurs propres travaux et quant aux autres qui seraient désintéressés ils sont loin de former une majorité suffisante, ajoutez, dit Goethe, que les désintéressés ne s'interessent pas.

Il me serait difficile de consigner là tout ce que j'ai entendu de spirituel et de nouveau dans le cours de cette soirée où j'ai observé avec un plaisir infini l'absence totale des répétitions, des idées fixes, de la longueur, qui m'avaient si péniblement frappé avant et après les deux dernières maladies de Goethe: il paraitrait que son génie a été retrempé par elles et qu'on peut encore beaucoup espérer de l'avenir.

[2211.] Ende d. J. E. Genaſt.

So waren denn faſt alle dramatiſchen Werke Schillers auf der Leipziger Bühne gegeben worden bis auf die Trilogie Wallenſtein, aber auch dieſe war in Ausſicht geſtellt, die Titelrolle bereits nach der Weimariſchen Einrichtung ausgeſchrieben und mir übertragen worden. Ich fuhr nach Weimar, um Goethe zu bitten, ſich meiner bei dieſer großen Aufgabe freundlich anzunehmen. Ich will dir gern in dieſem Vorhaben behilflich ſein, ſagte Goethe, und dir im allgemeinen meine Anſichten über den Charakter mitteilen, um dir aber wahrhaft förderlich bei deinem Studium dieſer ſchwierigen Rolle zu ſein, werde ich dir einen Brief an Tieck mitgeben und ihn erſuchen, daß er die Rolle mit dir durchgehe. Er hat Fleck in dieſer Rolle geſehen, den beſten Wallenſtein, wie er mir ſelbſt ſagt, den je die deutſche Bühne beſeſſen.

[2212.] Dezember 31. Eckermann.

Bei Goethe zu Tiſch, in mancherlei Geſprächen. Er zeigte mir ein Portefeuille mit Handzeichnungen, unter denen beſonders die Anfänge von Heinrich Füeßli merkwürdig.

Wir ſprachen ſodann über religiöſe Dinge und den Mißbrauch des göttlichen Namens.

Die Leute traktieren ihn, ſagte Goethe, als wäre das unbegreifliche, gar nicht auszudenkende höchſte Weſen nicht viel mehr als ihresgleichen. Sie würden ſonſt nicht ſagen: der Herr Gott, der liebe Gott, der gute Gott.

Er wird ihnen, beſonders den Geiſtlichen, die ihn täglich im Munde führen, zu einer Phraſe, zu einem bloßen Namen, wobei ſie ſich auch gar nichts denken. Wären ſie aber durchdrungen von ſeiner Größe, ſie würden verſtummen und ihn vor Verehrung nicht nennen mögen.

1824.

[2213.] Januar 2. Eckermann.

Bei Goethe zu Tiſch, in heiteren Geſprächen. Eine junge Schönheit der weimariſchen Geſellſchaft kam zur Erwähnung, wobei einer der Anweſenden bemerkte, daß er faſt auf dem Punkte ſtehe, ſie zu lieben, obgleich ihr Verſtand nicht eben glänzend zu nennen.

Pah! ſagte Goethe lachend, als ob die Liebe etwas mit dem Verſtande zu tun hätte! Wir lieben an einem jungen Frauenzimmer ganz andere Dinge als den Verſtand. Wir lieben an ihr das Schöne, das Jugendliche, das Neckiſche, das Zutrauliche, den Charakter, ihre Fehler, ihre Kapricen, und Gott weiß, was alles Unausſprechliche ſonſt; aber wir lieben nicht ihren Verſtand. Ihren Verſtand achten wir, wenn er glänzend iſt, und ein Mädchen kann dadurch in unſern Augen unendlich an Wert gewinnen. Auch mag der Verſtand gut ſein, uns zu feſſeln, wenn wir bereits lieben; allein der Verſtand iſt nicht dasjenige, was fähig wäre uns zu entzünden und eine Leidenſchaft zu erwecken.

Man fand an Goethes Worten viel Wahres und Überzeugendes und war ſehr bereit, den Gegenſtand ebenfalls von dieſer Seite zu betrachten.

Nach Tiſch und als die übrigen gegangen waren, blieb ich bei Goethe ſitzen und verhandelte mit ihm noch mancherlei Gutes.

Wir ſprachen über die engliſche Literatur, über die Größe Shakeſpeares, und welch einen ungünſtigen Stand alle engliſchen dramatiſchen Schriftſteller gehabt, die nach jenem poetiſchen Rieſen gekommen.

Ein dramatiſches Talent, fuhr Goethe fort, wenn es bedeutend war, konnte nicht umhin von Shakeſpeare Notiz zu nehmen, ja es konnte nicht umhin ihn zu ſtudieren. Studierte es ihn aber, ſo mußte ihm bewußt werden, daß Shakeſpeare die ganze Menſchennatur nach

allen Richtungen hin und in allen Tiefen und Höhen bereits erſchöpft habe, und daß im Grunde für ihn, den Nachkömmling, nichts mehr zu tun übrig bleibe. Und woher hätte einer den Mut nehmen ſollen, nur die Feder anzuſetzen, wenn er ſich ſolcher bereits vorhandener unergründlicher und unerreichbarer Vortrefflichkeiten in ernſter anerkennender Seele bewußt war!

Da hatte ich es freilich vor funfzig Jahren in meinem lieben Deutſchland beſſer. Ich konnte mich ſehr bald mit dem Vorhandenen abfinden, es konnte mir nicht lange imponieren und mich nicht ſehr aufhalten. Ich ließ die deutſche Literatur und das Studium derſelben ſehr bald hinter mir und wendete mich zum Leben und zur Produktion. So nach und nach vorſchreitend, ging ich in meiner natürlichen Entwickelung fort und bildete mich nach und nach zu den Produktionen heran, die mir von Epoche zu Epoche gelangen. Und meine Idee vom Vortrefflichen war auf jeder meiner Lebens- und Entwickelungsſtufen nie viel größer, als was ich auch auf jeder Stufe zu machen imſtande war. Wäre ich aber als Engländer geboren, und wären alle jene vielfältigen Meiſterwerke bei meinem erſten jugendlichen Erwachen mit all ihrer Gewalt auf mich eingedrungen: es hätte mich überwältigt und ich hätte nicht gewußt, was ich hätte tun wollen. Ich hätte nicht ſo leichten friſchen Mutes vorſchreiten können, ſondern mich ſicher erſt lange beſinnen und umſehen müſſen, um irgendwo einen neuen Ausweg zu finden.

Ich lenkte das Geſpräch auf Shakeſpeare zurück. Wenn man ihn, ſagte ich, aus der engliſchen Literatur gewiſſermaßen herausreißt und als einen einzelnen nach Deutſchland verſetzt und betrachtet, ſo kann man nicht umhin ſeine rieſenhafte Größe als ein Wunder anzuſtaunen. Sucht man ihn aber in ſeiner Heimat auf, verſetzt man ſich auf den Boden ſeines Landes und in die Atmoſphäre des Jahrhunderts, in dem er lebte, ſtudiert man ferner ſeine Mitlebenden ,und unmittelbaren Nachfolger, atmet man die Kraft, die uns aus Ben Jonſon, Maſſinger, Marlowe und Beaumont und Fletcher anweht, ſo bleibt zwar Shakeſpeare immer noch eine gewaltig hervorragende Größe, aber man kommt doch zu der Überzeugung, daß viele Wunder ſeines Geiſtes einigermaßen zugänglich werden, und daß vieles von ihm in der kräf-

tigen produktiven Luft ſeines Jahrhunderts und ſeiner Zeit lag.

Sie haben vollkommen recht, erwiderte Goethe. Es iſt mit Shakeſpeare wie mit den Gebirgen der Schweiz. Verpflanzen Sie den Montblanc unmittelbar in die große Ebene der Lüneburger Heide und Sie werden vor Erſtaunen über ſeine Größe keine Worte finden. Beſuchen Sie ihn aber in ſeiner rieſigen Heimat, kommen Sie zu ihm über ſeine großen Nachbarn: die Jungfrau, das Finſterarhorn, den Eiger, das Wetterhorn, den Gotthard und Monte Roſa, ſo wird zwar der Montblanc immer ein Rieſe bleiben, allein er wird uns nicht mehr in ein ſolches Erſtaunen ſetzen.

Wer übrigens nicht glauben will, fuhr Goethe fort, daß vieles von der Größe Shakeſpeares ſeiner großen kräftigen Zeit angehört, der ſtelle ſich nur die Frage, ob er denn eine ſolche ſtaunenerregende Erſcheinung in dem heutigen England von 1824, in dieſen ſchlechten Tagen kritiſierender und zerſplitternder Journale für möglich halte. Jenes ungeſtörte, unſchuldige, nachtwandleriſche Schaffen, wodurch allein etwas Großes gedeihen kann, iſt gar nicht mehr möglich. Unſere jetzigen Talente liegen alle auf dem Präſentierteller der Öffentlichkeit. Die täglich an fünfzig verſchiedenen Orten erſcheinenden kritiſchen Blätter und der dadurch im Publikum bewirkte Klatſch laſſen nichts Geſundes aufkommen. Wer ſich heutzutage nicht ganz davon zurückhält und ſich nicht mit Gewalt iſoliert, iſt verloren. Es kommt zwar durch das ſchlechte, größtenteils negative äſthetiſche und kritiſierende Zeitungsweſen eine Art Halbkultur in die Maſſen, allein dem hervorbringenden Talent iſt es ein böſer Nebel, ein fallendes Gift, das den Baum ſeiner Schöpfungskraft zerſtört vom grünen Schmuck der Blätter bis in das tiefſte Mark und die verborgenſte Faſer.

Und dann, wie zahm und ſchwach iſt ſeit den lumpigen paar hundert Jahren nicht das Leben ſelber geworden! Wo kommt uns noch eine originelle Natur unverhüllt entgegen! Und wo hat einer die Kraft, wahr zu ſein und ſich zu zeigen wie er iſt! Das wirkt aber zurück auf den Poeten, der alles in ſich ſelber finden ſoll, während von außen ihn alles im Stich läßt.

Das Geſpräch wendete ſich auf den Werther. Das iſt auch ſo ein Geſchöpf, ſagte Goethe, das ich gleich

dem Pelikan mit dem Blute meines eigenen Herzens gefüttert habe. Es ist darin so viel Innerliches aus meiner eigenen Brust, so viel von Empfindungen und Gedanken, um damit wohl einen Roman von zehn solcher Bändchen auszustatten. Übrigens habe ich das Buch, wie ich schon öfter gesagt, seit seinem Erscheinen nur ein einziges Mal wieder gelesen und mich gehütet, es abermals zu tun. Es sind lauter Brandraketen! Es wird mir unheimlich dabei und ich fürchte den pathologischen Zustand wieder durchzuempfinden, aus dem es hervorging.

Ich erinnerte an sein Gespräch mit Napoleon, das ich aus der Skizze kenne, die unter seinen ungedruckten Papieren vorhanden und die ich ihn wiederholt ersucht habe weiter auszuführen. Napoleon, sagte ich, bezeichnet gegen Sie im Werther eine Stelle, die ihm einer scharfen Prüfung gegenüber nicht Stich zu halten scheint, welches Sie ihm auch zugeben. Ich möchte sehr gern wissen, welche Stelle er gemeint hat. — Raten Sie! sagte Goethe mit einem geheimnisvollen Lächeln. — Nun, sagte ich, ich dächte fast, es wäre die, wo Lotte Werthern die Pistolen schickt, ohne gegen Albert ein Wort zu sagen und ohne ihm ihre Ahnungen und Befürchtungen mitzuteilen. Sie haben sich zwar alle Mühe gegeben, dieses Schweigen zu motivieren, allein es scheint doch alles gegen die dringende Notwendigkeit, wo es das Leben des Freundes galt, nicht Stich zu halten. — Ihre Bemerkung, erwiderte Goethe, ist freilich nicht schlecht. Ob aber Napoleon dieselbe Stelle gemeint hat oder eine andere, halte ich für gut nicht zu verraten. Aber wie gesagt, Ihre Beobachtung ist ebenso richtig wie die seinige.

Ich brachte zur Erwähnung, ob denn die große Wirkung, die der Werther bei seinem Erscheinen gemacht, wirklich in der Zeit gelegen. Ich kann mich, sagte ich, nicht zu dieser allgemein verbreiteten Ansicht bekennen. Der Werther hat Epoche gemacht, weil er erschien, nicht weil er in einer gewissen Zeit erschien. Es liegt in jeder Zeit so viel unausgesprochenes Leiden, so viel heimliche Unzufriedenheit und Lebensüberdruß, und in einzelnen Menschen so viele Mißverhältnisse zur Welt, so viele Konflikte ihrer Natur mit bürgerlichen Einrichtungen, daß der Werther Epoche machen würde und wenn er erst heute erschiene.

Sie haben wohl recht, erwiderte Goethe, weshalb denn auch das Buch auf ein gewisses Jünglingsalter noch

heute wirkt wie damals. Auch hätte ich kaum nötig gehabt, meinen eigenen jugendlichen Trübſinn aus allgemeinen Einflüſſen meiner Zeit und aus der Lektüre einzelner engliſcher Autoren herzuleiten. Es waren vielmehr individuelle, naheliegende Verhältniſſe, die mir auf die Nägel brannten und mir zu ſchaffen machten, und die mich in jenen Gemütszuſtand brachten, aus dem der Werther hervorging. Ich hatte gelebt, geliebt und ſehr viel gelitten! Das war es.

Die vielbeſprochene Wertherzeit gehört, wenn man es näher betrachtet, freilich nicht dem Gange der Weltkultur an, ſondern dem Lebensgange jedes einzelnen, der mit angeborenem freien Naturſinn ſich in die beſchränkenden Formen einer veralteten Welt finden und ſchicken lernen ſoll. Gehindertes Glück, gehemmte Tätigkeit, unbefriedigte Wünſche ſind nicht Gebrechen einer beſonderen Zeit, ſondern jedes einzelnen Menſchen, und es müßte ſchlimm ſein, wenn nicht jeder einmal in ſeinem Leben eine Epoche haben ſollte, wo ihm der Werther käme, als wäre er bloß für ihn geſchrieben.

[2214.] Januar 4. Eckermann.

Heute nach Tiſche ging Goethe mit mir das Portefeuille von Raffael durch. Er beſchäftigte ſich mit Raffael ſehr oft, um ſich immerfort im Verkehr mit dem Beſten zu erhalten und ſich immerfort zu üben, die Gedanken eines hohen Menſchen nachzudenken. Dabei macht es ihm Freude, mich in ähnliche Dinge einzuführen.

Hernach ſprachen wir über den Divan, beſonders über das Buch des Unmuts, worin manches ausgeſchüttet, was er gegen ſeine Feinde auf dem Herzen hatte.

Ich habe mich übrigens ſehr mäßig gehalten, fügte er hinzu; wenn ich alles hätte ausſprechen wollen, was mich wurmte und mir zu ſchaffen machte, ſo hätten die wenigen Seiten wohl zu einem ganzen Bande anwachſen können. Man war im Grunde nie mit mir zufrieden und wollte mich immer anders, als es Gott gefallen hatte mich zu machen. Auch war man ſelten mit dem zufrieden, was ich hervorbrachte. Wenn ich mich Jahr und Tag mit ganzer Seele abgemüht hatte, der Welt mit einem neuen Werke etwas zuliebe zu tun, ſo verlangte ſie, daß ich mich noch obendrein bei ihr bedanken ſollte, daß ſie

es nur erträglich fand. Lobte man mich, ſo ſollte ich das nicht in freudigem Selbſtgefühl als einen ſchuldigen Tribut hinnehmen, ſondern man erwartete von mir irgendeine ablehnende beſcheidene Phraſe, worin ich demütig den völligen Unwert meiner Perſon und meines Werkes an den Tag lege. Das aber widerſtrebte meiner Natur, und ich hätte müſſen ein elender Lump ſein, wenn ich ſo hätte heucheln und lügen wollen. Da ich nun aber ſtark genug war, mich in ganzer Wahrheit ſo zu zeigen wie ich fühlte, ſo galt ich für ſtolz und gelte noch ſo bis auf den heutigen Tag. In religiöſen Dingen, in wiſſenſchaftlichen und politiſchen, überall machte es mir zu ſchaffen, daß ich nicht heuchelte und daß ich den Mut hatte, mich auszuſprechen wie ich empfand.

Ich glaubte an Gott und die Natur und an den Sieg des Edeln über das Schlechte; aber das war den frommen Seelen nicht genug, ich ſollte auch glauben, daß drei eins ſei und eins drei: das aber widerſtrebte dem Wahrheitsgefühl meiner Seele; auch ſah ich nicht ein, daß mir damit auch nur im mindeſten wäre geholfen geweſen.

Ferner bekam es mir ſchlecht, daß ich einſah, die Newtonſche Lehre vom Licht und der Farbe ſei ein Irrtum, und daß ich den Mut hatte, dem allgemeinen Kredo zu widerſprechen. Ich erkannte das Licht in ſeiner Reinheit und Wahrheit, und ich hielt es meines Amtes, dafür zu ſtreiten. Jene Partei aber trachtete in allem Ernſt, das Licht zu verfinſtern, denn ſie behauptete, das Schattige ſei ein Teil des Lichtes. Es klingt abſurd, wenn ich es ſo ausſpreche, aber doch iſt es ſo; denn man ſagte: die Farben, welche doch ein Schattiges und Durchſchattetes ſind, ſeien das Licht ſelber, oder, was auf eins hinauskommt, ſie ſeien des Lichtes bald ſo und bald ſo gebrochene Strahlen.

Goethe ſchwieg, während auf ſeinem bedeutenden Geſicht ein ironiſches Lächeln verbreitet war. Er fuhr fort:

Und nun gar in politiſchen Dingen! Was ich da für Not und was ich da zu leiden gehabt, mag ich gar nicht ſagen. Kennen Sie meine Aufgeregten?

Erſt geſtern, erwiderte ich, habe ich wegen der neuen Ausgabe Ihrer Werke das Stück geleſen und von Herzen bedauert, daß es unvollendet geblieben. Aber wie es auch iſt, ſo wird ſich jeder Wohldenkende zu Ihrer Geſinnung bekennen.

Ich ſchrieb es zur Zeit der franzöſiſchen Revolution, fuhr Goethe fort, und man kann es gewiſſermaßen als mein politiſches Glaubensbekenntnis jener Zeit anſehen. Als Repräſentanten des Adels hatte ich die Gräfin hingeſtellt und mit den Worten, die ich ihr in den Mund gelegt, ausgeſprochen, wie der Adel eigentlich denken ſoll. Die Gräfin kommt ſoeben aus Paris zurück, ſie iſt dort Zeuge der revolutionären Vorgänge geweſen und hat daraus für ſich ſelbſt keine ſchlechte Lehre gezogen. Sie hat ſich überzeugt, daß das Volk wohl zu drücken, aber nicht zu unterdrücken iſt, und daß die revolutionären Aufſtände der untern Klaſſen eine Folge der Ungerechtigkeit der Großen ſind. Jede Handlung, die mir unbillig ſcheint, ſagt ſie, will ich künftig ſtreng vermeiden, auch werde ich über ſolche Handlungen anderer in der Geſellſchaft und bei Hofe meine Meinung laut ſagen. Zu keiner Ungerechtigkeit will ich mehr ſchweigen und wenn ich auch unter dem Namen einer Demokratin verſchrien werden ſollte!

Ich dächte, fuhr Goethe fort, dieſe Geſinnung wäre durchaus reſpektabel. Sie war damals die meinige und iſt es noch jetzt. Zum Lohne dafür aber belegte man mich mit allerlei Titeln, die ich nicht wiederholen mag.

Man braucht nur den Egmont zu leſen, verſetzte ich, um zu erfahren, wie Sie denken. Ich kenne kein deutſches Stück, wo der Freiheit des Volks mehr das Wort geredet würde als in dieſem.

Man beliebt einmal, erwiderte Goethe, mich nicht ſo ſehen zu wollen wie ich bin, und wendet die Blicke von allem hinweg, was mich in meinem wahren Lichte zeigen könnte. Dagegen hat Schiller, der, unter uns, weit mehr ein Ariſtokrat war als ich, der aber weit mehr bedachte, was er ſagte, als ich, das merkwürdige Glück, als beſonderer Freund des Volks zu gelten. Ich gönne es ihm von Herzen und tröſte mich damit, daß es andern vor mir nicht beſſer gegangen.

Es iſt wahr, ich konnte kein Freund der franzöſiſchen Revolution ſein, denn ihre Greuel ſtanden mir zu nahe und empörten mich täglich und ſtündlich, während ihre wohltätigen Folgen damals noch nicht zu erſehen waren. Auch konnte ich nicht gleichgültig dabei ſein, daß man in Deutſchland künſtlicherweiſe ähnliche Szenen herbeizuführen trachtete, die in Frankreich Folge einer großen Notwendigkeit waren. Ebenſowenig aber war ich ein

Freund herrischer Willkür. Auch war ich vollkommen überzeugt, daß irgendeine große Revolution nie Schuld des Volks ist, sondern der Regierung. Revolutionen sind ganz unmöglich, sobald die Regierungen fortwährend gerecht und fortwährend wach sind, so daß sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen entgegenkommen und sich nicht so lange sträuben, bis das Notwendige von unten her erzwungen wird. Weil ich nun aber die Revolutionen haßte, so nannte man mich einen Freund des Bestehenden. Das ist aber ein sehr zweideutiger Titel, den ich mir verbitten möchte. Wenn das Bestehende alles vortrefflich, gut und gerecht wäre, so hätte ich gar nichts dawider. Da aber neben vielem Guten zugleich viel Schlechtes, Ungerechtes und Unvollkommenes besteht, so heißt ein Freund des Bestehenden oft nicht viel weniger als ein Freund des Veralteten und Schlechten.

Die Zeit aber ist in ewigem Fortschreiten begriffen, und die menschlichen Dinge haben alle fünfzig Jahre eine andere Gestalt, so daß eine Einrichtung, die im Jahre 1800 eine Vollkommenheit war, schon im Jahre 1850 vielleicht ein Gebrechen ist. Und wiederum ist für eine Nation nur das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem eigenen allgemeinen Bedürfnis hervorgegangen, ohne Nachäffung einer andern. Denn was dem einen Volk auf einer gewissen Altersstufe eine wohltätige Nahrung sein kann, erweist sich vielleicht für ein anderes als ein Gift. Alle Versuche, irgendeine ausländische Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfnis nicht im tiefen Kern der eigenen Nation wurzelt, sind daher töricht und alle beabsichtigten Revolutionen solcher Art ohne Erfolg; denn sie sind ohne Gott, der sich von solchen Pfuschereien zurückhält. Ist aber ein wirkliches Bedürfnis zu einer großen Reform in einem Volke vorhanden, so ist Gott mit ihm und sie gelingt. Er war sichtbar mit Christus und seinen ersten Anhängern; denn die Erscheinung der neuen Lehre der Liebe war den Völkern ein Bedürfnis; er war ebenso sichtbar mit Luther, denn die Reinigung jener durch Pfaffenwesen verunstalteten Lehre war es nicht weniger. Beide genannten großen Kräfte aber waren nicht Freunde des Bestehenden; vielmehr waren beide lebhaft durchdrungen, daß der alte Sauerteig ausgekehrt werden müsse, und daß es nicht ferner im Unwahren, Ungerechten und Mangelhaften so fortgehen und bleiben könne.

[2215.] Januar 10. F. v. Müller.

Von $6^1/_2$ bis gegen 9 Uhr — etwas zu lang — war ich bei Goethe in der Hinterſtube. Über Jenensia, über ſeine Theaterdirektion, über das katholiſche Kirchenregulativ. Vorleſung einiger Voigtſchen Gedichte. Zeuners poetiſche Aufforderung an Goethe im alten Minneſängerſtil. Vergebliches Bemühen, einen Empfehlungsbrief an Humboldt für die Szymanowska zu erhalten:

Da Sie zu denen Naturforſchern gehören, die alles durch Vulkane erzeugt halten, ſo ſende ich Ihnen einen weiblichen Vulkan, der alles vollends verſengt und verbrennt, was noch übrig iſt.

Einladung auf Montags mittag unter Andeutung, daß ihm lange Abendbeſuche ſchlecht bekämen.

[2216.] Januar 15. F. v. Müller.

Von $4^1/_2$—$5^1/_2$ Uhr bei Goethe, der Kupferſtiche durchſah und ganz heiter war. Meyer kam dazu. Bitte an mich, einen Artikel über Kain des Byron aus dem Moniteur zu überſetzen, um Goethes eigene Äußerungen in ſeinem Journal zu akkuſchieren. Wenn die Franzoſen ihre Philiſterei aufgeben und wo ſie es tun, ſtehen ſie weit über uns im kritiſchen Urteil, in der Auffaſſung von Geiſteswerken. Intereſſant iſt alles, was uns intereſſiert.

[2217.] Januar 17. Soret.

On fait des préparatifs pour célébrer le jubilé du Grand Duc comme recteur. J'ai été appelé à consulter Goethe sur la convenance qu'il pourrait y avoir à immatriculer dès à présent le Prince comme étudiant futur de l'université de Jena. Goethe observe qu'une pareille démarche n'engage à rien et qu'elle aurait l'avantage de faire un très-bon effet; c'est d'ailleurs une occasion unique qui se présente; la fête semi-séculaire du rectorat ne s'est jamais présentée et le Prince conservera un souvenir précieux d'avoir obtenu dans son enfance des lettres d'immatriculation signées par son grand père. D'ailleurs ce n'est point une invocation l'on inscrit souvent d'avance des enfans aux universités où l'on compte les envoyer un jour.

[2218.] Januar 19. Soret.

Goethe a traduit en prose française les vers qu'il a composés pour Madame Szymanowska, mais comme il n'est pas encore satisfait de ce travail, il m'a fait demander une traduction nouvelle par Mr. de Müller.

[2219.] Januar 20. F. v. Müller.

Ich war zu Mittag bei ihm, bloß Ulrike und Walter ſpeiſten mit.

Die Jenaiſchen Jubiläumsfeſtlichkeiten und Gedichte auf Lenz gaben den nächſten Stoff zum Geſpräch. Er fand viele Freude an dem handſchriftlichen Gedicht des Studenten *Meyer* aus Gotha: der Dichter habe ſich den blick ſeines ganzen reichen Gegenſtandes verſchafft, und nur ſo könne man etwas Tüchtiges leiſten.

Vom künftigen Jubelfeſte des Großherzogs, 3. September 1825, ſprachen wir viel, da mir daran gelegen war ſeine Ideen zu erforſchen. Ich ſchlug Medaille, Triumphbogen, Verſammlung von Deputierten aus allen Ortſchaften vor. Zur erſteren, wenn das Bild des Fürſten darauf geprägt werden ſollte, meinte er, bedürfe es durchaus der Einwilligung des Großherzogs ſelbſt. Überraſchung dürfe ohnehin bei einem Fürſten nicht ſtatuiert werden.

Die Idee des Triumphbogens am Eingange zum Schloßhofe ſprach ihn ſehr an, Repräſentanten des Landes aber ſeien langweilig, wenn nicht ſchöne Repräſentantinnen dazu kämen.

Nach Tiſche ſprachen wir wohl noch anderthalb Stunden ſtehend. Er war ſehr gemütlich und heiter. Der Zuſtand der Mineralogie ſei jetzt gar zu wunderbar. Leonhard und andere, die früher auf rechtem Wege gewandelt, hätten ſich ſelbſt zu überbieten geſucht und verirrt. Mit Recht nenne man die phyſikaliſchen Wiſſenſchaften die exakten, weil man die Irrtümer darin klar nachweiſen könne. Im Äſthetiſchen, wo alles vom Gefühl abhänge, ſei dies freilich nicht möglich. Fürs Äſthetiſche bin ich eigentlich geboren, doch jetzt zu alt dazu, wende ich mich den Naturſtudien immer mehr zu. Der Verfaſſer des Dramas Paria, *Michael Beer*, hatte ihm kürzlich ſein Manuſkript überbracht, was er ſehr lobte.

Schönes, antikes Schild dem Großherzog verehrt, etwa aus dem ſechzehnten Jahrhundert. Goethe zeigte

mir ein ſcherzhaftes Kollektivgedicht von Tiefurter Genoſſen, aus den Jahren 1780 zirka, an den damals mit ihm zu Ilmenau hauſenden Herzog, das er jetzt erſt aufgefunden und dem Erbgroßherzog zum zweiten Februar zu verehren willens ſei. Eine zierliche Dedikation im Lapidarſtil, eine erklärende Einleitung, ein Verzeichnis der verſchiedenen Verfaſſer, gleichſam einen Theaterzettel, zum Schluſſe hatte er ſinnig dazu geſchrieben, das Ganze elegant in dunkelrotes Maroquin-Papier mit grünſeidenen Schleifen einbinden laſſen. Viel erzählte er dann von Alonzo et la révolution d'Espagne*, hiſtoriſchem Roman in vier Bänden à la Walter Scott, woraus er nun ſeit vierzehn Tagen viel Aufklärung über die innern Zuſtände Spaniens geſchöpft. Er lobte die Darſtellungsweiſe höchlich; er riet mir ab, meine Zeit daran zu wenden und erweckte doch immer die Luſt dazu von neuem. Als ich ihn über die Schicklichkeit eines beſonderen Gedichtes für die engliſchen Dichtergeſtalten zum nahen Maskenballe befrug, billigte er meine Skrupel und ſchlug Mitteilung an Riemer zur Aufnahme in ſein größeres Gedicht vor. Er ſei ſelbſt geneigt, wenn ein ſchönes Kind ihn darum begrüße, einige anonyme Verſe zu ſpenden.

Lange war er nicht ſo redſelig, ſo gemütlich mitteilend, ſo ruhig heiter geweſen.

[2220.] Januar 27. Eckermann.

Goethe ſprach mit mir über die Fortſetzung ſeiner Lebensgeſchichte, mit deren Ausarbeitung er ſich gegenwärtig beſchäftigt. Es kam zur Erwähnung, daß dieſe Epoche ſeines ſpäteren Lebens nicht die Ausführlichkeit des Details haben könne wie die Jugendepoche von Wahrheit und Dichtung.

Ich muß, ſagte Goethe, dieſe ſpäteren Jahre mehr als Annalen behandeln; es kann darin weniger mein Leben als meine Tätigkeit zur Erſcheinung kommen. Überhaupt iſt die bedeutendſte Epoche eines Individuums die der Entwicklung, welche ſich in meinem Fall mit den ausführlichen Bänden von Wahrheit und Dichtung abſchließt. Später beginnt der Konflikt mit der Welt, und dieſer hat nur inſofern Intereſſe als etwas dabei herauskommt. Und dann, das Leben eines deutſchen Gelehrten, was iſt es?

* Salvandys Roman heißt: Alonzo ou L'Espagne.

Was in meinem Falle daran etwa Gutes ſein möchte, iſt nicht mitzuteilen, und das Mitteilbare iſt nicht der Mühe wert. Und wo ſind denn die Zuhörer, denen man mit einigem Behagen erzählen möchte?

Wenn ich auf mein früheres und mittleres Leben zurückblicke, und nun in meinem Alter bedenke, wie wenige noch von denen übrig ſind, die mit mir jung waren, ſo fällt mir immer der Sommeraufenthalt in einem Bade ein. Sowie man ankommt, ſchließt man Bekanntſchaften und Freundſchaften mit ſolchen, die ſchon eine Zeitlang dort waren und die in den nächſten Wochen wieder abgehen. Der Verluſt iſt ſchmerzlich. Nun hält man ſich an die zweite Generation, mit der man eine gute Weile fortlebt und ſich auf das innigſte verbindet. Aber auch dieſe geht und läßt uns einſam mit der dritten, die nahe vor unſerer Abreiſe ankommt und mit der man auch gar nichts zu tun hat.

Man hat mich immer als einen vom Glück beſonders Begünſtigten geprieſen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht ſchelten. Allein im Grunde iſt es nichts als Mühe und Arbeit geweſen, und ich kann wohl ſagen, daß ich in meinen fünfundſiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steins, der immer von neuem gehoben ſein wollte. Meine Annalen werden es deutlich machen, was hiermit geſagt iſt. Der Anſprüche an meine Tätigkeit, ſowohl von außen als innen, waren zu viele.

Mein eigentliches Glück war mein poetiſches Sinnen und Schaffen. Allein wie ſehr war dieſes durch meine äußere Stellung geſtört, beſchränkt und gehindert! Hätte ich mich mehr vom öffentlichen und geſchäftlichen Wirken und Treiben zurückhalten und mehr in der Einſamkeit leben können, ich wäre glücklicher geweſen und würde als Dichter weit mehr gemacht haben. So aber ſollte ſich bald nach meinem Götz und Werther an mir das Wort eines Weiſen bewähren, welcher ſagte: wenn man der Welt etwas zu Liebe getan habe, ſo wiſſe ſie dafür zu ſorgen, daß man es nicht zum zweitenmal tue.

Ein weitverbreiteter Name, eine hohe Stellung im Leben ſind gute Dinge. Allein mit all meinem Namen und Stande habe ich es nicht weiter gebracht, als daß ich, um nicht zu verletzen, zu der Meinung anderer

ſchweige. Dieſes würde nun in der Tat ein ſehr ſchlechter Spaß ſein, wenn ich dabei nicht den Vorteil hätte, daß ich erfahre, wie die andern denken, aber ſie nicht wie ich.

[2221.] Januar 30. Soret.

J'ai prêté la tragédie de Caïn à Goethe, il en est fort occupé et m'a dit avoir l'intention de commenter cet ouvrage.

[2222.] Februar 9. F. v. Müller.

Mittags bei Goethe. Abermalige Aufforderung, Gedicht zu des Großherzogs Jubiläum vorzubereiten. Über d'Agincourt, histoire des beaux arts du Christianisme. Schönes engliſches Werk über alte Waffengattungen und Rüſtungen. Ottiliens Tagebuch, artige Schilderung des Eindrucks, den Hermann und Dorothea auf ſie gemacht. Gute Aufnahme meines Ballgedichtes an Julie. Adele *Schopenhauer*, Eckermann kamen. Strenges, verwerfendes Urteil des letzteren über Raupachs Freunde.

[2223.] Januar 12. F. v. Müller an Gräfin Julie v. Egloffſtein.

Goethe grüßt Sie viel tauſendmal und war recht munter. Er beklagte Ihr Unwohlſein herzlich und ſagte, wenn Sie hier wären, müßten die vorſeienden Maskenzüge Sie alſobald kurieren, weil man Ihnen nicht Zeit laſſen würde, krank zu ſein.

[2224.] Februar 14. F. v. Müller.

Von halb fünf an ein Paar Stunden bei Goethe. Ärger über Ulrikens Plumpheit, in bezug auf ihr polniſches Ballkoſtüm. Ich ſtattete meinen Dank ab für das neueſte Heft von Kunſt und Altertum und erfuhr, daß die in manchen Xenien eingemiſchten römiſchen Zahlen auf einer Nachahmung Shakeſpeares beruhten: Ich gebe gern von Zeit zu Zeit eine Partie ſolcher Reimſprüche aus; jeder kann nach eigener Luſt eine Erfahrung, einen Lebenszuſtand hineinlegen oder daran knüpfen. Sie kommen mir oft in der wunderbarſten Anwendung wieder zurück und bilden ſich lebendig immer weiter aus. Hat man doch auch aus der Bibel, aus Horaz und Virgil Denkſprüche auf faſt alle Ereigniſſe des Lebens!

Wir kamen auf die Parias-Gedichte zu ſprechen und auf den ewigen Hang der Menſchen zu Unterſcheidung

der Kaſten. Jeder Menſch, ſagte er, ſchlägt die Vorteile der Geburt bloß deswegen ſo hoch an, weil ſie etwas Unbeſtreitbares ſind. Alles was man erwirbt, leiſtet, durch Anſtrengung verdient, bleibt dagegen ewig von der Verſchiedenheit der Urteile und Anſichten abhängig. Eine Ausſöhnung hierüber iſt vergeblich, macht das Übel nur ſchlimmer, wie es z. B. die Bürger mit dem Luxus einer Hoftafel nicht verſöhnt, wenn man einige aus ihrer Mitte zuweilen daran teilnehmen läßt.

Das Geſpräch wandte ſich auf Napoleon und Goethes Geſpräch mit ihm, zu deſſen Niederſchreibung ich ihn lebhaft antrieb. Er meinte, ich ſolle doch nur erſt meine eigenen Memoires aus jener Zeit niederſchreiben, recht gegenſtändlich, ohne alle ſubjektive Einmiſchung; das werde auch ihn dann zu Darſtellungen aus jener Zeit aufregen.

[2225.] Februar 15. Eckermann.

Heute vor Tiſch hatte Goethe mich zu einer Spazierfahrt einladen laſſen. Ich fand ihn frühſtückend, als ich zu ihm ins Zimmer trat; er ſchien ſehr heiterer Stimmung.

Ich habe einen angenehmen Beſuch gehabt, ſagte er mir freudig entgegen; ein ſehr hoffnungsvoller junger Mann, Meyer aus Weſtfalen, iſt vorhin bei mir geweſen. Er hat Gedichte gemacht, die ſehr viel erwarten laſſen. Er iſt erſt achtzehn Jahre alt und ſchon unglaublich weit.

Ich freue mich, ſagte Goethe darauf lachend, daß ich jetzt nicht achtzehn Jahre alt bin. Als ich achtzehn war, war Deutſchland auch erſt achtzehn, da ließ ſich noch etwas machen; aber jetzt wird unglaublich viel gefordert, und es ſind alle Wege verrannt. Deutſchland ſelbſt ſteht in allen Fächern ſo hoch, daß wir kaum alles überſehen können, und nun ſollen wir noch Griechen und Lateiner ſein, und Engländer und Franzoſen dazu! Ja obendrein hat man die Verrücktheit, auch nach dem Orient zu weiſen, und da muß denn ein junger Menſch ganz konfus werden.

Ich habe ihm zum Troſt meine koloſſale Juno gezeigt, als ein Symbol, daß er bei den Griechen verharren und dort Beruhigung finden möge. Er iſt ein prächtiger junger Menſch! Wenn er ſich vor Zerſplitterung in acht nimmt, ſo kann etwas aus ihm werden. Aber, wie geſagt, ich danke dem Himmel, daß ich jetzt in dieſer

durchaus gemachten Zeit nicht jung bin. Ich würde nicht zu bleiben wiſſen. Ja ſelbſt wenn ich nach Amerika flüchten wollte, ich käme zu ſpät, denn auch dort wäre es ſchon zu helle.

[2226.] Februar 22. Eckermann.

Zu Tiſch mit Goethe und ſeinem Sohn. ~

Nach Tiſch legte Goethe uns kolorierte Zeichnungen italieniſcher Gegenden vor, beſonders des nördlichen Italiens mit den Gebirgen der angrenzenden Schweiz und dem Lago maggiore. Die Borromäiſchen Inſeln ſpiegelten ſich im Waſſer, man ſah am Ufer Fahrzeuge und Fiſchergerät, wobei Goethe bemerklich machte, daß dies der See aus ſeinen Wanderjahren ſei. Nordweſtlich, in der Richtung nach dem Monte-Roſa, ſtand das den See begrenzende Vorgebirge in dunkeln blauſchwarzen Maſſen, ſo wie es kurz nach Sonnenuntergang zu ſein pflegt.

Ich machte die Bemerkung, daß mir, als einem in der Ebene Geborenen, die düſtere Erhabenheit ſolcher Maſſen ein unheimliches Gefühl errege, und daß ich keineswegs Luſt verſpüre, in ſolchen Schluchten zu wandern.

Dieſes Gefühl, ſagte Goethe, iſt in der Ordnung. Denn im Grunde iſt dem Menſchen nur der Zuſtand gemäß, worin und wofür er geboren worden. Wen nicht große Zwecke in die Fremde treiben, der bleibt weit glücklicher zu Hauſe. Die Schweiz machte anfänglich auf mich ſo großen Eindruck, daß ich dadurch verwirrt und beunruhigt wurde; erſt bei wiederholtem Aufenthalt, erſt in ſpäteren Jahren, wo ich die Gebirge bloß in mineralogiſcher Hinſicht betrachtete, konnte ich mich ruhig mit ihnen befaſſen.

Wir beſahen darauf eine große Folge von Kupferſtichen nach Gemälden neuer Künſtler aus einer franzöſiſchen Galerie. Die Erfindung in dieſen Bildern war faſt durchgehends ſchwach, ſo daß wir unter vierzig Stücken kaum vier bis fünf gute fanden. Dieſe guten waren: ein Mädchen, das ſich einen Liebesbrief ſchreiben läßt; eine Frau in einem maison à vendre, das niemand kaufen will; ein Fiſchfang; Muſikanten vor einem Muttergottesbilde. Auch eine Landſchaft in Pouſſins Manier war nicht übel, wobei Goethe ſich folgendermaßen äußerte: Solche Künſtler, ſagte er, haben den allgemeinen Begriff von Pouſſins Landſchaften aufgefaßt, und mit dieſem Be-

griff wirken ſie fort. Man kann ihre Bilder nicht gut und nicht ſchlecht nennen. Sie ſind nicht ſchlecht, weil überall ein tüchtiges Muſter hindurchblickt; aber man kann ſie nicht gut heißen, weil den Künſtlern gewöhnlich Pouſſins große Perſönlichkeit fehlt. Es iſt unter den Poeten nicht anders, und es gibt deren, die ſich z. B. in Shakeſpeares großer Manier ſehr unzulänglich ausnehmen würden.

Zum Schluß Rauchs Modell zu Goethes Statue, für Frankfurt beſtimmt, lange betrachtet und beſprochen.

[2227.] Februar 23. Soret.

À une grande mascarade donnée pour le jour de naissance du Grand Duc j'avais pris un costume de Bulgare qui m'allait bien. Goethe a voulu me voir dans cet équipage et m'a invité à me présenter chez lui dans le courant de la soirée avec mon masque. Je l'ai trouvé seul dans son grand salon qu'il avait fait éclairer d'une grande quantité de bougies. Après m'avoir examiné silencieusement dans tous les sens, il m'a dit être fort satisfait du costume, m'a fait servir du punch et m'a engagé à prolonger ma visite. Nous nous sommes assez longtems promenés côte à côte; allant et revenant sans trop nous entretenir; moi fort ennuyé de mon rôle et impatient de partir pour me rendre à une société où j'étais attendu, Goethe plongé dans une profonde méditation et faisant peut-être le plan d'une ghasele. Le malaise augmentant de ma part en raison inverse peut-être de l'amusement que se donnait le vieillard, j'ai eu le tort d'y mettre un terme, mieux aurait valu sacrifier l'autre rendez-vous; qui sait si Goethe ne m'en eut pas récompensé par quelque poésie digne de son Divan.

[2228.] Februar 24. Eckermann.

Heute um 1 Uhr bei Goethe. Er legte mir Manuſkripte vor, die er für das erſte Heft des fünften Bandes von Kunſt und Altertum diktiert hatte. Zu meiner Beurteilung des deutſchen Paria *Trauerſpiel von Michael Beer* fand ich von ihm einen Anhang gemacht, ſowohl in bezug auf das franzöſiſche Trauerſpiel *Le Paria von Delavigne* als ſeine eigene lyriſche Trilogie, wodurch denn dieſer Gegenſtand gewiſſermaßen in ſich geſchloſſen war.

Es iſt gut, ſagte Goethe, daß Sie bei Gelegenheit Ihrer Rezenſion ſich die indiſchen Zuſtände zu eigen gemacht haben; denn wir behalten von unſern Studien am Ende doch nur das, was wir praktiſch anwenden.

Ich gab ihm recht und ſagte, daß ich bei meinem Aufenthalt auf der Akademie dieſe Erfahrung gemacht, indem ich von den Vorträgen der Lehrer nur das behalten, zu deſſen Anwendung eine praktiſche Richtung in mir gelegen; dagegen hätte ich alles, was nicht ſpäter bei mir zur Ausübung gekommen, durchaus vergeſſen. Ich habe, ſagte ich, bei Heeren alte und neue Geſchichte gehört, aber ich weiß davon kein Wort mehr. Würde ich aber jetzt einen Punkt der Geſchichte in der Abſicht ſtudieren, um ihn etwa dramatiſch darzuſtellen, ſo würde ich ſolche Studien mir ſicher für immer zu eigen machen.

Überall, ſagte Goethe, treibt man auf Akademien viel zu viel und gar zu viel Unnützes. Auch dehnen die einzelnen Lehrer ihre Fächer zu weit aus, bei weitem über die Bedürfniſſe der Hörer. In früherer Zeit wurde Chemie und Botanik als zur Arzneikunde gehörig vorgetragen, und der Mediziner hatte daran genug. Jetzt aber ſind Chemie und Botanik eigene unüberſehbare Wiſſenſchaften geworden, deren jede ein ganzes Menſchenleben erfordert, und man will ſie dem Mediziner mit zumuten! Daraus aber kann nichts werden; das eine wird über das andere unterlaſſen und vergeſſen. Wer klug iſt, lehnt daher alle zerſtreuende Anforderungen ab und beſchränkt ſich auf ein Fach und wird tüchtig in Einem.

Darauf zeigte mir Goethe eine kurze Kritik, die er über Byrons Kain geſchrieben und die ich mit großem Intereſſe las.

Man ſieht, ſagte er, wie einem freien Geiſte wie Byron die Unzulänglichkeit der kirchlichen Dogmen zu ſchaffen gemacht, und wie er ſich durch ein ſolches Stück von einer ihm aufgedrungenen Lehre zu befreien geſucht. Die engliſche Geiſtlichkeit wird es ihm freilich nicht Dank wiſſen; mich ſoll aber wundern, ob er nicht in Darſtellung nachbarlicher bibliſcher Gegenſtände fortſchreiten wird, und ob er ſich ein Sujet wie den Untergang von Sodom und Gomorrha wird entgehen laſſen.

Nach dieſen literariſchen Betrachtungen lenkte Goethe mein Intereſſe auf die bildende Kunſt, indem er mir einen

antiken geſchnittenen Stein zeigte, von welchem er ſchon tags vorher mit Bewunderung geſprochen. Ich war entzückt bei der Betrachtung der Naivetät des dargeſtellten Gegenſtandes. Ich ſah einen Mann, der ein ſchweres Gefäß von der Schulter genommen, um einen Knaben daraus trinken zu laſſen. Dieſem aber iſt es noch nicht bequem, noch nicht mundrecht genug, das Getränk will nicht fließen, und indem er ſeine beiden Händchen an das Gefäß legt, blickt er zu dem Manne hinauf und ſcheint ihn zu bitten, es noch ein wenig zu neigen.

Nun, wie gefällt Ihnen das? ſagte Goethe. Wir Neuern, fuhr er fort, fühlen wohl die große Schönheit eines ſolchen rein natürlichen, rein naiven Motivs, wir haben auch wohl die Kenntnis und den Begriff, wie es zu machen wäre; allein wir machen es nicht, der Verſtand herrſchet vor, und es fehlt immer dieſe entzückende Anmut.

Wir betrachteten darauf eine Medaille von Brandt in Berlin, den jungen Theſeus darſtellend, wie er die Waffen ſeines Vaters unter dem Steine hervornimmt. Die Stellung der Figur hatte viel Löbliches, jedoch vermißten wir eine genugſame Anſtrengung der Glieder gegen die Laſt des Steins. Auch erſchien es keineswegs gut gedacht, daß der Jüngling ſchon in der einen Hand die Waffen hält, während er noch mit der andern den Stein hebt; denn nach der Natur der Sache wird er zuerſt den ſchweren Stein zur Seite werfen und dann die Waffen aufnehmen. Dagegen, ſagte Goethe, will ich Ihnen eine antike Gemme zeigen, worauf derſelbe Gegenſtand von einem Alten behandelt iſt.

Er ließ von Stadelmann einen Kaſten herbeiholen, worin ſich einige hundert Abdrücke antiker Gemmen fanden, die er bei Gelegenheit ſeiner italieniſchen Reiſe ſich aus Rom mitgebracht. Da ſah ich nun denſelbigen Gegenſtand von einem alten Griechen behandelt, und zwar wie anders! Der Jüngling ſtemmt ſich mit aller Anſtrengung gegen den Stein, auch iſt er einer ſolchen Laſt gewachſen, denn man ſieht das Gewicht ſchon überwunden und den Stein bereits zu dem Punkt gehoben, um ſehr bald zur Seite geworfen zu werden. Seine ganze Körperkraft wendet der junge Held gegen die ſchwere Maſſe, und nur ſeine Blicke richtet er niederwärts auf die unten vor ihm liegenden Waffen.

Wir freuten uns der großen Naturwahrheit dieſer Behandlung.

Meyer pflegt immer zu ſagen, fiel Goethe lachend ein, wenn nur das Denken nicht ſo ſchwer wäre! — Das Schlimme aber iſt, fuhr er heiter fort, daß alles Denken zum Denken nichts hilft; man muß von Natur richtig ſein, ſo daß die guten Einfälle immer wie freie Kinder Gottes vor uns daſtehen und uns zurufen: da ſind wir!

[2229.] Februar 25. Eckermann.

Goethe zeigte mir heute zwei höchſt merkwürdige Gedichte, *eine der unterdrückten Elegien und das Tagebuch*, beide in hohem Grade ſittlich in ihrer Tendenz, in einzelnen Motiven jedoch ſo ohne allen Rückhalt natürlich und wahr, daß die Welt dergleichen unſittlich zu nennen pflegt, weshalb er ſie denn auch geheim hielt und an eine öffentliche Mitteilung nicht dachte.

Könnten Geiſt und höhere Bildung, ſagte er, ein Gemeingut werden, ſo hätte der Dichter ein gutes Spiel; er könnte immer durchaus wahr ſein und brauchte ſich nicht zu ſcheuen, das Beſte zu ſagen. So aber muß er ſich immer in einem gewiſſen Niveau halten; er hat zu bedenken, daß ſeine Werke in die Hände einer gemiſchten Welt kommen, und er hat daher Urſache, ſich in acht zu nehmen, daß er der Mehrzahl guter Menſchen durch eine zu große Offenheit kein Ärgernis gebe. Und dann iſt die Zeit ein wunderlich Ding. Sie iſt ein Tyrann, der ſeine Launen hat und der zu dem, was einer ſagt und tut, in jedem Jahrhundert ein ander Geſicht macht. Was den alten Griechen zu ſagen erlaubt war, will uns zu ſagen nicht mehr anſtehen, und was Shakeſpeares kräftigen Mitmenſchen durchaus anmutete, kann der Engländer von 1820 nicht mehr ertragen, ſo daß in der neueſten Zeit ein Family-Shakeſpeare ein gefühltes Bedürfnis wird.

Auch liegt ſehr vieles in der Form, fügte ich hinzu. Das eine jener beiden Gedichte, in dem Ton und Versmaß der Alten, hat weit weniger Zurückſtoßendes. Einzelne Motive ſind allerdings an ſich widerwärtig, allein die Behandlung wirft über das Ganze ſo viel Großheit und Würde, daß es uns wird, als hörten wir einen kräftigen Alten und als wären wir in die Zeit griechiſcher Heroen zurückverſetzt. Das andere Gedicht dagegen, in

dem Ton und der Versart von Meiſter Arioſt, iſt weit verfänglicher. Es behandelt ein Abenteuer von heute, in der Sprache von heute, und indem es dadurch ohne alle Umhüllung ganz in unſere Gegenwart hereintritt, erſcheinen die einzelnen Kühnheiten bei weitem verwegener.

Sie haben recht, ſagte Goethe, es liegen in den verſchiedenen poetiſchen Formen geheimnisvolle große Wirkungen. Wenn man den Inhalt meiner Römiſchen Elegien in den Ton und in die Versart von Byrons Don Juan übertragen wollte, ſo müßte ſich das Geſagte ganz verrucht ausnehmen.

Die franzöſiſchen Zeitungen wurden gebracht. Der beendigte Feldzug der Franzoſen in Spanien unter dem Herzog von Angoulême hatte für Goethe großes Intereſſe. Ich muß die Bourbons wegen dieſes Schrittes durchaus loben, ſagte er, denn erſt hierdurch gewinnen ſie ihren Thron, indem ſie die Armee gewinnen. Und das iſt erreicht. Der Soldat kehret mit Treue für ſeinen König zurück, denn er hat aus ſeinen eigenen Siegen ſowie aus den Niederlagen der vielköpfig befehligten Spanier die Überzeugung gewonnen, was für ein Unterſchied es ſei, einem Einzelnen gehorchen oder Vielen. Die Armee hat den alten Ruhm behauptet und an den Tag gelegt, daß ſie fortwährend in ſich ſelber brav ſei und daß ſie auch ohne Napoleon zu ſiegen vermöge.

Goethe wendete darauf ſeine Gedanken in der Geſchichte rückwärts und ſprach ſehr viel über die preußiſche Armee im Siebenjährigen Kriege, die durch Friedrich den Großen an ein beſtändiges Siegen gewöhnt und dadurch verwöhnt worden, ſo daß ſie in ſpäterer Zeit aus zu großem Selbſtvertrauen ſo viele Schlachten verloren. Alle einzelnen Details waren ihm gegenwärtig und ich hatte ſein glückliches Gedächtnis zu bewundern.

Ich habe den großen Vorteil, fuhr er fort, daß ich zu einer Zeit geboren wurde, wo die größten Weltbegebenheiten an die Tagesordnung kamen und ſich durch mein langes Leben fortſetzten, ſo daß ich vom Siebenjährigen Kriege, ſodann von der Trennung Amerikas von England, ferner von der franzöſiſchen Revolution, und endlich von der ganzen napoleoniſchen Zeit bis zum Untergange des Helden und den folgenden Ereigniſſen lebendiger Zeuge war. Hierdurch bin ich zu ganz andern Reſultaten und Einſichten gekommen, als allen denen möglich ſein wird,

die jetzt geboren werden und die ſich jene großen Begebenheiten durch Bücher aneignen müſſen, die ſie nicht verſtehen.

Was uns die nächſten Jahre bringen werden, iſt durchaus nicht vorherzuſagen; doch ich fürchte, wir kommen ſo bald nicht zur Ruhe. Es iſt der Welt nicht gegeben, ſich zu beſcheiden: den Großen nicht, daß kein Mißbrauch der Gewalt ſtattfinde, und der Maſſe nicht, daß ſie in Erwartung allmählicher Verbeſſerungen mit einem mäßigen Zuſtande ſich begnüge. Könnte man die Menſchheit vollkommen machen, ſo wäre auch ein vollkommener Zuſtand denkbar; ſo aber wird es ewig herüber- und hinüberſchwanken, der eine Teil wird leiden, während der andere ſich wohlbefindet, Egoismus und Neid werden als böſe Dämonen immer ihr Spiel treiben und der Kampf der Parteien wird kein Ende haben. Das Vernünftigſte iſt immer, daß jeder ſein Metier treibe, wozu er geboren iſt und was er gelernt hat, und daß er den andern nicht hindere, das ſeinige zu tun. Der Schuſter bleibe bei ſeinem Leiſten, der Bauer hinter dem Pfluge, und der Fürſt wiſſe zu regieren. Denn dies iſt auch ein Metier, das gelernt ſein will, und das ſich niemand anmaßen ſoll, der es nicht verſteht.

Goethe kam darauf wieder auf die franzöſiſchen Zeitungen. Die Liberalen, ſagte er, mögen reden; denn wenn ſie vernünftig ſind, hört man ihnen gern zu, allein den Royaliſten, in deren Händen die ausübende Gewalt iſt, ſteht das Reden ſchlecht, ſie müſſen handeln. Mögen ſie Truppen marſchieren laſſen und köpfen und hängen, das iſt recht; allein in öffentlichen Blättern Meinungen bekämpfen und ihre Maßregeln rechtfertigen, das will ihnen nicht kleiden. Gäbe es ein Publikum von Königen, da möchten ſie reden.

In dem, was ich ſelber zu tun und zu treiben hatte, fuhr Goethe fort, habe ich mich immer als Royaliſt behauptet. Die andern habe ich ſchwatzen laſſen, und ich habe getan was ich für gut fand. Ich überſah meine Sache und wußte wohin ich wollte. Hatte ich als einzelner einen Fehler begangen, ſo konnte ich ihn wieder gut machen; hätte ich ihn aber zu dreien und mehrern begangen, ſo wäre ein Gutmachen unmöglich geweſen, denn unter vielen iſt zu vielerlei Meinung.

Darauf bei Tiſch war Goethe von der heiterſten Laune. Er zeigte mir das Stammbuch der Frau von Spie-

gel, worein er ſehr ſchöne Verſe geſchrieben. Es war ein Platz für ihn zwei Jahre lang offen gelaſſen und er war nun froh, daß es ihm gelungen, ein altes Verſprechen endlich zu erfüllen. Nachdem ich das Gedicht an Frau von Spiegel geleſen, blätterte ich in dem Buche weiter, wobei ich auf manchen bedeutenden Namen ſtieß. Gleich auf der nächſten Seite ſtand ein Gedicht von Tiedge, ganz in der Geſinnung und dem Tone ſeiner Urania geſchrieben. In einer Anwandlung von Verwegenheit, ſagte Goethe, war ich im Begriff einige Verſe darunterzuſetzen; es freut mich aber, daß ich es unterlaſſen, denn es iſt nicht das erſte Mal, daß ich durch rückhaltsloſe Äußerungen gute Menſchen zurückgeſtoßen und die Wirkung meiner beſten Sachen verdorben habe.

Indeſſen, fuhr Goethe fort, habe ich von Tiedges Urania nicht wenig auszuſtehen gehabt; denn es gab eine Zeit, wo nichts geſungen und nichts deklamiert wurde, als die Urania. Wo man hinkam, fand man die Urania auf allen Tiſchen; die Urania und die Unſterblichkeit war der Gegenſtand jeder Unterhaltung. Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben, ja ich möchte mit Lorenzo von Medici ſagen, daß alle diejenigen auch für dieſes Leben tot ſind, die kein anderes hoffen; allein ſolche unbegreifliche Dinge liegen zu fern, um ein Gegenſtand täglicher Betrachtung und gedankenzerſtörender Spekulation zu ſein. Und ferner: wer eine Fortdauer glaubt, der ſei glücklich im ſtillen, aber er hat nicht Urſache ſich darauf etwas einzubilden. Bei Gelegenheit von Tiedges Urania indes machte ich die Bemerkung, daß, eben wie der Adel, ſo auch die Frommen eine gewiſſe Ariſtokratie bilden. Ich fand dumme Weiber, die ſtolz waren, weil ſie mit Tiedge an Unſterblichkeit glaubten, und ich mußte es leiden, daß manche mich über dieſen Punkt auf eine ſehr dünkelhafte Weiſe examinierte. Ich ärgerte ſie aber, indem ich ſagte: es könne mir ganz recht ſein, wenn nach Ablauf dieſes Lebens uns ein abermaliges beglücke; allein ich wolle mir ausbitten, daß mir drüben niemand von denen begegne, die hier daran geglaubt hätten. Denn ſonſt würde meine Plage erſt angehen! Die Frommen würden recht um mich herumkommen und ſagen: Haben wir nicht recht gehabt? Haben wir es nicht vorher geſagt? Iſt es nicht eingetroffen? Und damit würde denn auch drüben der Langeweile kein Ende ſein.

Die Beſchäftigung mit Unſterblichkeitsideen, fuhr Goethe fort, iſt für vornehme Stände und beſonders für Frauenzimmer, die nichts zu tun haben. Ein tüchtiger Menſch aber, der ſchon hier etwas Ordentliches zu ſein gedenkt und der daher täglich zu ſtreben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf ſich beruhen und iſt tätig und nützlich in dieſer. Ferner ſind Unſterblichkeitsgedanken für ſolche, die in Hinſicht auf Glück hier nicht zum beſten weggekommen ſind, und ich wollte wetten: wenn der gute Tiedge ein beſſeres Geſchick hätte, ſo hätte er auch beſſere Gedanken.

[2230.] Februar 26. Eckermann.

Mit Goethe zu Tiſch. — Nachdem gegeſſen und abgeräumt war, ließ er durch Stadelmann große Portefeuilles mit Kupferſtichen herbeiſchleppen. Auf den Mappen hatte ſich einiger Staub geſammelt, und da keine paſſenden Tücher zum Abwischen in der Nähe waren, ſo ward Goethe unwillig und ſchalt ſeinen Diener. Ich erinnere dich zum letztenmal, ſagte er; denn gehſt du nicht noch heute, die oft verlangten Tücher zu kaufen, ſo gehe ich morgen ſelbſt, und du ſollſt ſehen, daß ich Wort halte! Stadelmann ging.

Ich hatte einmal einen ähnlichen Fall mit dem Schauſpieler Becker, fuhr Goethe gegen mich heiter fort, der ſich weigerte, einen Reiter im Wallenſtein zu ſpielen. Ich ließ ihm aber ſagen, wenn er die Rolle nicht ſpielen wolle, ſo würde ich ſie ſelber ſpielen. Das wirkte. Denn ſie kannten mich beim Theater und wußten, daß ich in ſolchen Dingen keinen Spaß verſtand und daß ich verrückt genug war, mein Wort zu halten und das Tollſte zu tun.

Und würden Sie im Ernſt die Rolle geſpielt haben? fragte ich.

Ja, ſagte Goethe, ich hätte ſie geſpielt und würde den Herrn Becker heruntergeſpielt haben, denn ich kannte die Rolle beſſer als er.

Wir öffneten darauf die Mappen und ſchritten zur Betrachtung der Kupfer und Zeichnungen. Goethe verfährt hierbei in bezug auf mich ſehr ſorgfältig und ich fühle, daß es ſeine Abſicht iſt, mich in der Kunſtbetrachtung auf eine höhere Stufe der Einſicht zu bringen. Nur das in ſeiner Art durchaus Vollendete zeigt er mir und macht mir des Künſtlers Intention und Verdienſt deut-

lich, damit ich erreichen möge, die Gedanken der Beſten nachzudenken und den Beſten gleich zu empfinden. Dadurch, ſagte er heute, bildet ſich das, was wir Geſchmack nennen. Denn den Geſchmack kann man nicht am Mittelgut bilden, ſondern nur am Allervorzüglichſten. Ich zeige Ihnen daher nur das Beſte und wenn Sie ſich darin befeſtigen, ſo haben Sie einen Maßſtab für das übrige, das Sie nicht überſchätzen, aber doch ſchätzen werden. Und ich zeige Ihnen das Beſte in jeder Gattung, damit Sie ſehen, daß keine Gattung gering zu achten, ſondern daß jede erfreulich iſt, ſobald ein großes Talent darin den Gipfel erreichte. Dieſes Bild eines franzöſiſchen Künſtlers z. B. iſt galant wie kein anderes und daher ein Muſterſtück ſeiner Art.

Goethe reichte mir das Blatt und ich ſah es mit Freuden. In einem reizenden Zimmer eines Sommerpalais, wo man durch offene Fenſter und Türen die Ausſicht in den Garten hat, ſieht man eine Gruppe der anmutigſten Perſonen. Eine ſitzende ſchöne Frau von etwa dreißig Jahren hält ein Notenbuch, woraus ſie ſoeben geſungen zu haben ſcheint. Etwas tiefer, an ihrer Seite ſitzend, lehnt ſich ein junges Mädchen von etwa fünfzehn. Rückwärts am offenen Fenſter ſteht eine andere junge Dame, ſie hält eine Laute und ſcheint noch Töne zu greifen. In dieſem Augenblick iſt ein junger Herr hereingetreten, auf den die Blicke der Frauen ſich richten; er ſcheint die muſikaliſche Unterhaltung unterbrochen zu haben, und indem er mit einer leichten Verbeugung vor ihnen ſteht, macht er den Eindruck, als ſagte er entſchuldigende Worte, die von den Frauen mit Wohlgefallen gehört werden.

Das, dächte ich, ſagte Goethe, wäre ſo galant wie irgendein Stück von Calderon, und Sie haben nun in dieſer Art das Vorzüglichſte geſehen. Was aber ſagen Sie hierzu?

Mit dieſen Worten reichte er mir einige radierte Blätter des berühmten Tiermalers Roos, lauter Schafe, und dieſe Tiere in allen ihren Lagen und Zuſtänden. Das Einfältige der Phyſiognomien, das Häßliche, Struppige der Haare, alles mit der äußerſten Wahrheit, als wäre es die Natur ſelber.

Mir wird immer bange, ſagte Goethe, wenn ich dieſe Tiere anſehe. Das Beſchränkte, Dumpfe, Träumende,

Gähnende ihres Zuſtandes zieht mich in das Mitgefühl desſelben hinein; man fürchtet, zum Tier zu werden und möchte faſt glauben, der Künſtler ſei ſelber eins geweſen. Auf jeden Fall bleibt es im hohen Grade erſtaunenswürdig, wie er ſich in die Seelen dieſer Geſchöpfe hat hineindenken und hineinempfinden können, um den innern Charakter in der äußern Hülle mit ſolcher Wahrheit durchblicken zu laſſen. Man ſieht aber, was ein großes Talent machen kann, wenn es bei Gegenſtänden bleibt, die ſeiner Natur analog ſind.

Hat denn dieſer Künſtler, ſagte ich, nicht auch Hunde, Katzen und Raubtiere mit einer ähnlichen Wahrheit gebildet? Ja, hat er, bei der großen Gabe ſich in einen fremden Zuſtand hineinzufühlen, nicht auch menſchliche Charaktere mit einer gleichen Treue behandelt?

Nein, ſagte Goethe, alles das lag außer ſeinem Kreiſe; dagegen die frommen grasfreſſenden Tiere, wie Schafe, Ziegen, Kühe und dergleichen, ward er nicht müde ewig zu wiederholen; dies war ſeines Talents eigentliche Region, aus der er auch zeitlebens nicht herausging. Und daran tat er wohl. Das Mitgefühl der Zuſtände dieſer Tiere war ihm angeboren, die Kenntnis ihres Pſychologiſchen war ihm gegeben, und ſo hatte er denn auch für deren Körperliches ein ſo glückliches Auge. Andere Geſchöpfe dagegen waren ihm vielleicht nicht ſo durchſichtig und es fehlte ihm daher zu ihrer Darſtellung ſowohl Beruf als Trieb.

Durch dieſe Äußerung Goethes ward manches Analoge in mir aufgeregt, das mir wieder lebhaft vor die Seele trat. So hatte er mir vor einiger Zeit geſagt, daß dem echten Dichter die Kenntnis der Welt angeboren ſei, und daß er zu ihrer Darſtellung keineswegs vieler Erfahrung und einer großen Empirie bedürfe. Ich ſchrieb meinen Götz von Berlichingen, ſagte er, als junger Menſch von zweiundzwanzig und erſtaunte zehn Jahre ſpäter über die Wahrheit meiner Darſtellung. Erlebt und geſehen hatte ich bekanntlich dergleichen nicht, und ich mußte alſo die Kenntnis mannigfaltiger menſchlicher Zuſtände durch Antizipation beſitzen. Überhaupt hatte ich nur Freude an der Darſtellung meiner innern Welt, ehe ich die äußere kannte. Als ich nachher in der Wirklichkeit fand, daß die Welt ſo war, wie ich ſie mir gedacht hatte, war ſie mir verdrießlich, und ich hatte keine Luſt mehr,

ſie darzuſtellen. Ja, ich möchte ſagen: hätte ich mit Darſtellung der Welt ſo lange gewartet, bis ich ſie kannte, ſo wäre meine Darſtellung Perſiflage geworden.

Es liegt in den Charakteren, ſagte er ein andermal, eine gewiſſe Notwendigkeit, eine gewiſſe Konſequenz, vermöge welcher bei dieſem oder jenem Grundzuge eines Charakters gewiſſe ſekundäre Züge ſtattfinden. Dieſes lehrt die Empirie genugſam, es kann aber auch einzelnen Individuen die Kenntnis davon angeboren ſein. Ob bei mir Angeborenes und Erfahrung ſich vereinige, will ich nicht unterſuchen; aber ſo viel weiß ich: wenn ich jemand eine Viertelſtunde geſprochen habe, ſo will ich ihn zwei Stunden reden laſſen.

So hatte Goethe von Lord Byron geſagt, daß ihm die Welt durchſichtig ſei, und daß ihm ihre Darſtellung durch Antizipation möglich. Ich äußerte darauf einige Zweifel, ob es Byron z. B. gelingen möchte, eine untergeordnete tieriſche Natur darzuſtellen, indem ſeine Individualität mir zu gewaltſam erſcheine, um ſich ſolchen Gegenſtänden mit Liebe hinzugeben. Goethe gab dieſes zu und erwiderte, daß die Antizipation ſich überall nur ſo weit erſtrecke, als die Gegenſtände dem Talent analog ſeien, und wir wurden einig, daß in dem Verhältnis, wie die Antizipation beſchränkt oder umfaſſend ſei, das darſtellende Talent ſelbſt von größerm oder geringerm Umfange befunden werde.

Wenn Euer Exzellenz behaupten, ſagte ich darauf, daß dem Dichter die Welt angeboren ſei, ſo haben Sie wohl nur die Welt des Innern dabei im Sinne, aber nicht die empiriſche Welt der Erſcheinung und Konvenienz; und wenn alſo dem Dichter eine wahre Darſtellung derſelben gelingen ſoll, ſo muß doch wohl die Erforſchung des Wirklichen hinzukommen?

Allerdings, erwiderte Goethe, es iſt ſo. Die Region der Liebe, des Haſſes, der Hoffnung, der Verzweiflung und wie die Zuſtände und Leidenſchaften der Seele heißen, iſt dem Dichter angeboren, und ihre Darſtellung gelingt ihm. Es iſt aber nicht angeboren, wie man Gericht hält, oder wie man im Parlament oder bei einer Kaiſerkrönung verfährt; und um nicht gegen die Wahrheit ſolcher Dinge zu verſtoßen, muß der Dichter ſie aus Erfahrung oder Überlieferung ſich aneignen. So konnte ich im Fauſt den düſtern Zuſtand des Lebensüberdruſſes im Helden ſowie

die Liebesempfindungen Gretchens recht gut durch Antizipation in meiner Macht haben; allein um z. B. zu ſagen:

Wie traurig ſteigt die unvollkommne Scheibe
Des ſpäten Monds mit feuchter Glut heran* —

bedurfte es einiger Beobachtung der Natur.

Es iſt aber, ſagte ich, im ganzen Fauſt keine Zeile, die nicht von ſorgfältiger Durchforſchung der Welt und des Lebens unverkennbare Spuren trüge, und man wird keineswegs erinnert, als ſei Ihnen das alles, ohne die reichſte Erfahrung, nur ſo geſchenkt worden.

Mag ſein, antwortete Goethe; allein hätte ich nicht die Welt durch Antizipation bereits in mir getragen, ich wäre mit ſehenden Augen blind geblieben, und alle Erforſchung und Erfahrung wäre nichts geweſen als ein ganz totes und vergebliches Bemühen. Das Licht iſt da und die Farben umgeben uns; allein trügen wir kein Licht und keine Farben im eigenen Auge, ſo würden wir auch außer uns dergleichen nicht wahrnehmen.

[2231.] Februar 28. Eckermann.

Es gibt vortreffliche Menſchen, ſagte Goethe, die nichts aus dem Stegreife, nichts obenhin zu tun vermögen, ſondern deren Natur es verlangt, ihre jedesmaligen Gegenſtände mit Ruhe tief zu durchdringen. Solche Talente machen uns oft ungeduldig, indem man ſelten von ihnen erlangt, was man augenblicklich wünſcht; allein auf dieſem Wege wird das Höchſte geleiſtet.

Ich brachte das Geſpräch auf Ramberg. Das iſt freilich ein Künſtler ganz anderer Art, ſagte Goethe, ein höchſt erfreuliches Talent, und zwar ein improviſierendes, das nicht ſeinesgleichen hat. Er verlangte einſt in Dresden von mir eine Aufgabe. Ich gab ihm den Agamemnon, wie er, von Troja in ſeine Heimat zurückkehrend, vom Wagen ſteigt, und wie es ihm unheimlich wird, die Schwelle ſeines Hauſes zu betreten. Sie werden zugeben, daß dies ein Gegenſtand der allerſchwierigſten Sorte iſt, der bei einem andern Künſtler die reiflichſte Überlegung würde erfordert haben. Ich hatte aber kaum das Wort ausgeſprochen, als Ramberg ſchon an zu zeichnen fing,

* Im Fauſt I, 3852 ſteht aber:
Des roten Monds mit ſpäter Glut heran.

und zwar mußte ich bewundern, wie er den Gegenſtand ſogleich richtig auffaßte. Ich kann nicht leugnen, ich möchte einige Blätter von Rambergs Hand beſitzen.

Wir ſprachen ſodann über andere Künſtler, die in ihren Werken leichtſinnig verfahren und zuletzt in Manier zugrunde gehen.

Die Manier, ſagte Goethe, will immer fertig ſein und hat keinen Genuß an der Arbeit. Das echte, wahrhaft große Talent aber findet ſein höchſtes Glück in der Ausführung. Roos iſt unermüdlich in emſiger Zeichnung der Haare und Wolle ſeiner Ziegen und Schafe, und man ſieht an dem unendlichen Detail, daß er während der Arbeit die reinſte Seligkeit genoß und nicht daran dachte, fertig zu werden.

Geringern Talenten genügt nicht die Kunſt als ſolche; ſie haben während der Ausführung immer nur den Gewinn vor Augen, den ſie durch ein fertiges Werk zu erreichen hoffen. Bei ſo weltlichen Zwecken und Richtungen aber kann nichts Großes zuſtande kommen.

[2232.] Februar 29. Eckermann.

Ich ging um 12 Uhr zu Goethe, der mich vor Tiſch zu einer Spazierfahrt hatte einladen laſſen. Ich fand ihn frühſtückend, als ich zu ihm hereintrat, und ſetzte mich ihm gegenüber, indem ich das Geſpräch auf die Arbeiten brachte, die uns gemeinſchaftlich in bezug auf die neue Ausgabe ſeiner Werke beſchäftigen. Ich redete ihm zu, ſowohl ſeine Götter, Helden und Wieland als auch ſeine Briefe des Paſtors in dieſe neue Edition mit aufzunehmen.

Ich habe, ſagte Goethe, auf meinem jetzigen Standpunkte über jene jugendlichen Produktionen eigentlich kein Urteil. Da mögt ihr Jüngern entſcheiden. Ich will indes jene Anfänge nicht ſchelten; ich war freilich noch dunkel und ſtrebte in bewußtloſem Drange vor mir hin, aber ich hatte ein Gefühl des Rechten, eine Wünſchelrute, die mir anzeigte, wo Gold war.

Ich machte bemerklich, daß dieſes bei jedem großen Talent der Fall ſein müſſe, indem es ſonſt bei ſeinem Erwachen in der gemiſchten Welt nicht das Rechte ergreifen und das Verkehrte vermeiden würde.

Es war indes angeſpannt und wir fuhren den Weg nach Jena hinaus. Wir ſprachen verſchiedene Dinge, Goethe erwähnte die neuen franzöſiſchen Zeitungen.

Die Konſtitution in Frankreich, ſagte er, bei einem Volke, das ſo viele verdorbene Elemente in ſich hat, ruht auf ganz anderm Fundamente als die in England. Es iſt in Frankreich alles durch Beſtechungen zu erreichen, ja die ganze franzöſiſche Revolution iſt durch Beſtechungen geleitet worden.

Darauf erzählte mir Goethe die Nachricht von dem Tode Eugen Napoleons (Herzog von Leuchtenberg), die dieſen Morgen eingegangen, welcher Fall ihn tief zu betrüben ſchien. Er war einer von den großen Charakteren, ſagte Goethe, die immer ſeltener werden, und die Welt iſt abermals um einen bedeutenden Menſchen ärmer. Ich kannte ihn perſönlich; noch vorigen Sommer war ich mit ihm in Marienbad zuſammen. Er war ein ſchöner Mann von etwa zweiundvierzig Jahren, aber er ſchien älter zu ſein, und das war kein Wunder, wenn man bedenkt, was er ausgeſtanden und wie in ſeinem Leben ſich ein Feldzug und eine große Tat auf die andere drängte. Er teilte mir in Marienbad einen Plan mit, über deſſen Ausführung er viel mit mir verhandelte. Er ging nämlich damit um, den Rhein mit der Donau durch einen Kanal zu vereinigen. Ein rieſenhaftes Unternehmen, wenn man die widerſtrebende Lokalität bedenkt. Aber jemandem, der unter Napoleon gedient und mit ihm die Welt erſchüttert hat, erſcheint nichts unmöglich. Karl der Große hatte ſchon denſelbigen Plan und ließ auch mit der Arbeit anfangen; allein das Unternehmen geriet bald ins Stocken: der Sand wollte nicht Stich halten, die Erdmaſſen fielen von beiden Seiten immer wieder zuſammen.

[2233.] Februar Ende/März Anfang. H. Meyer an Ch. D. Rauch.

Dank für Ihre mir ſehr werte Zuſchrift vom 26. des vergangenen Monats, welche ich dem Herrn Staatsminiſter von Goethe mitgeteilt und von demſelben Auftrag erhalten habe, Ihnen zu melden: Das Gipsmodell zu einer ſitzenden, ihn darſtellenden Statue ſei glücklich bei ihm angelangt und habe ihn ſehr erfreut. Auch mir iſt das Anſchauen dieſes Modells vergönnt worden, noch ehe Ihr vorgedachter Brief angekommen war, und wir glaubten beide übereinſtimmend, mit dem Werk, als Entwurf zu einer in Lebensgröße oder drüber auszuführenden Statue könne man ganz wohl zufrieden ſein, ja, es ſei

für gelungen zu achten; es wäre indeſſen zu wünſchen, daß man ſich über die etwa vorzunehmenden Abänderungen, ehe die Ausführung im großen ſtattfindet, noch mündlich beſprechen könnte; denn im ſchriftlichen Verkehr iſt es teils ſchwer, ſich gehörig deutlich zu machen, teils ſpricht ſich jeder Vorſchlag als Meinung, ich möchte ſagen diktatoriſch aus; Herr Staatsminiſter von Goethe aber, und wofern auch mir erlaubt ſein ſollte mitzuſprechen, möchten bloß gemeinſchaftlich beratend mit Ihnen übereinkommen, hier ſei indeſſen antwortend auf Ihre freundliche, gütige Zuſchrift über einiges unmaßgeblich ſich geäußert.

Das von Ihnen geſchehene Ablehnen des wirklichen gegenwärtigen Koſtüms iſt allen Beifalls würdig. Was wäre da Befriedigendes zu leiſten? Und was ließe ſich auch bei der ſorgfältigſten Ausarbeitung in Marmor auf dieſem Wege hoffen? — Ich bediene mich der eigenen Worte des Herrn Staatsminiſters von Goethe: Wie das Koſtüm, ſo würde auch die Statue ſelbſt in wenigen Jahren veralten. — Die antike Bekleidungsweiſe, welche Sie ~ für das Modell gewählt haben, iſt ohne allen Zweifel die beſte. Ein Bild dieſer Art kann für alle Zeiten, rückwärts und vorwärts, gelten, und alſo möchte ~ das überſendete Modell als ·Fundament für die im großen auszuführende Statue einſtweilen angenommen werden. Eine völlige Umbildung ſcheint uns nicht verlangt werden zu dürfen. Das ruhige Sitzen iſt ganz angemeſſen, und in dieſem Sinne wird künftig von ſelbſt das heftige Zurückgehen des linken Arms gemildert, der angezogene rechte Fuß mehr vorwärts gebracht werden; dieſes letztere gewährt auch für den Faltenwurf um die Knie den Vorteil größerer Flächen, ruhigerer Maſſen. ~

In Beziehung auf den Vorſchlag von einer Statue oder vielmehr Gruppe, wo der Dichter auf reichem Throne ſitzt, neben ihm eine in den Saiten ſeiner Leier ſpielende Pſyche, will ich mich abermals mit Herrn von Goethes eigenen Worten erklären, indem dieſelben auch meine Anſicht und, wie ich aus Ihrem Briefe entnehme, die Ihrige ebenfalls ausdrücken. Er ſagte nämlich: Der Vorſchlag mit der Pſyche ſcheint zu dem Runden keineswegs geeignet. In einem kleinen Relief würde es als artiger Gedanke erheitern.

[2234.] März 5. F. v. Müller.

Von 5—8 Uhr bei Goethe mit Coudray und reſp. bei der geſtern von Berlin zurückgekehrten Ottilie. Über Alexander von Humboldt und ſein Verhältnis zu von Harſten in Bayreuth, über den Improviſator Sprizzi: Alles kommt auf die Erfindung der Methode der Behandlung des gegebenen Sujets an. Kein langes Nachdenken kann die Erfindung erſetzen, die bloß Sache des Moments iſt. Ich ſchien ihm zu lange zu verweilen, ehe ich Ottilien aufſuchte.

[2235.] März 8. F. v. Müller.

Ich traf ihn um 4 Uhr ganz allein und ſehr gemütlich. Zuerſt zeigte er mir ſein neu zuſammengebrachtes Münzkabinett ephemerer und erloſchener Souveränetäten, Iturbides Wappen mit einem Adler auf dem Kaktus, ſchöne kleine Münzen von Kolumbia.

Das Geſpräch fiel auf Selbſtkenntnis. *G.:* Ich behaupte, der Menſch kann ſich nie ſelbſt kennen lernen, ſich nie rein als Objekt betrachten. Andre kennen mich beſſer als ich mich ſelbſt. Nur meine Bezüge zur Außenwelt kann ich kennen und richtig würdigen lernen, darauf ſollte man ſich beſchränken. Mit allem Streben nach Selbſtkenntnis, das die Prieſter, das die Moral uns predigen, kommen wir nicht weiter im Leben, gelangen weder zu Reſultaten noch zu wahrer innerer Beſſerung. Doch will ich dieſe Anſicht nicht eben für ein Evangelium ausgeben. Was ſind travers? Falſche Stellungen zur Außenwelt. Wer hat ſie nicht? Jede Lebensſtufe hat die ihr eignen.

Riemer kam ſpäterhin zu uns. Ich erzählte, Schmidt ſei von Mad. Milder höchſt eingenommen, ſie überſteige alles, was ſeine Phantaſie ſich von einer vollkommenen Sängerin gedacht.

Ganz natürlich, ſagte Goethe; denn die Phantaſie kann ſich nie eine Vortrefflichkeit ſo vollkommen denken, als ſie im Individuum wirklich erſcheint. Nur vager, neblicht, unbeſtimmter, grenzenloſer denkt ſie ſich die Phantaſie. Aber niemals in der charakteriſtiſchen Vollſtändigkeit der Wirklichkeit. Es erregt mir daher immer Schmerz, wenn man ein wirkliches Kunſt- und Naturgebilde mit der Vorſtellung vergleicht, die man ſich da-

von gemacht hatte, und dadurch ſich den reinen Genuß des erſtern verkümmert. Vermag doch unſere Einbildungskraft nicht einmal das Bild eines wirklich geſehenen, ſchönen Gegenſtandes getreu wiederzugeben; immer wird die Vorſtellung etwas Neblichtes, Verſchwimmendes enthalten.

Auf meine Klage, daß dieſe Beſchränkung unſrer Natur uns ſo viel Herrliches entziehe, erwiderte er: Ei, das iſt ja ein Glück, was würden wir anfangen, wenn alle die unzähligen Empfindungen, die uns z. B. ein Hummelſches Spiel gibt, uns fortwährend blieben? dann würden ja auch die vergangenen Schmerzen immerfort uns peinigen. Seien wir froh, daß für das Gute, Angenehme doch immer noch ziemlich viele Reproduktionskraft in uns wohnt.

Das Geſpräch fiel wieder auf Alonzo, deſſen Pietät und milde Religioſität, ohne Frömmelei, er ungemein hervorhob. Der Frau von Helvig neueſte Überſetzung ſchwediſcher Gedichte fand ebenfalls ſeinen großen Beifall, und dann ward Byrons Kain und Sündflut abermals analyſiert. Ich begreife recht, wie ein ſo großes Genie ſich nach ſo vielen herrlichen Produktionen überall ennuyieren konnte und daher die griechiſchen Angelegenheiten nur als einen neuen Zeitvertreib leidenſchaftlich ergriff.

[2236.] März 9. Soret.

Depuis quelque tems Goethe s'occupe à former une collection de portraits en crayon de toutes les personnes avec lesquelles il est en relation; il a fait un accord pour cela avec un jeune artiste nommé Schmeller qui a du bonheur pour saisir les ressemblances. Cette collection pourra devenir très-précieuse dans la suite. Nous avons parcouru aujoud'hui les six ou sept feuilles déjà remplies. Ensuite il a été question de la morphologie que S. E. m'engage à traduire en Français.

[2237.] März 11. Soret.

La première épreuve en plomb de la médaille de Bovy a reçu l'approbation de Son Excellence et les corrections indignées par Mr. Meyer se bornent à très peu de chose. J'ai pris aujourd'hui des arrangemens pour écrire à Genève et faire quelques commandes d'exemplaires destinées aux principaux amis de Goethe.

[2238.] März 16. F. v. Müller.

Von 5—7 Uhr bei ihm erſt allein, dann mit Soret. Goethe billigte nicht, daß Öſterreich die Mailänder Verſchworenen begnadigt habe, daß der König von Preußen die zwei Halliſchen Studenten, die als Militärs widerſpenſtig geweſen, begnadigen wolle. Solche Gnade ſei törichte Schwachheit. Jeder künftige Verbrecher denke dann durchzukommen.

Das Geſpräch fiel auf Kirmſens Abgang von der Theater-Intendanz.

Ei nun, ſagte er, Kirms hat ſich in einer Zeit Verdienſte erworben, wo es noch galt zu ſparen, mit wenigem viel zu machen. Ich hatte keinen Heller für meine Direktion, ich wendete noch viel Geld daran, die Akteurs herauszufüttern und genoß das Vorrecht eines Souveräns, generös zu ſein ohne Vernunft. Ja wir ſind aus einer alten, andern Zeit her und brauchen uns ihrer nicht zu ſchämen.

Heute war ich nach langer Zeit wieder in meinem Parkgarten; gerne würde ich öfter dort verweilen, wenn es nicht zu viel Apprehenſion gäbe. Die alten ſelbſtgepflanzten Bäume, die alten Erinnerungen machen mir aber ganz unheimliche Eindrücke oft. Drei* ganze Jahre habe ich dort förmlich gewohnt, und bin oft nach der Redoute des Nachts im Tabarro hinausgelaufen. Nie habe ich meine Naturſtudien ſo innig als dort getrieben, die Natur mit ganz andern Augen angeſchaut und ſie in jeder Stunde des Tags und der Nacht belauſcht.

Wir kamen auf ſeine Ilmenauer Bergbauerede zu ſprechen und meine Analyſe derſelben an Soret machte ihm Luſt, ſie ſelbſt wieder zu leſen, wiewohl er meinte, daß ich wohl in meine Darlegung vieles aus dem neunzehnten Jahrhundert hineingetragen habe.

Ich kam höchſt unwiſſend in allen Naturſtudien nach Weimar, und erſt das Bedürfnis, dem Herzog bei ſeinen mancherlei Unternehmungen, Bauten, Anlagen, praktiſche Ratſchläge geben zu können, trieb mich zum Studium der Natur.

Ilmenau hat mir viele Zeit, Mühe und Geld gekoſtet, dafür habe ich aber auch etwas dabei gelernt und mir eine Anſchauung der Natur erworben, die ich um

* In Wahrheit vom April 1776 bis Mai 1782.

keinen Preis umtauſchen möchte. Mit allen Naturlehrern und Schriftſtellern getraue ich mir es aufzunehmen; ſie ſcheuen mich auch alle, wenn ſie ſchon oft nicht meiner Meinung ſind.

[2239.] März 22. Eckermann.

Mit Goethe vor Tiſch nach ſeinem Garten gefahren. ~ Die Luft war ſommerartig, angenehm; es wehte ein ſehr linder Südweſtwind. Einzelne kleine Gewitterwolken zogen am heitern Himmel herüber; ſehr hoch bemerkte man ſich auflöſende Zirrusſtreifen. Wir betrachteten die Wolken genau und ſahen, daß ſich die ziehenden geballten der untern Region gleichfalls auflöſten, woraus Goethe ſchloß, daß das Barometer im Steigen begriffen ſein müſſe.

Goethe ſprach darauf ſehr viel über das Steigen und Fallen des Barometers, welches er die Waſſerbejahung und Waſſerverneinung nannte. Er ſprach über das Ein- und Ausatmen der Erde nach ewigen Geſetzen, über eine mögliche Sündflut bei fortwährender Waſſerbejahung. Ferner: daß jeder Ort ſeine eigene Atmoſphäre habe, daß jedoch in den Barometerſtänden von Europa eine große Gleichheit ſtattfinde. Die Natur ſei inkommenſurabel, und bei den großen Irregularitäten ſei es ſehr ſchwer, das Geſetzliche zu finden.

Während er mich ſo über höhere Dinge belehrte, gingen wir in dem breiten Sandwege des Gartens auf und ab. Wir traten in die Nähe des Hauſes, das er ſeinem Diener aufzuſchließen befahl, um mir ſpäter das Innere zu zeigen. Die weißabgetünchten Außenſeiten ſah ich ganz mit Roſenſtöcken umgeben, die, von Spalieren gehalten, ſich bis zum Dache hinaufgerankt hatten. Ich ging um das Haus herum und bemerkte zu meinem beſonderen Intereſſe an den Wänden in den Zweigen des Roſengebüſches eine große Zahl mannigfaltiger Vogelneſter, die ſich vom vorigen Sommer her erhalten hatten und jetzt bei mangelndem Laube den Blicken freiſtanden, beſonders Neſter der Hänflinge und verſchiedener Art Graſemücken, wie ſie höher oder niedriger zu bauen Neigung haben.

Goethe führte mich darauf in das Innere des Hauſes, das ich vorigen Sommer zu ſehen verſäumt hatte. Unten fand ich nur ein wohnbares Zimmer, an deſſen Wänden

einige Karten und Kupferſtiche hingen, desgleichen ein farbiges Porträt Goethes in Lebensgröße, und zwar von Meyer gemalt bald nach der Zurückkunft beider Freunde aus Italien. Goethe erſcheint hier im kräftigen mittleren Mannesalter, ſehr braun und etwas ſtark. Der Ausdruck des wenig belebten Geſichts iſt ſehr ernſt; man glaubt einen Mann zu ſehen, dem die Laſt künftiger Taten auf der Seele liegt.

Wir gingen die Treppe hinauf in die oberen Zimmer; ich fand deren drei und ein Kabinettchen, aber alle ſehr klein und ohne eigentliche Bequemlichkeit. Goethe ſagte, daß er in früheren Jahren hier eine ganze Zeit mit Freuden gewohnt und ſehr ruhig gearbeitet habe.

Die Temperatur dieſer Zimmer war etwas kühl, und wir trachteten wieder nach der milden Wärme im Freien. In dem Hauptwege in der Mittagsſonne auf- und abgehend, kam das Geſpräch auf die neueſte Literatur, auf Schelling und unter andern auch auf einige neue Schauſpiele von Platen.

Bald jedoch kehrte unſere Aufmerkſamkeit auf die uns umgebende nächſte Natur zurück. Die Kaiſerkronen und Lilien ſproßten ſchon mächtig, auch kamen die Malven zu beiden Seiten des Weges ſchon grünend hervor.

Der obere Teil des Gartens, am Abhange des Hügels, liegt als Wieſe mit einzelnen zerſtreut ſtehenden Obſtbäumen. Wege ſchlängeln ſich hinauf, längs der Höhe hin und wieder herunter, welches einige Neigung in mir erregte, mich oben umzuſehen. Goethe ſchritt, dieſe Wege hinanſteigend, mir raſch voran, und ich freute mich über ſeine Rüſtigkeit.

Oben an der Hecke fanden wir eine Pfauhenne, die vom fürſtlichen Park herübergekommen zu ſein ſchien; wobei Goethe mir ſagte, daß er in Sommertagen die Pfauen durch ein beliebtes Futter herüberzulocken und herzugewöhnen pflege.

An der andern Seite den ſich ſchlängelnden Weg herabkommend, fand ich von Gebüſch umgeben einen Stein mit den eingehauenen Verſen des bekannten Gedichts:

Hier im Stillen gedachte der Liebende ſeiner Geliebten —

und ich hatte das Gefühl, daß ich mich an einer klaſſiſchen Stelle befinde.

Ganz nahe dabei kamen wir auf eine Baumgruppe halbwüchſiger Eichen, Tannen, Birken und Buchen. Unter den Tannen fand ich ein herabgeworfenes Gewölle eines Raubvogels; ich zeigte es Goethen, der mir erwiderte, daß er dergleichen an dieſer Stelle häufig gefunden, woraus ich ſchloß, daß dieſe Tannen ein beliebter Aufenthalt einiger Eulen ſein mögen, die in dieſer Gegend häufig gefunden werden.

Wir traten um die Baumgruppe herum und befanden uns wieder an dem Hauptwege in der Nähe des Hauſes. Die ſoeben umſchrittenen Eichen, Tannen, Birken und Buchen, wie ſie untermiſcht ſtehen, bilden hier einen Halbkreis, den innern Raum grottenartig überwölbend, worin wir uns auf kleinen Stühlen ſetzten, die einen runden Tiſch umgaben. Die Sonne war ſo mächtig, daß der geringe Schatten dieſer blätterloſen Bäume bereits als eine Wohltat empfunden ward. Bei großer Sommerhitze, ſagte Goethe, weiß ich keine beſſere Zuflucht als dieſe Stelle. Ich habe die Bäume vor vierzig Jahren alle eigenhändig gepflanzt, ich habe die Freude gehabt, ſie heranwachſen zu ſehen, und genieße nun ſchon ſeit geraumer Zeit die Erquickung ihres Schattens. Das Laub dieſer Eichen und Buchen iſt der mächtigſten Sonne undurchdringlich; ich ſitze hier gern an warmen Sommertagen nach Tiſche, wo denn auf dieſen Wieſen und auf dem ganzen Park umher oft eine Stille herrſcht, von der die Alten ſagen würden: daß der Pan ſchlafe.

Indeſſen hörten wir es in der Stadt zwei Uhr ſchlagen und fuhren zurück.

[2240.] März 22. Soret.

Visite à Goethe pour lui annoncer de la part de Son Altesse Royale que Schmidt a été engagé comme maître élémentaire auprès du jeune Prince; Son Excellence approuve le choix. Nous avons parlé ensuite de cristallographie; je dois faire plusieurs collections de cristaux d'amphibole et de pyroxene choisis parmi les doublets; elles sont destinées à différens musées en particulier celui de Genève.

[2241.] März 22. F. v. Müller.

Von 5—7 Uhr allein bei ihm. Betrübnis über Ulrikens Zuſtand. Über die Hählingſche Klage gegen den Schau-

ſpieler Seidel: er würde ihn beſtraft haben. Bei dieſer Gelegenheit erwähnte er der falſchen Wanderjahre. Eigentlich beruht das echte Luſtſpiel lediglich auf Perſönlichkeiten und Zoten. Der Rehbock ſei deshalb eines der beſten Stücke von Kotzebue, zumal die Zweideutigkeiten inſofern unſchuldig ſeien, als ſie nicht träfen. — Der Faſchingsaufzug in Köln intereſſierte ihn ſehr. — Erlanger Freunde haben auf die bittere Knebelſche Kritik contra Graf Platen ein Spottgedicht verfertigt. Knebel und Herder hätten durch ihr Mißwollen bei ähnlichen literariſchen Erſcheinungen ihm (Goethen) viele Tage verbittert, doch habe er größere Einſicht in das menſchliche Herz dadurch erlangt.

Gruithuſens, des Münchener Aſtronomen, Behauptung im Monde eine Feſtung entdeckt zu haben, mache ihn wütend, denn den Unſinn verbreitet, offenbare Irrtümer für bare Wahrheit ausgegeben zu ſehen, ſei das Schrecklichſte, was einem Vernünftigen begegnen könne. So ſei aber die Menſchheit. Gott müſſe ſie wohl nicht anders haben wollen, ſonſt hätte er es anders mit ihr angefangen.

D'Altons jetzigen Bericht könne er nicht brauchen, er würde ihm nur Zerſtreuung bringen; es dringe ſo viel auf ihn ein, daß man ſich ſehr zuſammenhalten müſſe, um, wo nicht verwirrt, doch vom Notwendigſten abgehalten zu werden.

[2242.] März 24. F. v. Müller.

Es iſt doch beſſer ſchlechtes Wetter, als gar keines, ſoll Prinz Auguſt von Gotha einſt geſagt haben. Dies war heute ein Haupttext der Goetheſchen Unterhaltung.

Er ſagte, dieſer Spruch falle ihm immer ein, wenn er ſich über etwas Unvollkommenes ärgere.

So über die ſchlechte Außenſeite der hieſigen Bibliothek. Nie habe er ein Wort darüber verloren, ob er wohl kaum zweifle, daß es ihm leicht geweſen ſein würde, den Fürſten zur Abhilfe des Übelſtandes zu vermögen.

Schon Schiller habe 1802 an Humboldt geſchrieben: wenn Goethe nur einen Funken Glauben hätte, ſo würden manche Sachen hier ſich beſſern laſſen.

[2243.] März 27. F. v. Müller.

Viel wurde über die Jubelfeier des Großherzogs geſprochen, beſonders über die zu ſchlagende Medaille;

Goethes Neigung zum Negieren und ſeine ungläubige Neutralität traten wieder recht entſchieden hervor. Eine untergehende Sonne über einem Meere, ſagte er mit der Legende: Auch im Untergehen bleibt ſie dieſelbe (nach Nonnus)*, wäre ein für allemal das großartigſte Symbol, aber wer wollte dazu raten?

Er zeigte uns ein ſehr intereſſantes Portefeuille von Zeichnungen und Entwürfen, worunter beſonders der zu dem Schmettauſchen Grabmal *mit der Unterſchrift* Feriunt ruinae ſehr merkwürdig. Unartige Ablehnung meiner Nachfrage nach Boiſſerées Einleitung zu dem Kölner Domabriſſe. Überhaupt war er heute in jener bitter-humoriſtiſchen Stimmung und ſophiſtiſchen Widerſpruchs-art, die man ſo ungern an ihm wahrnimmt.

[2244.] März 27. Soret.

Goethe a pris beaucoup de plaisir à voir quatre portraits de famille que je possède et qui ont été dessinés par Madame Munier-Romilly dont le talent fait honneur à Genève; il m'a demandé à les garder chez lui pendant quelque tems pour étudier ce genre de travail qu'il ne connait pas encore. Il a été frappé du ton des chairs qui paraissaient colorées, alors je lui ai fait connaitre l'ingénieux procédé de Madame Munier qui frotte avec de l'orpin jaune le revers de la feuille toute la place qu'occupe la tête; ce jaune parait comme à travers le papier ensorte qu'on peut faire rougir à volonté le portrait en l'éclairant par derrière. Ce petit fait d'optique doit avoir intéressé Goethe parce qu'il rentre dans sa manière de voir.

[2245.] März 30. Eckermann.

Abends bei Goethe. Ich war alleine mit ihm. Wir ſprachen vielerlei und tranken eine Flaſche Wein dazu. Wir ſprachen über das franzöſiſche Theater im Gegen-ſatze zum deutſchen.

* Von Nonnus iſt der gemeinte Pentamenter:
ΛΥΟΜΕΝΟΣ ΓΑΡ, ΟΜΩΣ ΗΛΙΟΣ ΕΣΤΙΝ ΕΤΙ
nicht, ſondern er ſteht in der im Jahre 1817 erſchienenen, Goethe gewidmeten Schrift des ſpätern Grafen Uwarow: Nonnus von Panopolis der Dichter (St. Petersburg 1817). Wieder gedruckt in den Études de Philologie et de Critique 1843 pag. 169 sq.

Es wird ſchwer halten, ſagte Goethe, daß das deutſche Publikum zu einer Art von reinem Urteil komme, wie man es etwa in Italien und Frankreich findet. Und zwar iſt uns beſonders hinderlich, daß auf unſern Bühnen alles durcheinander gegeben wird. An derſelbigen Stelle, wo wir geſtern den Hamlet ſahen, ſehen wir heute den Staberle, und wo uns morgen die Zauberflöte entzückt, ſollen wir übermorgen an den Späßen des Neuen Sonntagskindes Gefallen finden. Dadurch entſteht beim Publikum eine Konfuſion im Urteil, eine Vermengung der verſchiedenen Gattungen, die es nie gehörig ſchätzen und begreifen lernt. Und dann hat jeder ſeine individuellen Forderungen und ſeine perſönlichen Wünſche, mit denen er ſich wieder nach der Stelle wendet, wo er ſie realiſiert fand. An demſelbigen Baum, wo er heute Feigen gepflückt, will er ſie morgen wieder pflücken, und er würde ein ſehr verdrießliches Geſicht machen, wenn etwa über Nacht Schlehen gewachſen wären. Iſt aber jemand Freund von Schlehen, der wendet ſich an die Dornen.

Schiller hatte den guten Gedanken, ein eigenes Haus für die Tragödie zu bauen, auch jede Woche ein Stück bloß für Männer zu geben. Allein dies ſetzte eine ſehr große Reſidenz voraus und war in unſern kleinen Verhältniſſen nicht zu realiſieren.

Wir ſprachen über die Stücke von Iffland und Kotzebue, die Goethe in ihrer Art ſehr hoch ſchätzte. Eben aus dem gedachten Fehler, ſagte er, daß niemand die Gattungen gehörig unterſcheidet, ſind die Stücke jener Männer oft ſehr ungerechterweiſe getadelt worden. Man kann aber lange warten, ehe ein paar ſo populäre Talente wiederkommen.

Ich lobte Ifflands Hageſtolzen, die mir von der Bühne herunter ſehr wohl gefallen hatten. Es iſt ohne Frage Ifflands beſtes Stück, ſagte Goethe; es iſt das einzige, wo er aus der Proſa ins Ideelle geht.

Er erzählte mir darauf von einem Stück, welches er mit Schiller als Fortſetzung der Hageſtolzen gemacht, aber nicht geſchrieben, ſondern bloß geſprächsweiſe gemacht. Goethe entwickelte mir die Handlung Szene für Szene; es war ſehr artig und heiter, und ich hatte daran große Freude.

Goethe ſprach darauf über einige neue Schauſpiele von Platen. Man ſieht, ſagte er, an dieſen Stücken die

Einwirkung Calderons. Sie ſind durchaus geiſtreich und in gewiſſer Hinſicht vollendet, allein es fehlt ihnen ein ſpezifiſches Gewicht, eine gewiſſe Schwere des Gehalts. Sie ſind nicht der Art, um im Gemüt des Leſers ein tiefes und nachwirkendes Intereſſe zu erregen, vielmehr berühren ſie die Saiten unſers Innern nur leicht und vorübereilend. Sie gleichen dem Kork, der auf dem Waſſer ſchwimmend keinen Eindruck macht, ſondern von der Oberfläche ſehr leicht getragen wird. Der Deutſche verlangt einen gewiſſen Ernſt, eine gewiſſe Größe der Geſinnung, eine gewiſſe Fülle des Innern, weshalb denn auch Schiller von allen ſo hoch gehalten wird. Ich zweifle nun keineswegs an Platens ſehr tüchtigem Charakter, allein das kommt, wahrſcheinlich aus einer abweichenden Kunſtanſicht, hier nicht zur Erſcheinung. Er entwickelt eine reiche Bildung, Geiſt, treffenden Witz und ſehr viele künſtleriſche Vollendung, allein damit iſt es, beſonders bei uns Deutſchen, nicht getan.

Überhaupt, der perſönliche Charakter des Schriftſtellers bringt ſeine Bedeutung beim Publikum hervor, nicht die Künſte ſeines Talents. Napoleon ſagte von Corneille: S'il vivait, je le ferais prince — und er las ihn nicht. Den Racine las er, aber von dieſem ſagte er es nicht. Deshalb ſteht auch der Lafontaine bei den Franzoſen in ſo hoher Achtung, nicht ſeines poetiſchen Verdienſtes wegen, ſondern wegen der Großheit ſeines Charakters, der aus ſeinen Schriften hervorgeht.

Wir kamen ſodann auf die Wahlverwandtſchaften zu reden, und Goethe erzählte mir von einem durchreiſenden Engländer, der ſich ſcheiden laſſen wolle, wenn er nach England zurückkäme. Er lachte über ſolche Torheit und erwähnte mehrere Beiſpiele von Geſchiedenen, die nachher doch nicht hätten voneinander laſſen können

Der ſelige Oberhofprediger Reinhard in Dresden, ſagte er, wunderte ſich oft über mich, daß ich in bezug auf die Ehe ſo ſtrenge Grundſätze habe, während ich doch in allen übrigen Dingen ſo läßlich denke.

Dieſe Äußerung Goethes war mir aus dem Grunde merkwürdig, weil ſie ganz entſchieden an den Tag legt, wie er es mit jenem ſo oft gemißdeuteten Romane eigentlich gemeint hat.

Wir ſprachen darauf über Tiecken und deſſen perſönliche Stellung zu Goethe.

Ich bin Tieck herzlich gut, ſagte Goethe, und er iſt auch im ganzen ſehr gut gegen mich geſinnt; allein es iſt in ſeinem Verhältnis zu mir doch etwas, wie es nicht ſein ſollte. Und zwar bin ich daran nicht ſchuld, und er iſt es auch nicht, ſondern es hat ſeine Urſachen anderer Art.

Als nämlich die Schlegel anfingen bedeutend zu werden, war ich ihnen zu mächtig, und um mich zu balancieren, mußten ſie ſich nach einem Talent umſehen, das ſie mir entgegenſtellten. Ein ſolches fanden ſie in Tieck, und damit er mir gegenüber in den Augen des Publikums genugſam bedeutend erſcheine, ſo mußten ſie mehr aus ihm machen, als er war. Dieſes ſchadete unſerm Verhältnis; denn Tieck kam dadurch zu mir, ohne es ſich eigentlich bewußt zu werden, in eine ſchiefe Stellung.

Tieck iſt ein Talent von hoher Bedeutung, und es kann ſeine außerordentlichen Verdienſte niemand beſſer erkennen als ich ſelber; allein wenn man ihn über ihn ſelbſt erheben und mir gleichſtellen will, ſo iſt man im Irrtum. Ich kann dieſes gerade herausſagen, denn was geht es mich an, ich habe mich nicht gemacht. Es wäre ebenſo, wenn ich mich mit Shakeſpeare vergleichen wollte, der ſich auch nicht gemacht hat und der doch ein Weſen höherer Art iſt, zu dem ich hinaufblicke und das ich zu verehren habe.

Goethe war dieſen Abend beſonders kräftig, heiter und aufgelegt. Er holte ein Manuſkript ungedruckter Gedichte herbei, woraus er mir vorlas. Es war ein Genuß ganz einziger Art, ihm zuzuhören, denn nicht allein, daß die originelle Kraft und Friſche der Gedichte mich in hohem Grade anregte, ſondern Goethe zeigte ſich auch beim Vorleſen von einer mir bisher unbekannten, höchſt bedeutenden Seite. Welche Mannigfaltigkeit und Kraft der Stimme! Welcher Ausdruck und welches Leben des großen Geſichts voller Falten! Und welche Augen!

[2246.] März 31. F. v. Müller.

Heute war ich von 6—9 $^1/_4$ Uhr bei ihm, mit Riemer, anfangs auch mit Meyer.

Einer der intereſſanteſten, behaglichſten und gemütlichſten Abende unter vielen. Goethe war durchaus heiter, gemäßigt, mitteilend, lehrreich, keine Piken, keine Ironie, nichts Leidenſchaftliches oder Abſtoßendes.

Mitteilung ſeiner Rezenſion über Varnhagens Biographien von Graf Schulenburg, Graf Bückeburg und Theodor von Neuhof. Weltmärchen nannte er ſie. Mitteilung ſeiner Antwort an den Überſetzer und Traveſtierer ſeiner Lebensbeſchreibung in Paris, Monſieur Vitry.

Der Eingang iſt beſonders glücklich, nach kurzer Entſchuldigung der langen Zögerung ſogleich in die Mitte des Gegenſtandes ſich verſetzend und bei aller Billigung des jenſeitigen Verfahrens doch nicht ohne Ironie und kleine Seitenhiebe. Goethe las noch ſeine Einleitung und Analyſe der von Helvigſchen Überſetzung ſchwediſcher Romanzen von Tegnér nach alten Sagen und eine ſolche Romanze ſelbſt pathetiſch vor. Die Königswahl, die von überaus großer Naivetät und Anmut iſt.

Die Geſpräche über den kölniſchen Karneval leiteten auf Herrn von Haxthauſen daſelbſt, der viele neugriechiſche Lieder beſitzt, aber aus Unentſchloſſenheit nicht herausgibt.

Nichts iſt verderblicher, als ſich immer feilen und beſſern zu wollen, nie zum Abſchluß kommen; das hindert alle Produktion.

Durch Gedankenaſſoziation brachte ich das Geſpräch auf Geh. Reg. Rat Hetzer und ſeine *Geſchäftsreſte* und dann ging es auf Fritſch, den Vater, über.

Goethe rühmte, daß dieſer ſtets redlich gegen ihn geweſen, obgleich ſein, Goethes, Treiben und Weſen ihm nicht habe zuſagen können. Aber er habe doch Goethes reinen Willen, uneigennütziges Streben und tüchtige Leiſtungen anerkannt. Seine Gegenwart, ſeine Äußerlichkeit ſei nicht gerade erfreulich geweſen, vielmehr ſcheinbar ſtarr, ja hart; er habe nichts Behagliches oder Feines in ſeinen Formen gehabt, aber viel Energie des Willens, viel Verſtand, wie ſchon aus ſeinen zwei Söhnen ſich ſchließen laſſe, die denn doch ſelbſtändig genug auf eignen Füßen ſtänden.

Riemer bemerkte, daß es ein großer Irrtum ſei, das Wiſſen und den Charakter voneinander zu trennen; eins ſei erſt durch das andere etwas, durch den Charakter trete jenes erſt recht hervor; man könne allenfalls ohne Wiſſen, aber nicht ohne Charakter leben. Jawohl, verſetzte Goethe, der Charakter erſetzt nicht das Wiſſen, aber er ſuppliert es. Mir iſt in allen Geſchäften und Lebensverwickelungen das Abſolute meines Charakters ſehr zu ſtatten gekom-

men; ich konnte Vierteljahre lang ſchweigen und dulden, wie ein Hund, aber meinen Zweck immer feſthalten; trat ich dann mit der Ausführung hervor, ſo drängte ich unbedingt mit aller Kraft zum Ziele, mochte fallen rechts oder links, was da wollte. Aber wie bin ich oft verläſtert worden; bei meinen edelſten Handlungen am meiſten. Aber das Geſchrei der Leute kümmerte mich nichts. Die Kinder und ihr Benehmen gegen mich waren oft mein Barometer hinſichtlich der Geſinnungen der Eltern. Ich nahm alle Zuſtände und Perſonen, meine Kollegen z. B. durchaus real, als gegebene, einmal fixierte Naturweſen, die nicht anders handeln können als ſie handeln, und ordnete hiernach meine Verhältniſſe zu ihnen. Dabei ſuchte ich ringsum mich ſelbſt richtig zu ſehen. In die Kriegskommiſſion trat ich nur, um den Finanzen durch die Kriegskaſſe aufzuhelfen, weil da am erſten Erſparniſſe zu machen waren. Einſt zahlte ich 1000 Louisdors daraus der Herzogin zu einer Badereiſe nach Aachen aus. Den Ilmenauer Steuerkaſſierer Gruner brachte ich ins Zuchthaus, weil ich im Konſeil ſeinen Proprereſt von 4000 Talern, den er durch falſche Reſtſpezifikation maskiert hatte, ſchonungslos aufdeckte, trotzdem daß der Miniſter Fritſch, Hetzer, Eckardt uſw. ihn protegierten.

Der Ilmenauer Bergbau würde ſich wohl gehalten haben, wäre er nicht iſoliert dageſtanden, hätte er ſich an ein Harzer oder Freiberger Bergweſen anſchließen können.

Einen Parvenu wie mich konnte bloß die entſchiedenſte Uneigennützigkeit aufrecht halten. Ich hatte von vielen Seiten Anmahnungen zum Gegenteil; aber ich habe meinen ſchriftſtelleriſchen Erwerb und zwei Drittel meines väterlichen Vermögens hier zugeſetzt und erſt mit 1200 Taler, dann mit 1800 Taler bis 1815 gedient.

[2247.] April 3. F. v. Müller.

Von $6^1/_2$—$8^1/_2$ bei ihm mit Riemer. Er dankte ſehr für Mitteilungen Pariſer intereſſanter Blätter, verbat ſie ſich aber doch, weil ſie ihn zu ſehr zerſtreuten und doch nicht genug förderten. Quatremère de Quincy, ſagte er, hat im richtigen Gefühl, daß die gewöhnliche Nachahmungstheorie falſch ſei, eine Formel geſucht, aber die richtige nicht gefunden.

Die Nachahmung der Natur durch die Kunſt iſt um ſo glücklicher, je tiefer das Objekt in den Künſtler ein-

gedrungen und je größer und tüchtiger ſeine Individualität ſelbſt iſt. Ehe man andern etwas darſtellt, muß man den Gegenſtand erſt in ſich ſelbſt neu produziert haben. Über Byron, der immer, auch im Verruchteſten eine originelle und edle Form habe. Vorleſung des Aufſatzes über ſeinen Kain, bewies vielleicht plötzliche Abneigung, etwas über Alonzo zu ſchreiben. Ich kämpfte heftig dagegen. Komiſche Heftigkeit über die Griesiſche Hoffarts Begebnis und meine angebliche zu große Gutmütigkeit dabei. Über Miniſter Bülows Hang zur Liederlichkeit und widernatürliche Lüſte, vorzüglich im Orient als erklärliche Verirrung der Roheit.

Darauf kam er auf Geh. Rat Wolf zu ſprechen. Dieſer Freund iſt, äußerte er, oft der unverträglichſte, unleidlichſte aller Sterblichen durch ſein ewiges Negieren; deshalb bin ich ſo oft mit ihm zerfallen. Wenn er kommt, iſt es als wenn ein beißiger Hund, ein reißendes Ungetüm ins Haus träte. O, ich kann wohl auch beſtialiſch ſein und verſtehe mich gar ſehr darauf; aber es iſt doch verdrießlich, die rauhe Seite herauskehren zu müſſen. Oft hatte ich etwas von ihm gelernt; wenn ich es nach zwei Tagen wieder vorbrachte, behandelte er es wie die größte Abſurdität. Einſt war ich mit ihm im Bade zu Tennſtedt, als mein Geburtstag herannahte, da betrog ich ihn um einen ganzen Tag im Kalender und machte, daß er am 27. Auguſt abreiſte; denn mir war Angſt, er würde mir an meinem Geburtstage ableugnen, daß ich geboren ſei. Bittere Klagen über den geſtörten häuslichen Frieden durch Ulrikens höchſt bedenklichen Unfall. Doch wer nicht verzweifeln kann, muß nicht leben; nur feige ſich ergeben, ſei ihm das Verhaßteſte. Ich fragte, ob er mit dieſem Glauben glücklicher ſei: Aufs Glück kommt es nicht an, es handelt ſich nur vom Daſein und von der wahren Beſchaffenheit der Dinge. Ich will nicht hoffen und fürchten, wie ein gemeiner Philiſter, ſetzte er hinzu; daher iſt das Geſchwätz der Ärzte und ihr Tröſten mir am allermeiſten zuwider.

Klingers Erklärung in den öffentlichen Blättern gegen Glover zugunſten Goethes freute ihn ſehr. Er verglich ſie mit Huttens Schrift Epistolae obscurorum virorum zugunſten Reuchlins. Großes Lob Wielands. Schöne Billets von ihm, die er mir leſen zu laſſen verſprach.

[2248.] April 14. Eckermann.

Um 1 Uhr mit Goethe ſpazieren gefahren. Wir ſprachen über den Stil verſchiedener Schriftſteller.

Den Deutſchen, ſagte Goethe, iſt im ganzen die philoſophiſche Spekulation hinderlich, die in ihren Stil oft ein unſinnliches, unfaßliches, breites und aufdröſelndes Weſen hineinbringt. Je näher ſie ſich gewiſſen philoſophiſchen Schulen hingegeben, deſto ſchlechter ſchreiben ſie. Diejenigen Deutſchen aber, die als Geſchäfts- und Lebemenſchen bloß aufs Praktiſche gehen, ſchreiben am beſten. So iſt Schillers Stil am prächtigſten und wirkſamſten, ſobald er nicht philoſophiert, wie ich noch heute an ſeinen höchſt bedeutenden Briefen geſehen, mit denen ich mich gerade beſchäftige.

Gleicherweiſe gibt es unter deutſchen Frauenzimmern geniale Weſen, die einen ganz vortrefflichen Stil ſchreiben, ſo daß ſie ſogar manche unſerer geprieſenen Schriftſteller darin übertreffen.

Die Engländer ſchreiben in der Regel alle gut, als geborene Redner und als praktiſche, auf das Reale gerichtete Menſchen.

Die Franzoſen verleugnen ihren allgemeinen Charakter auch in ihrem Stil nicht. Sie ſind geſelliger Natur und vergeſſen als ſolche nie das Publikum, zu dem ſie reden; ſie bemühen ſich klar zu ſein, um ihren Leſer zu überzeugen, und anmutig, um ihm zu gefallen.

Im ganzen iſt der Stil eines Schriftſtellers ein treuer Abdruck ſeines Innern: will jemand einen klaren Stil ſchreiben, ſo ſei es ihm zuvor klar in ſeiner Seele; und will jemand einen großartigen Stil ſchreiben, ſo habe er einen großartigen Charakter.

Goethe ſprach darauf über ſeine Gegner, und daß dieſes Geſchlecht nie ausſterbe. Ihre Zahl iſt Legion, ſagte er, doch iſt es nicht unmöglich, ſie einigermaßen zu klaſſifizieren.

Zuerſt nenne ich meine Gegner aus Dummheit; es ſind ſolche, die mich nicht verſtanden und die mich tadelten ohne mich zu kennen. Die anſehnliche Maſſe hat mir in meinem Leben viele Langeweile gemacht; doch es ſoll ihnen verziehen ſein, denn ſie wußten nicht was ſie taten.

Eine zweite große Menge bilden ſodann meine Neider. Dieſe Leute gönnen mir das Glück und die ehren-

volle Stellung nicht, die ich durch mein Talent mir erworben. Sie zerren an meinem Ruhm und hätten mich gern vernichtet. Wäre ich unglücklich und elend, so würden sie aufhören.

Ferner kommt eine große Anzahl derer, die aus Mangel an eigenem Sukzeß meine Gegner geworden. Es sind begabte Talente darunter, allein sie können mir nicht verzeihen, daß ich sie verdunkele.

Viertens nenne ich meine Gegner aus Gründen. Denn da ich ein Mensch bin und als solcher menschliche Fehler und Schwächen habe, so können auch meine Schriften davon nicht frei sein. Da es mir aber mit meiner Bildung Ernst war und ich an meiner Veredlung unablässig arbeitete, so war ich im beständigen Fortstreben begriffen, und es ereignete sich oft, daß sie mich wegen eines Fehlers tadelten, den ich längst abgelegt hatte. Diese Guten haben mich am wenigsten verletzt; sie schossen nach mir, wenn ich schon meilenweit von ihnen entfernt war. Überhaupt war ein abgemachtes Werk mir ziemlich gleichgültig; ich befaßte mich nicht weiter damit und dachte sogleich an etwas Neues.

Eine fernere große Masse zeigte sich als meine Gegner aus abweichender Denkungsweise und verschiedenen Ansichten. Man sagt von den Blättern eines Baumes, daß deren kaum zwei vollkommen gleich befunden werden, und so möchten sich auch unter tausend Menschen kaum zwei finden, die in ihrer Gesinnungs- und Denkungsweise vollkommen harmonieren. Setze ich dieses voraus, so sollte ich mich billig weniger darüber wundern, daß die Zahl meiner Widersacher so groß ist, als vielmehr darüber, daß ich noch so viele Freunde und Anhänger habe. Meine ganze Zeit wich von mir ab, denn sie war ganz in subjektiver Richtung begriffen, während ich in meinem objektiven Bestreben im Nachteile und völlig allein stand.

Schiller hatte in dieser Hinsicht vor mir große Avantagen. Ein wohlmeinender General gab mir daher einst nicht undeutlich zu verstehen, ich möchte es doch machen wie Schiller. Darauf setzte ich ihm Schillers Verdienste erst recht auseinander; denn ich kannte sie doch besser als er. Ich ging auf meinem Wege ruhig fort, ohne mich um den Sukzeß weiter zu bekümmern, und von allen meinen Gegnern nahm ich so wenige Notiz als möglich.

Wir fuhren zurück und waren darauf bei Tiſche ſehr heiter. Frau von Goethe erzählte viel von Berlin, woher ſie vor kurzem gekommen; ſie ſprach mit beſonderer Wärme von der Herzogin von Cumberland, die ihr viel Freundliches erwieſen. Goethe erinnerte ſich dieſer Fürſtin, die als ſehr junge Prinzeß eine Zeitlang bei ſeiner Mutter gewohnt, mit beſonderer Neigung. . .

[2249.] April 19. Eckermann.

Der größte Philologe unſerer Zeit, Friedrich Auguſt Wolf aus Berlin, iſt hier auf ſeiner Durchreiſe nach dem ſüdlichen Frankreich begriffen. Goethe gab ihm zu Ehren heute ein Diner, wobei von weimariſchen Freunden Generalſuperintendent Röhr, Kanzler von Müller, Oberbaudirektor Coudray, Profeſſor Riemer und Hofrat Rehbein außer mir anweſend waren. Über Tiſch ging es äußerſt heiter zu: Wolf gab manchen geiſtreichen Einfall zum beſten; Goethe, in der anmutigſten Laune, ſpielte immer den Gegner. Ich kann mit Wolf nicht anders auskommen, ſagte Goethe mir ſpäter, als daß ich immer als Mephiſtopheles gegen ihn agiere. Auch geht er ſonſt mit ſeinen innern Schätzen nicht hervor.

Die geiſtreichen Scherze über Tiſch waren zu flüchtig und zu ſehr die Frucht des Augenblicks, als daß man ſich ihrer hätte bemächtigen können. Wolf war in witzigen und ſchlagenden Antworten und Wendungen ſehr groß, doch kam es mir vor, als ob Goethe dennoch eine gewiſſe Superiorität über ihn behauptet hätte.

[2250.] April 19. F. v. Müller.

Frohes Diner bei Goethe mit Wolf, Röhr, Coudray, Riemer, Rehbein. Wolfs Tabakskonterbanden bei Kehl. ~

Gegen Abend. Goethes heitere Ironie kontra Wolf und launige Oppoſitionen. Ich rezitierte die Körnerſche abſurde Zuſchrift. Wolf war weit ſanfter als ſonſt, aber doch voll beißender Wortſpiele. Humboldt ſchreibe aller vierzehn Tage eine neue amerikaniſche Grammatik. Zu den Kirſchen muß man nur Kinder und Sperlinge ſchicken, ſagte Goethe, als Wolf das Berliner Theater tadelte. ~ Goethe riet ihm ab, Thümmels Reiſen zu leſen.

[2251.] April 19. F. A. Wolf an K. A. Varnhagen v. Enſe.

Grade am zweiten Feſttage, wo mir Goethe eine große Mittagsgeſellſchaft geladen hatte, geriet er, der mit Reden

zu aller Erſtaunen unerſchöpflich war, über Ihre *Biographiſchen* drei Denkmale, die man in Weimar noch wenig zu kennen ſchien und pries ſie ſo aus dem Buſch, daß der Superintendent Röhr, neben mir, blaß und erſchrocken ward, ſie noch nicht geſehen zu haben. ~ In gewiſſer Hinſicht, ſagte Goethe, hätten Sie etwas Ultra-Plutarchiſches damit geliefert; das Plutarchiſche-Parallele zöge ſich ohnehin durch die drei gewaltigen Kerle *Graf Bückeburg, Graf Schulenburg und Baron Neuhof* fein durch. Auch Stil und Ausdruck wurden hochbelobt, und beſonders gefiel ihm die letzte Periode des Schlußſtücks. Aber das alles iſt bloß Einzelheit; er konnte nicht aufhören zu preiſen, und billig hätten Ihnen gegen 4 Uhr den 19. April die Ohren tüchtig klingen ſollen. Nach geſchloſſenem Panegyrikus bekam denn auch Ihr lieber Nachbar Streckfuß einige Laudes über ſeine Überſetzungen und auch die kleinern eignen Gedichte.

[2252.] April 21. F. v. Müller.

Bei Goethe, der ſehr launig war und immer Wolfen ironiſierte. Seine Diätfehler ſeien gar nicht ſchuld an ſeinem Übelſein, dieſes ſei bloß Ausfluß ſeiner Höflichkeit, weil er zu Hofe geweſen, den Großherzog nicht herab in den Schloßhof beſtellt habe. Die Krankheit gehe den Menſchen nichts an, er müſſe ſie ignorieren, nur die Geſundheit verdient remarkiert zu werden.

[2253.] April 26. F. v. Müller.

Bei Goethe bis $^1/_2$9 Uhr, meiſt mit Riemer. Über Raffaels Bilderbibel. Das Alte Teſtament ſei noch ſehr mäßig in Metaphern und Hyperbeln gegen die andern orientaliſchen Schriften. ‚Dieſe Leute hätten immer in der Natur gelebt, daher ihre Bilder aus unmittelbarer Anſchauung. Von Voltaire. Von Taureau blanc, der Anmut und Friſche der ſerbiſchen Lieder; eine ganz neue Menſchheit gehe einem darin auf. Von Rochlitzens Liebenswürdigkeit, der ſich ſtets in würdiger Mitte gehalten. Mein Bild von Schmeller habe eine gewiſſe Innigkeit. ‚Die Pedanten haben eigentlich immer recht.‘

[2254.] Mai 2. Eckermann.

Goethe machte mir Vorwürfe, daß ich eine hieſige angeſehene Familie nicht beſucht. Sie hätten, ſagte er, im

Laufe des Winters dort manchen genußreichen Abend verleben, auch die Bekanntſchaft manches bedeutenden Fremden dort machen können; das iſt Ihnen nun, Gott weiß durch welche Grille, alles verloren gegangen.

Eckermann begründete sein Fernbleiben aus dieſem Kreiſe.

Ihr ſeid ein wunderlicher Chriſt, ſagte Goethe lachend; tut was Ihr wollt, ich will Euch gewähren laſſen.

Und dann, fuhr ich fort, trage ich in die Geſellſchaft gewöhnlich meine perſönlichen Neigungen und Abneigungen und ein gewiſſes Bedürfnis zu lieben und geliebt zu werden. Ich ſuche eine Perſönlichkeit, die meiner eigenen Natur gemäß ſei; dieſer möchte ich mich gern hingeben und mit den andern nichts zu tun haben.

Dieſe Ihre Natur-Tendenz, erwiderte Goethe, iſt freilich nicht geſelliger Art; allein was wäre alle Bildung, wenn wir unſere natürlichen Richtungen nicht wollten zu überwinden ſuchen! Es iſt eine große Torheit, zu verlangen, daß die Menſchen zu uns harmonieren ſollen. Ich habe es nie getan. Ich habe einen Menſchen immer nur als ein für ſich beſtehendes Individuum angeſehen, das ich zu erforſchen und das ich in ſeiner Eigentümlichkeit kennen zu lernen trachtete, wovon ich aber durchaus keine weitere Sympathie verlangte. Dadurch habe ich es nun dahin gebracht, mit jedem Menſchen umgehen zu können, und dadurch allein entſteht die Kenntnis mannigfaltiger Charaktere ſowie die nötige Gewandtheit im Leben. Denn gerade bei widerſtrebenden Naturen muß man ſich zuſammennehmen, um mit ihnen durchzukommen, und dadurch werden alle die verſchiedenen Seiten in uns angeregt und zur Entwicklung und Ausbildung gebracht, ſo daß man ſich denn bald jedem Vis-à-vis gewachſen fühlt. So ſollen Sie es auch machen. Sie haben dazu mehr Anlage, als Sie ſelber glauben; und das hilft nun einmal nichts: Sie müſſen in die große Welt hinein, Sie mögen ſich ſtellen wie Sie wollen.

Ich merkte mir dieſe guten Worte und nahm mir vor, ſo viel wie möglich danach zu handeln.

Gegen Abend hatte Goethe mich zu einer Spazierfahrt einladen laſſen. Unſer Weg ging durch Oberweimar über die Hügel, wo man gegen Weſten die Anſicht des Parkes hat. Die Bäume blühten, die Birken waren ſchon belaubt und die Wieſen durchaus ein grüner Teppich, über welche die ſinkende Sonne herſtreifte. Wir ſuchten

maleriſche Gruppen und konnten die Augen nicht genug auftun. Es ward bemerkt, daß weißblühende Bäume nicht zu malen, weil ſie kein Bild machen, ſowie daß grünende Birken nicht im Vordergrunde eines Bildes zu gebrauchen, indem das ſchwache Laub dem weißen Stamme nicht das Gleichgewicht zu halten vermöge; es bilde keine großen Partien, die man durch mächtige Licht- und Schattenmaſſen herausheben könne. Ruysdael, ſagte Goethe, hat daher nie belaubte Birken in den Vordergrund geſtellt, ſondern bloße Birkenſtämme, abgebrochene, die kein Laub haben. Ein ſolcher Stamm paßt vortrefflich in den Vordergrund; denn ſeine helle Geſtalt tritt auf das mächtigſte heraus.

Wir ſprachen ſodann, nach flüchtiger Berührung anderer Gegenſtände, über die falſche Tendenz ſolcher Künſtler, welche die Religion zur Kunſt machen wollen, während ihnen die Kunſt Religion ſein ſollte. Die Religion, ſagte Goethe, ſteht in demſelbigen Verhältnis zur Kunſt wie jedes andere höhere Lebensintereſſe auch. Sie iſt bloß als Stoff zu betrachten, der mit allen übrigen Lebensſtoffen gleiche Rechte hat. Auch ſind Glaube und Unglaube durchaus nicht diejenigen Organe, mit welchen ein Kunſtwerk aufzufaſſen iſt, vielmehr gehören dazu ganz andere menſchliche Kräfte und Fähigkeiten. Die Kunſt aber ſoll für diejenigen Organe bilden, mit denen wir ſie auffaſſen; tut ſie das nicht, ſo verfehlt ſie ihren Zweck und geht ohne die eigentliche Wirkung an uns vorüber. Ein religiöſer Stoff kann indes gleichfalls ein guter Gegenſtand für die Kunſt ſein, jedoch nur in dem Falle, wenn er allgemein menſchlich iſt. Deshalb iſt eine Jungfrau mit dem Kinde ein durchaus guter Gegenſtand, der hundertmal behandelt worden und immer gern wieder geſehen wird.

Wir waren indes um das Gehölz, das Webicht, gefahren und bogen in der Nähe von Tiefurt in den Weg nach Weimar zurück, wo wir die untergehende Sonne im Anblick hatten. Goethe war eine Weile in Gedanken verloren, dann ſprach er zu mir die Worte eines Alten:

Untergehend ſogar iſt's immer dieſelbige Sonne.

Wenn einer 75 Jahre alt iſt, fuhr er darauf mit großer Heiterkeit fort, kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denke. Mich läßt dieſer Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feſte Überzeugung, daß unſer

Geiſt ein Weſen iſt ganz unzerſtörbarer Natur; es iſt ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit, es iſt der Sonne ähnlich, die bloß unſern irdiſchen Augen unterzugehen ſcheint, die aber eigentlich nie untergeht, ſondern unaufhörlich fortleuchtet.

Die Sonne war indes hinter dem Ettersberge hinabgegangen; wir ſpürten in dem Gehölz einige Abendkühle und fuhren deſto raſcher in Weimar hinein und an ſeinem Hauſe vor. Goethe bat mich, noch ein wenig mit hinaufzukommen, welches ich tat. Er war in äußerſt guter, liebenswürdiger Stimmung. Er ſprach darauf beſonders viel über die Farbenlehre, über ſeine verſtockten Gegner, und daß er das Bewußtſein habe, in dieſer Wiſſenſchaft etwas geleiſtet zu haben.

Um Epoche in der Welt zu machen, ſagte er bei dieſer Gelegenheit, dazu gehören bekanntlich zwei Dinge: erſtens daß man ein guter Kopf ſei, und zweitens daß man eine große Erbſchaft tue. Napoleon erbte die franzöſiſche Revolution, Friedrich der Große den Schleſiſchen Krieg, Luther die Finſternis der Pfaffen, und mir iſt der Irrtum der Newtonſchen Lehre zuteil geworden. Die gegenwärtige Generation hat zwar keine Ahnung, was hierin von mir geleiſtet worden; doch künftige Zeiten werden geſtehen, daß mir keineswegs eine ſchlechte Erbſchaft zugefallen.

Goethe hatte mir heute früh ein Konvolut Papiere in bezug auf das Theater zugeſendet; beſonders fand ich darin zerſtreute einzelne Bemerkungen, die Regeln und Studien enthaltend, die er mit Wolff und Grüner durchgemacht, um ſie zu tüchtigen Schauſpielern zu bilden. Ich fand dieſe Einzelnheiten von Bedeutung und für junge Schauſpieler in hohem Grade lehrreich, weshalb ich mir vornahm, ſie zuſammenzuſtellen und daraus eine Art von Theaterkatechismus zu bilden. Goethe billigte dieſes Vorhaben, und wir ſprachen die Angelegenheit weiter durch. Dies gab Veranlaſſung, einiger bedeutender Schauſpieler zu gedenken, die aus ſeiner Schule hervorgegangen, und ich fragte bei dieſer Gelegenheit unter andern auch nach der Frau von Heygendorf. Ich mag auf ſie gewirkt haben, ſagte Goethe, allein meine eigentliche Schülerin iſt ſie nicht. Sie war auf den Brettern wie geboren und gleich in allem ſicher und entſchieden gewandt und fertig wie die Ente auf dem Waſſer. Sie bedurfte meiner Lehre

nicht, ſie tat inſtinktmäßig das Rechte, vielleicht ohne es ſelber zu wiſſen.

Wir ſprachen darauf über die manchen Jahre ſeiner Theaterleitung, und welche unendliche Zeit er damit für ſein ſchriftſtelleriſches Wirken verloren. Freilich, ſagte Goethe, ich hätte indes manches gute Stück ſchreiben können, doch wenn ich es recht bedenke, gereut es mich nicht. Ich habe all mein Wirken und Leiſten immer nur ſymboliſch angeſehen, und es iſt mir im Grunde ziemlich gleichgültig geweſen, ob ich Töpfe machte oder Schüſſeln.

[2255.] Mai 5. Eckermann.

Die Papiere, welche die Studien enthalten, die Goethe mit den Schauſpielern Wolff und Grüner gemacht, haben mich dieſe Tage lebhaft beſchäftigt, und es iſt mir gelungen, dieſe höchſt zerſtückelten Notizen in eine Art Form zu bringen, ſo daß daraus etwas entſtanden iſt, das wohl für den Anfang eines Katechismus für Schauſpieler gelten könnte.

Ich ſprach heute mit Goethe über dieſe Arbeit, und wir gingen die einzelnen Gegenſtände durch. Beſonders wichtig wollte uns erſcheinen, was über die Ausſprache und Ablegung von Provinzialismen angedeutet worden.

Ich habe in meiner langen Praxis, ſagte Goethe, Anfänger aus allen Gegenden Deutſchlands kennen gelernt. Die Ausſprache der Norddeutſchen ließ im ganzen wenig zu wünſchen übrig. Sie iſt rein und kann in mancher Hinſicht als muſterhaft gelten. Dagegen habe ich mit geborenen Schwaben, Öſterreichern und Sachſen oft meine Not gehabt. Auch Eingeborene unſerer lieben Stadt Weimar haben mir viel zu ſchaffen gemacht. Bei dieſen entſtehen die lächerlichſten Mißgriffe daraus, daß ſie in den hieſigen Schulen nicht angehalten werden, das B von P und das D von T durch eine markierte Ausſprache ſtark zu unterſcheiden. Man ſollte kaum glauben, daß ſie B, P, D und T überhaupt für vier verſchiedene Buchſtaben halten, denn ſie ſprechen nur immer von einem weichen und einem harten B und von einem weichen und einem harten D und ſcheinen dadurch ſtillſchweigend anzudeuten, daß P und T gar nicht exiſtieren. Aus einem ſolchen Munde klingt denn Pein wie Bein, Paß wie Baß, und Teckel wie Deckel.

Ein hieſiger Schauſpieler, verſetzte ich, der das T und D gleichfalls nicht gehörig unterſchied, machte in dieſen Tagen einen Fehler ähnlicher Art, der ſehr auffallend erſchien. Er ſpielte einen Liebhaber, der ſich eine kleine Untreue hatte zuſchulden kommen laſſen, worüber ihm das erzürnte junge Frauenzimmer allerlei heftige Vorwürfe macht. Ungeduldig, hatte er zuletzt auszurufen: O ende! Er konnte aber das T vom D nicht unterſcheiden und rief: O ente! (O Ente!), welches denn ein allgemeines Lachen erregte.

Der Fall iſt ſehr artig, erwiderte Goethe und verdiente wohl in unſern Theaterkatechismus mit aufgenommen zu werden.

Eckermann erzählt einige weitere ähnliche Fälle.

Auch dieſe Fälle, ſagte Goethe, ſind nicht ſchlecht, und wir wollen ſie uns merken. So wenn einer das P und B nicht unterſcheidet und ausrufen ſoll: Packe ihn an! aber ſtatt deſſen ruft: Backe ihn an! ſo iſt es abermals lächerlich. Gleicherweiſe, fuhr Goethe fort, wird hier das ü häufig wie i ausgeſprochen, wodurch nicht weniger die ſchändlichſten Mißverſtändniſſe veranlaßt werden. So habe ich nicht ſelten ſtatt Küſtenbewohner — Kiſtenbewohner, ſtatt Türſtück — Tierſtück, ſtatt gründlich — grindlich, ſtatt Trübe — Triebe, und ſtatt Ihr müßt — Ihr mißt vernehmen müſſen, nicht ohne Anwandlung von einigem Lachen.

Dieſer Art, verſetzte ich, iſt mir neulich im Theater ein ſehr ſpaßhafter Fall vorgekommen, wo eine Dame in einer mißlichen Lage einem Manne folgen ſoll, den ſie vorher nie geſehen. Sie hatte zu ſagen: Ich kenne dich zwar nicht, aber ich ſetze mein ganzes Vertrauen in den Edelmut deiner Züge. Da ſie aber das ü wie i ſprach, ſo ſagte ſie: Ich kenne dich zwar nicht, aber ich ſetze mein ganzes Vertrauen in den Edelmut deiner Ziege. Es entſtand ein großes Gelächter.

Dieſer Fall iſt abermals gar nicht ſchlecht, erwiderte Goethe, und wir wollen ihn uns gleichfalls merken. So auch, fuhr er fort, wird hier das G und K häufig miteinander verwechſelt und ſtatt G — K und ſtatt K — G geſprochen, wahrſcheinlich abermals aus der Ungewißheit, ob ein Buchſtabe weich oder hart ſei, eine Folge der hier ſo beliebten Lehre. Sie werden im hieſigen Theater wahrſcheinlich ſehr oft Kartenhaus für Gartenhaus, Kaffe für

Gaſſe, klauben für glauben, bekränzen für begrenzen, und Kunſt für Gunſt bereits gehört haben oder noch künftig hören.

Etwas ähnliches, erwiderte ich, iſt mir allerdings vorgekommen. Ein hieſiger Schauſpieler hatte zu ſagen: Dein Gram geht mir zu Herzen. Er ſprach aber das G wie K und ſagte ſehr deutlich: Dein Kram geht mir zu Herzen.

Dergleichen Verwechſlungen von G und K, verſetzte Goethe, hören wir übrigens nicht bloß von Schauſpielern, ſondern auch wohl von ſehr gelehrten Theologen. Mir paſſierte einſt perſönlich ein Fall der Art, den ich Ihnen doch erzählen will.

Als ich nämlich vor einigen Jahren mich einige Zeit in Jena aufhielt und im Gaſthof Zur Tanne logierte, ließ ſich eines Morgens ein Studioſus der Theologie bei mir melden. Nachdem er ſich eine Weile mit mir ganz hübſch unterhalten, rückte er beim Abſchiede gegen mich mit einem Anliegen ganz eigener Art hervor. Er bat mich nämlich, ihm doch am nächſten Sonntage zu erlauben, ſtatt meiner predigen zu dürfen. Ich merkte ſogleich, woher der Wind wehte, und daß der hoffnungsvolle Jüngling einer von denen ſei, die das G und K verwechſeln. Ich erwiderte ihm alſo mit aller Freundlichkeit, daß ich ihm in dieſer Angelegenheit zwar perſönlich nicht helfen könne, daß er aber ſicher ſeinen Zweck erreichen würde, wenn er die Güte haben wolle, ſich an den Herrn Archidiakonus Koethe zu wenden.

[2256.] Mai 6. Eckermann.

Als ich im vorigen Sommer nach Weimar kam, war es, wie geſagt, nicht meine Abſicht, hier zu bleiben, ich wollte vielmehr bloß Goethes perſönliche Bekanntſchaft machen und dann an den Rhein gehen, wo ich an einem paſſenden Orte längere Zeit zu verweilen gedachte.

Gleichwohl ward ich in Weimar durch Goethes beſonderes Wohlwollen gefeſſelt; auch geſtaltete ſich mein Verhältnis zu ihm immer mehr zu einem praktiſchen, indem er mich immer tiefer in ſein Intereſſe zog und mir als Vorbereitung einer vollſtändigen Ausgabe ſeiner Werke manche nicht unwichtige Arbeit übertrug.

So ſtellte ich im Laufe dieſes Winters unter anderm verſchiedene Abteilungen Zahmer Xenien aus den kon-

fuſeſten Konvoluten zuſammen, redigierte einen Band neuer Gedichte ſowie den erwähnten Theaterkatechismus und eine ſkizierte Abhandlung über den Dilettantismus in den verſchiedenen Künſten.

Jener Vorſatz, den Rhein zu ſehen, war indes in mir beſtändig wach geblieben, und damit ich nicht ferner den Stachel einer unbefriedigten Sehnſucht in mir tragen möchte, ſo riet Goethe ſelber dazu, einige Monate dieſes Sommers auf einen Beſuch jener Gegenden zu verwenden.

Es war jedoch ſein ganz entſchiedener Wunſch, daß ich nach Weimar zurückkehren möchte. Er führte an, daß es nicht gut ſei, kaum geknüpfte Verhältniſſe wieder zu zerreißen, und daß alles im Leben, wenn es gedeihen wolle, eine Folge haben müſſe. Er ließ dabei nicht undeutlich merken, daß er mich in Verbindung mit Riemer dazu auserſehen, ihn nicht allein bei der bevorſtehenden neuen Ausgabe ſeiner Werke tätigſt zu unterſtützen, ſondern auch jenes Geſchäft mit gedachtem Freunde allein zu übernehmen, im Fall er bei ſeinem hohen Alter abgerufen werden ſollte.

Er zeigte mir dieſen Morgen große Konvolute ſeiner Korreſpondenz, die er im ſogenannten Büſtenzimmer hatte auseinanderlegen laſſen. Es ſind dies alle Briefe, ſagte er, die ſeit Anno 1780 von den bedeutendſten Männern der Nation an mich eingegangen; es ſteckt darin ein wahrer Schatz von Ideen, und es ſoll ihre öffentliche Mitteilung Euch künftig vorbehalten ſein. Ich laſſe jetzt einen Schrank machen, wo hinein dieſe Briefe nebſt meinem übrigen literariſchen Nachlaſſe gelegt werden. Das ſollen Sie erſt alles in Ordnung und beieinander ſehen, bevor Sie Ihre Reiſe antreten, damit ich ruhig ſei und eine Sorge weniger habe.

Er eröffnete mir ſodann, daß er dieſen Sommer Marienbad abermals zu beſuchen gedenke, daß er jedoch erſt Ende Juli gehen könne, wovon er mir alle Gründe zutraulich entdeckte. Er äußerte den Wunſch, daß ich noch vor ſeiner Abreiſe zurück ſein möchte, um mich vorher noch zu ſprechen.

[2257.] Mai 10. Soret.

Goethe m'a raconté ce soir tout ce qu'il a fait à Jena en faveur des établissemens succursaux de l'université; en particulier le Musée d'Histoire Naturelle et

la Bibliothèque; il m'a raconté quelques bonnes histoires sur les moyens qu'il a mis en œuvre pour forcer les résistances du corps académique et comment il est parvenu à créer des chaires actives là où précédemment il n'y avait eu que des titulaires. En particulier pour bien pourvoir aux chaires de chimie, de botanique, de minéralogie qui sont reléguées dans un coin de la classe de chirurgie comme sinécures et que l'on n'envisage que comme étant des branches spéciales de la pharmacie.

[2258.] Mai 15. F. v. Matthiſon.

Zu Weimar war mein erſter Gang zu Goethe, der eben von Jena zurückgekommen war. Kräftig und mit völlig gerader Haltung trat der alte Dichterkönig mir entgegen. Sein herrliches Auge hatte den früheren Glanz klar und ungetrübt erhalten. Das Geſpräch betraf die verſchiedenen Epochen, in welchen wir einander, ſeit dem Jahre 1783, auf der Lebensbahn begegnet waren. Ich hoffe, wir werden nun noch eine Weile beiſammen bleiben, ſagte er, als von ſeiner letzten Krankheit die Rede war. Schon hatte ich meinen Hut genommen, als ihm plötzlich noch etwas einzufallen ſchien. O laſſen Sie ſich noch ein wenig halten! Ich muß Sie noch einem alten Freunde vorführen. Nun ging er, um einen Schlüſſel zu holen, und öffnete dann ein Zimmer, wo mich Knebels ähnliches Bild gar freundlich willkommen hieß. Grüß Gott! lieber Knebel! rief ich Neuſchwabe recht herzlich dem Bilde zu, und Goethe ſchien ſich dieſes Ausdruckes einer vieljährigen Liebe zu freuen. Auf die Frage: Werden Sie nicht noch etwas für den Fauſt tun? erhielt ich zur Antwort: Das iſt größtenteils ſchon geſchehen.

[2259.] Mai 16. Soret.

Mrs. Meyer et Riemer passent la soirée avec moi chez Goethe; la conversation est en allemand; il nous parle des poésies serbes dont il a fait dernièrement la lecture; elles sont assez bien traduites dit-il et ont un caractère tout-à-fait particulier qui se rapproche pourtant plus de la réalité que de l'imaginaire.

Les faits plutôt que les sentimens y sont exposés mais la forme en est étrange comme vous pourrez en juger par les morceaux suivans.

Vous voyez, poursuit-il après sa lecture, qu'il prennent leurs sujets de si haut et que l'action est toujours si avancée dès le début du poème qu'il ne reste presque plus de place à l'imagination pour créer des événemens si ce n'est de massacrer tous les personnages. Aussi voit-on ces poèmes finir presque tous par le récit de catastrophes épouvantables.

Ici le valet de chambre Stadelmann entre et interrompt la conversation d'un air de triomphe; il vient dire: Que Votre Excellence me permette de lui faire part de ma découverte.

Goethe. Voyons, Stadelmann, voyons.

Stadelmann. J'ai pris le verre de vin, je l'ai mis sur une feuille de papier blanc comme cela, une chandelle ainsi placée; vous voyez que la lumière en traversant le vin produit sur le papier l'image des trois soleils et de l'arc-en-ciel que nous avons observé l'autre jour dans le ciel. En tournant ainsi voilà le soleil; ainsi, en voilà deux, ainsi en voilà trois et voici l'arc-en-ciel et voici le cercle blanc et voici le cercle obscur.

Goethe. Stadelmann est un genie qui rivalise avec la bonne nature; encore est-il plus économe qu'elle car il ne lui faut qu'un seul verre de vin blanc pour composer tout son athmosphère; allons, Stadelmann tourne ton verre.

Moi. Mais il est curieux que ce mouvement suffise pour amener ces accidens de lumière.

Goethe. Et les facettes? Monsieur le Cristallographe.

Moi. C'est vrai! je n'y pensais pas, à tous moments je me surprends occupé à observer au travers d'une lunette facettée sans m'en douter tout d'abord.

Goethe. C'est bon Stadelmann, mon ami, tu peut laisser là ton verre et tes trois soleils, nous te promettons d'y regarder de plus près.

Stadelmann. Ah oui, c'est très-curieux, c'est très-remarquable; il ne m'a fallu qu'une demi heure pour faire cette expérience; j'en découvrirais bien d'autres si j'en avais le tems.

Goethe. J'y n'en doute pas. Et surtout s'il avait l'instruction (poursuit-il en français) car cet homme est observateur, mais il fait comme tant d'autres, il se méprend sur la valeur des faits qui se présentent à lui, et

il suffit qu'ils lui appartiennent pour leur attribuer de l'importance.

Mr. Riemer (après avoir longtems tourné le verre). Voyez, Monsieur Soret, combien est jolie la partie colorée la plus obscure, on dirait que ce soit du velours.

Moi. C'est peut-être la seule chose à remarquer dans ce fait, aussi Stadelmann n'a-t-il eu garde de s'en apercevoir. La conversation a roulé ensuite sur Sacontala et la mythologie Indienne, mais comme elle n'offrait rien de nouveau je n'en ai pas pris note.

[2260.] Mai 18. Albertine v. Boguslawski an Wilhelm v. Boguslawski.

Frau von Goethe kam mir entgegen mit ihrem Sohn von fünf Jahren, führte mich in ein zweites Zimmer und ſagte mir mit einer freundlichen Begrüßung, daß ſie mir unterdeſſen den Enkel vorſtelle. Wir ſetzten uns auf ein Sofa in dieſem Zimmer mit drei Fenſtern, das ganz einfach aber bequem eingerichtet war, und wo ſich außer wenigen anderen an der Seite des erſten Fenſters der Kopf der großen Juno befand, die Du wohl kennſt.

Der Kleine iſt ein munteres ſchönes Kind und ich betrachtete eben ſeine außerordentlich großen ſchwarzen Augen, in denen etwas vom Großvater ſein mußte, als dieſer eintrat, die Tür ſchloß, mich freundlich zum Niederſitzen nötigte, einen Stuhl nahm und neben Deiner Schweſter faß! Es waren keine Flügeltüren aufgegangen, damit der berühmte Mann eintrete und die große Minute vergönne. Er war da und ſprach und dankte freundlich für das Mitgebrachte und fragte und nahm alles freundlich auf. Ich betrachtete dieſe Züge, während er ſich in Röſtells Lob ausſprach; ich dachte daneben an ſeine ſchönſten Stellen, in denen einfach der hohe Genius ſich ausſpricht, und ich war mir jetzt vor dieſem Goethe keines anderen Gefühles, als nur des Dankes bewußt, daß der Himmel uns, ſeinen Menſchen, ſo viel gewährt. Jeder Schmerz iſt Seelenohnmacht, da wir im Geiſt über der Erde und über dem Schmerze leben können.

Bin ich Dir ungenügend und unverſtändlich mit dieſem meinen Eindruck von dem großen Manne, Wilhelm? Ich habe ungefähr alles aufzufaſſen und zu bewahren geſucht, was er dann ſagte, aber Wehmut miſcht ſich gewöhnlich zuerſt in jene Erhebung, die das Schöne

und Große in mir hervorbringt. Auf die Grüße der Frau von Kalb war er ſehr erfreut, von ihr etwas zu hören, rühmte ſie in jeder Art und ſagte, ſehr angenehme Zeiten mit ihr verlebt zu haben. Er bat in einem recht herzlichen Tone ſie von ihm zu grüßen ſowie auch die Generalin *Amalie v.* Helvig *geb. v. Imhof,* von der er ſelbſt anfing und deren Überſetzungen der nordiſchen Romanzen er rühmte. Er erwähnte dann Berlin, die Winterunterhaltungen, natürlich auch das Theater, worauf ich erwidern mußte, daß wir das Beſte doch gerade aus Weimar hätten, nämlich die Wolffs, und er nahm es freundlich auf, als ich auf Wolffs Vorſtellung des Fauſt kam und ihm ſagte, daß ich demſelben die Bekanntſchaft dieſes ſeines Werkes verdanke. Er wußte davon, und als ich die Schule der Wolffs erwähnt hatte, ſagte er: es ſei doch auch erfreulich, daneben Talente zu bemerken, die alles ſich ſelbſt verdankten und allein recht viel geworden ſeien, z. B. Devrient — wie er denn jedesmal leicht hinwegging über alles, was man ihm ſchuldig iſt. Beſonders intereſſant ſprach er dann über italieniſche Opern, vorzüglich diejenigen in Italien ſelbſt, und man ſah es ihm an, wie ſich ſeine Seele lebhafter bewegt bei dem Gedanken an dies Land. Er rühmte beſonders die Art der kleinen Opern, die improviſiert würden von jedem einzelnen und wie denſelben an geiſtiger Lebhaftigkeit nichts gleich käme; er meinte, daß die Vaudevilles in Frankreich ſich ihnen am erſten und am meiſten näherten. Von den nordiſchen Gedichten der Frau von Helvig oder mehr noch von dem heutigen Improviſator in Holland kam er auf die Literatur dieſes Landes und meinte, daß dieſelbe recht viel Vortreffliches beſitze, daß man ſie bei uns nicht ſehr kenne, weil ſie freilich in der Form ganz nach der franzöſiſchen gebildet ſei.

Er ſprach dann auch von Schleſien, von Fiſchbach, daß er niemals im Gebirge geweſen ſei, und als ſein kleiner Enkel zu der Mutter ſagte, er wolle zu mir kommen, uns dort beſuchen, ſagte Goethe zu dieſem: Da bitte doch, daß dein Großpapa auch mitkommen darf. Das war doch artig! — Als ich endlich, gewiß nach einer Stunde, aufſtand um wegzugehen, gab er mir die Hand; ich war wirklich recht bewegt und bat ihn, ihm nun zuletzt danken zu dürfen für alles, was er uns gegeben habe. Da ſchüttelte er meine beiden Hände und ſagte:

Nun! das freut mich, wenn Ihnen etwas davon wohlgetan hat. Ich weinte recht von Herzen und freudig vor ihm, ſagte, daß ich einen Bruder hätte und daß ich ihm den ſchicken würde. Darauf ſah er mich bejahend an, ſagte: Adieu! und noch ein recht freundliches Wort und ging, und ich von der andern Seite mit der Tochter.

[2261.] Mai 25. Soret.

Il est question de mon élève.

Goethe. Comment occupez-vous votre tems avec lui?

Moi. Jusqu'à présent le nombre des études regulières est très-limité et les causes de distractions me paraissent trop nombreuses. Lorsque le Prince est disposé à entrer en conversation un peu suivie je tends toujours à le rammener à des idées positives et à des faits, parce que son imagination est portée à préférer les idées poétiques. J'aurais mieux aimé me voir forcé à prendre une route opposée, mais dans sa position plus que dans toute autre, il est essentiel de se tenir au domaine des choses réelles.

Goethe. Des deux méthodes opposées vous avez choisi la plus difficile; moi je suis d'avis que les meilleurs contre-poisons se trouvent parmi les venins et vous réussiriez peut-être plus facilement à régler son imagination par la poésie que par la réalité. Vous avez fait un tableau exhaustif des connaissances humaines d'après Bentham; Son Altesse Royale m'en a parlé et je suis curieux de le connaître; mais a priori je ne crois pas à la possibilité de faire un tableau satisfaisant pour tous les esprits; telle division convient à telle tournure d'idée qui devient inadmissible pour un autre entendement. Passe encore s'il ne s'agissait que des premiers embranchemens; mais là où ils s'anastomosent comme mes doigts, l'un part à gauche, l'autre à droite, l'autre reste au milieu et puis après bien des ramifications ils reviennent tous au même point.

Moi. L'objection est forte, mais il semble que le sistème bifurqué tel que l'a conçu Bentham y répond en partie; l'essentiel est de n'admettre jamais pour chefs de division que les deux qui s'exclusent complètement l'un l'autre; il est difficile alors que la confusion puisse naître et cette méthode conduit très loin sans difficultés majeures.

Goethe. Cela est possible mais je ne le crois pas applicable à tant; au reste vous en aurez assez et plus qu'il ne vous eu faut pour trouver le fil qui peut vous guider dans le but d'instruire le Prince, et avant de pousser plus loin cette discussion il conviendra que je prenne connaissance de votre travail sur la communication je compte comme vous me l'avez promis.

Mr. Riemer se fait annoncer au moment où nous commencions à parler de minéralogie. Goethe nous fait l'analise d'un poème anglais sur la géologie avec tant d'esprit et d'imagination que l'original n'a sans doute rien perdu à passer par sa traduction; un pareil livre, dit-il ensuite, en amusant les gens du monde peut leur donner cette espèce de connaissance générale que je voudrais voir dans tout homme intelligent et pour répandre le goût de la science. Ce genre d'intérêt gagne de proche en proche et peut produire le plus grand bien, car chacun est en état de se rendre utile par des recherches locales et des observations isolées.

Moi. Vous croyez que s'ils étaient un peu plus instruits ils observeraient moins bien.

Goethe. À coup sûr, car ils passeraient dans le corps déjà trop nombreux des savans, des géologues proprement dits; ils auraient leur sistème et observeraient en conséquence. En géologie plus peut-être que par tout ailleurs on n'a point encore assez de faite. J'ai observé que les meilleurs découvreurs ne sont pas ceux qui ont les connaissances les plus profondes. L'enfant a le nez plus près de la terre; il est souvent le premier à voir l'insecte qui rampe à sa surface parce qu'il ne songe pas à la possibilité d'un météore qui l'engagerait à quitter le ciel et lui ferait perdre de vue sa petite recherche.

Moi. Mais cela n'est bon que pour les manœuvres de la science.

Goethe. Eh plût au ciel que tout le monde fut manœuvre; à force de vouloir être autre chose et de trop philosophe on embrouille tout.

Monsieur Riemer donne un autre tour à la conversation en parlant de Lord Byron, de sa mort, etc. Goethe après avoir parlé de ses écrits et en avoir fait le plus brillant exposé continua ainsi. Au reste quoique mort jeune, le domaine des lettres n'a rien perdu sous le rapport d'une extension plus grande. Byron ne pouvait pas aller plus

loin; il avait atteint son maximum de force et ce qu'il aurait produit dans la suite quoique sans doute toujours bon et beau aurait été plus utile à l'amusement du lecteur qu'à lui-même, cela n'aurait pas servi á reculer les limites du champ où son génie pouvait se développer. Il a gagné le terme le plus éloigné de ses conceptions dans l'inconcevable production de La Vision du Jugement.

[2262.] Mai 26. Eckermann.

Ich nahm heute Abſchied von Goethe, um meine Lieben in Hannover und ſodann den Rhein zu beſuchen. ~ Goethe war ſehr herzlich und ſchloß mich in ſeine Arme. Wenn Sie in Hannover bei Rehbergs, ſagte er, vielleicht meine alte Jugendfreundin Charlotte Keſtner ſehen, ſo ſagen Sie ihr Gutes von mir. In Frankfurt werde ich Sie meinen Freunden Willemers, dem Grafen Reinhard und Schloſſers empfehlen. Auch in Heidelberg und Bonn finden Sie Freunde, die mir treu ergeben ſind und bei denen Sie die beſte Aufnahme finden werden. Ich hatte vor, dieſen Sommer wieder einige Zeit in Marienbad zuzubringen, doch werde ich nicht eher gehen, als bis Sie zurück ſind.

[2263.] Mai Ende. H. Meyer an Ch. D. Rauch.

Herr Staatsminiſter von Goethe befindet ſich recht wohl und grüßt Sie freundlich. Er ſagte mir, in Venedig ſei öffentlichen Nachrichten zufolge noch ein Skulpturdenkmal gefunden worden, welches aller Wahrſcheinlichkeit gemäß vom Giebel des Parthenon herrühre. —

[2264.] Mai 31. H. Meyer an Ch. D. Rauch.

Herr Staatsminiſter von Goethe grüßt freundlichſt und freut ſich, Sie zu ſehen und mit Ihnen das Erforderliche wegen der Statue zu überlegen. Er wird zuverläſſig noch den ganzen Monat Junius, wahrſcheinlich noch einen Teil des Julius in Weimar zubringen; doch läßt ſich dieſes letztere nicht geradezu als gewiß verſichern, indem zufällige Ereigniſſe auf ſeine Entſchlüſſe wirken können. Nochmals hat er mir ſeine große Zufriedenheit zu erkennen gegeben darüber, daß Sie die Bemerkungen, welche ich Ihnen letzthin in betreff des Gipsmodells für die ſitzende Statue freimütig mitgeteilt, wohl aufgenommen haben, und ich antwortete darauf mit einem Vers von Wieland:

Den guten Tänzern iſt gut geigen.

[2265.] Juni 3. Soret.

Goethe m'apprend qu'il attent la visite du Comte Gaspard de Sternberg et qu'il s'en réjouit infinément; je suis embarassé pour pouvoir bien vous exprimer ma pensée en français; je voudrais pouvoir dire de lui que c'est un homme comme il faut, mais on donne ce titre à tant de gens indignes de le porter ou du moins de lui être assimilés qu'en vérité j'aime mieux me passer de l'appeler ainsi.

Moi. Selon l'usage on a abusé de cette expression comme on abuse de toutes celles dont chacun peut tirer quelque profit. À force de dire de chacun c'est un homme comme il faut on ne sait plus comment employer comme il faut cette expression.

Goethe. Le jeu de mots est bon. Avez-vous entendu parler de la fête de Thaer, vous autres gens de cour?

Moi. Non.

Goethe. Une cour est un monde à soi, tout ce qui n'en ressort pas lui parait peu digne d'attention; l'étiquette prend la place de la pensée. Eh bien, sachez que Thaer est un agronome distingué; il a rendu d'innombrables services à l'agriculture et a formé une nombreuse école; c'est un bon homme de mon âge, ce qui veut bien dire quelque chose. On vient de célébrer son jubilé; Zelter m'a demandé des vers à cette occasion; je m'y suis prêté volontiers, il a fait la musique et vous trouverez dans cette lettre que je viens de recevoir de lui tous les détails de la fête.

Mon ami Zelter est l'un de mes correspondans les plus précieux. J'ai de lui une collection de lettres dès le commencement de ce siècle, toutes aussi pleines d'ésprit et de vivacité que celle-ci; chose bien remarquable avec une langue aussi peu favorable que la nôtre au genre épistolaire.

[2266.] Juni 6. F. v. Müller.

Vormittags mit Funck aus Frankfurt eine Viertelſtunde bei ihm. Er war ziemlich freundlich, doch nicht redſelig. Stielerſche Karten. Reiſe des Leutnant Lundſon aus Delhi nach London. Branſche drei Journale, Miszellen, Minerva, ethnographiſches Archiv. — Nachmittags nach Hoftafel. Er ſaß im Hemdsärmel und trank mit Riemer. Erſteres war Urſache, daß er Gräfin Line Eg-

loffſtein nicht annahm. Sie möge doch, ſagte er zu Ottilien, des Abends zu mir kommen, nicht wenn Freunde da ſind, mit denen ich tiefſinnig oder erhaben bin. Nicht leicht habe ich ihn geiſtreicher und lebhafter geſehen.

Einige Anekdoten, die ich ihn von Kirchnern* in Frankfurt erzählte, brachten das Geſpräch auf Humor.

Nur, wer kein Gewiſſen oder keine Verantwortung hat, ſagte er, kann humoriſtiſch ſein. Muſäus konnte es ſein, der ſeine Schule ſchlecht genug verſah und ſich um nichts und um niemanden kümmerte. Freilich humoriſtiſche Augenblicke hat wohl jeder; aber es kommt darauf an, ob der Humor eine beharrliche Stimmung iſt, die durchs ganze Leben geht.

Wahrſcheinlich deswegen, ſagte ich, weil dem Humoriſten mehr an ſeiner Stimmung, als an dem Gegenſtand gelegen iſt; weil er jene unendlich höher, als dieſe anſchlägt. Ganz recht kommentiert, erwiderte er, und ſogar ganz in meinem Sinne.

Wieland z. B. hatte Humor, weil er ein Skeptiker war und den Skeptikern iſt es mit nichts ein großer Ernſt. Wieland hielt ſich niemandem reſponſabel, nicht ſeiner Familie, nicht ſeinem Fürſten und handelte auch ſo. Wem es aber bitterer Ernſt iſt mit dem Leben, der kann kein Humoriſt ſein. Wer unterſteht ſich denn Humor zu haben, wenn er die Unzahl von Verantwortlichkeiten gegen ſich ſelbſt und andere erwägt, die auf ihm laſten? Wenn er mit Ernſt gewiſſe beſtimmte Zwecke erreichen will? Unter den großen Staatsmännern hat bloß der Herzog von Oſſuña Humor gehabt, aber aus Menſchenverachtung. Doch damit will ich den Humoriſten keine Vorwürfe machen. Muß man denn gerade ein Gewiſſen haben? Wer fordert es denn?

Ich führte an, daß irgendein Schriftſteller geſagt habe, der Humor ſei nichts anders als der Witz des Herzens.

Goethe ergrimmte aufs heftigſte über die Redensart Nichts anderes als.

So, ſchrie er, ſagte einſt Cicero: die Freundſchaft iſt nichts anderes als uſw. O du Eſel, du einfältiger Burſche, du heilloſer Kerl, der nach Griechenland läuft, um Weisheit zu holen und nichts Klügeres als jene unſinnige Phraſe herausbringt. Nichts anderes! Lauter Negation, lauter

* Anton Kirchner, Pfarrer, der Geſchichtſchreiber Frankfurts.

Herabſetzung! Ich werde gleich wütend, wenn ich dergleichen höre. Nie konnte ich vor Matthiſſon* Achtung haben, wegen des abſurden Liedes: Namen, ich** nenne dich nicht.

Und Witz des Herzens, welcher Unſinn! Ich weiß nicht, was Herz iſt und will ihm Witz beilegen! Dergleichen Phraſen ſtreifen an meinem Ohre vorüber wie zerplatzte Luftblaſen; der Verſtand findet abſolut nichts darin; das iſt hohles Zeug.

Es dauerte lange, ehe er ſich beruhigte und dabei ſtrömten die ſchlagendſten Einfälle aus ſeinem Munde.

Webers Vorleſung über die Braut von Korinth gefiel ihm. Doch, fügte er hinzu, habe ich nicht aus Phlegons von Tralles (eines Freigelaſſenen Kaiſer Hadrians) Traktat von wunderbaren Dingen, ſondern wo anders her das Sujet genommen, es aber meiſt vom Stoffartigen entkleidet. Philinnion hieß die Braut.

Die Gegenſätze der heidniſchen und chriſtlichen Religion bieten allerdings eine reiche Fundgrube für die Poeſie. Aber eigentlich taugten beide nichts.

Darauf auf den Dichter Immermann kommend, bemerkte er: Ich laſſe Immermann gewähren und kann ihn mir nicht recht konſtruieren. Wie kann ich über ein erſt Werdendes, Problematiſches urteilen? habe ich nicht mit meinem eigenen Werden genug zu tun? Und Sie wiſſen, daß ich ein fortwährendes Werdendes ſtatuiere.

So fuhr er lange im Tone der Orakelſprüche fort, z. B.:

Gegen einen Grundſatz ſtatuiere ich keine Erfahrung. Ich leugne ſie geradezu.

Alles Tragiſche beruht auf einem unausgleichbaren Gegenſatz. So wie Ausgleichung eintritt oder möglich, ſchwindet das Tragiſche.

Kirchners Kopf paßt nicht zu ſeinem Rumpf und Leib. Schleppte er nicht am letztern eine ſo große Laſt herum, ſo würde er noch viel mehr Teufelszeug machen, noch viel lebendiger ſein. Er iſt ein kluger Schelm, der klügſte in Frankfurt. Dort herrſcht der kraſſeſte Geld-

---

* Ein entſchiedener Irrtum. Das Gedicht iſt von W. Ueltzen.

** Richtiger:

Namen nennen dich nicht,
Dich bilden Griffel und Pinsel
Sterblicher Künſtler nicht nach.

ſtolz, die Köpfe ſind dumpf, beſchränkt und düſter. Da taucht nun auf einmal ſo ein Lichtkopf wie Kirchner auf! Ich will wetten, oder vielmehr de credulitate ſchwören, er ſchickt zu Michaelis keine weitern Frankfurter nach Jena.

Meine Freunde teile ich in Hoffer und Verzweifler. An der Spitze der erſtern: der Kanzler, der letztern: Meyer. Dieſer ſteht ſo hoch im Verzweifeln, daß er wieder zu hoffen anfängt. Die Geſchichte mit Oubril, dem die Gräfin Henckel den Doblado von mir verſchaffte, amüſierte Goethen ſehr.

[2267.] Juni 13. F. v. Müller.

Nach Hofe war ich bei Goethe mit Riemer. Rouſſeaus Botanique, des Großherzogs Losſagen vom Handel mit Buchhändler Jügel wegen der Raffaeliſchen Tapeten.

Wenn man für einen Fürſten handelt und ſpricht, muß man ſein wie ein Scharfrichter, ſeine Befehle raſch, ſtreng glattweg vollziehen.

Über Byrons Tod äußerte er, daß er gerade zu rechter Zeit erfolgt ſei. Sein griechiſches Unternehmen hat etwas Unreines gehabt, hätte nie gut endigen können.

Es iſt eben ein Unglück, daß ſo ideenreiche Geiſter ihr Ideal durchaus verwirklichen, ins Leben einführen wollen. Das geht nun einmal nicht, das Ideal und die gemeine Wirklichkeit müſſen ſtreng geſchieden bleiben. Über Naglers Geſandtſchaftspoſten; über meine ſanguiniſchen Hoffnungen bei ſolchen Vorfällen. Anſtettens Brief hatte er der Großfürſtin noch immer nicht gezeigt: Ich bin ohnehin viel zu kommunikativ; ich will es mir abgewöhnen. Als ich ihn durch poetiſche Troſtgründe wegen Ulrike und auch wegen Schillers Verluſt, den er von neuem lebhaft und ſchmerzlich beklagte, beruhigen wollte, ſagte er: Ach, das ſind lauter Scheingründe; ſo etwas iſt rhetoriſch recht hübſch und gut, aber es kann mir nichts helfen: verloren bleibt verloren! Alle Einbildung kann mir die glückliche Vergangenheit nicht wiedergeben.

[2268.] Juni 22. Chr. D. Rauch.

Morgens wurde ich durch Goethe der verſtändigen und geiſtreichen regierenden Frau Großherzogin vorgeſtellt. Goethe ſprach bei dieſer Gelegenheit ſeinen voll-

kommenſten Beifall über die Aufriſſe und Pläne des von Schinkel in Berlin zu erbauenden großen Kunſtmuſeums umſtändlich und deutlich aus.

[2269.] Juni 30. F. v. Müller.

Von $3^1/_2$—9 Uhr bei Ihm. Dann mit Coudray, ſpäter auch mit Riemer, endlich noch mit Meyer, der Abſchied nahm, morgen nach Karlsbad reiſend. Nie habe ich Goethe geiſtreicher, lebhafter, humoriſtiſcher, offener, grandioſer geſehen. Aufforderung an mich, die Gedichte zum Pentazonium* herbeizuſchaffen, die Motive zu den fünf Zonen zu ſchematiſieren. Über das vir semiseculari müßte Eichſtädt konſultiert werden, keine jüngern Philologen; nur fünfzigjährige mindeſtens ſeien hier patres curiae. Im Geiſtreichen raſch vorwärts, im Konventionellen Poſitiven, Rezipierten aber vielfach umgefragt, umgeſchaut, ja ſelbſt pedantiſch!

Riemer wollte nun gleich eine Disputation halten, ob es Pente- oder Pentazonium oder gar Penta- oder Hepta-ſolium heiße.

Coudrays brillante Idee, die □ möge zur Jubelfeier *des Großherzogs Carl Auguſt* Preisaufgaben für Maler ſetzen. Goethes extemporiertes Programm dazu; aber, ſagte er, nur zwei große Momente habe die ſächſiſche Geſchichte als brauchbare Motive: 1. Kurfürſt Friedrich der Weiſe lehnt die Kaiſerwürde ab und 2. Herzog Bernhard ergreift nach Guſtav Adolfs Tode das Kommando. In der Entwicklung dieſer Motive, die nur beide zuſammen den Gegenſtand erſchöpfen, war Goethe bewundernswürdig. Welche Gegenwart aller Anſchauungen, Abſtraktionen! Meyers ſkeptiſche, ja deſperate Einwürfe. Goethes Urteil über Schadow, Kolbe, Macco; Hartmann ſchien er noch am höchſten zu ſtellen, zweifelte aber an ſeiner Bereitwilligkeit, da er gegen Weimar ſein ganzes Leben vergällt ſei. Nahls Superportgemälde in des Großherzogs grünem Zimmer, wie Minerva den Ulyſſes enthüllt, ſei das beſte im ganzen Schloſſe und doch habe der Großherzog es ſehr getadelt.

Coudray ſchimpfte auf unſer katholiſches Regulativ wegen der Trennung der Ehe; das gab Gelegenheit zu

* Pentazonium Vimariense dem 3. September 1825 gewidmet, von Coudray gezeichnet, geſtochen von Schwerdgeburth.

grellen und tollen Ausfällen Goethes über die Myſterien der chriſtlichen Religion, vorzüglich über die immaculata conceptio St. Mariae, deren Mutter Anna ſchon immaculate konzipiert haben ſoll. —

Scharfe Kritik der Lettres Romaines. Der Verfaſſer ſei nie in Rom geweſen; es ſei eine Parteiſchrift, ziehe alles Ideale ins Gemeine herab, entkleide alle Symbole ihres höhern Sinnes. Jede Idee verliert, wenn ſie real wird, ihre Würde.

Nach Meyers und Coudrays Weggang kam das Geſpräch auf Spanien. Goethe entwickelte in großen charakteriſtiſchen Umriſſen die ältere Geſchichte Spaniens, den langen Kampf mit den Mauren, die daraus entſtandene Iſolierung und Oppoſition der einzelnen Provinzen, und wie notwendig alle zehn Millionen Bewohner ſich aufreiben mußten, weil nirgends Heil zu finden möglich. Großes Lob des Buches Spanien und die Revolution. Der jetzige Zuſtand der Welt — Klarheit in allen Verhältniſſen — iſt dem Individuum ſehr förderlich, wenn es ſich auf ſich ſelbſt beſchränken will; will es aber eingreifen in die bewegten Räder des Weltganges, glaubt es als ein Teil des Ganzen ſelbſttätig nach eigenen Ideen wirken, ſchaffen oder hemmen zu müſſen, ſo geht es um ſo leichter zugrunde. Ich meinesteils möchte in keiner andern Zeit gelebt haben. Man muß nur ſich auf ſich ſelbſt zurückziehen, das Rechte ſtill im angewieſenen Kreiſe tun; wer will einem dann etwas anhaben?

Vorleſen mehrerer höchſt humoriſtiſcher und naiver Szenen aus Malsburgs Überſetzung der Lope de Vegaiſchen Stücke. Goethe agierte meiſterhaft dabei.

[2270.] Juni Ende/Juli Anfang. F. v. Müller an Gräfin Julie v. Egloffſtein.

Goethe ſagt Ihnen viel Tauſend Schönes und Herzliches. ~

Ich ſpreche nicht gern von Julie, ſagte er mir jüngſt, ich empfinde im ſtillen zu viel über ihr Wegbleiben und über den zögernden Gang ihrer Hofanſtellung. Wir können uns doch nicht rühmen, eine vorzüglichere Perſon ihrer Art gekannt zu haben! Aber wenn ſie klug, wenn ſie nicht dunkel über ſich ſelbſt wäre, ſo käme ſie unverweilt zurück. Das allein könnte und müßte der Sache ſchnell ein Ende machen. Ihre Erſcheinung würde

das alte Intereſſe der Fürſtlichkeiten an ihr raſch beleben, und der zarteſte und doch der wirkſamſte ſtillſchweigende Vorwurf für ſie ſein — und glauben Sie mir, Fürſten tröſten ſich leicht wegen Abweſender, aber nur ſehr ſchwer laſſen ſie Anweſende, für die ſie ſich intereſſieren, unbefriedigt. Was ſoll ihr, Juliens, längeres Wegbleiben heißen? Es hat keinen vernünftigen Sinn. Es ſieht einer Boutade, einem Ertrotzenwollen durch Wegbleiben ähnlich. Es ſchadet ihr offenbar bei den Herrſchaften, die ſie ſehr ungern vermiſſen. Sie gehört zu uns, hier iſt ihre Stelle. Was will ſie in den Wäldern, in den Teichen?

Frau von Eſchwege* wird nicht gehen, bis Julie kommt; dann aber gewiß in kürzeſter Zeit. Glauben Sie, der Großherzog würde Julie ein zweites Mal wegreiſen laſſen, ohne ihr die Stelle einzuräumen? Das iſt undenkbar. Kurz, ſprecht mir nicht mehr davon, ich ärgere mich zu ſehr; es war unrecht ſchon, daß ſie das erſtemal wegging; viel unrechter, ja abgeſchmackt iſt es, daß ſie ſo lange wegbleibt, als jene nicht das Feld von ſelbſt räumt. Das heißt ja, ihr ſelbſt den Wechſelbrief verlängern. Schwatzt mir nicht von Delikateſſe, von unangehmer Empfindung beim Wiederkommen vor erreichtem Ziel, von gekränktem Ehrgefühl; das iſt für Philiſterſeelen allenfalls, nicht aber Juliens würdig. Wer den Zweck will, muß die Mittel wollen, ſich über kleine Unannehmlichkeiten hinwegſetzen und grandios genug denken, ſich ſelbſt und der Macht ſeiner Perſönlichkeit zu vertrauen. ~

Und wie wird Goethe ſich freuen, wenn Sie ſeinem — Rate, darf ich nicht ſagen, denn Sie wiſſen, daß er ſtets im Munde führt: Die Menſchen laſſen ſich ja nicht raten — aber: Winke, Wunſche, gefolgt ſind!

[2271.] Sommer Anfang. Nach G. H. A. Wagner.

Goethe äußerte dieſen Sommer gegen Wagner, der ihn in Weimar beſuchte, die nördlichen proteſtantiſchen Staaten müßten zum Heile der Welt eng verbunden bleiben gegen nordöſtliche Barbaren; hauptſächlich gehörten Preußen und England in dieſen Bund.

[2272.] Juli 11. Riemer.

Goethe: Seit Ourica, *Roman der Herzogin von Duras*, habe ich alles abgelehnt. Man wollte mir auch einen

* An deren Stelle Julie Egloffſtein treten ſollte.

Poete Delavigne aufdringen und deſſen Gedicht* L'école des vieillards; ich improviſierte dagegen folgendes:

Was reimt der Junge, der Franzos,
Uns alte Herren zu bekehren?
Die Zeit iſt wie der Teufel los,
Die weiß allein uns zu belehren.

Und ſo hoff' ich denn auch dieſes Gedicht los zu ſein, da ich die Materie beſſer zu verſtehen glaube, als der Gelbſchnabel von Verfaſſer.

[2273.] Juli 18. Soret.

Le petit Walter Goethe a passé plusieurs jours auprès de mon élève à Dornburg. Son grand père me demande si j'ai été content de lui et je donne un bon témoignage de l'enfant; j'observe en outre que le cercle de ses idées est très-étendu, qu'à cet égard il a été fort utile à mon élève en lui parlant de choses nouvelles pour lui parce qu'elles tenaient à l'expérience de la vie vulgaire et que je mettrais beaucoup de prix à voir souvent autour du Prince des enfans bien élevés et bien francs.

Les enfans, me dit Goethe, sont les meilleurs précepteurs que l'on puisse choisir parce qu'ils sont tout disposés à s'accorder réciproquement une oreille attentive et aussi, comme vous l'avez observé, parce qu'ils se parlent une langage plus intelligible que le nôtre. Mais tandis que mon Walter apprenait à former dans son esprit une nouvelle association d'idées en voyant qu'il s'y trouve des noli me tangere redoutables, en voyant de plus près la vie de cour si nouvelle pour lui, je crains que votre élève n'en ait pas aussi bien profité que vous le dites parce que Walter aura craint de blesser le Prince et l'aura trop ménagé.

Moi. J'espère que ce n'est point le cas, les deux amis se sont bien vite placés sur un terrain de familiarité qui permettait à Walter de dire toute sa pensée et le Prince en aura tiré parti.

Goethe. Je suis toujours frappé de penser que la vie la plus active, la plus variée, celle où l'on voit le plus d'objets nouveaux passer devant nos yeux, la vie de cour enfin, soit l'une de celles où pourtant les progrès de l'esprit soient les plus difficiles à obtenir.

* Luſtſpiel.

[2274.] Juli 30. Riemer.

Im Anſchluß an den Brief an Knebel vom 30. Juli 1824 über die altengliſchen Schauſpiele im 1. Band von Shakeſpeares Vorſchule von Tieck, namentlich Arden von Faversham, den Goethe als Werk Shakeſpeares anſpricht:

G.: Es iſt der ganze rein treue Ernſt des Auffaſſens und Wiedergebens ohne Spur von Rückſicht auf den Effekt, vollkommen dramatiſch, ganz untheatraliſch. — Mir erſcheint Shakeſpeare in jeder Zeile, und zwar der junge, dem es zu tun iſt, ſich ſelbſt von den Tiefen der Menſchheit Rechenſchaft zu geben, dem aber die eigentliche Bretterbühne ſo gut wie Null iſt. Dieſer Umſtand ſcheint mir durch alle ſeine Stücke durchzugehen.

[2275.] Juli Ende. F. v. Müller an F. Rochlitz.

~ Ich kann Ew. Wohlgeboren nicht genug ausſprechen wie lebhaften Teil Goethe an der Schilderung des genußreichen Mittags genommen, den ich an Ihrer Seite ſo heiter als dankbar verlebte.

Es tut ſeinem Herzen ſehr wohl ſich in ſo treuem innigen Andenken bei Ihnen zu wiſſen und die eröffnete Ausſicht auf einen Beſuch von Ihnen war das willkommenſte Mitbringnis, was ich ihm machen konnte.

[2276.] Juli? E. F. G. O. Frh. v. d. Malsburg an L. Tieck.

In Weimar empfing Goethe mich und mein Buch *überſetzter Schauſpiele von Lope de Vega*, ja ſelbſt meinen kleinen, mich ihn mitzunehmen peinigenden Neffen ſehr holdſelig und väterlich; ich fand den alten Herrn ſchöner und größer (an Leibesſtatur), als vor zwei Jahren; keine Spur von Krankheit, warme und ſchalkhafte Augen. Er ſprach ſchön über Sie, über Shakeſpeare, über Calderon, und ich verließ ihn nach einer Stunde, viel zufriedener über ihn, als über mich; denn ich weiß nicht, was für ein Dämon in mich gefahren war, ihm tauſend Dinge ſagen, ich glaube gar, ihm gefallen zu wollen, worüber ich, bald dies, bald jenes vergeſſend, bald manches im bewegten Geſpräch nicht anbringen könnend, mir in holdem Wechſel bald ein zerſtreutes, bald ein albernes Ausſehen anfühlte.

[2277.] Auguſt Anfang. Eckermann.

Seit etwa acht Tagen bin ich von meiner Rheinreiſe zurück. Goethe äußerte bei meiner Ankunft eine lebhafte Freude, und ich meinerſeits war nicht weniger glücklich, wieder bei ihm zu ſein. Er hatte ſehr viel zu reden und mitzuteilen, ſo daß ich die erſten Tage wenig von ſeiner Seite kam. Seine frühere Abſicht, nach Marienbad zu gehen, hat er aufgegeben, er will dieſen Sommer gar keine Reiſe machen. Nun, da Sie wieder hier ſind, ſagte er geſtern, kann es noch einen recht hübſchen Auguſt für mich geben.

Vor einigen Tagen kommunizierte er mir die Anfänge einer Fortſetzung von Wahrheit und Dichtung, ein auf Quartblättern geſchriebenes Heft, kaum von der Stärke eines Fingers. Einiges iſt ausgeführt, das meiſte jedoch nur in Andeutungen enthalten. Doch iſt bereits eine Abteilung in fünf Büchern gemacht, und die ſchematiſierten Blätter ſind ſo zuſammengelegt, daß man bei einigem Studium den Inhalt des Ganzen wohl überſehen kann. ~

Um nun bei Goethe für die unterbrochene und ſeit Jahren ruhende Arbeit neue Luſt und Liebe zu erregen, habe ich dieſe Angelegenheit nicht allein ſogleich mündlich mit ihm beſprochen, ſondern ich habe ihm auch heute ~ Notizen zugehen laſſen, damit es ihm vor die Augen trete, was vollendet iſt und welche Stellen noch einer Ausführung oder anderweiten Anordnung bedürfen.

[2278.] Auguſt Mitte. Eckermann.

Der Verkehr mit Goethe war in dieſen Tagen ſehr reichhaltig, ich jedoch mit andern Dingen zu beſchäftigt, als daß es mir möglich geweſen, etwas Bedeutendes aus der Fülle ſeiner Geſpräche niederzuſchreiben.

Nur folgende Einzelheiten finden ſich in meinem Tagebuche notiert, wovon ich die Verbindung und die Anläſſe vergeſſen, aus denen ſie hervorgegangen:

Menſchen ſind ſchwimmende Töpfe, die ſich aneinander ſtoßen.

Am Morgen ſind wir am klügſten, aber auch am ſorglichſten; denn auch die Sorge iſt eine Klugheit, wiewohl nur eine paſſive. Die Dummheit weiß von keiner Sorge.

Man muß keine Jugendfehler ins Alter hineinnehmen, denn das Alter führt ſeine eigenen Mängel mit ſich.

Das Hofleben gleicht einer Muſik, wo jeder ſeine Takte und Pauſen halten muß.

Die Hofleute müßten vor Langeweile umkommen, wenn ſie ihre Zeit nicht durch Zeremonien auszufüllen wüßten.

Es iſt nicht gut, einem Fürſten zu raten, auch in der geringfügigſten Sache abzudanken.

Wer Schauſpieler bilden will, muß unendliche Geduld haben.

[2279.] Auguſt 18. G. F. Kerſting an ſeine Frau.

Ich fand Goethen zwar ſehr gealtert auch etwas zitterig an den Armen, aber am Geiſte ſtark und jung, er bot mir freundlich guten Tag, und (ich) mußte mich zu ihm auf das Sofa ſetzen, war herzlich und ſprach ohngefähr eine halbe Stunde mit mir über meine Verhältniſſe, auch Weib und Kinder wurde freundlich gedacht. Gute Seele, hätteſt Du doch in dieſen Augenblicken den herrlichen Greis ſehen können, der mich ſo freundlich mit ſeinen gewaltigen Augen fortwährend anſah, und wie er mich beim Fortgang ſo herzlich noch die Hand drückte und mir ferner Glück und Zufriedenheit wünſchte, Du würdeſt gewiß auch Freudentränen geweint haben ſo wie ich.

[2280.] (Sommer.) Adele Schopenhauer an Goethe.

Mein Bruder iſt vollkommen hergeſtellt, befindet ſich in Mannheim und hat mir geſchrieben, um eine Zuſammenkunft zwiſchen uns in Frankfurt zu beſtimmen. Es gibt Worte, die ich von Ihnen gehört habe, die durch mein ganzes Leben hindurchtönen ohne zu verhallen. So ſagten Sie mir, als ich von der Möglichkeit ſprach: Du wirſt dann wieder begütigend auf ihn wirken und in dem geſtörten Daſein wieder eine Art Milde hineinbringen. Und ſo hoffe ich zu Gott, ſoll es ſein. Ich bedarf des Gefühls jemanden wohlzutun, denn in den letzten Jahren iſt mir ſehr weh geſchehen und oft habe ich mich unnütz oder beſſer ſag' ich unbenutzt gefühlt. Es hatte noch niemand mir ausgeſprochen, daß in meinem Weſen eine Art Begütigung liege, deren Einwirkung ein anderer empfinde, Sie ſagten es und nun ging es wieder fröhlicher durch die bunte Welt, in der ich wohl eigentlich ein Halbſchatten bin.

[2281.] September 13. K. F. Ph. v. Martius.

~ Als ich mit meiner Frau und Tante Amalie *von Stengel* im September 1824 bei Goethe zu Tiſche ſaß und jene mit den Artiſchocken nicht fertig wurde, improviſierte Goethe:

Mein Kind, Sie wiſſen's nicht zu machen,
Doch Artiſchocken ſind von allen Sachen
Die ſchlimmſten nicht, die unter zarten Fingern
Ihr widerſpenſtig Naturell verringern. —
Nimm nur den Stachel mit geſchickter Kraft,
Das iſt der Sinn von aller Wiſſenſchaft.

[2282.] September 13. W. Häring.

Ich war nicht mehr Student und was already printed, als ich das zweitemal nach Weimar reiſte, um Goethe zu ſehen. Ein werter Freund aus Württemberg, *Karl Grüneiſen*, — er war auch already printed — begleitete mich; er hatte denſelben Zweck. ~ Mein Freund, obgleich Dichter, war doch auch Theologe, — und er iſt jetzt [1838] ein ſehr würdiger Geiſtlicher — und als Theologe mochte er nicht dulden, daß der Menſch noch Götter habe neben dem Einen. Er lächelte über meinen Enthuſiasmus *bei dem Gedanken, Goethe zu ſehen*, er meinte: Goethe ſei zwar ein großer Poet, aber doch immer ein Menſch mit ſehr vielen Schwächen, und wenn zwar das Verlangen, ihn zu ſehen, löblich ſei, müſſe man doch nicht zittern und beben. ~

Wir fandten, in Weimar angelangt, unſere Empfehlungsbriefe in das Goetheſche Haus und wurden auf den Nachmittag um 5 Uhr, wie man uns vorausgeſagt, beſchieden. ~ Es ſchlug fünf! — Die Pforte öffnete ſich. ~ Exzellenz werden alsbald erſcheinen! ſagte der Kammerdiener auf die für uns bereitgeſtellten Stühle weiſend, und wenige Sekunden darauf, als habe ſie ſchon hinter der Tür bereit geſtanden, trat die Exzellenz ein. Von Kopf bis Fuß in glänzendem Schwarz, den großen blitzenden Stern auf der Bruſt. Wir verbeugten uns tief, wir ſtammelten einige Silben, die Exzellenz erwiderte andere und deutete einladend auf die Stühle. ~ Die Exzellenz ſpielte, die Hände halb vor ſich auf dem Schoße gefaltet, mit den Daumen ein Rat ſchlagend. Wir ſaßen ehrfurchtsvoll übergebeugt, um keinen Laut zu verlieren. Unſere Empfehlungsbriefe waren vollgewichtig, die Unterhaltung war

ſofort eingeleitet und floß in dem ebenmäßigen Gleiſe fort, wie es unter anſtändigen Leuten Sitte iſt, die ſich nichts zu ſagen haben.

Ich weiß nicht, ob es ſchon das Wort Exzellenz auf der Lippe des Kammerdieners war, oder der glänzend ſchwarze Frack, oder der blitzende große Stern, was meinen Zauber mit einem Male verſchwinden ließ und mich plötzlich in die bare Wirklichkeit zurückverſetzte. Das Herz ſchlug ganz ruhig, das Fieber war fort; nicht Goethe der Dichter des Werther, Götz, Fauſt, nicht der Liederſänger war zu uns getreten, ſondern Goethe der vornehme Mann gab uns Audienz. ~ Äußere Vornehmheit mag wohl auf den erſten Moment einſchüchtern, kann aber nicht feſſeln. Die aufgeregten Geiſter waren auf mehr vorbereitet; ſie ließen ſich durch das gebotene Weniger nicht einmal frappieren, und ich war im Moment darauf wieder ein ganz freier Mann; ſtatt verlegen zu ſein und hinzuhorchen, wohin der Meiſter die Unterhaltung leiten dürfte, ergriff ich im Gefühl eines gewiſſen Übermutes das Wort und verſuchte Wendungen, damit wir mehr erhielten, als man uns geben wollte.

Aber es fruchtete wenig. Vielleicht war auch der Verſuch, inſofern er ihn gemerkt hat, Goethen nicht gelegen, und er umwickelte noch mehr ſeine Meinungen, als es vorhin ſeine Abſicht war. Er erkundigte ſich, in welchen Kreiſen wir in Stuttgart und Berlin lebten, lobte den Herrn von Cotta und den Herrn von Varnhagen und ſagte, daß letzterer ein ſehr reſpektabler Mann ſei und ſein Zirkel ſehr zu empfehlen. Raumers Hohenſtaufen waren eben erſchienen; Goethe ſagte auf mein Anklopfen: Dieſe werden uns für den Winter viel Beſchäftigung geben. Das Theater kam auch an die Reihe; Wolffs Darſtellung des König Johann gab zu einem indirekten Komplimente für den Mann, welcher uns den großen Künſtler gebildet, Anlaß, und ich hörte von Goethe, daß Wolff ein wohlgebildeter, beachtungswerter Künſtler ſei. Hinſichts jenes Shakeſpeareſchen Dramas und des Standhaften Prinzen von Calderon ſchien eine Meinung aus den umwobenen Worten herauszublicken, daß nämlich eine Theaterdirektion auf die realen Begriffe ihres Publikums Rückſicht zu nehmen habe und fremdartige Vorſtellungen erſt dann wagen dürfe, wenn die Anſichten dafür geebnet ſeien. Alsdann — meinte ich —

käme König Johann wenigſtens nicht zu früh, da Müllner uns bereits mit den ergreifendſten Auftritten daraus in ſeinem Yngurd handgreiflich genug vertraut gemacht habe. Goethe ſenkte etwas lächelnd den Blick und meinte: auch dieſer Mann habe ſeine Verdienſte, und es ſei immer löblich, das Publikum auf dieſe Art mit wertvollen Werken bekannt zu machen, inſofern es noch nicht an der Zeit ſei, ihm dieſe Werke ſelbſt vorzuführen.

Wir gingen, nachdem die Türe hinter uns geſchloſſen, lange, ohne ein Wort zu ſprechen, in derſelben Allee auf und ab, die wir vorhin mit bangen Schritten gemeſſen hatten; von Bangigkeit war nicht mehr die Rede. ~ Alſo das war Goethe! Ich ſprach es aus, oder es ſtand auf meinem Geſicht zu leſen. Mein Freund lachte laut auf. Ich bat mir ſeine Meinung aus. — Nun, er hat mir ſehr gefallen. Viel mehr, als ich gedacht. Dieſe herrliche Geſtalt, dieſe offene, mächtige Stirn und vor allem das klare große Auge des alten Mannes! Ich habe ihn ordentlich liebgewonnen und nehme den freundlichſten Eindruck von ihm auf meine Reiſe mit. — Das Predigen war nun an ihm, und es gab die beſten Texte von überſpannten Erwartungen, die allemal trügen, vom ſelbſtgezogenen Nimbus, der für die echte Verehrung gefährlich ſei und von einem Extrem zum andern führe. ~

In Wilhelm Hauffs Memoiren des Satans wurde ich in der ſarkaſtiſchen Schilderung des Beſuches bei Goethe lebhaft an meinen eigenen erinnert, und ich fand darin ſogar Reminiſzenzen, welche mir jetzt entfallen ſind. Wilhelm Hauff war nicht in Weimar geweſen; er hatte Goethe nicht geſehen; er komponierte nach mündlichen Mitteilungen ſeiner Landsleute, und der Freund, mit dem ich die Rolle des Verzückten nach dem Beſuche ausgetauſcht, ſtand dem Seligen nahe im Leben.

[2283.] September 19. Nach W. Emerson.

R. W. Emerson's older brother William, destined, like his ancestry for several generations, for the ministry, graduating from Harvard at the age of seventeen, had after four years of school-teaching gone to Göttingen to study ~ Williams mind was exact and judicial and his conscience active. The German philosophy and the Biblical criticism shook his belief in the forms and teachings of the religion in which he had been brought up. ~ To William, beset

by distressing doubt at Göttingen, it occurred that, but eighty miles away at Weimar, lived the wisest man of the age. He forthwith sought him out, was kindly received, and laid his doubts before him. He hoped, no doubt, that Goethe could clear these up, and show some way in which he could honorably and sincerely exercise the priestly office. The counsel which he received was in effect—for unhappily there is no written record and the story rests on family tradition—to persevere in his profession, comply with the usual forms, preach as best he could, and not trouble his family and his hearers with his doubts. Happily the youth, at this parting of the ways where the great mind of the age acted the part of the Tempter*, turned his back, and again listened to the inward voice. He left the ancestral path, gave up at the age of twenty-four his plan of life for which he had been with diligence and sacrifice preparing himself, and studied law.

[2284.] September 28. Bettina v. Arnim an Sophie Brentano.

Abends 6 Uhr in Weimar eingetroffen, Goethe allein in weißem Schlafrock von mir überraſcht, bei einer Karlsbader Waſſerflaſche und einem eiſernen Küchenleuchter. Er unterhielt ſich ſehr gut bei meiner Beſchreibung von Rödelheim. ~ Von Guaitas Bürgermeiſterſchaft verlangte er auch eine Relation; er ſagte, er habe eine wahre Anhänglichkeit an die Verfaſſung ſeiner Vaterſtadt, die zugleich auch einen poetiſchen Grund habe, und es ſei ihm lieb, von mir beſtätigt zu hören, was ihm ſchon von andern mitgeteilt ſei, daß Guaita der Mann ſei, der auf ihre Rechte und ihre Gebräuche den wahren Wert zu legen wiſſe. Da ich ihn fragte, warum er denn das Bürgerrecht aufgegeben, da er doch denken könne, daß dies den Frankfurtern höchſt kränkend ſein müſſe, ſagte er: Die mir dazu rieten, ſind Meiſter dieſer Sache; es iſt ihre eigene Zukunft und nicht die meinige. Ich habe nie den Übermut gehabt, gegen den Willen meiner Kinder etwas für ihre Exiſtenz als wichtig zu behaupten oder durchzuſetzen. Wenn mich jemand früge, wo ich mir

* Wahrſcheinlich hielt Goethe William's Zweifel für unweſentlich: jedenfalls iſt hervorzuheben, daß ſein großer Bruder ſpäter G. „wholly genuine" nennt (1832) und gerade ſeine „impatience of all falsehood and scorn of hypocrisy" betont. (1844). Vgl. „Representative Men Centenary Edition" (1903), S. 374, 371.

den Platz meiner Wiege bequemer, meiner bürgerlichen Geſinnung gemäßer, oder meiner poetiſchen Anſicht entſprechender denke, ich könnte keine liebere Stadt, als Frankfurt nennen; ſie hat das edelſte Verhältnis und das bedeutendſte zur Geſchichte unſerer Tage; ſie iſt gerade groß genug, daß ſie die Ambition eines jungen, regſamen Gemütes befriedige; ſie hatte zum wenigſten in meiner Zeit eine lebendige Teilnahme, durch die ich allein zu meiner Entwicklung kam, und meiner Mutter, die vielleicht in jeder andern Stadt ein trübes, einſames Leben geführt hätte, iſt bis in ihr ſpäteſtes Alter geehrt und geliebt von allen Mitbürgern, ein glücklichcs Leben zuteil geworden. Sie hat ſich oft darüber in ihren Briefen gegen mich geäußert, und ich, der ich für ihr Daſein ſo wenig tun konnte, war dadurch ſehr erleichtert und werde gewiß jedem Frankfurter, der mir nahe kommt, meinen Dank in der freundlichſten Geſinnung in Vergeltung bringen. — Ich mußte ihm nun noch alle einzelnen Familienglieder und deren Nachkommenſchaft hernennen. ~

Die beiden Mädchen mit der alten Claudine *Brentano* (Piautaz) hab' ich ihm auch beſchrieben. Sophie mußte zu einer Vergleichung der jüngſten Sibylle des Pietro Perugino herhalten, während Claudine, die Jüngere, einem ſchönen Porträt des Vandyck, das Goethe kennt, ihre Vergegenwärtigung zu danken hatte; zu Verſchönerung des Rödelheimer Beſitzes habe ich nichts beigetragen, als daß ich den kleinen grünen Nachen ganz vergoldet habe und ihm beſchrieben, wie bei warmen Sommernächten der edelgebildete George *Brentano*, ſeine melancholiſche Stimme mit der Guitarre begleitend, ſich bei Mondenſchein von ſeinen beiden Töchtern auf der Nidda rudern laſſe, während die alte Claudine mit beſcheidener, mütterlicher Vorſicht das Steuerruder lenke. Er fand dies eine höchſt maleriſche Situation zu einem Familienporträt, und ich verſicherte ihm, daß es auch ganz und gar das gegenſeitige Verhältnis der beſchriebenen Perſonen ausdrücke. Und ſo hab' ich denn auf einer Seite nicht gelogen; denn die beiden glücklich liebenden Töchter eines ſo glücklichen Vaters beſtreben ſich ja allein, ihn ſanft über die Wellen ſeines Lebensſtromes hingleiten zu machen, und unſere Claudine verbringt ihre Tage im Segenerbitten und Sorgen für alle. George der Jüngere trat auf mit einem mutigen Engländer am Zaum und einem ſchönen

Jagdhunde voll Witz und Übermut, der es bei dem Familienfrühſtück zu Buffotänzen und Kunſtſprüngen zum Exzellieren bringe. Die Miniaturen von George, von denen er genaue Relation haben wollte, waren über alle Beſchreibung; ich habe ihm daher nur geſagt, daß die Kompoſitionen ſowohl wie die Ausführung mit nichts Ähnlichem zu vergleichen ſeien, und daß in jedem handgroßen Bilde eine Anordnung für ein wandgroßes ſei, Das von *Ludwig* Grimm radierte Porträt unſeres Franz hat er geſehen. ∼

Da ich Goethe erzählte, daß man ihn dies Jahr in Winkel erwartet habe, und daß Toni *Brentano geb. von Birkenſtock* expreß ein Faß Zweiundzwanziger habe anſtecken laſſen für ihn, wurde er trocken im Halſe und beorderte einen ziemlich trinkbaren Rambaß*, der ſeine Wirkung nicht verfehlte. Er trank die Geſundheit meiner ſämtlichen wunderlich liebenswürdigen Familie; ich ſtieß noch einmal apart auf die Burgermeiſterſchaft Guaitas an. Dieſer möge jedoch nicht ſo ſeltſame Sprünge im Kopf haben, wie du, ſagte er, ſonſt könnte die gute Stadt Frankfurt eine zu krauſe Perücke bekommen. Ich bedeutete ihm, daß ich unter der gemäßigten Zuchtrute ſeiner Kritik mich ſtets wohlbefunden, und daß die Frau Burgermeiſterin Meline das ſchönſte Exemplar eines pflichterfüllten Eheweibes ſei und, ſo wie er im Rate der Stadt, ſie ſich im häuslichen Kreiſe einzig auszeichne. — Hiermit befahl er mich zum Klavier, wo ich ihm die Lieder, die ich von ihm komponiert, vorſpielen ſollte; der Kammerjungfer befahl er ein paar ſchönſte ſilberne Leuchter, die in ſeinem Kabinett, wo er mehrere Gipsbüſten hat, ſtehen, zu holen; allein dieſe hielt die Büſten für Geiſterköpfe, und wir gingen nun alle drei in Prozeſſion: ich mit dem Licht, Goethe mit dem Weinglas und die Kammerjungfer mit den Leuchtern; es wurden Wachslichter aufgeſetzt und geſungen. Zu meiner Mortifikation gefiel ihm das Lied von Maxis komponiert, welches ich ihm auch vorſang, am beſten; er ſagte: Nun, das läßt ſich hören; es iſt einfach und edel komponiert, und die Melodie prägt ſich meinem Gehör ein. Ich mußte es mit allen Verſen zweimal ſingen und für ſeine Schwiegertochter abſchreiben.

* Rambaß (Rambas, Rampas) nennt man in der Maingegend in etwas deſpektierlicher Weiſe einen mittelmäßigen Wein.

[2285.] September 29. Bettina v. Arnim.

Den Mittwoch. ~ Abend war ich wieder bei Goethe allein; wer uns da beobachtete, hätte der Nachwelt was zu erzählen gehabt. Seine Eigentümlichkeit entwickelte ſich ganz: erſt knurrte er mich an, dann liebkoſte er mit den ſchmeichelhafteſten Worten, um mich wieder gut zu machen. Die Weinflaſche hatte er im Nebenzimmer, weil ich ihm Vorwürfe am vorigen Abend gemacht hatte über ſein Trinken; er ging unter irgendeinem Vorwand ungefähr ſechsmal vom Theater ab, um ein Glas zu trinken. Ich ließ mir nichts merken, aber beim Abſchied ſagte ich ihm, daß zwölf Gläſer Wein ihm nicht ſchaden würden, und er habe doch am heutigen Abend nur ſechs getrunken. Er ſagte: Woher weißt du das ſo beſtimmt? — Ich habe die Bouteille gluckſen hören im Nebenzimmer und dann das Glas in deine Gurgel, und dann haſt du es mir wie Salomon im Hohen Liede ſeiner Geliebten mit deinem Atem verraten. Du biſt ein arger Schelm, ſagte er; mache, daß du fortkömmſt! und nahm das Licht, um mir hinauszuleuchten. Ich aber nahm den Vorſprung und kniete mich an die Schwelle ſeines Zimmers: Nun will ich ſehen, ob ich dich einſperren kann, und ob du ein guter oder ein böſer Geiſt biſt, wie die Ratte im Fauſt; ich küſſe dieſe Schwelle und ſegne ſie, über die täglich der herrlichſte Menſchengeiſt und mein beſter Freund hinausſchreitet. Über dich und deine Liebe ſchreite ich nicht hinaus, ſagte er, die iſt mir zu teuer, und um deinen Geiſt ſchleiche ich mich ſo herum (indem er das Plätzchen ſorgfältig umſchritt); denn du biſt ſehr pfiffig, und es iſt beſſer in gutem Vernehmen mit dir zu ſein. Und ſo entließ er mich mit Tränen in den Augen; ich blieb noch vor der Tür im Dunkeln ſtehen, um meine Rührung zu verſchlucken. Ich überlegte es mir, daß dieſe Tür, die ich eben mit eigner Hand zugemacht hatte, ihn aller Wahrſcheinlichkeit nach auf ewig von mir getrennt habe. Wer ihm nahe iſt, kann nur bekennen, daß ſein Genie ſich zum Teil in Güte aufgelöſt habe; das Sonnenfeuer ſeines Geiſtes hat ſich in mildes Purpurlicht beim Untergang verwandelt. — Ihr könnt wohl denken, daß ich nicht vergeſſen habe, ihm auch von ſeinem Monument zu erzählen, und wie es den Frankfurtern am beſten gefallen habe, ich habe mir ein nicht geringes Lob beigelegt: ~ Er hörte mit ſichtbarem Ver-

gnügen zu, wie ich ihm das enthuſiaſtiſche Lob meines Schwagers Guaita, der doch im ganzen nicht für mich eingenommen zu ſein ſcheint, beſchrieb; und wie ich ihm ſagte, er habe es am 18. Oktober bei einem feierlichen Diner den ausgezeichnetſten Mitgliedern des Senates vorgezeigt, belobte er ihn ſehr deswegen, er meinte, dem Gedanken des Monuments würde doch kein anderer vorgreifen und er wollte unter einem ſolchen Bild am liebſten in ſeiner Vaterſtadt in Erinnerung bleiben.

[2286.] Oktober 2. H. Heine an R. Chriſtiani.

Den Herbſt machte ich eine Fußreiſe nach dem Harz, den ich die Kreuz und Quer durchſtreifte, beſuchte den Brocken, ſowie auch Goethe auf meiner Rückreiſe über Weimar. Ich reiſte nämlich über Eisleben, Halle, Jena, Weimar, Erfurt, Gotha, Eiſenach und Kaſſel hierher wieder zurück. Viel Schönes habe ich auf dieſer Reiſe geſehen, und unvergeßlich bleiben mir die Täler der Bode und Selka. Wenn ich gut haushalte, kann ich mein ganzes Leben lang meine Gedichte mit Harzbäumen ausſtaffieren. —

Über Goethes Ausſehen erſchrak ich bis in tiefſter Seele, das Geſicht gelb und mumienhaft, der zahnloſe Mund in ängſtlicher Bewegung, die ganze Geſtalt ein Bild menſchlicher Hinfälligkeit. Vielleicht Folge ſeiner letzten Krankheit. Nur ſein Auge war klar und glänzend. Dieſes Auge iſt die einzige Merkwürdigkeit, die Weimar jetzt beſitzt. Rührend war mir Goethes tiefmenſchliche Beſorgnis wegen meiner Geſundheit. Der ſelige Wolf hatte ihm davon geſprochen. In vielen Zügen erkannte ich den Goethe, dem das Leben, die Verſchönerung und Erhaltung desſelben, ſowie das eigentümlich Praktiſche überhaupt das Höchſte iſt. Da fühlte ich erſt ganz klar den Kontraſt dieſer Natur mit der meinigen, welcher alles Praktiſche unerquicklich iſt, die das Leben im Grunde gering ſchätzt und es trotzig hingeben möchte für die Idee. Das iſt ja eben der Zwieſpalt in mir, daß meine Vernunft in beſtändigem Kampf ſteht mit meiner angebornen Neigung zur Schwärmerei. Jetzt weiß ich es auch ganz genau, warum die Goetheſchen Schriften im Grund meiner Seele mich immer abſtießen, ſo ſehr ich ſie in poetiſcher Hinſicht verehrte und ſo ſehr auch meine gewöhnliche Lebensanſicht mit

der Goetheſchen Denkweiſe übereinſtimmte. Ich liege alſo in wahrhaftem Kriege mit Goethe und ſeinen Schriften, ſo wie meine Lebensanſichten in Krieg liegen mit meinen angebornen Neigungen und geheimen Gemütsbewegungen. — Doch ſeien Sie unbeſorgt, guter Chriſtiani, dieſe Kriege werden ſich nie äußerlich zeigen, ich werde immer zum Goetheſchen Freikorps gehören, und was ich ſchreibe, wird aus der künſtleriſchen Beſonnenheit und nie aus tollem Enthuſiasmus entſtehen. Zu dieſen *Erzgoethianern* gehören auch Sartorius und ſeine Frau, vulgo geiſtreiches Weſen genannt, mit denen ich hier *in Göttingen* am meiſten verkehre. Ich brachte ihm Grüße von Goethe, und ſeitdem bin ich ihnen doppelt lieb.

[2287.] Oktober 1. M. Heine.

Goethe empfing *Heinrich* Heine mit der ihm eigenen graziöſen Herablaſſung. Die Unterhaltung, wenn auch nicht gerade über das Wetter, bewegte ſich auf ſehr gewöhnlichem Boden, ſelbſt über die Pappelallee zwiſchen Jena und Weimar wurde geſprochen. Da richtete plötzlich Goethe die Frage an Heine: Womit beſchäftigen Sie ſich jetzt?

Raſch antwortete der junge Dichter:

Mit einem Fauſt.

Goethe ~ ſtutzte ein wenig und fragte in ſpitzigem Tone: Haben Sie weiter keine Geſchäfte in Weimar, Herr Heine?

Heine erwiderte ſchnell: Mit meinem Fuße über die Schwelle Ew. Exzellenz ſind alle meine Geſchäfte in Weimar beendet, und empfahl ſich.

[2288.] Oktober 11. F. v. Müller.

Bei Goethe war Riemer, der mit ihm arbeitete. Sei es die unwillkommene Störung, ſei es die Aufregung durch des kleinen Walters Unfall (er hatte den Arm gebrochen) und meine übel gewählte Tröſtung, Goethe war ſehr heftig, widerſprechend in Politicis, ja unartig hinſichtlich der Griechen und der angeblich öffentlichen Stimmung gegen Kaiſer Alexander; ich überſpränge im politiſchen Urteil oft alle Grenzen, ſpräche gar zu leichtſinnig ab. Gemütlich ſprach er nur über Raumers Geſchichte der Hohenſtaufen, an welchem er gerade das

Nüchterne, das Freihalten von allen philoſophiſchen Anſichten lobte. Und doch wenn man die vier Bände durchleſen, habe man nichts gewonnen als die Überzeugung, daß es damals noch ſchlechter als jetzt hergegangen. Die Weltgeſchichte ſei eigentlich nur ein Gewebe von Unſinn für den höhern Denker, und wenig aus ihr zu lernen: Er ziehe Raumern hundertmal dem Johannes von Müller vor.

Das Geiſtreichſte, was er ſagte, war, daß er die jetzigen Griechenkämpfe als ein Analogon und Surrogat der Kreuzzüge anſehe, wie dieſe ſeien auch jene zur Schwächung der Macht der Osmanen überhaupt höchſt heilſam. Richtiger Tadel des Ausdrucks: ſitzt (der Gefangene) in Scherers Gedicht an den Kronprinzen.

[2289.] Oktober 14. F. v. Müller.

Nach Tiſche kurze Zeit bei Goethe, da Riemer mit ihm arbeitete. Reinhard ſei wie einer, der ſtets mit einem Reffe auf dem Rücken durch das Leben gehe.

[2290.] Oktober 16. F. v. Müller.

Goethes Unzufriedenheit mit dem Bilde, *geſtochen von Schule*, vor der neuen Ausgabe vom Werther, ohne es doch vorzuzeigen. Er habe die Idee gehabt, ſich nach einem alten Bilde von Kraus gravieren zu laſſen, damit die Leute doch ſähen, wie ein Verfaſſer ſolchen tollen Zeugs ungefähr beantlitzt geweſen.

[2291.] Oktober 23. F. v. Müller.

Von $3^1/_2$—$5^1/_2$ Uhr bei Goethe. Neckereien Ottiliens und Ulrikens wegen Juliens Ankunft. Revanche durch erregte Neugierde auf den Morgenblatts-Aufſatz über Goethe-Byron. Mitteilung der Eröffnungen der Großherzogin pcto. der Denkmünze. Goethe will Freybergs ſchönen Aufſatz über Giulio Romano gar nicht leſen, teils weil er eine myſtiſche Tendenz habe, teils um ſich jetzt nicht zu zerſtreuen. Riemers Gleichnis vom Harzſcharrer.

[2292] Oktober 27. F. v. Müller.

Nachmittags von 3—6 Uhr bei Goethe. ~ Ottiliens Scherze darüber, daß ſie nicht ins goldene Buch des

Vaters kommen ſollte. Sie bitte ſich Miß Cliffton zur Erzieherin aus. Launige Einſchrift Goethes in Ottiliens engliſches Dictionnaire des Synonymes:

Dicke Bücher! vieles Wiſſen!
Ach! was werd ich lernen müſſen!
Will es nicht in Kopf hinein,
Mag es doch im Buche ſein!

Höchſt merkwürdiges erſtes Manuſkript, den Gottfried von Berlichingen, ſehr reinlich, faſt ohne alle Korrektur geſchrieben. Aufdeckung der geheimen Tendenz des deutſchen Fürſtenbundes, nämlich gegen Friedrichs II. Anmaßungen, während er ſelbſt dazu anzutreiben vermocht wurde. Der Kronprinz war im Geheimnis, und von dem alten Fürſten von Deſſau ging die Idee aus.

[2293.] November 2. F. v. Müller.

Bei Goethe kurze Zeit, da er nicht aufgelegt ſchien. Doch ſchilderte er Betty Jacobi ſehr prägnant als eine heitere, kräftige, kluge, von Sentimentalität ganz freie Niederländerin. Jacobis Briefe wolle er, vorerſt wenigſtens, nicht leſen: es zerſtreue ihn nur, rege alte Zuſtände zur Gährung auf, und könne doch zu nichts helfen, zu nichts führen. Jacobi ſei auch ſo ein Hans Dampf geweſen, der mit klugen Frauen ſich in Korreſpondenz eingelaſſen, was zu nichts führe.

[2294.] November 8. F. v. Müller.

Von 5—6½ bei Goethe im Dunkeln. Feine Zurechtweiſung unklarer politiſcher Urteile. Meine Kinder ſprechen auch oft wie Neulinge in der Welt, die eben erſt von der Konzeption herkommen. Haben nicht von jeher Abenteurer und Söldlinge aller Nationen in den Kriegen ſich auf beiden Seiten befunden? Was iſt denn nun viel Aufhebens davon zu machen, daß einige Öſterreicher und Engländer bei den Türken gefunden werden? Die Geſchichte ſollte doch lehren, daß nichts Neues unter der Sonne geſchieht. Dreiundſechzig Jahre, ſagte ich, zählte Reinhard, aber was will das heißen? Ei, erwiderte er, wer ſie überlebt, weiß wohl, was das heißen will; wie könnt Ihr Euch nur ſo ausdrücken? — Über Auguſte *Jacobis* Eigenſinn: Es gibt einen Eigenſinn ſchlimmſter Art, den der Phantaſie oder vielmehr der Einbildungs-

kraft. Er habe faſt vor, ſagte er, eine pragmatiſche Geſchichte der demagogiſchen Umtriebe auf unſern Univerſitäten zu ſchreiben, die erſt im zwanzigſten Jahrhundert ſolle gedruckt werden.

[2295.] Herbſt. Caroline v. Wolzogen an Ernſt v. Schiller.

Hat Goethe mit Dir nicht über die Korreſpondenz *zwiſchen Schiller und Goethe* geſprochen? Es geht übrigens alles gut. Er ſagte mir, gegen Oſtern werde das Manuſkript fertig ſein und Cotta müſſe noch mehr bezahlen, als er anfangs gedacht. ~ Goethe iſt in den beſten Prinzipien über dieſe Dinge.

[2296.] November 9. Eckermann.

Abends bei Goethe. Wir ſprachen über Klopſtock und Herder, und ich hörte ihm gern zu, wie er die großen Verdienſte dieſer Männer gegen mich auseinanderſetzte.

Unſere Literatur, ſagte er, wäre ohne dieſe gewaltigen Vorgänger das nicht geworden, was ſie jetzt iſt. Mit ihrem Auftreten waren ſie der Zeit voran und haben ſie gleichſam nach ſich geriſſen; jetzt aber iſt die Zeit ihnen vorangeeilt, und ſie, die einſt ſo notwendig und wichtig waren, haben jetzt aufgehört Mittel zu ſein. Ein junger Menſch, der heutzutage ſeine Kultur aus Klopſtock und Herder ziehen wollte, würde ſehr zurückbleiben.

Wir ſprachen über Klopſtocks Meſſias und ſeine Oden und gedachten ihrer Verdienſte und Mängel. Wir waren einig, daß Klopſtock zur Anſchauung und Auffaſſung der ſinnlichen Welt und Zeichnung von Charakteren keine Richtung und Anlage gehabt, und daß ihm alſo das Weſentlichſte zu einem epiſchen und dramatiſchen Dichter überhaupt gefehlt habe.

Mir fällt hier jene Ode ein, ſagte Goethe, wo er die deutſche Muſe mit der britiſchen einen Wettlauf machen läßt; und in der Tat, wenn man bedenkt, was es für ein Bild gibt, wenn die beiden Mädchen miteinander laufen und die Beine werfen und den Staub mit ihren Füßen erregen, ſo muß man wohl annehmen, der gute Klopſtock habe nicht lebendig vor Augen gehabt und ſich nicht ſinnlich ausgebildet, was er machte; denn ſonſt hätte er ſich unmöglich ſo vergreifen können.

Ich fragte Goethe, wie er in der Jugend zu Klopſtock geſtanden, und wie er ihn in jener Zeit angeſehen.

Ich verehrte ihn, ſagte Goethe, mit der Pietät, die mir eigen war; ich betrachtete ihn wie meinen Oheim. Ich hatte Ehrfurcht vor dem, was er machte, und es fiel mir nicht ein, darüber denken und daran etwas ausſetzen zu wollen. Sein Vortreffliches ließ ich auf mich wirken und ging übrigens meinen eigenen Weg.

Wir kamen auf Herder zurück, und ich fragte Goethe, was er für das beſte ſeiner Werke halte. Seine Ideen zur Geſchichte der Menſchheit, antwortete Goethe, ſind unſtreitig das Vorzüglichſte. Später warf er ſich auf die negative Seite, und da war er nicht erfreulich.

Bei der großen Bedeutung Herders, verſetzte ich, kann ich nicht mit ihm vereinigen, wie er in gewiſſen Dingen ſo wenig Urteil zu haben ſchien. Ich kann ihm z. B. nicht vergeben, daß er, zumal bei dem damaligen Stande der deutſchen Literatur, das Manuſkript des Götz von Berlichingen ohne Würdigung ſeines Guten mit ſpöttelnden Anmerkungen zurückſandte. Es mußte ihm doch für gewiſſe Gegenſtände an allen Organen fehlen.

In dieſer Hinſicht war es arg mit Herder, erwiderte Goethe; ja wenn er als Geiſt in dieſem Augenblick hier gegenwärtig wäre, fügte er lebhaft hinzu, er würde uns nicht verſtehen.

Dagegen muß ich den Merck loben, ſagte ich, daß er Sie trieb, den Götz drucken zu laſſen.

Das war freilich ein wunderlicher bedeutender Menſch, erwiderte Goethe. Laß das Zeug drucken! ſagte er; es taugt zwar nichts, aber laß es nur drucken! Er war nicht für das Umarbeiten, und er hatte recht; denn es wäre wohl anders geworden, aber nicht beſſer.

[2297.] November 18. F. v. Müller.

Goethe. Nachmittags 4—5 Uhr. Ein Frankfurter, Herr Fellner, wurde angemeldet und abgeſchlagen. Man muß den Leuten abgewöhnen, einen unangemeldet zu überfallen, man bekommt doch immer andere fremde Gedanken durch ſolche Beſuche, muß ſich in ihre Zuſtände hineindenken. Ich will keine fremden Gedanken, ich habe an meinen eigenen genug, kann mit dieſen nicht fertig werden.

Mitteilung des ausgeſonnenen Plans zu Regulierung der vom Großherzog vergönnten öftern Benutzung der neuen Kunſt- und Bücherſchätze auf der Bibliothek. Nach einem gewiſſen Turnus ſollen acht bis neun Familienhäupter, jedes alle drei bis ſechs Wochen, eine Karte erhalten, auf welche ſie dann mit einer beliebig gewählten Geſellſchaft zwei Vormittagsſtunden, des Montags oder Donnerstags, die ausgelegten literariſchen Neuigkeiten beſchauen mögen. A. W. von Schlegels Büchergeſchenk aus ſeiner neuen indiſchen Druckerei an Goethe, Annäherung.

Goethe war heute ausnehmend mild, ruhig, innerlichſt heiter.

Lob des Konverſationsblattes, was doch noch auf einer gewiſſen Baſis ſteht.

[2298.] November 20. F. v. Müller.

20. November 5—7½ Uhr nachmittags. Vorleſung von Reinhards Brief; die Urteile über Fouché's Memoiren, Mspt. de 1813 zogen ihn vorzüglich an. Über Lord Byrons kritiſches Syſtem in der Äſthetik. Er ſtellte den alten Pope bloß deshalb ſo hoch, um an ihm eine unbezwingliche Mauer zum Hinterhalt zu haben. Gegen Pope (allenfalls Wieland) ſei Byron ein Rieſe, gegen Shakeſpeare aber freilich wieder nur ein Zwerg geweſen. Die Ode* auf den Tod des Generals Moore ſei eine der ſchönſten Dichtungen Byrons. Shelley mußte ein armſeliger Wicht ſein, wenn er dies nicht gefühlt; überhaupt ſcheine Byron viel zu gut gegen ihn geweſen. Ebenſowenig ſei Körner Schillers würdig geweſen. Daß Byron bei dem Gefangenen von Chillon Ugolino zum Vorbild genommen, ſei durchaus nicht zu tadeln, die ganze Natur gehört dem Dichter an; nun aber werde jede geniale Kunſtſchöpfung auch ein Teil der Natur, und mithin könne der ſpätere Dichter ſie ſo gut benutzen wie jede andere Naturerſcheinung.

Madame Louiſe Belloc verdarb es mit Goethe, daß ſie Thomas Moore der Byronſchen Lorbeerkrone würdig hält. Höchſtens in einem Ragout dürfte Moore einzelne Lorbeerblätter genießen. An einem ſo herrlichen Gedicht, wie das Byronſche auf General Moore, zehre ich einen ganzen Monat lang und verlange nach nichts anderem.

* Das Gedicht iſt jedoch nicht von Byron, ſondern von Charles Wolfe.

Wäre Byron am Leben geblieben, er würde für Griechenland noch ein Lykurg oder Solon geworden ſein.

Lord Strangfords Abreiſe von Konſtantinopel iſt ſehr bedeutungsreich, ohne Zweifel ein Symptom, daß die Engländer die griechiſche Sache für gewonnen halten. Aus Europa kann man aber doch nie die Türken treiben, da keine chriſtliche Macht Konſtantinopel beſitzen darf, ohne Herr der Welt zu werden, aber beſchneiden, reduzieren kann man die türkiſche Macht in Europa, ſo weit als die griechischen Kaiſer in den letzten zwei Jahrhunderten.

Die ganze Unterhaltung war ſehr freundlich, heiter, kraftvoll. Verſprochene Mitteilung des jenaiſchen Bibliotheksberichtes. Das große indiſche Heldengedicht hält 24000 Diſtichen.

[2299.] November 24. Eckermann.

Ich beſuchte Goethe abends vor dem Theater und fand ihn ſehr wohl und heiter. Er erkundigte ſich nach den hier anweſenden jungen Engländern, und ich ſagte ihm, daß ich die Abſicht habe, mit Herrn Doolan eine deutſche Überſetzung des Plutarch zu leſen. Dies führte das Geſpräch auf die römiſche und griechiſche Geſchichte, und Goethe äußerte ſich darüber folgendermaßen:

Die römiſche Geſchichte, ſagte er, iſt für uns eigentlich nicht mehr an der Zeit. Wir ſind zu human geworden, als daß uns die Triumphe des Cäſar nicht widerſtehen ſollten. So auch die griechiſche Geſchichte bietet wenig Erfreuliches. Wo ſich dieſes Volk gegen äußere Feinde wendet, iſt es zwar groß und glänzend, allein die Zerſtücklung der Staaten und der ewige Krieg im Innern, wo der eine Grieche die Waffen gegen den andern kehrt, iſt auch deſto unerträglicher. Zudem iſt die Geſchichte unſerer eigenen Tage durchaus groß und bedeutend; die Schlachten von Leipzig und Waterloo ragen ſo gewaltig hervor, daß jene von Marathon und ähnliche andere nachgerade verdunkelt werden. Auch ſind unſere einzelnen Helden nicht zurückgeblieben: die franzöſiſchen Marſchälle und Blücher und Wellington ſind denen des Altertums völlig an die Seite zu ſetzen.

Das Geſpräch wendete ſich auf die neueſte franzöſiſche Literatur und der Franzoſen täglich zunehmendes Intereſſe an deutſchen Werken.

Die Franzoſen, ſagte Goethe, tun ſehr wohl, daß ſie anfangen, unſere Schriftſteller zu ſtudieren und zu überſetzen; denn beſchränkt in der Form und beſchränkt in den Motiven wie ſie ſind, bleibt ihnen kein anderes Mittel, als ſich nach außen zu wenden. Man mag uns Deutſchen eine gewiſſe Formloſigkeit vorwerfen, allein wir ſind ihnen doch an Stoff überlegen. Die Theaterſtücke von Kotzebue und Iffland ſind ſo reich an Motiven, daß ſie ſehr lange daran werden zu pflücken haben, bis alles verbraucht ſein wird. Beſonders aber iſt ihnen unſere philoſophiſche Idealität willkommen; denn jedes Ideelle iſt dienlich zu revolutionären Zwecken.

Die Franzoſen, fuhr Goethe fort, haben Verſtand und Geiſt, aber kein Fundament und keine Pietät. Was ihnen im Augenblick dient, was ihrer Partei zugute kommen kann, iſt ihnen das Rechte. Sie loben uns daher auch nie aus Anerkennung unſerer Verdienſte, ſondern nur, wenn ſie durch unſere Anſichten ihre Partei verſtärken können.

Wir ſprachen darauf über unſere eigene Literatur, und was einigen unſerer neueſten jungen Dichter hinderlich.

Der Mehrzahl unſerer jungen Poeten, ſagte Goethe, fehlt weiter nichts, als daß ihre Subjektivität nicht bedeutend iſt, und daß ſie im Objektiven den Stoff nicht zu finden wiſſen. Im höchſten Falle finden ſie einen Stoff, der ihnen ähnlich iſt, der ihrem Subjekte zuſagt; den Stoff aber um ſein ſelbſt willen, weil er ein poetiſcher iſt, auch dann zu ergreifen, wenn er dem Subjekt widerwärtig wäre, daran iſt nicht zu denken.

Aber, wie geſagt, wären es nur bedeutende Perſonagen, die durch große Studien und Lebensverhältniſſe gebildet würden, ſo möchte es, wenigſtens um unſere jungen Dichter lyriſcher Art, dennoch ſehr gut ſtehen.

[2300.] November 25. F. v. Müller.

Von 4—5½ Uhr ganz allein bei Goethe. Über Walter Scott, der an 80000 Pfund durch Schriftſtellerei gewonnen, aber ſich ſelbſt dafür verkauft habe und ſeinen wahren Ruhm; denn im Grunde ſei er doch zum Pfuſcher geworden; denn ſeine meiſten Romane ſeien nicht viel wert, doch immer noch viel zu gut fürs Publikum. —

Schrittſchuhalmanach* mit Gedichten von Klopſtock, Cramer uſw., die kein Menſch mehr recht verſteht. Klopſtock ſei doch immer ſehr vornehmtueriſch, ſteif und ungelenk in ſeinen Dichtungen geweſen. Über Fiesco, bei Gelegenheit von Ancelots Bearbeitung: es ſei ein wildes Stück, das den Todeskeim gleich in ſich getragen habe. Dieſe Verſchwörungsgeſchichten alle, die den frühern Dichtern im Kragen geſteckt, ſeien im Grunde nichts als revolutionäre Schwärmereien, gewöhnlich iſt der Ermordete gerade der Beſte oder Unentbehrlichſte.

[2301.] Dezember 3. Eckermann.

Ich ging ~ dieſen Abend zur Zeit des Lichtanzündens zu ihm. Er ſaß bei herabgelaſſenen Rouleaus vor einem großen Tiſch, auf welchem geſpeiſt worden und wo zwei Lichter brannten, die zugleich ſein Geſicht und eine koloſſale Büſte beleuchteten, die vor ihm auf dem Tiſche ſtand und mit deren Betrachtung er ſich beſchäftigte. Nun, ſagte Goethe, nachdem er mich freundlichſt begrüßt, auf die Büſte deutend, wer iſt das? — Ein Poet, und zwar ein Italiener ſcheint es zu ſein, ſagte ich. Es iſt Dante, ſagte Goethe. Er iſt gut gemacht, es iſt ein ſchöner Kopf, aber er iſt doch nicht ganz erfreulich. Er iſt ſchon alt, gebeugt, verdrießlich, die Züge ſchlaff und herabgezogen, als wenn er eben aus der Hölle käme. Ich beſitze eine Medaille, die bei ſeinen Lebzeiten gemacht worden, da iſt alles bei weitem ſchöner. Goethe ſtand auf und holte die Medaille. Sehen Sie, was hier die Naſe für Kraft hat, wie die Oberlippe ſo kräftig aufſchwillt, und das Kinn ſo ſtrebend iſt und mit den Knochen der Kinnlade ſo ſchön zuſammenfließt! Die Partie um die Augen, die Stirn iſt in dieſem koloſſalen Bilde faſt dieſelbige geblieben, alles übrige iſt ſchwächer und älter. Doch damit will ich das neue Werk nicht ſchelten, das im ganzen ſehr verdienſtlich und ſehr zu loben iſt.

Goethe erkundigte ſich ſodann, wie ich in dieſen Tagen gelebt, und was ich gedacht und getrieben. Ich ſagte ihm, daß mir eine Aufforderung zugekommen, unter ſehr vorteilhaften Bedingungen für ein engliſches Journal monatliche Berichte über die neueſten Erzeugniſſe deut-

* Der Eislauf . . . Taſchenbuch. Nürnberg 1825.

ſcher ſchöner Proſa einzureichen, und daß ich ſehr geneigt ſei, das Anerbieten anzunehmen.

Goethes Geſicht, das bisher ſo freundlich geweſen, zog ſich bei dieſen Worten ganz verdrießlich, und ich konnte in jeder ſeiner Mienen die Mißbilligung meines Vorhabens leſen.

Ich wollte, ſagte er, Ihre Freunde hätten Sie in Ruhe gelaſſen. Was wollen Sie ſich mit Dingen befaſſen, die nicht in Ihrem Wege liegen und die den Richtungen Ihrer Natur ganz zuwider ſind? Wir haben Gold- Silber- und Papiergeld, und jedes hat ſeinen Wert und ſeinen Kurs, aber um jedes zu würdigen, muß man den Kurs kennen. Mit der Literatur iſt es nicht anders. Sie wiſſen wohl die Metalle zu ſchätzen, aber nicht das Papiergeld, Sie ſind darin nicht hergekommen, und da wird Ihre Kritik ungerecht ſein und Sie werden die Sachen vernichten. Wollen Sie aber gerecht ſein und jedes in ſeiner Art anerkennen und gelten laſſen, ſo müſſen Sie ſich zuvor mit unſerer mittlern Literatur ins Gleichgewicht ſetzen und ſich zu keinen geringen Studien bequemen. Sie müſſen zurückgehen und ſehen, was die Schlegel gewollt und geleiſtet, und dann alle neueſten Autoren: Franz Horn, Hoffmann, Clauren uſw., alle müſſen Sie leſen. Und das iſt nicht genug. Auch alle Zeitſchriften, vom Morgenblatt bis zur Abendzeitung, müſſen Sie halten, damit Sie von allem Neuhervortretenden ſogleich in Kenntnis ſind, und damit verderben Sie Ihre ſchönſten Stunden und Tage. Und dann: alle neuen Bücher, die Sie einigermaßen gründlich anzeigen wollen, müſſen Sie doch auch nicht bloß durchblättern, ſondern ſogar ſtudieren. Wie würde Ihnen das munden! Und endlich, wenn Sie das Schlechte ſchlecht finden, dürfen Sie es nicht einmal ſagen, wenn Sie ſich nicht der Gefahr ausſetzen wollen, mit aller Welt in Krieg zu geraten.

Nein, wie geſagt, ſchreiben Sie das Anerbieten ab, es liegt nicht in Ihrem Wege. Überhaupt hüten Sie ſich vor Zerſplitterung und halten Sie Ihre Kräfte zuſammen. Wäre ich vor dreißig Jahren ſo klug geweſen, ich würde ganz andere Dinge gemacht haben. Was habe ich mit Schiller an den Horen und Muſenalmanachen nicht für Zeit verſchwendet! Gerade in dieſen Tagen, bei Durchſicht unſerer Briefe iſt mir alles recht lebendig geworden, und ich kann nicht ohne Verdruß an jene Unterneh-

mungen zurückdenken, wobei die Welt uns mißbrauchte und die für uns ſelbſt ganz ohne Folge waren. Das Talent glaubt freilich, es könne das auch, was es andere Leute tun ſieht; allein es iſt nicht ſo, und es wird ſeine faux-frais bereuen. Was haben wir davon, wenn unſere Haare auf eine Nacht gewickelt ſind? Wir haben Papier in den Haaren, das iſt alles, und am andern Abend ſind ſie doch wieder ſchlicht.

Es kommt darauf an, fuhr Goethe fort, daß Sie ſich ein Kapital bilden, das nie ausgeht. Dieſes werden Sie erlangen in dem begonnenen Studium der engliſchen Sprache und Literatur. Halten Sie ſich dazu und benutzen Sie die treffliche Gelegenheit der jungen Engländer zu jeder Stunde. Die alten Sprachen ſind Ihnen in der Jugend größtenteils entgangen, deshalb ſuchen Sie in der Literatur einer ſo tüchtigen Nation wie die Engländer einen Halt! Zudem iſt ja unſere eigene Literatur größtenteils aus der ihrigen hergekommen. Unſere Romane, unſere Trauerſpiele, woher haben wir ſie denn, als von Goldſmith, Fielding und Shakeſpeare? Und noch heutzutage, wo wollen Sie denn in Deutſchland drei literariſche Helden finden, die dem Lord Byron, Moore und Walter Scott an die Seite zu ſetzen wären? Alſo noch einmal, befeſtigen Sie ſich im Engliſchen, halten Sie Ihre Kräfte zu etwas Tüchtigem zuſammen, und laſſen Sie alles fahren, was für Sie keine Folge hat und Ihnen nicht gemäß iſt.

Ich freute mich, daß ich Goethe zu reden gebracht, und war in meinem Innern vollkommen beruhigt und entſchloſſen, nach ſeinem Rat in alle Wege zu handeln.

Herr Kanzler von Müller ließ ſich melden und ſetzte ſich zu uns. Und ſo kam das Geſpräch wieder auf die vor uns ſtehende Büſte des Dante und deſſen Leben und Werke. Beſonders ward der Dunkelheit jener Dichtungen gedacht, wie ſeine eigenen Landsleute ihn nie verſtanden, und daß es einem Ausländer um ſo mehr unmöglich ſei, ſolche Finſterniſſe zu durchdringen. Ihnen, wendete ſich Goethe freundlich zu mir, ſoll das Studium dieſes Dichters von Ihrem Beichtvater hiermit durchaus verboten ſein.

Goethe bemerkte ferner, daß der ſchwere Reim an jener Unverſtändlichkeit vorzüglich mit ſchuld ſei. Übrigens ſprach Goethe von Dante mit aller Ehrfurcht, wobei es mir merkwürdig war, daß ihm das Wort Talent

nicht genügte, ſondern daß er ihn eine Natur nannte, als womit er ein Umfaſſenderes, Ahnungsvolleres, tiefer und weiter um ſich Blickendes ausdrücken zu wollen ſchien.

[2302.] Dezember 9. Eckermann.

Ich ging gegen Abend zu Goethe. Er reichte mir freundlich die Hand entgegen und begrüßte mich mit dem Lobe meines Gedichts zu Schellhorns Jubiläum. Ich brachte ihm dagegen die Nachricht, daß ich geſchrieben und das engliſche Anerbieten abgelehnt habe.

Gottlob, ſagte er, daß Sie wieder frei und in Ruhe ſind. Nun will ich Sie gleich noch vor etwas warnen. Es werden die Komponiſten kommen und eine Oper haben wollen; aber da ſeien Sie gleichfalls nur ſtandhaft und lehnen Sie ab; denn das iſt auch eine Sache, die zu nichts führt und womit man ſeine Zeit verdirbt.

Goethe erzählte mir darauf, daß er dem Verfaſſer des Paria, *Michael Beer*, durch Nees von Eſenbeck den Komödienzettel nach Bonn geſchickt habe, woraus der Dichter ſehen möge, daß ſein Stück hier gegeben worden. Das Leben iſt kurz, fügte er hinzu, man muß ſich einander einen Spaß zu machen ſuchen.

Die Berliner Zeitungen lagen vor ihm, und er erzählte mir von der großen Waſſerflut in Petersburg. Er gab mir das Blatt, daß ich es leſen möchte. Er ſprach dann über die ſchlechte Lage von Petersburg und lachte beifällig über eine Äußerung Rouſſeaus, welcher geſagt habe, daß man ein Erdbeben dadurch nicht verhindern könne, daß man in die Nähe eines feuerſpeienden Berges eine Stadt baue. Die Natur geht ihren Gang, ſagte er, und dasjenige, was uns als Ausnahme erſcheint, iſt in der Regel.

Wir gedachten darauf der großen Stürme, die an allen Küſten gewütet, ſowie der übrigen gewaltſamen Naturäußerungen, welche die Zeitungen gemeldet, und ich fragte Goethe, ob man wohl wiſſe, wie dergleichen zuſammenhänge. Das weiß niemand, antwortete Goethe, man hat kaum bei ſich von ſolchen geheimen Dingen eine Ahnung, viel weniger könnte man es ausſprechen.

Oberbaudirektor Coudray ließ ſich melden, desgleichen Profeſſor Riemer; beide geſellten ſich zu uns, und ſo wurde denn die Waſſersnot von Petersburg abermals

durchgeſprochen, wobei Coudray uns durch Zeichnung des Plans jener Stadt die Einwirkungen der Newa und übrige Lokalität deutlich machte.

[2303.] Dezember 17. F. v. Müller.

Ich traf Ihn bei der Lektüre der neuen Überſetzung von Tauſend und eine Nacht von Büſching, von der Hagen und Schall, die er ſehr lobte und, da ſie aus dem Urtext, der franzöſiſchen vorzieht.

Dieſe Märchen, ſagte er, müſſen mir über die trüben Tage weghelfen; iſt es doch, als ob das Bewußtſein, in wenig Tagen der Sonne wieder näher zu kommen, uns ſchon jetzt erwärmte.

Ich brachte ihm von Gagern merkwürdige Handſchriften. Er holte ähnliche herbei in großer Zahl. Eckermann trat ein, das Geſpräch kam auf Byrons Converſations: Ich leſe ſie nun zum zweiten Male, ich möchte ſie nicht miſſen und doch laſſen ſie einen peniblen Eindruck zurück. Wie viel Geklatſche oft nur um eine elende Kleinigkeit; welche Empfindlichkeit über jedes alberne Urteil der Journaliſten, welch ein wüſtes Leben mit Hunden, Affen, Pfauen, Pferden; alles ohne Folge und Zuſammenhang.

Nur über Anſchauungen urteilt Byron vortrefflich und klar, Reflexion iſt nicht ſeine Sache, ſeine Urteile und Kombinationen ſind dann oft die eines Kindes.

Wie viel zu geduldig läßt er ſich Plagiate vorwerfen, ſcharmutziert nur zu ſeiner Verteidigung, ſtatt mit ſchwerem Geſchütz die Gegner niederzudonnern.

Gehört nicht alles, was die Vor- und Mitwelt geleiſtet, dem Dichter von Rechts wegen an? Warum ſoll er ſich ſcheuen, Blumen zu nehmen, wo er ſie findet? Nur durch Aneignung fremder Schätze entſteht ein Großes. Hab' ich nicht auch im Mephiſtopheles den Hiob und ein Shakeſpearelied mir angeeignet? Byron war meiſt unbewußt ein großer Dichter, ſelten wurde er ſeiner ſelbſt froh.

Das Taſchenbuch für Öſterreichiſche Geſchichte von Hormayr mit Graf Sternbergs Bild führte das Geſpräch auf Böhmen. Dort war eine große Kultur im 14. und 15. Jahrhundert einheimiſch, ehe man im übrigen Deutſchland daran dachte. Prag mit ſeinen 4000 Studenten, welch eine Erſcheinung! Aus allen Winkeln Deutſchlands und

aus der Schweiz waren Lehrer hingegangen, die jeder gleich ſeine Zuhörerſchaft mitbrachte. Jedermann dürſtete nach griechiſcher und lateiniſcher Kenntnis. Man räumte den Profeſſoren die größten Rechte und Freiheiten ein; als man ſie nun ſpäterhin beſchränken wollte, wurden ſie wild und zogen aus. Damals wurde Leipzig durch ſolch eine ausgewanderte Schar emporgehoben, der man das Paulinum einräumte. Ja, die Geſchichte läßt ganz wunderſame Phänomene hervortreten, je nachdem man ſie aus einem beſtimmten Kreispunkte betrachtet.

Und doch kann eigentlich niemand aus der Geſchichte etwas lernen, denn ſie enthält ja nur eine Maſſe von Torheiten und Schlechtigkeiten.

Er war im ſchönſten Zuge, allgemeine Anſichten und Betrachtungen aus der innern Fülle ſeines Geiſtes hervorſtrömen zu laſſen, und dabei höchſt mild und treuherzig.

[2304.] Dezember. F. v. Müller.

An einem Dezemberabend 1824 ſagte Goethe bezüglich auf Klinger: Alte Freunde muß man nicht wiederſehen, man verſteht ſich nicht mehr mit ihnen, jeder hat eine andere Sprache bekommen.

Wem es Ernſt um ſeine innere Kultur iſt, hüte ſich davor; denn der alsdann hervortretende Mißklang kann nur ſtörend auf uns einwirken und man trübt ſich das reine Bild des frühern Verhältniſſes.

[2305.] (Dezember Ende.) Thereſe v. Jacob.

Goethe hat die kleinſte Meinung von den bewußten Griechenliedern. Schlagt ihn tot! Schlagt ihn tot! Lorbeern her! Blut! Blut! ſagt er, das iſt noch keine Poeſie. Ob er gerecht iſt, kann ich nicht beurteilen, da ich die Sachen nicht kenne; gegen den Überſetzer *Fauriel* aber war er es nicht.

1825.

[2306.] Januar 9. F. v. Müller.

Bei Goethe. Wohlgeratenes Bild von Preller, einen tanzenden Bären vorſtellend. Mitteilung aus dem alten Manuſkript, das ich von Henningen verſchafft hatte, eine Pilgrimsfahrt angeſehener Grafen und Herren im Jahre

1507 nach Jeruſalem betreffend. Goethe ſchien ſich ſehr daran zu ergötzen. Artiger Brief von Frau von Ringseis aus München wegen der Meduſa Rondanini. Ich quäle mich ſo hin von Tag zu Tag, ſagte Goethe, oder ſuche doch unter manchen Beſchwerden mein Tagewerk immer ſo fortzuführen; nun, das iſt auch ſo recht. Coudray kam hinzu mit einem verbeſſerten Entwurf ſeines Pentazoniums.

[2307.] Januar 10. Eckermann.

Bei ſeinem großen Intereſſe für die engliſche Nation hatte Goethe mich erſucht, die hier anweſenden jungen Engländer ihm nach und nach vorzuſtellen. Heute um fünf Uhr erwartete er mich mit dem engliſchen Ingenieuroffizier Herrn *Capitain Hutton*, von welchem ich ihm vorläufig viel Gutes hatte ſagen können. Wir gingen alſo zur beſtimmten Stunde hin und wurden durch den Bedienten in ein angenehm erwärmtes Zimmer geführt, wo Goethe in der Regel nachmittags und abends zu ſein pflegt. Drei Lichter brannten auf dem Tiſche; aber Goethe war nicht darin, wir hörten ihn in dem anſtoßenden Saale ſprechen. ~

Nachdem wir einige Minuten gewartet hatten, trat Goethe zu uns herein und begrüßte uns freundlich. Ich darf Sie geradezu in deutſcher Sprache anreden, wendete er ſich an Herrn *Hutton*, denn ich höre, Sie ſind im Deutſchen ſchon recht bewandert. Dieſer erwiderte hierauf mit wenigem freundlich, und Goethe bat uns darauf, Platz zu nehmen.

Die Perſönlichkeit des Herrn *Hutton* mußte auf Goethe einen guten Eindruck machen, denn ſeine große Liebenswürdigkeit und heitere Milde zeigte ſich dem Fremden gegenüber heute in ihrer wahren Schönheit. Sie haben wohlgetan, ſagte er, daß Sie, um deutſch zu lernen, zu uns herübergekommen ſind, wo Sie nicht allein die Sprache leicht und ſchnell gewinnen, ſondern auch die Elemente, worauf ſie ruht, unſern Boden, Klima, Lebensart, Sitten, geſellſchaftlichen Verkehr, Verfaſſung und dergleichen mit nach England im Geiſte hinübernehmen.

Das Intereſſe für die deutſche Sprache, erwiderte Herr *Hutton*, iſt jetzt in England groß und wird täglich allgemeiner, ſo daß jetzt faſt kein junger Engländer von guter Familie iſt, der nicht deutſch lernte.

Wir Deutſchen, verſetzte Goethe freundlich, haben es jedoch Ihrer Nation in dieſer Hinſicht um ein halbes Jahrhundert zuvorgetan. Ich beſchäftige mich ſeit fünfzig Jahren mit der engliſchen Sprache und Literatur, ſo daß ich Ihre Schriftſteller und das Leben und die Einrichtung Ihres Landes ſehr gut kenne. Käme ich nach England hinüber, ich würde kein Fremder ſein.

Aber, wie geſagt, Ihre jungen Landsleute tun wohl, daß ſie jetzt zu uns kommen und auch unſere Sprache lernen. Denn nicht allein, daß unſere eigene Literatur es an ſich verdient, ſondern es iſt auch nicht zu leugnen, daß wenn einer jetzt das Deutſche gut verſteht, er viele andere Sprachen entbehren kann. Von der franzöſiſchen rede ich nicht, ſie iſt die Sprache des Umgangs und ganz beſonders auf Reiſen unentbehrlich, weil ſie jeder verſteht und man ſich in allen Ländern mit ihr ſtatt eines guten Dolmetſchers aushelfen kann. Was aber das Griechiſche, Lateiniſche, Italieniſche und Spaniſche betrifft, ſo können wir die vorzüglichſten Werke dieſer Nationen in ſo guten deutſchen Überſetzungen leſen, daß wir ohne ganz beſondere Zwecke nicht Urſache haben, auf die mühſame Erlernung jener Sprachen viele Zeit zu verwenden. Es liegt in der deutſchen Natur, alles Ausländiſche in ſeiner Art zu würdigen und ſich fremder Eigentümlichkeit zu bequemen. Dieſes und die große Fügſamkeit unſerer Sprache macht denn die deutſchen Überſetzungen durchaus treu und vollkommen.

Und dann iſt wohl nicht zu leugnen, daß man im allgemeinen mit einer guten Überſetzung ſehr weit kommt. Friedrich der Große konnte kein Latein, aber er las ſeinen Cicero in der franzöſiſchen Überſetzung ebenſo gut als wir andern in der Urſprache.

Dann das Geſpräch auf das Theater wendend, fragte Goethe Herrn *Hutton*, ob er es viel beſuche. Ich beſuche das Theater jeden Abend, antwortete dieſer, und ich finde, daß der Gewinn für das Verſtehen der Sprache ſehr groß iſt. — Es iſt merkwürdig, erwiderte Goethe, daß das Ohr und überall das Vermögen des Verſtehens dem des Sprechens voraufeilt, ſo daß einer bald ſehr gut alles verſtehen, aber keineswegs alles ausdrücken kann. — Ich finde täglich, entgegnete Herr *Hutton*, daß dieſe Bemerkung ſehr wahr iſt; denn ich verſtehe ſehr gut alles, was geſprochen wird, auch ſehr gut alles, was ich leſe,

ja ich fühle ſogar, wenn einer im Deutſchen ſich nicht richtig ausdrückt. Allein wenn ich ſpreche, ſo ſtockt es, und ich weiß nicht recht zu ſagen, was ich möchte. Eine leichte Konverſation bei Hofe, ein Spaß mit den Damen, eine Unterhaltung beim Tanz und dergleichen gelingt mir ſchon. Will ich aber im Deutſchen über einen höheren Gegenſtand meine Meinung hervorbringen, will ich etwas Eigentümliches und Geiſtreiches ſagen, ſo ſtockt es und ich kann nicht fort. — Da tröſten und beruhigen Sie ſich nur, erwiderte Goethe; denn dergleichen Ungewöhnliches auszudrücken wird uns wohl in unſerer eigenen Mutterſprache ſchwer.

Goethe fragte darauf Herrn *Hutton*, was er von deutſcher Literatur geleſen habe. Ich habe den Egmont geleſen, antwortete dieſer, und habe an dem Buche ſo viele Freude gehabt, daß ich dreimal zu ihm zurückgekehrt bin. So auch hat Torquato Taſſo mir vielen Genuß gewährt. Jetzt leſe ich den Fauſt; ich finde aber, daß er ein wenig ſchwer iſt. Goethe lachte bei dieſen letzten Worten. Freilich, ſagte er, würde ich Ihnen zum Fauſt noch nicht geraten haben. Es iſt tolles Zeug und geht über alle gewöhnlichen Empfindungen hinaus. Aber da Sie es von ſelbſt getan haben, ohne mich zu fragen, ſo mögen Sie ſehen, wie Sie durchkommen. Fauſt iſt ein ſo ſeltſames Individuum, daß nur wenige Menſchen ſeine innern Zuſtände nachempfinden können. So der Charakter des Mephiſtopheles iſt durch die Ironie und als lebendiges Reſultat einer großen Weltbetrachtung wieder etwas ſehr Schweres. Doch ſehen Sie zu, was für Lichter ſich Ihnen dabei auftun. Der Taſſo dagegen ſteht dem allgemeinen Menſchengefühl bei weitem näher, auch iſt das Ausführliche ſeiner Form einem leichtern Verſtändnis günſtig. — Dennoch, erwiderte Herr *Hutton*, hält man in Deutſchland den Taſſo für ſchwer, ſo daß man ſich wunderte, als ich ſagte, daß ich ihn leſe. — Die Hauptſache beim Taſſo, ſagte Goethe, iſt die, daß man kein Kind mehr ſei und gute Geſellſchaft nicht entbehrt habe. Ein junger Mann von guter Familie mit hinreichendem Geiſt und Zartſinn und genugſamer äußern Bildung, wie ſie aus dem Umgange mit vollendeten Menſchen der höhern und höchſten Stände hervorgeht, wird den Taſſo nicht ſchwer finden.

Das Geſpräch lenkte ſich auf den Egmont, und Goethe ſagte darüber folgendes: Ich ſchrieb den Egmont im Jahre

1775, alſo vor fünfzig Jahren. Ich hielt mich ſehr treu an die Geſchichte und ſtrebte nach möglichſter Wahrheit. Als ich darauf zehn Jahre ſpäter in Rom war, las ich in den Zeitungen, daß die geſchilderten revolutionären Szenen in den Niederlanden ſich buchſtäblich wiederholten. Ich ſah daraus, daß die Welt immer dieſelbige bleibt, und daß meine Darſtellung einiges Leben haben mußte.

Unter dieſen und ähnlichen Geſprächen war die Zeit des Theaters herangekommen, und wir ſtanden auf und wurden von Goethe freundlich entlaſſen.

Im Nachhauſegehen fragte ich Herrn *Hutton*, wie ihm Goethe gefallen. Ich habe nie einen Mann geſehen, antwortete dieſer, der bei aller liebevollen Milde ſo viel angeborene Würde beſäße. Er iſt immer groß, er mag ſich ſtellen und ſich herablaſſen wie er wolle.

[2308.] Januar 18. Eckermann.

Ich ging heute um 5 Uhr zu Goethe, den ich in einigen Tagen nicht geſehen hatte, und verlebte mit ihm einen ſchönen Abend. Ich fand ihn in ſeiner Arbeitsſtube in der Dämmerung ſitzend, in Geſprächen mit ſeinem Sohn und dem Hofrat Rehbein, ſeinem Arzt. Ich ſetzte mich zu ihnen an den Tiſch. Wir ſprachen noch eine Weile in der Dämmerung; dann ward Licht gebracht, und ich hatte die Freude, Goethe vollkommen friſch und heiter vor mir zu ſehen.

Er erkundigte ſich, wie gewöhnlich, teilnehmend nach dem, was mir in dieſen Tagen Neues begegnet, und ich erzählte ihm, daß ich die Bekanntſchaft einer Dichterin* gemacht habe. Ich konnte zugleich ihr nicht gewöhnliches Talent rühmen, und Goethe, der einige ihrer Produkte gleichfalls kannte, ſtimmte in dieſes Lob mit ein. Eins von ihren Gedichten, ſagte er, wo ſie eine Gegend ihrer Heimat beſchreibt, iſt von einem höchſt eigentümlichen Charakter. Sie hat eine gute Richtung auf äußere Gegenſtände, auch fehlt es ihr nicht an guten innern Eigenſchaften. Freilich wäre auch manches an ihr auszuſetzen, wir wollen ſie jedoch gehen laſſen und ſie auf dem Wege nicht irren, den das Talent ihr zeigen wird.

Das Geſpräch kam nun auf die Dichterinnen im allgemeinen, und der Hofrat Rehbein bemerkte, daß das

* [Agnes Franz?]

poetiſche Talent der Frauenzimmer ihm oft als eine Art von geiſtigem Geſchlechtstriebe vorkomme. Da hören Sie nur, ſagte Goethe lachend, indem er mich anſah, geiſtigen Geſchlechtstrieb! — wie der Arzt das zurechtlegt! — Ich weiß nicht, ob ich mich recht ausdrücke, fuhr dieſer fort, aber es iſt ſo etwas. Gewöhnlich haben dieſe Weſen das Glück der Liebe nicht genoſſen, und ſie ſuchen nun in geiſtigen Richtungen Erſatz. Wären ſie zu rechter Zeit verheiratet und hätten ſie Kinder geboren, ſie würden an poetiſche Produktionen nicht gedacht haben.

Ich will nicht unterſuchen, ſagte Goethe, inwiefern Sie in dieſem Falle recht haben; aber bei Frauenzimmertalenten anderer Art habe ich immer gefunden, daß ſie mit der Ehe aufhörten. Ich habe Mädchen gekannt, die vortrefflich zeichneten, aber ſobald ſie Frauen und Mütter wurden, war es aus; ſie hatten mit den Kindern zu tun und nahmen keinen Griffel mehr in die Hand.

Doch unſere Dichterinnen, fuhr er ſehr lebhaft fort, möchten immer dichten und ſchreiben ſo viel ſie wollten, wenn nur unſere Männer nicht wie die Weiber ſchrieben! Aber das iſt es, was mir nicht gefällt. Man ſehe doch nur unſere Zeitſchriften und Taſchenbücher, wie das alles ſo ſchwach iſt und immer ſchwächer wird! Wenn man jetzt ein Kapitel des Cellini im Morgenblatt abdrucken ließe, wie würde ſich das ausnehmen!

Unterdeſſen, fuhr er heiter fort, wollen wir es gut ſein laſſen und uns unſeres kräftigen Mädchens in Halle* freuen, die uns mit männlichem Geiſte in die ſerbiſche Welt einführt. Die Gedichte ſind vortrefflich! Es ſind einige darunter, die ſich dem Hohen Liede an die Seite ſetzen laſſen, und das will etwas heißen. Ich habe den Aufſatz über dieſe Gedichte beendigt, und er iſt auch bereits abgedruckt. Mit dieſen Worten reichte er mir die erſten vier Aushängebogen eines neuen Heftes von Kunſt und Altertum zu, wo ich dieſen Aufſatz fand. Ich habe die einzelnen Gedichte ihrem Hauptinhalte nach mit kurzen Worten charakteriſiert, und Sie werden ſich über die köſtlichen Motive freuen. Rehbein iſt ja auch der Poeſie nicht unkundig, wenigſtens was den Gehalt und Stoff betrifft, und er hört vielleicht gern mit zu, wenn Sie dieſe Stelle vorleſen.

* Thereſe Albertine Luiſe von Jakob (Talvj).

Ich las den Inhalt der einzelnen Gedichte langſam. ~

Ich bemerkte, daß dieſe bloßen Motive ſo viel Leben in mir anregten, als läſe ich die Gedichte ſelbſt, und daß ich daher nach dem Ausgeführten gar kein Verlangen trage.

Sie haben ganz recht, ſagte Goethe, es iſt ſo. Aber Sie ſehen daraus die große Wichtigkeit der Motive, die niemand begreifen will. Unſere Frauenzimmer haben davon nun vollends keine Ahnung. Dies Gedicht iſt ſchön, ſagen ſie, und denken dabei bloß an die Empfindungen, an die Worte, an die Verſe. Daß aber die wahre Kraft und Wirkung eines Gedichts in der Situation, in den Motiven beſteht, daran denkt niemand. Und aus dieſem Grunde werden denn auch Tauſende von Gedichten gemacht, wo das Motiv durchaus Null iſt und die bloß durch Empfindungen und klingende Verſe eine Art von Exiſtenz vorſpiegeln. Überhaupt haben die Dilettanten und beſonders die Frauen von der Poeſie ſehr ſchwache Begriffe. Sie glauben gewöhnlich, wenn ſie nur das Techniſche loshätten, ſo hätten ſie das Weſen und wären gemachte Leute; allein ſie ſind ſehr in der Irre.

Profeſſor Riemer ließ ſich melden; Hofrat Rehbein empfahl ſich. Riemer ſetzte ſich zu uns. Das Geſpräch über die Motive der ſerbiſchen Liebesgedichte ging fort. Riemer kannte ſchon, wovon die Rede war, und er machte die Bemerkung, daß man nach den obigen Inhalts-Andeutungen nicht allein Gedichte machen könne, ſondern daß auch jene Motive, ohne ſie aus dem Serbiſchen gekannt zu haben, von deutſcher Seite ſchon wären gebraucht und gebildet worden. Er gedachte hierauf einiger Gedichte von ſich ſelber, ſo wie mir während dem Leſen ſchon einige Gedichte von Goethe eingefallen waren, die ich erwähnte.

Die Welt bleibt immer dieſelbe, ſagte Goethe, die Zuſtände wiederholen ſich; das eine Volk lebt, liebt und empfindet wie das andere: warum ſollte denn der eine Poet nicht wie der andere dichten? Die Situationen des Lebens ſind ſich gleich, warum ſollten denn die Situationen der Gedichte ſich nicht gleich ſein? ~

Riemer und Eckermann machten Bemerkungen über Gleichheit der Motive und letzterer über die dadurch entſtehende Neigung mancher Gelehrter von Entlehnungen eines neueren Dichters von einem früheren zu reden.

Ach ja, ſagte Goethe, das iſt höchſt lächerlich.

So auch, fuhr ich fort, zeigt ſelbſt Lord Byron ſich nicht klüger, wenn er Ihren Fauſt zerſtückelt und der Meinung iſt, als hätten Sie dieſes hier her und jenes dort.

Ich habe, ſagte Goethe, alle jene von Lord Byron angeführten Herrlichkeiten größtenteils nicht einmal geleſen, viel weniger habe ich daran gedacht, als ich den Fauſt machte. Aber Lord Byron iſt nur groß, wenn er dichtet; ſobald er reflektiert, iſt er ein Kind. So weiß er ſich auch gegen dergleichen ihn ſelbſt betreffende Angriffe ſeiner eigenen Nation nicht zu helfen; er hätte ſich ſtärker dagegen ausdrücken ſollen. Was da iſt, das iſt mein — hätte er ſagen ſollen, und ob ich es aus dem Leben oder aus dem Buche genommen, das iſt gleichviel; es kam bloß darauf an, daß ich es recht gebrauchte! Walter Scott benutzte eine Szene meines Egmont, und er hatte ein Recht dazu, und weil es mit Verſtand geſchah, ſo iſt er zu loben. So auch hat er den Charakter meiner Mignon in einem ſeiner Romane nachgebildet; ob aber mit ebenſo viel Weisheit, iſt eine andere Frage. Lord Byrons verwandelter Teufel iſt ein fortgeſetzter Mephiſtopheles, und das iſt recht. Hätte er aus origineller Grille ausweichen wollen, er hätte es ſchlechter machen müſſen. So ſingt mein Mephiſtopheles ein Lied von Shakeſpeare, und warum ſollte er das nicht? Warum ſollte ich mir die Mühe geben, ein eigenes zu erfinden, wenn das von Shakeſpeare eben recht war und eben das ſagte, was es ſollte? Hat daher auch die Expoſition meines Fauſt mit der des Hiob einige Ähnlichkeit, ſo iſt das wiederum ganz recht, und ich bin deswegen eher zu loben als zu tadeln.

Goethe war in der beſten Laune. Er ließ eine Flaſche Wein kommen, wovon er Riemern und mir einſchenkte; er ſelbſt trank Marienbader Waſſer. Der Abend ſchien beſtimmt zu ſein, mit Riemern das Manuſkript ſeiner fortgeſetzten Selbſtbiographie durchzugehen, um vielleicht hinſichtlich des Ausdrucks hin und wieder noch einiges zu verbeſſern. Eckermann bleibt wohl bei uns und hört mit zu, ſagte Goethe, welches mir ſehr lieb war zu vernehmen. Und ſo legte er denn Riemern das Manuſkript vor, der mit dem Jahre 1795 zu leſen anfing.

In Goethen — war die geſchilderte Lebensepoche rege, er ſchwelgte in Erinnerungen und ergänzte bei Er-

wähnung einzelner Perſonen und Vorfälle das Geſchriebene durch detaillierte mündliche Erzählung. Es war ein köſtlicher Abend! Der bedeutendſten mitlebenden Männer ward wiederholt gedacht; zu Schillern jedoch, der dieſer Epoche von 1795 bis 1800 am engſten verflochten war, kehrte das Geſpräch immer von neuem zurück. Das Theater war ein Gegenſtand ihres gemeinſamen Wirkens geweſen; ſo auch fallen Goethes vorzüglichſte Werke in jene Zeit: der Wilhelm Meiſter wird beendigt, Hermann und Dorothea gleich hinterher entworfen und geſchrieben, Cellini überſetzt für die Horen, die Xenien gemeinſchaftlich gedichtet für Schillers Muſenalmanach. An täglichen Berührungspunkten war kein Mangel. Dieſes alles kam nun dieſen Abend zur Sprache, und es fehlte Goethen nicht an Anlaß zu den intereſſanteſten Äußerungen.

Hermann und Dorothea, ſagte er unter anderm, iſt faſt das einzige meiner größern Gedichte, das mir noch Freude macht; ich kann es nie ohne innigen Anteil leſen. Beſonders lieb iſt es mir in der lateiniſchen Überſetzung; es kommt mir da vornehmer vor, als wäre es, der Form nach, zu ſeinem Urſprunge zurückgekehrt.

Auch vom Wilhelm Meiſter war wiederholt die Rede. Schiller, ſagte er, tadelte die Einflechtung des Tragiſchen, als welches nicht in den Roman gehöre. Er hatte jedoch unrecht, wie wir alle wiſſen. In ſeinen Briefen an mich ſind über den Wilhelm Meiſter die bedeutendſten Anſichten und Äußerungen. Es gehört dieſes Werk übrigens zu den inkalkulabelſten Produktionen, wozu mir faſt ſelbſt der Schlüſſel fehlt. Man ſucht einen Mittelpunkt, und das iſt ſchwer und nicht einmal gut. Ich ſollte meinen, ein reiches mannigfaltiges Leben, das unſern Augen vorübergeht, wäre auch an ſich etwas ohne ausgeſprochene Tendenz, die doch bloß für den Begriff iſt. Will man aber dergleichen durchaus, ſo halte man ſich an die Worte Friedrichs, die er am Ende an unſern Helden richtet, indem er ſagt: Du kommſt mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, ſeines Vaters Eſelinnen zu ſuchen, und ein Königreich fand. Hieran halte man ſich: Denn im Grunde ſcheint doch das Ganze nichts anderes ſagen zu wollen, als daß der Menſch trotz aller Dummheiten und Verwirrungen, von einer höheren Hand geleitet, doch zum glücklichen Ziele gelange.

Der großen Kultur der mittlern Stände ward darauf gedacht, die ſich ſeit den letzten funfzig Jahren über Deutſchland verbreitet, und Goethe ſchrieb die Verdienſte hierum weniger Leſſing zu als Herder und Wieland. Leſſing, ſagte er, war der höchste Verſtand, und nur ein ebenſo großer konnte von ihm wahrhaft lernen. Dem Halbvermögen war er gefährlich. Er nannte einen Journaliſten, der ſich nach Leſſing gebildet und am Ende des vorigen Jahrhunderts eine Rolle, aber keine edle geſpielt habe, weil er ſeinem großen Vorgänger ſo weit nachgeſtanden.

Wielanden, ſagte Goethe, verdankt das ganze obere Deutſchland ſeinen Stil. Es hat viel von ihm gelernt, und die Fähigkeit, ſich gehörig auszudrücken, iſt nicht das geringſte.

Bei Erwähnung der Xenien rühmte Goethe beſonders die von Schiller, die er ſcharf und ſchlagend nannte, dagegen ſeine eigenen unſchuldig und geringe. Den Tierkreis, ſagte er, welcher von Schiller iſt, leſe ich ſtets mit Bewunderung. Die guten Wirkungen, die ſie zu ihrer Zeit auf die deutſche Literatur ausübten, ſind gar nicht zu berechnen. Viele Perſonen wurden bei dieſer Gelegenheit genannt, gegen welche die Xenien gerichtet waren; ihre Namen ſind jedoch meinem Gedächtnis entgangen.

Nachdem nun ſo, von dieſen und hundert andern intereſſanten Äußerungen und Einflechtungen Goethes unterbrochen, das gedachte Manuſkript bis zu Ende des Jahres 1800 vorgeleſen und beſprochen war, legte Goethe die Papiere an die Seite und ließ an einem Ende des großen Tiſches, an dem wir ſaßen, decken und ein kleines Abendeſſen bringen. Wir ließen es uns wohl ſein; Goethe ſelbſt rührte aber keinen Biſſen an, wie ich ihn denn nie abends habe eſſen ſehen. Er ſaß bei uns, ſchenkte uns ein, putzte die Lichter und erquickte uns überdies geiſtig mit den herrlichſten Worten. Das Andenken Schillers war in ihm ſo lebendig, daß die Geſpräche dieſer letzten Hälfte des Abends nur ihm gewidmet waren.

Riemer erinnerte an Schillers Perſönlichkeit. Der Bau ſeiner Glieder, ſein Gang auf der Straße, jede ſeiner Bewegungen, ſagte er, war ſtolz, nur die Augen waren ſanft. — Ja, ſagte Goethe, alles übrige an ihm war ſtolz und großartig, aber ſeine Augen waren ſanft. Und wie

ſein Körper war ſein Talent. Er griff in einen großen Gegenſtand kühn hinein und betrachtete und wendete ihn hin und her, und ſah ihn ſo an und ſo, und handhabte ihn ſo und ſo. Er ſah ſeinen Gegenſtand gleichſam nur von außen an, eine ſtille Entwicklung aus dem Innern war nicht ſeine Sache. Sein Talent war mehr deſultoriſch. Deshalb war er auch nie entſchieden und konnte nie fertig werden. Er wechſelte oft noch eine Rolle kurz vor der Probe. Und wie er überall kühn zu Werke ging, ſo war er auch nicht für vieles Motivieren. Ich weiß, was ich mit ihm beim Tell für Not hatte, wo er geradezu den Geßler einen Apfel vom Baum brechen und vom Kopf des Knaben ſchießen laſſen wollte. Dies war nun ganz gegen meine Natur, und ich überredete ihn, dieſe Grauſamkeit doch wenigſtens dadurch zu motivieren, daß er Tells Knaben mit der Geſchicklichkeit ſeines Vaters gegen den Landvogt großtun laſſe, indem er ſagt, das er wohl auf hundert Schritte einen Apfel vom Baume ſchieße. Schiller wollte anfänglich nicht daran, aber er gab doch endlich meinen Vorſtellungen und Bitten nach und machte es ſo, wie ich ihm geraten.

Daß ich dagegen oft zu viel motivierte, entfernte meine Stücke vom Theater. Meine Eugenie iſt eine Kette von lauter Motiven, und dies kann auf der Bühne kein Glück machen.

Schillers Talent war recht fürs Theater geſchaffen. Mit jedem Stücke ſchritt er vor und ward er vollendeter; doch war es wunderlich, daß ihm noch von den Räubern her ein gewiſſer Sinn für das Grauſame anklebte, der ſelbſt in ſeiner ſchönſten Zeit ihn nie ganz verlaſſen wollte. So erinnere ich mich noch recht wohl, daß er im Egmont in der Gefängnisſzene, wo dieſem das Urteil vorgeleſen wird, den Alba in einer Maske und in einen Mantel gehüllt im Hintergrunde erſcheinen ließ, um ſich an dem Effekt zu weiden, den das Todesurteil auf Egmont haben würde. Hiedurch ſollte ſich der Alba als unerſättlich in Rache und Schadenfreude darſtellen. Ich proteſtierte jedoch, und die Figur blieb weg. Er war ein wunderlicher großer Menſch.

Alle acht Tage war er ein anderer und ein vollendeterer; jedesmal wenn ich ihn wiederſah, erſchien er mir vorgeſchritten in Beleſenheit, Gelehrſamkeit und Urteil. Seine Briefe ſind das ſchönſte Andenken, das ich von ihm beſitze, und ſie gehören mit zu dem Vortreff-

lichſten, was er geſchrieben. Seinen letzten Brief bewahre ich als ein Heiligtum unter meinen Schätzen. Goethe ſtand auf und holte ihn. Da ſehen und leſen Sie, ſagte er, indem er mir ihn zureichte.

Der Brief war ſchön und mit kühner Hand geſchrieben. Er enthielt ein Urteil über Goethes Anmerkungen zu Rameaus Neffen, welche die franzöſiſche Literatur jener Zeit darſtellen, und die er Schillern in Manuſkript zur Anſicht mitgeteilt hatte. Ich las den Brief Riemern vor. Sie ſehen, ſagte Goethe, wie ſein Urteil treffend und beiſammen iſt, und wie die Handſchrift durchaus keine Spur irgendeiner Schwäche verrät. Er war ein prächtiger Menſch, und bei völligen Kräften iſt er von uns gegangen. Dieſer Brief iſt vom 24. April 1805 — Schiller ſtarb am 9. Mai.

Wir betrachteten den Brief wechſelsweiſe und freuten uns des klaren Ausdrucks wie der ſchönen Handſchrift, und Goethe widmete ſeinem Freunde noch manches Wort eines liebevollen Andenkens, bis es ſpät gegen elf Uhr geworden war und wir gingen.

[2309.] Januar 26. F. v. Müller.

Ich traf ihn in den vordern Zimmern und brachte ihm Hiob* zum Geſchenk von Umbreit. Es iſt ein ſchwer zu verſtehendes Buch, man wird nie darüber einig werden; einige ſetzen es ſogar vor Moſes. Ich habe meine eigenen Gedanken darüber, die ich aber nicht aufdringen will.

Von mir an die Herausgabe der Fortſetzung vom Divan erinnert, erwiderte er, ſie müſſe bis zur Herausgabe ſeiner ſämtlichen Werke verſchoben bleiben, die er durchaus noch bei Lebzeiten beſorgen und daher Bedacht nehmen müſſe, daß täglich etwas zu dieſem Zwecke Förderliches geſchehe und geleiſtet werde.

Seine Zahmen Xenien lagen im Manuſkript vor ihm. In einer derſelben kommt vor: Auch den Verdruß müſſe man ſich zunutze machen, denn er ſei ja auch ein Teil und zwar ein großer des Lebens.

Er kommentierte viel hierüber, entfernte ſich dann und ließ mich nach einer kleinen Weile ins hintere

* Überſetzung und Auslegung von Fr. W. Umbreit. Heidelberg 1824.

Zimmer rufen, da ſei es ihm um dieſe Abendzeit in dem kleinen ſtillen Raume wohnlicher. Und auch mir war es ſo. Ich las ihm aus einem Briefe des Grafen Reinhard vor, worin eine Stelle über Jacobi vorkommt.

Dies gab zu den herrlichſten Schilderungen von Jacobis Perſönlichkeit und zu den höchſt wichtigen Aufſchlüſſen über ihn und ſein Verhältnis zu Goethe Anlaß, die ich immer noch mehr durch Vorleſung anſchlagender Stellen aus Jacobis Briefſammlung hervorzurufen bemüht war.

Die Spekulation (die metaphyſiſche) iſt Jacobis Unglück geworden, ſagte er, war er doch eigentlich nicht dazu geboren noch erzogen. Ihm haben die Naturwiſſenſchaften gemangelt, und mit dem bißchen Moral allein läßt ſich doch keine große Weltanſicht faſſen. Er war mehr zu einem liebenswürdigen, feinen Hof- und Weltmann geboren, zumal bei unverkennbarer Eitelkeit, die man ihm jedoch nicht verargen muß. Es kommt nur darauf an, ob ſie ſich nach außen oder nach innen richtet. Von ſtattlicher Figur, edler Haltung, feinen Manieren und würdigem Ernſt, wüßte ich nicht leicht mir eine liebenswürdigere Erſcheinung zu denken als eben Jacobi.

Ihm ſtarb aber ſeine heitere, lebensfrohe, tüchtige Gattin, die eine echt niederländiſche Figur, wie wir ſie in Rubens beſten Geſtaltungen finden, viel zu früh.

Bei ſeinem Bedürfnis nach weiblicher Pflege und Anregung fiel er denn bald unter die Tutel ſeiner Schweſtern, die ſich die Herrſchaft über ihn anmaßten und ihn verweichlichten. Die jüngere, klar, voll Verſtand und Charakter, aber auch voll Einſeitigkeit und bitterer Schärfe, iſt für ihn und andere zu einem wahren Reibeiſen geworden.

[2310.] Februar 24. Eckermann.

Wäre es meine Sache noch, dem Theater vorzuſtehen, ſagte Goethe dieſen Abend, ich würde Byrons Dogen von Venedig auf die Bühne bringen. Freilich iſt das Stück zu lang und es müßte gekürzt werden; aber man müßte nichts daran ſchneiden und ſtreichen, ſondern es ſo machen: man müßte den Inhalt jeder Szene in ſich aufnehmen und ihn bloß kürzer wiedergeben. Dadurch würde das Stück zuſammengehen, ohne daß man ihm durch Änderungen ſchadete, und es würde an kräftiger

Wirkung durchaus gewinnen, ohne im wesentlichen von seinem Schönen etwas einzubüßen. ~

Wir sprachen über Lord Byron weiter, und ich erwähnte, wie er in seinen Konversationen mit Medwin es als etwas höchst Schwieriges und Undankbares ausgesprochen habe, für das Theater zu schreiben. Es kommt darauf an, sagte Goethe, daß der Dichter die Bahn zu treffen wisse, die der Geschmack und das Interesse des Publikums genommen hat. Fällt die Richtung des Talents mit der des Publikums zusammen, so ist alles gewonnen. Diese Bahn hat Houwald mit seinem Bilde getroffen, daher der allgemeine Beifall. Lord Byron wäre vielleicht nicht so glücklich gewesen, insofern seine Richtungen von der des Publikums abwichen. Denn es fragt sich hierbei keineswegs, wie groß der Poet sei; vielmehr kann ein solcher, der mit seiner Persönlichkeit aus dem allgemeinen Publikum wenig hervorragt, oft eben dadurch die allgemeinste Gunst gewinnen.

Wir setzten das Gespräch über Lord Byron fort, und Goethe bewunderte sein außerordentliches Talent. Dasjenige, was ich die Erfindung nenne, sagte er, ist mir bei keinem Menschen in der Welt größer vorgekommen als bei ihm. Die Art und Weise, wie er einen dramatischen Knoten löst, ist stets über alle Erwartung und immer besser als man es sich dachte. — Mir geht es mit Shakespeare so, erwiderte ich. ~

Goethe gab mir recht und lachte dann über Lord Byron, daß er, der sich im Leben nie gefügt und der nie nach einem Gesetz gefragt, sich endlich dem dümmsten Gesetz der drei Einheiten unterworfen habe. Er hat den Grund dieses Gesetzes so wenig verstanden, sagte er, als die übrige Welt. Das Faßliche ist der Grund, und die drei Einheiten sind nur insofern gut, als dieses durch sie erreicht wird. Sind sie aber dem Faßlichen hinderlich, so ist es immer unverständig, sie als Gesetz betrachten und befolgen zu wollen. Selbst die Griechen, von denen diese Regel ausging, haben sie nicht immer befolgt; im Phaëthon des Euripides und in andern Stücken wechselt der Ort, und man sieht also, daß die gute Darstellung ihres Gegenstandes ihnen mehr galt als der blinde Respekt vor einem Gesetz, das an sich nie viel zu bedeuten hatte. Die Shakespeareschen Stücke gehen über die Einheit der Zeit und des Orts so weit hinaus als nur möglich;

aber ſie ſind faßlich, es iſt nichts faßlicher als ſie, und deshalb würden auch die Griechen ſie untadelig finden. Die franzöſiſchen Dichter haben dem Geſetz der drei Einheiten am ſtrengſten Folge zu leiſten geſucht, aber ſie ſündigen gegen das Faßliche, indem ſie ein dramatiſches Geſetz nicht dramatiſch löſen, ſondern durch Erzählung. ~

Goethe fuhr über Lord Byron zu reden fort. Seinem ſtets ins Unbegrenzte ſtrebenden Naturell, ſagte er, ſteht jedoch die Einſchränkung, die er ſich durch Beobachtung der drei Einheiten auflegte, ſehr wohl. Hätte er ſich doch auch im Sittlichen ſo zu begrenzen gewußt! Daß er dieſes nicht konnte, war ſein Verderben, und es läßt ſich ſehr wohl ſagen, daß er an ſeiner Zügelloſigkeit zugrunde gegangen iſt.

Er war gar zu dunkel über ſich ſelbſt. Er lebte immer leidenſchaftlich in den Tag hin und wußte und bedachte nicht, was er tat. Sich ſelber alles erlaubend und an andern nichts billigend, mußte er es mit ſich ſelbſt verderben und die Welt gegen ſich aufregen. Mit ſeinen English Bards and Scotch Reviewers verletzte er gleich anfänglich die vorzüglichſten Literatoren. Um nachher nur zu leben, mußte er einen Schritt zurücktreten. In ſeinen folgenden Werken ging er in Oppoſition und Mißbilligung fort; Staat und Kirche blieben nicht unangetaſtet. Dieſes rückſichtsloſe Hinwirken trieb ihn aus England und hätte ihn mit der Zeit auch aus Europa getrieben. Es war ihm überall zu enge, und bei der grenzenloſeſten perſönlichen Freiheit fühlte er ſich beklommen; die Welt war ihm ein Gefängnis. Sein Gehen nach Griechenland war kein freiwilliger Entſchluß, ſein Mißverhältnis mit der Welt trieb ihn dazu. Daß er ſich vom Herkömmlichen, Patriotiſchen losſagte, hat nicht allein einen ſo vorzüglichen Menſchen perſönlich zugrunde gerichtet, ſondern ſein revolutionärer Sinn und die damit verbundene beſtändige Agitation des Gemüts hat auch ſein Talent nicht zur gehörigen Entwicklung kommen laſſen. Auch iſt die ewige Oppoſition und Mißbilligung ſeinen vortrefflichen Werken ſelbſt, ſo wie ſie daliegen, höchſt ſchädlich. Denn nicht allein, daß das Unbehagen des Dichters ſich dem Leſer mitteilt, ſondern alles oppo-nierende Wirken geht auf das Negative hinaus, und das Negative iſt nichts. Wenn ich das Schlechte ſchlecht nenne, was iſt da viel gewonnen? Nenne ich aber gar

das Gute ſchlecht, ſo iſt viel geſchadet. Wer recht wirken will, muß nie ſchelten, ſich um das Verkehrte gar nicht bekümmern, ſondern nur immer das Gute tun. Denn es kommt nicht darauf an, daß eingeriſſen, ſondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menſchheit reine Freude empfinde.

Ich erquickte mich an dieſen herrlichen Worten und freute mich der köſtlichen Maxime.

Lord Byron, fuhr Goethe fort, iſt zu betrachten: als Menſch, als Engländer, und als großes Talent. Seine guten Eigenſchaften ſind vorzüglich vom Menſchen herzuleiten; ſeine ſchlimmen, daß er ein Engländer und ein Peer von England war; und ſein Talent iſt inkommenſurabel.

Alle Engländer ſind als ſolche ohne eigentliche Reflexion; die Zerſtreuung und der Parteigeiſt laſſen ſie zu keiner ruhigen Ausbildung kommen. Aber ſie ſind groß als praktiſche Menſchen.

So konnte Lord Byron nie zum Nachdenken über ſich ſelbſt gelangen; deswegen auch ſeine Reflexionen überhaupt ihm nicht gelingen wollen, wie ſein Symbolum: Viel Geld und keine Obrigkeit! beweiſt, weil durchaus vieles Geld die Obrigkeit paralyſiert.

Aber alles, was er produzieren mag, gelingt ihm, und man kann wirklich ſagen, daß ſich bei ihm die Inſpiration an die Stelle der Reflexion ſetzt. Er mußte immer dichten, und da war denn alles, was vom Menſchen, beſonders vom Herzen ausging, vortrefflich. Zu ſeinen Sachen kam er wie die Weiber zu ſchönen Kindern: ſie denken nicht daran und wiſſen nicht wie.

Er iſt ein großes Talent, ein geborenes, und die eigentlich poetiſche Kraft iſt mir bei niemand größer vorgekommen als bei ihm. In Auffaſſung des Äußern und klarem Durchblick vergangener Zuſtände iſt er ebenſo groß als Shakeſpeare. Aber Shakeſpeare iſt als reines Individuum überwiegend. Dieſes fühlte Byron ſehr wohl, deshalb ſpricht er vom Shakeſpeare nicht viel, obgleich er ganze Stellen von ihm auswendig weiß. Er hätte ihn gern verleugnet; denn Shakeſpeares Heiterkeit iſt ihm im Wege; er fühlt, daß er nicht dagegen aufkann. Pope verleugnet er nicht, weil er ihn nicht zu fürchten hatte. Er nennt und achtet ihn vielmehr, wo er kann, denn er weiß ſehr wohl, daß Pope nur eine Wand gegen ihn iſt.

Goethe ſchien über Byron unerſchöpflich, und ich konnte nicht ſatt werden ihm zuzuhören. Nach einigen kleinen Zwiſchengeſprächen fuhr er fort:

Der hohe Stand als engliſcher Peer war Byron ſehr nachteilig; denn jedes Talent iſt durch die Außenwelt geniert, geſchweige eins bei ſo hoher Geburt und ſo großem Vermögen. Ein gewiſſer mittler Zuſtand iſt dem Talent bei weitem zuträglicher; weshalb wir denn auch alle großen Künſtler und Poeten in den mittlern Ständen finden. Byrons Hang zum Unbegrenzten hätte ihm bei einer geringern Geburt und niederm Vermögen bei weitem nicht ſo gefährlich werden können. So aber ſtand es in ſeiner Macht, jede Anwandlung in Ausführung zu bringen, und das verſtrickte ihn in unzählige Händel. Und wie ſollte ferner dem, der ſelbſt aus ſo hohem Stande war, irgendein Stand imponieren und Rückſicht einflößen? Er ſprach aus, was ſich in ihm regte, und das brachte ihn mit der Welt in einen unauflöslichen Konflikt.

Man bemerkt mit Verwunderung, fuhr Goethe fort, welcher große Teil des Lebens eines vornehmen reichen Engländers in Entführungen und Duellen zugebracht wird. Lord Byron erzählt ſelbſt, daß ſein Vater drei Frauen entführt habe. Da ſei einer einmal ein vernünftiger Sohn!

Er lebte eigentlich immer im Naturzuſtande, und bei ſeiner Art zu ſein, mußte ihm täglich das Bedürfnis der Notwehr vorſchweben. Deswegen ſein ewiges Piſtolenſchießen. Er mußte jeden Augenblick erwarten, herausgefordert zu werden.

Er konnte nicht allein leben. Deswegen war er trotz aller ſeiner Wunderlichkeiten gegen ſeine Geſellſchaft höchſt nachſichtig. Er las das herrliche Gedicht über den Tod des Generals Moore einen Abend vor, und ſeine edeln Freunde wiſſen nicht, was ſie daraus machen ſollen. Das rührt ihn nicht, und er ſteckt es wieder ein. Als Poet beweiſt er ſich wirklich wie ein Lamm. Ein anderer hätte ſie dem Teufel übergeben.

[2311.] März 9. F. v. Müller.

Nachmittags lange bei Goethe, der ſehr freundlich war. Über die gefährliche Zerſtreuung durch Tageslektüre: der Menſch nimmt am Ende doch nur an, was ihm gemäß iſt.

[2312.] März 15. F. v. Müller.

Eine Stunde bei Goethe, wo wir von Röhr, Fitzroy ſprachen, von Flatters und von der Notwendigkeit, alle Geſchäftsexpeditionen reinlich und anſtändig zu machen, indem eine Kommunikation des Landſchaftskollegs, die mit Kleckſen und ſchlechtem Oblatenſiegel verſehen war, Goethe ſehr ärgerte.

[2313.] März 21. F. v. Müller.

Nachmittag bei Goethe, der mir ſeinen Wunſch kund tat, mich und Riemern zu Exekutoren ſeines literariſchen Nachlaſſes dereinſt zu machen. Brief von Rauch, die Medaille betreffend, und Goethes veränderter Entſchluß.

[2314.] März 22. Eckermann.

Nach Erzählung des Theaterbrandes in der Nacht vom 21. zum 22. März berichtet Eckermann:

Ich ging nach Hauſe, um ein wenig zu ruhen, dann im Laufe des Vormittags zu Goethe.

Der Bediente ſagte mir, er ſei unwohl und im Bette. Doch ließ Goethe mich in ſeine Nähe rufen. Er ſtreckte mir ſeine Hand entgegen. Wir haben alle verloren, ſagte er, allein was iſt zu tun! Mein Wölfchen kam dieſen Morgen früh an mein Bette; er faßte meine Hand, und indem er mich mit großen Augen anſah, ſagte er: So geht's den Menſchen! Was läßt ſich weiter ſagen als dieſes Wort meines lieben Wolf, womit er mich zu tröſten ſuchte. Der Schauplatz meiner faſt dreißigjährigen liebevollen Mühe liegt in Schutt und Trümmer. Allein, wie Wolf ſagt, ſo geht's den Menſchen! Ich habe die ganze Nacht wenig geſchlafen; ich ſah aus meinen vordern Fenſtern die Flamme unaufhörlich gegen den Himmel ſteigen. Sie mögen denken, daß mir mancher Gedanke an die alten Zeiten, an meine vieljährigen Wirkungen mit Schiller und an das Herankommen und Wachſen manches lieben Zöglings durch die Seele gegangen iſt, und daß ich nicht ohne einige innere Bewegung davongekommen bin. Ich denke mich daher heute auch ganz weislich zu Bette zu halten.

Ich lobte ihn wegen ſeiner Vorſicht. Doch ſchien er mir nicht im geringſten ſchwach und angegriffen, vielmehr ganz behaglich und heiterer Seele. Es ſchien mir

vielmehr dieſes im Bette Liegen eine alte Kriegsliſt zu ſein, die er bei irgendeinem außerordentlichen Ereignis anzuwenden pflegt, wo er den Zudrang vieler Beſuche fürchtet.

Goethe bat mich, auf einem Stuhle vor ſeinem Bette Platz zu nehmen und ein wenig dazubleiben. Ich habe viel an Euch gedacht und Euch bedauert, ſagte er. Was wollt Ihr nun mit Euern Abenden anfangen!

Eckermann ſprach von ſeiner in Weimar entwickelten Leidenſchaft für das Theater.

Ihr ſeid eben ein verrückter Menſch, erwiderte Goethe lachend; aber ſo hab ich's gerne. Wollte Gott, das ganze Publikum beſtände aus ſolchen Kindern! Und im Grunde habt Ihr recht, es iſt was. Wer nicht ganz verwöhnt und hinlänglich jung iſt, findet nicht leicht einen Ort, wo es ihm ſo wohl ſein könnte als im Theater. Man macht an Euch gar keine Anſprüche, Ihr braucht den Mund nicht aufzutun, wenn Ihr nicht wollt; vielmehr ſitzt Ihr im völligen Behagen wie ein König und laßt Euch alles bequem vorführen und Euch Geiſt und Sinne traktieren, wie Ihr es nur wünſchen könnt. Da iſt Poeſie, da iſt Malerei, da iſt Geſang und Muſik, da iſt Schauſpielkunſt, und was nicht noch alles! Wenn alle dieſe Künſte und Reize von Jugend und Schönheit an einem einzigen Abend, und zwar auf bedeutender Stufe, zuſammenwirken, ſo gibt es ein Feſt, das mit keinem andern zu vergleichen. Wäre aber auch einiges ſchlecht und nur einiges gut, ſo iſt es immer noch mehr, als ob man zum Fenſter hinausſähe oder in irgendeiner geſchloſſenen Geſellſchaft beim Dampf von Zigarren eine Partie Whiſt ſpielte. Das weimariſche Theater iſt, wie Sie fühlen, noch keineswegs zu verachten; es iſt immer noch ein alter Stamm aus unſerer beſten Zeit da, dem ſich neuere friſche Talente zugebildet haben, und wir können immer noch etwas produzieren, das reizt und gefällt und wenigſtens den Schein eines Ganzen bietet.

Ich hätte es vor zwanzig, dreißig Jahren ſehen mögen! verſetzte ich.

Das war freilich eine Zeit, erwiderte Goethe, die uns mit großen Avantagen zu Hilfe kam. Denken Sie ſich, daß die langweilige Periode des franzöſiſchen Geſchmacks damals noch nicht gar lange vorbei und das Publikum noch keineswegs überreizt war, daß Shakeſpeare

noch in ſeiner erſten Friſche wirkte, daß die Opern von Mozart jung, und endlich, daß die Schillerſchen Stücke erſt von Jahr zu Jahr hier entſtanden und auf dem weimariſchen Theater, durch ihn ſelber einſtudiert, in ihrer erſten Glorie gegeben wurden — und Sie können ſich vorſtellen, daß mit ſolchen Gerichten Alte und Junge zu traktieren waren, und daß wir immer ein dankbares Publikum hatten.

Ältere Perſonen, bemerkte ich, die jene Zeit erlebt haben, können mir nicht genug rühmen, auf welcher Höhe das weimariſche Theater damals geſtanden.

Ich will nicht leugnen, erwiderte Goethe, es war etwas. Die Hauptſache aber war dieſes, daß der Großherzog mir die Hände durchaus frei ließ, und ich ſchalten und machen konnte, wie ich wollte. Ich ſah nicht auf prächtige Dekorationen und eine glänzende Garderobe, aber ich ſah auf gute Stücke. Von der Tragödie bis zur Poſſe, mir war jedes Genre recht; aber ein Stück mußte etwas ſein, um Gnade zu finden. Es mußte groß und tüchtig, heiter und graziös, auf alle Fälle aber geſund ſein und einen gewiſſen Kern haben. Alles Krankhafte, Schwache, Weinerliche und Sentimentale, ſowie alles Schreckliche, Greuelhafte und die gute Sitte Verletzende war ein für allemal ausgeſchloſſen; ich hätte gefürchtet, Schauſpieler und Publikum damit zu verderben.

Durch die guten Stücke aber hob ich die Schauſpieler. Denn das Studium des Vortrefflichen und die fortwährende Ausübung des Vortrefflichen mußte notwendig aus einem Menſchen, den die Natur nicht im Stich gelaſſen, etwas machen. Auch war ich mit den Schauſpielern in beſtändiger perſönlicher Berührung. Ich leitete die Leſeproben und machte jedem ſeine Rolle deutlich; ich war bei den Hauptproben gegenwärtig und beſprach mit ihnen, wie etwas beſſer zu tun; ich fehlte nicht bei den Vorſtellungen und bemerkte am andern Tage alles, was mir nicht recht erſchienen.

Dadurch brachte ich ſie in ihrer Kunſt weiter. Aber ich ſuchte auch den ganzen Stand in der äußern Achtung zu heben, indem ich die Beſten und Hoffnungsvollſten in meine Kreiſe zog und dadurch der Welt zeigte, daß ich ſie eines geſelligen Verkehrs mit mir wert achtete. Hiedurch geſchah aber, daß auch die übrige höhere weimariſche Geſellſchaft hinter mir nicht zurückblieb und

daß Schauſpieler und Schauſpielerinnen in die beſten Zirkel bald einen ehrenvollen Zutritt gewannen. Durch alles mußte für ſie eine große innere wie äußere Kultur hervorgehen. Meine Schüler Wolff in Berlin ſowie unſer Durand ſind Leute von dem feinſten geſelligen Takt. Herr Oels und Graff haben hinreichende höhere Bildung, um der beſten Geſellſchaft Ehre zu machen.

Schiller verfuhr in demſelbigen Sinne wie ich. Er verkehrte mit Schauſpielern und Schauſpielerinnen ſehr viel. Er war gleich mir bei allen Proben gegenwärtig, und nach jeder gelungenen Vorſtellung von einem ſeiner Stücke pflegte er ſie zu ſich einzuladen und ſich mit ihnen einen guten Tag zu machen. Man freute ſich gemeinſam an dem, was gelungen, und beſprach ſich über das, was etwa das nächſte Mal beſſer zu tun ſei. Aber ſchon als Schiller bei uns eintrat, fand er Schauſpieler und Publikum bereits im hohen Grade gebildet vor, und es iſt nicht zu leugnen, daß es dem raſchen Erfolg ſeiner Stücke zugute kam.

Es machte mir viel Freude, Goethe ſo ausführlich über einen Gegenſtand ſprechen zu hören, der für mich immer ein großes Intereſſe hatte und der beſonders durch das Unglück dieſer Nacht bei mir obenauf war.

Der heutige Brand des Hauſes, ſagte ich, in welchem Sie und Schiller eine lange Reihe von Jahren ſo viel Gutes gewirkt, beſchließt gewiſſermaßen auch äußerlich eine große Epoche, die für Weimar ſo bald nicht zurückkommen dürfte. Sie müſſen doch in jener Zeit bei Ihrer Leitung des Theaters und bei dem außerordentlichen Erfolge, den es hatte, viel Freude erlebt haben!

Auch nicht geringe Laſt und Not! erwiderte Goethe mit einem Seufzer.

Es mag ſchwer ſein, ſagte ich, ein ſo vielköpfiges Weſen in gehöriger Ordnung zu halten.

Sehr viel, erwiderte Goethe, iſt zu erreichen durch Strenge, mehr durch Liebe, das meiſte aber durch Einſicht und eine unparteiiſche Gerechtigkeit, bei der kein Anſehen der Perſon gilt.

Ich hatte mich vor zwei Feinden zu hüten, die mir hätten gefährlich werden können. Das eine war meine leidenſchaftliche Liebe des Talents, das leicht in den Fall kommen konnte, mich parteiiſch zu machen; das andere will ich nicht ausſprechen, aber Sie werden es erraten.

Es fehlte bei unſerm Theater nicht an Frauenzimmern, die ſchön und jung und dabei von großer Anmut der Seele waren. Ich fühlte mich zu mancher leidenſchaftlich hingezogen; auch fehlte es nicht, daß man mir auf halbem Wege entgegenkam. Allein ich faßte mich und ſagte: Nicht weiter! Ich kannte meine Stellung und wußte, was ich ihr ſchuldig war. Ich ſtand hier nicht als Privatmann, ſondern als Chef einer Anſtalt, deren Gedeihen mir mehr galt als mein augenblickliches perſönliches Glück. Hätte ich mich in irgendeinen Liebeshandel eingelaſſen, ſo würde ich geworden ſein wie ein Kompaß, der unmöglich recht zeigen kann, wenn er einen einwirkenden Magnet an ſeiner Seite hat.

Dadurch aber, daß ich mich durchaus rein erhielt und immer Herr meiner ſelbſt blieb, blieb ich auch Herr des Theaters, und es fehlte mir nie die nötige Achtung, ohne welche jede Autorität bald dahin iſt.

[2315.] März 22. F. v. Müller.

Beſuch bei Goethe, den ich ſehr angegriffen fand. Die Brandſtätte iſt das Grab meiner Erinnerungen. Doch, äußerte er auch, nur durch friſche Tätigkeit ſeien die Widerwärtigkeiten zu überwinden, und er wolle deshalb noch heute eine Seſſion mit Riemern halten.

[2316.] März 22. Soret.

Le Théatre de Weimar a été consumée en entier cette nuit par un incendie terrible; Goethe en a été si éprouvé qu'il a gardé le lit une grande partie de la journée et n'a pas pu recevoir la visite de la Grande Duchesse. Chacun de nous a maintenant de précieux souvenirs consumés, s'est il écrié dans son chagrin, et en effet c'est là que pendant bien des années il a exercé avec Schiller une si grande et si favorable influence sur la scène allemande. Pendant deux ou trois jours il s'est senti souffrant et a fermé sa porte à presque tous les visitans.

[2317.] März 24. F. v. Müller.

Beſuch bei Meyer, deſſen ſchlichter, kalter Verſtand mich einigermaßen tröſtete.

Er begriff nicht, warum Goethe ſich ſo außerordentlich um das Theater betrübe: Ich habe mich aber nie

vermeſſen, ihm meine Anſichten und Empfindungen aufdringen zu wollen, ſonſt wären wir wohl auch nicht ſo gute Freunde geblieben. Ich habe das Hinwegſetzen über unabwendliche Ereigniſſe gerade in Goethes Schule gelernt, und nun wird er ſeiner Lehre ſelbſt untreu. Was will er mit traurigen Vorzeichen für das Jubeljahr?

[2318.] März 23. Eckermann.

Bei Goethe zu Tiſch. Der Verluſt des Theaters bildete faſt den ausſchließlichen Gegenſtand des Geſprächs. Frau von Goethe und Fräulein Ulrike lebten in Erinnerung glücklicher Stunden, die ſie in dem alten Hauſe genoſſen. Sie hatten ſich aus dem Schutt einige Reliquien geſucht, die ſie für unſchätzbar hielten; es war aber am Ende weiter nichts als einige Steine und angebrannte Stücke einer Tapete. Aber dieſe Stücke ſollten gerade von der Stelle ſein, wo ſie auf dem Balkon ihre Plätze gehabt!

Die Hauptſache iſt, ſagte Goethe, daß man ſich ſchnell faſſe und ſich ſo ſchnell als möglich wieder einrichte. Ich würde ſchon in nächſter Woche wieder ſpielen laſſen; im Fürſtenhauſe, oder im großen Saale des Stadthauſes, gleichviel. Nur darf keine zu lange Pauſe eintreten, damit das Publikum für ſeine langweiligen Abende ſich nicht erſt andere Reſſourcen ſuche.

Aber von Dekorationen iſt ja ſo gut wie gar nichts gerettet! bemerkte man.

Es bedarf keiner vielen Dekorationen, erwiderte Goethe. Auch bedarf es keiner großen Stücke. Auch iſt gar nicht nötig, daß man ein Ganzes gebe, noch weniger ein großes Ganze. Die Hauptſache iſt, daß man Sachen wähle, bei denen kein großer Ortswechſel ſtattfindet. Irgendein einaktiges Luſtſpiel, oder eine einaktige Poſſe oder Operette. Dann irgendeine Arie, irgendein Duett, irgendein Finale einer beliebten Oper — und ihr werdet ſchon ganz paſſabel zufrieden ſein. Es iſt nur, daß der April leidlich vorübergehe, im Mai habt ihr ſchon die Sänger des Waldes.

Indeſſen, fuhr Goethe fort, werdet ihr das Schauſpiel haben, im Laufe der Sommermonate ein neues Haus hervorſteigen zu ſehen. Dieſer Brand iſt mir ſehr merkwürdig. Ich will euch nur verraten, daß ich die langen Abendſtunden des Winters mich mit Coudray beſchäftigt habe, den Riß eines für Weimar paſſenden neuen ſchönen

Theaters zu machen. Wir hatten uns von einigen der vorzüglichſten deutſchen Theater Grund- und Durchſchnittsriſſe kommen laſſen, und indem wir daraus das Beſte benutzten und das uns fehlerhaft Scheinende vermieden, haben wir einen Riß zuſtande gebracht, der ſich wird können ſehen laſſen. Sobald der Großherzog ihn genehmigt, kann mit dem Bau begonnen werden, und es iſt keine Kleinigkeit, daß dieſes Unheil uns ſehr merkwürdigerweiſe ſo durchaus vorbereitet findet.

Wir begrüßten dieſe Nachricht Goethes mit großer Freude.

In dem alten Hauſe, fuhr Goethe fort, war für den Adel geſorgt durch den Balkon und für die dienende Klaſſe und jungen Handwerker durch die Galerie. Die große Zahl des wohlhabenden und vornehmen Mittelſtandes aber war oft übel daran; denn wenn bei gewiſſen Stücken das Parterre durch die Studenten eingenommen war, ſo wußten jene nicht wohin. Die paar kleinen Logen hinter dem Parterre und die wenigen Bänke des Parketts waren nicht hinreichend. Jetzt haben wir beſſer geſorgt. Wir laſſen eine ganze Reihe Logen um das Parterre laufen und bringen zwiſchen Balkon und Galerie noch eine Reihe Logen zweiten Ranges. Dadurch gewinnen wir ſehr viel Platz, ohne das Haus ſonderlich zu vergrößern.

Wir freuten uns dieſer Nachricht und lobten Goethe, daß er es ſo gut mit dem Theater und Publikum im Sinne habe.

[2319.] März 27. Eckermann.

Bei Goethe zu Tiſch in größerer Geſellſchaft. Er zeigte uns den Riß des neuen Theaters. Es war ſo, wie er uns vor einigen Tagen geſagt hatte, der Riß verſprach ſowohl für das Äußere als das Innere ein ſehr ſchönes Haus.

Es ward bemerkt, daß ein ſo hübſches Theater auch ſchöne Dekorationen und beſſere Anzüge als bisher verlange. Auch war man der Meinung, daß auch das Perſonal anfange nach und nach lückenhaft zu werden, und daß ſowohl für das Schauſpiel als die Oper einige ausgezeichnete junge Mitglieder müßten engagiert werden. Zugleich aber verhehlte man ſich nicht, daß alles dieſes mit einem bedeutenden Koſtenaufwande verbunden ſei,

wozu die bisherigen Mittel der Kaſſe nicht reichen dürften.

Ich weiß recht gut, fiel Goethe ein, man wird unter dem Vorwande, die Kaſſe zu ſchonen, einige Perſönchen engagieren, die nicht viel koſten. Aber man denke nur nicht, mit ſolchen Maßregeln der Kaſſe zu nützen. Nichts ſchadet der Kaſſe mehr, als in ſolchen weſentlichen Dingen ſparen zu wollen. Man muß daran denken, jeden Abend ein volles Haus zu bekommen. Und da tut ein junger Sänger, eine junge Sängerin, ein tüchtiger Held und eine tüchtige junge Heldin von ausgezeichnetem Talent und einiger Schönheit ſehr viel. Ja, ſtände ich noch an der Spitze der Leitung, ich würde jetzt zum Beſten der Kaſſe noch einen Schritt weiter gehen, und ihr ſolltet erfahren, daß mir das nötige Geld nicht ausbliebe.

Man fragte Goethe, was er zu tun im Sinne habe.

Ein ganz einfaches Mittel würde ich anwenden, erwiderte er. Ich würde auch die Sonntage ſpielen laſſen. Dadurch hätte ich die Einnahme von wenigſtens vierzig Theaterabenden mehr, und es müßte ſchlimm ſein, wenn die Kaſſe dabei nicht jährlich zehn- bis fünfzehntauſend Taler gewinnen ſollte. ~

Goethes Gedanke, auch die Sonntage ſpielen zu laſſen, wie es in den übrigen deutſchen Städten üblich, fand alſo die vollkommenſte Zuſtimmung und ward als ein ſehr glücklicher begrüßt. Nur erhob ſich ein leiſer Zweifel, ob es auch dem Hofe recht ſein würde.

Der weimariſche Hof, erwiderte Goethe, iſt zu gut und weiſe, als daß er eine Maßregel hindern ſollte, die zum Wohl der Stadt und einer bedeutenden Anſtalt gereicht. Der Hof wird gewiß gern das kleine Opfer bringen und ſeine Sonntags-Soiréen auf einen andern Tag verlegen. Wäre dies aber nicht annehmlich, ſo gäbe es ja für die Sonntage Stücke genug, die der Hof ohnedies nicht gern ſieht, die aber für das eigentliche Volk durchaus geeignet ſind und ganz trefflich die Kaſſe füllen.

Das Geſpräch wendete ſich auf die Schauſpieler, und es ward über den Gebrauch und Mißbrauch ihrer Kräfte ſehr viel hin und wider geredet.

Ich habe in meiner langen Praxis, ſagte Goethe, als Hauptſache gefunden, daß man nie ein Stück oder gar eine Oper einſtudieren laſſen ſolle, wovon man nicht einen guten Sukzeß auf Jahre hin mit einiger Beſtimmt-

heit vorausſieht. Niemand bedenkt hinreichend das Aufgebot von Kräften, die das Einſtudieren eines fünfaktigen Stückes oder gar einer Oper von gleicher Länge in Anſpruch nimmt. Ja, ihr Lieben, es gehört viel dazu, ehe ein Sänger eine Partie durch alle Szenen und Akte durchaus inne habe, und ſehr viel, ehe die Chöre gehen, wie ſie gehen müſſen. Es kann mich gelegentlich ein Grauen überfallen, wenn ich höre, wie leichtſinnig man oft den Befehl zum Einſtudieren einer Oper gibt, von deren Sukzeß man eigentlich nichts weiß und wovon man nur durch einige ſehr unſichere Zeitungsnachrichten gehört hat. Da wir in Deutſchland ſchon ganz leidliche Poſten beſitzen, ja ſogar anfangen Schnellpoſten zu bekommen, ſo würde ich bei der Nachricht von irgendeiner auswärts gegebenen und geprieſenen neuen Oper den Regiſſeur oder ein anderes zuverläſſiges Mitglied der Bühne an Ort und Stelle ſchicken, damit er ſich durch ſeine perſönliche Gegenwart bei einer wirklichen Aufführung überzeuge, inwiefern die geprieſene neue Oper gut und tüchtig, und inwiefern unſere Kräfte dazu hinreichen oder nicht. Die Koſten einer ſolchen Reiſe kommen gar nicht in Betracht im Vergleich der enormen Vorteile, die dadurch erreicht, und der unſeligen Mißgriffe, die dadurch verhütet werden.

Und dann: iſt einmal ein gutes Stück oder eine gute Oper einſtudiert, ſo ſoll man ſie in kurzen Zwiſchenpauſen ſo lange hintereinander geben, als ſie irgend zieht und irgend das Haus füllt. Dasſelbe gilt von einem guten ältern Stück oder einer guten ältern Oper, die vielleicht ſeit Jahr und Tag geruht hat und nun gleichfalls eines nicht geringen erneuten Studiums bedurfte, um wieder mit Sukzeß gegeben werden zu können. Eine ſolche Vorſtellung ſoll man in kurzen Zwiſchenpauſen gleichfalls ſo oft wiederholen, als das Publikum irgend ſein Intereſſe daran zu erkennen gibt. Die Sucht, immer etwas Neues haben und ein mit unſäglicher Mühe einſtudiertes gutes Stück oder Oper nur einmal, höchſtens zweimal ſehen zu wollen, oder auch zwiſchen ſolchen Wiederholungen lange Zeiträume von ſechs bis acht Wochen verſtreichen zu laſſen, wo denn immer wieder ein neues Studium nötig wird, iſt ein wahrer Verderb des Theaters und ein Mißbrauch der Kräfte des ausübenden Perſonals, der gar nicht zu verzeihen iſt.

Goethe ſchien dieſe Angelegenheit ſo wichtig zu halten und ſie ſchien ihm ſo ſehr am Herzen zu liegen, daß er darüber in eine Wärme geriet, wie ſie ihn bei ſeiner großen Ruhe ſelten anwandelt.

In Italien, fuhr Goethe fort, gibt man eine und dieſelbe Oper vier bis ſechs Wochen lang jeden Abend, und die italieniſchen großen Kinder verlangen darin keineswegs eine Änderung. Der gebildete Pariſer ſieht die klaſſiſchen Stücke ſeiner großen Dichter ſo oft, daß er ſie auswendig weiß und für die Betonung einer jeden Silbe ein geübtes Ohr hat. Hier in Weimar hat man mir wohl die Ehre erzeigt meine Iphigenie und meinen Taſſo zu geben; allein wie oft? Kaum alle drei bis vier Jahre einmal. Das Publikum findet ſie langweilig. Sehr begreiflich! Die Schauſpieler ſind nicht geübt, die Stücke zu ſpielen, und das Publikum iſt nicht geübt, ſie zu hören. Würden die Schauſpieler durch öftere Wiederholung ſich in ihre Rollen ſo hineinſpielen, daß die Darſtellung ein Leben gewönne, als wäre es nicht eingelernt, ſondern als entquölle alles aus ihrem eigenen Herzen, ſo würde das Publikum ſicher auch nicht ohne Intereſſe und ohne Empfindung bleiben.

Ich hatte wirklich einmal den Wahn, als ſei es möglich, ein deutſches Theater zu bilden. Ja ich hatte den Wahn, als könne ich ſelber dazu beitragen und als könne ich zu einem ſolchen Bau einige Grundſteine legen. Ich ſchrieb meine Iphigenie und meinen Taſſo und dachte in kindiſcher Hoffnung, ſo würde es gehen. Allein es regte ſich nicht und rührte ſich nicht und blieb alles wie zuvor. Hätte ich Wirkung gemacht und Beifall gefunden, ſo würde ich euch ein ganzes Dutzend Stücke wie die Iphigenie und den Taſſo geſchrieben haben. An Stoff war kein Mangel. Allein, wie geſagt, es fehlten die Schauſpieler, um dergleichen mit Geiſt und Leben darzuſtellen, und es fehlte das Publikum, dergleichen mit Empfindung zu hören und aufzunehmen.

[2320.] März 27. George H. Calvert.

After dinner (which at the public table of the Erbprinz was served at half-past one) learning that Goethe dined at two, I waited till a quarter past three, and then walked to his house in the Frauenplan, ~ not two hundred yards from the hotel. I had no letter, and

knowing that Goethe refused unlabelled visitors, I rang the bell with misgivings. The servant said, the Herr Geheimrat ~ had not yet risen from table. There, cried I vexedly to myself as I turned away, by my impatience I have forfeited the at best doubtful chance of seeing the great man. The summons of his waiter from the dining-room to the door, he will feel as an intrusion on his privacy and comfort, and be thereby jarred into an inhospitable mood. I walked into the park, enlivened on a sunny Sunday afternoon with Weimar's quiet denizens. Towards four I was again ringing Goethes bell. The servant asked my name. I gave him my card on which I had written, ‚aus Washington, America'. My home being near the capital, of this I availed myself to couple my name with that of the sublime man—honoured by all the hundred millions in Christendom—the presenting of which to the imagination of a great poet might, I hoped, kindle an emotion that would plead irresistably in my behalf. The servant quickly returned and ushered me in. I ascended the celebrated wide, easy, Italian staircase. On the threshold I was about to pass, my eye fell pleasantly on the hospitable SALVE, inlaid in large mosaic letters. The door was opened before me by the servant, and there, in the centre of the room, tall, large, erect, majestic, Goethe stood, slightly borne forward by the intentness of his look, out of those large luminous eyes, fixed on the entrance.

In 1825, Americans were seldom seen so far inland. In his whole life Goethe had not probably met with six. The announcement of one for the unbusied moments of after-dinner, was, I dare say, to the ever-fresh student and universal observer, a piquant novelty. His attitude and expression, as I entered, were those of an expectant naturalist, eagerly awaiting the transatlantic phenomenon.

Goethe was then in his seventy-sixth year; but neither on his face nor figure was there any detracting mark of age. Kindly and gracefully he received me; advancing as I entered, he bade me be seated on the sofa, and sat down beside me. In a few moments I was perfectly at ease.

At such an interview the opening conversation is inevitably pretermined. How long had I been in Europe; the route by which I had come; the sea-voyage. When

he learned, that for fifteen months I had been a student at Goettingen, he inquired with interest for several of the professors, especially Blumenbach and Sartorius.

Opportunities of converse with the wise have ever been esteemed, by men eager for improvement, among the choice human privileges. ~ What a position was mine at that moment—seated beside one wiser than the wisest of the seven sages of Greece, in whose single head was more knowledge than in the heads of all the seven together; the wisest man then living, — nay, save two or three, the wisest that ever has lived. Across the Atlantic ~ I had come to be taught by the wise men of Goettingen. And here sat I, face to face with the teacher of these Goettingen teachers, with him from whom every one of them had learned, and from whom the best of them were still learning. Yet, in this interview with the chief of teachers, the wisest of the wise—an interview which hundreds of the highest men of today would almost give a finger to have had—in this privileged tête-à-tête, it was not Goethe who taught me, it was I who taught Goethe. ~

The news of the election of John Quincy Adams to be President of the United States had just reached Germany. Three days before, I had read it, while at Gotha in a Frankfort newspaper. Goethe wished to understand the mode and forms of election. This I explained to him in full: the first process through electors, and then, as in this instance, the second by the House of Representatives. In stating that the people did not directly choose, but voted for a small number of electors, and that these then voted for one of the candidates, I used the word gereinigt ~ to describe how the popular will, to reach its aim, was sifted through the electoral colleges. The term gereinigt pleased Goethe much. I used it because, being of one of the most federal of federal families, and not having yet begun to think for myself on political subjects, the breadth and grandeurs of democracy were still unrevealed to me; and it pleased Goethe because, broad and deep as was his sympathy with humanity, he was after all not omnisentient any more than omniscient. ~

Thinking that a stranger, with not even the claim of an introductory note, should be content, after sharing

with Goethe a brief fragment of his time, before half an hour had expired I rose and took my leave.

Back into the park I strolled, now no longer lonely: I was accompanied by the image of Goethe.

Goethes face was oval, with grand harmonious lines, and features large and prominent, hair cut short, and gray without baldness, forehead high and roomy, largely developed throughout, and swelling in the upper corners, so as to unite in a fine curve the conspicuous organs of wonder and ideality. The whole head and face less massive than in the full-sized Paris engraving, which I have, after ~ Jagemann; and also less broad than the engraving in Mrs. Austin's Characteristics *of Goethe, London 1833*, having the lightness and airiness which, in a countenance resplendent with mind, result from the harmony between the curve-inclosed breadth above and the strong basilar front. ~

Just before leaving Goettingen, I had received from a Boston friend and Harvard classmate a late number *Oktober 1824* of the North American Review containing an article on Goethes works *[von Geo. Bancroft]*. This I enclosed to Goethe with a note saying, that I took the liberty to send it, thinking that he might like to read what was written about him in the New World. ~

In the evening ~ came a package from Goethe, containing the Review accompanied by a note of thanks, which stated that he had a few hours before received a copy of the same number from a friend in Berlin *Varnhagen von Ense*. But the pith of the note was in the end of it—an invitation to Goethe's house on the following evening. ~ Toward eight I repaired to Goethe's. In the large drawing-room, where he had received me on Sunday, were collected twelve or fifteen persons. But Goethe was not among them: he was unwell. Neither was his son present. Frau von Goethe, sprightly, intelligent and graceful, did the honors with tact and cordiality.

[2321.] April 4. F. v. Müller.

Nachmittags eine Stunde bei Goethe, der Naglern einen Velocifer-Charakter nannte und an dem Plane der Errichtung eines orthopädiſchen Inſtitutes großen Teil nahm und ſich noch immer nicht über die Medaille ausſprach. Brandfragmente aus Taſſo. Ich bin faſt nicht

mehr kommunikabel nach außen, nur daß mein Inneres etwas wert ſei, tröſtet mich noch.

[2322.] April 10. Eckermann.

Bei Goethe zu Tiſche. Ich habe Euch die gute Nachricht zu vermelden, ſagte er, daß der Großherzog unſern Riß des neuen Theaters genehmigt hat, und daß mit Legung des Grundes ungeſäumt begonnen wird.

Ich war über dieſe Eröffnung ſehr froh.

Wir hatten mit allerlei Gegenwirkungen zu kämpfen, fuhr Goethe fort, allein wir ſind zuletzt glücklich durchgedrungen. Wir haben dabei ſehr viel dem Geheimrat Schweitzer zu verdanken, der, wie ſich von ihm erwarten ließ, mit tüchtiger Geſinnung treu auf unſerer Seite ſtand. Der Riß iſt vom Großherzog eigenhändig unterſchrieben und erleidet nunmehr keine weitere Änderung. Freuet euch alſo; denn ihr bekommt ein ſehr gutes Theater.

[2323.] April 14. Eckermann.

Abends bei Goethe. Da unſere Geſpräche über Theater und Theaterleitung einmal an der Zeit waren, ſo fragte ich ihn, nach welchen Maximen er bei der Wahl eines neuen Mitgliedes verfahren.

Ich könnte es kaum ſagen, erwiderte Goethe. Ich verfuhr ſehr verſchieden. Ging dem neuen Schauſpieler ein bedeutender Ruf voran, ſo ließ ich ihn ſpielen und ſah, wie er ſich zu den andern paſſe, ob ſeine Art und Weiſe unſer Enſemble nicht ſtöre, und ob durch ihn überhaupt bei uns eine Lücke ausgefüllt werde. War es aber ein junger Menſch, der zuvor noch keine Bühne betreten, ſo ſah ich zunächſt auf ſeine Perſönlichkeit, ob ihm etwas für ſich Einnehmendes, Anziehendes inwohne, und vor allen Dingen, ob er ſich in der Gewalt habe. Denn ein Schauſpieler, der keine Selbſtbeherrſchung beſitzt und ſich einem Fremden gegenüber nicht ſo zeigen kann, wie er es für ſich am günſtigſten hält, hat überhaupt wenig Talent. Sein ganzes Metier verlangt ja ein fortwährendes Verleugnen ſeiner ſelbſt und ein fortwährendes Eingehen und Leben in einer fremden Maske. —

Wenn mir nun ſein Äußeres und ſein Benehmen gefiel, ſo ließ ich ihn leſen, um ſowohl die Kraft und den Umfang ſeines Organs als auch die Fähigkeiten ſeiner Seele zu erfahren. Ich gab ihm etwas Erhabenes eines großen Dichters, um zu ſehen, ob er das wirklich Große

zu empfinden und auszudrücken fähig; dann etwas Leidenſchaftliches, Wildes, um ſeine Kraft zu prüfen. Dann ging ich wohl zu etwas klar Verſtändigem, Geiſtreichem, Ironiſchem, Witzigem über, um zu ſehen, wie er ſich bei ſolchen Dingen benehme, und ob er hinlängliche Freiheit des Geiſtes beſitze. Dann gab ich ihm etwas, worin der Schmerz eines verwundeten Herzens, das Leiden einer großen Seele dargeſtellt war, damit ich erführe, ob er auch den Ausdruck des Rührenden in ſeiner Gewalt habe.

Genügte er mir nun in allen dieſen mannigfaltigen Richtungen, ſo hatte ich gegründete Hoffnung, aus ihm einen ſehr bedeutenden Schauſpieler zu machen. War er in einigen Richtungen entſchieden beſſer als in andern, ſo merkte ich mir das Fach, für welches er ſich vorzugsweiſe eigne. Auch kannte ich jetzt ſeine ſchwachen Seiten und ſuchte bei ihm vor allem dahin zu wirken, daß er dieſe ſtärke und ausbilde. Bemerkte ich Fehler des Dialekts und ſogenannte Provinzialismen, ſo drang ich darauf, daß er ſie ablege, und empfahl ihm zu geſelligem Umgange und freundlicher Übung ein Mitglied der Bühne, das davon durchaus frei war. Dann fragte ich ihn, ob er tanzen und fechten könne, und wenn dieſes nicht der Fall, ſo übergab ich ihn auf einige Zeit dem Tanz- und Fechtmeiſter.

War er nun ſo weit, um auftreten zu können, ſo gab ich ihm zunächſt ſolche Rollen, die ſeiner Individualität gemäß waren, und ich verlangte vorläufig nichts weiter, als daß er ſich ſelber ſpiele. Erſchien er mir nun etwas zu feuriger Natur, ſo gab ich ihm phlegmatiſche, erſchien er mir aber zu ruhig und langſam, ſo gab ich ihm feurige, raſche Charaktere, damit er lerne ſich ſelber abzulegen und in eine fremde Perſönlichkeit einzugehen.

Die Unterhaltung wendete ſich auf die Beſetzung von Stücken, wobei Goethe unter anderm folgendes ausſprach, welches mir merkwürdig erſchien.

Es iſt ein großer Irrtum, ſagte er, wenn man denkt, ein mittelmäßiges Stück auch mit mittelmäßigen Schauſpielern beſetzen zu können. Ein Stück zweiten, dritten Ranges kann durch Beſetzung mit Kräften erſten Ranges unglaublich gehoben und wirklich zu etwas Gutem werden. Wenn ich aber ein Stück zweiten, dritten Ranges auch mit Schauſpielern zweiten, dritten Ranges beſetze, ſo wundere man ſich nicht, wenn die Wirkung vollkommen null iſt.

he learned, that for fifteen months I had been a student at Goettingen, he inquired with interest for several of the professors, especially Blumenbach and Sartorius.

Opportunities of converse with the wise have ever been esteemed, by men eager for improvement, among the choice human privileges. ~ What a position was mine at that moment—seated beside one wiser than the wisest of the seven sages of Greece, in whose single head was more knowledge than in the heads of all the seven together; the wisest man then living, — nay, save two or three, the wisest that ever has lived. Across the Atlantic ~ I had come to be taught by the wise men of Goettingen. And here sat I, face to face with the teacher of these Goettingen teachers, with him from whom every one of them had learned, and from whom the best of them were still learning. Yet, in this interview with the chief of teachers, the wisest of the wise—an interview which hundreds of the highest men of today would almost give a finger to have had—in this privileged tête-à-tête, it was not Goethe who taught me, it was I who taught Goethe. ~

The news of the election of John Quincy Adams to be President of the United States had just reached Germany. Three days before, I had read it, while at Gotha in a Frankfort newspaper. Goethe wished to understand the mode and forms of election. This I explained to him in full: the first process through electors, and then, as in this instance, the second by the House of Representatives. In stating that the people did not directly choose, but voted for a small number of electors, and that these then voted for one of the candidates, I used the word gereinigt ~ to describe how the popular will, to reach its aim, was sifted through the electoral colleges. The term gereinigt pleased Goethe much. I used it because, being of one of the most federal of federal families, and not having yet begun to think for myself on political subjects, the breadth and grandeurs of democracy were still unrevealed to me; and it pleased Goethe because, broad and deep as was his sympathy with humanity, he was after all not omnisentient any more than omniscient. ~

Thinking that a stranger, with not even the claim of an introductory note, should be content, after sharing

with Goethe a brief fragment of his time, before half an hour had expired I rose and took my leave.

Back into the park I strolled, now no longer lonely: I was accompanied by the image of Goethe.

Goethes face was oval, with grand harmonious lines, and features large and prominent, hair cut short, and gray without baldness, forehead high and roomy, largely developed throughout, and swelling in the upper corners, so as to unite in a fine curve the conspicuous organs of wonder and ideality. The whole head and face less massive than in the full-sized Paris engraving, which I have, after ~ Jagemann; and also less broad than the engraving in Mrs. Austin's Characteristics *of Goethe, London 1833*, having the lightness and airiness which, in a countenance resplendent with mind, result from the harmony between the curve-inclosed breadth above and the strong basilar front. ~

Just before leaving Goettingen, I had received from a Boston friend and Harvard classmate a late number *Oktober 1824* of the North American Review containing an article on Goethes works *[von Geo. Bancroft]*. This I enclosed to Goethe with a note saying, that I took the liberty to send it, thinking that he might like to read what was written about him in the New World. ~

In the evening ~ came a package from Goethe, containing the Review accompanied by a note of thanks, which stated that he had a few hours before received a copy of the same number from a friend in Berlin *Varnhagen von Ense*. But the pith of the note was in the end of it—an invitation to Goethe's house on the following evening. ~ Toward eight I repaired to Goethe's. In the large drawing-room, where he had received me on Sunday, were collected twelve or fifteen persons. But Goethe was not among them: he was unwell. Neither was his son present. Frau von Goethe, sprightly, intelligent and graceful, did the honors with tact and cordiality.

[2321.] April 4. F. v. Müller.

Nachmittags eine Stunde bei Goethe, der Naglern einen Velocifer-Charakter nannte und an dem Plane der Errichtung eines orthopädiſchen Inſtitutes großen Teil nahm und ſich noch immer nicht über die Medaille ausſprach. Brandfragmente aus Taſſo. Ich bin faſt nicht

mehr kommunikabel nach außen, nur daß mein Inneres etwas wert ſei, tröſtet mich noch.

[2322.] April 10. Eckermann.

Bei Goethe zu Tiſche. Ich habe Euch die gute Nachricht zu vermelden, ſagte er, daß der Großherzog unſern Riß des neuen Theaters genehmigt hat, und daß mit Legung des Grundes ungeſäumt begonnen wird.

Ich war über dieſe Eröffnung ſehr froh.

Wir hatten mit allerlei Gegenwirkungen zu kämpfen, fuhr Goethe fort, allein wir ſind zuletzt glücklich durchgedrungen. Wir haben dabei ſehr viel dem Geheimrat Schweitzer zu verdanken, der, wie ſich von ihm erwarten ließ, mit tüchtiger Geſinnung treu auf unſerer Seite ſtand. Der Riß iſt vom Großherzog eigenhändig unterſchrieben und erleidet nunmehr keine weitere Änderung. Freuet euch alſo; denn ihr bekommt ein ſehr gutes Theater.

[2323.] April 14. Eckermann.

Abends bei Goethe. Da unſere Geſpräche über Theater und Theaterleitung einmal an der Zeit waren, ſo fragte ich ihn, nach welchen Maximen er bei der Wahl eines neuen Mitgliedes verfahren.

Ich könnte es kaum ſagen, erwiderte Goethe. Ich verfuhr ſehr verſchieden. Ging dem neuen Schauſpieler ein bedeutender Ruf voran, ſo ließ ich ihn ſpielen und ſah, wie er ſich zu den andern paſſe, ob ſeine Art und Weiſe unſer Enſemble nicht ſtöre, und ob durch ihn überhaupt bei uns eine Lücke ausgefüllt werde. War es aber ein junger Menſch, der zuvor noch keine Bühne betreten, ſo ſah ich zunächſt auf ſeine Perſönlichkeit, ob ihm etwas für ſich Einnehmendes, Anziehendes inwohne, und vor allen Dingen, ob er ſich in der Gewalt habe. Denn ein Schauſpieler, der keine Selbſtbeherrſchung beſitzt und ſich einem Fremden gegenüber nicht ſo zeigen kann, wie er es für ſich am günſtigſten hält, hat überhaupt wenig Talent. Sein ganzes Metier verlangt ja ein fortwährendes Verleugnen ſeiner ſelbſt und ein fortwährendes Eingehen und Leben in einer fremden Maske. —

Wenn mir nun ſein Äußeres und ſein Benehmen gefiel, ſo ließ ich ihn leſen, um ſowohl die Kraft und den Umfang ſeines Organs als auch die Fähigkeiten ſeiner Seele zu erfahren. Ich gab ihm etwas Erhabenes eines großen Dichters, um zu ſehen, ob er das wirklich Große

zu empfinden und auszudrücken fähig; dann etwas Leidenſchaftliches, Wildes, um ſeine Kraft zu prüfen. Dann ging ich wohl zu etwas klar Verſtändigem, Geiſtreichem, Ironiſchem, Witzigem über, um zu ſehen, wie er ſich bei ſolchen Dingen benehme, und ob er hinlängliche Freiheit des Geiſtes beſitze. Dann gab ich ihm etwas, worin der Schmerz eines verwundeten Herzens, das Leiden einer großen Seele dargeſtellt war, damit ich erführe, ob er auch den Ausdruck des Rührenden in ſeiner Gewalt habe.

Genügte er mir nun in allen dieſen mannigfaltigen Richtungen, ſo hatte ich gegründete Hoffnung, aus ihm einen ſehr bedeutenden Schauſpieler zu machen. War er in einigen Richtungen entſchieden beſſer als in andern, ſo merkte ich mir das Fach, für welches er ſich vorzugsweiſe eigne. Auch kannte ich jetzt ſeine ſchwachen Seiten und ſuchte bei ihm vor allem dahin zu wirken, daß er dieſe ſtärke und ausbilde. Bemerkte ich Fehler des Dialekts und ſogenannte Provinzialismen, ſo drang ich darauf, daß er ſie ablege, und empfahl ihm zu geſelligem Umgange und freundlicher Übung ein Mitglied der Bühne, das davon durchaus frei war. Dann fragte ich ihn, ob er tanzen und fechten könne, und wenn dieſes nicht der Fall, ſo übergab ich ihn auf einige Zeit dem Tanz- und Fechtmeiſter.

War er nun ſo weit, um auftreten zu können, ſo gab ich ihm zunächſt ſolche Rollen, die ſeiner Individualität gemäß waren, und ich verlangte vorläufig nichts weiter, als daß er ſich ſelber ſpiele. Erſchien er mir nun etwas zu feuriger Natur, ſo gab ich ihm phlegmatiſche, erſchien er mir aber zu ruhig und langſam, ſo gab ich ihm feurige, raſche Charaktere, damit er lerne ſich ſelber abzulegen und in eine fremde Perſönlichkeit einzugehen.

Die Unterhaltung wendete ſich auf die Beſetzung von Stücken, wobei Goethe unter anderm folgendes ausſprach, welches mir merkwürdig erſchien.

Es iſt ein großer Irrtum, ſagte er, wenn man denkt, ein mittelmäßiges Stück auch mit mittelmäßigen Schauſpielern beſetzen zu können. Ein Stück zweiten, dritten Ranges kann durch Beſetzung mit Kräften erſten Ranges unglaublich gehoben und wirklich zu etwas Gutem werden. Wenn ich aber ein Stück zweiten, dritten Ranges auch mit Schauſpielern zweiten, dritten Ranges beſetze, ſo wundere man ſich nicht, wenn die Wirkung vollkommen null iſt.

Schauſpieler ſekondärer Art ſind ganz vortrefflich in großen Stücken. Sie wirken dann wie in einem Gemälde, wo die Figuren im Halbſchatten ganz herrliche Dienſte tun, um diejenigen, welche das volle Licht haben, noch mächtiger erſcheinen zu laſſen.

[2324.] April 16. Eckermann.

Bei Goethe zu Tiſche mit d'Alton. ~ D'Alton ſprach über die Nagetiere und die Bildungen und Modifikationen ihrer Skelette, und Goethe konnte nicht ſatt werden immer noch mehr einzelne Fakta zu vernehmen.

[2325.] April 20. Eckermann.

Goethe zeigte mir dieſen Abend einen Brief eines jungen Studierenden, der ihn um den Plan zum zweiten Teil des Fauſt bittet, indem er den Vorſatz habe, dieſes Werk ſeinerſeits zu vollenden. Trocken, gutmütig und aufrichtig, geht er mit ſeinen Wünſchen und Abſichten frei heraus und äußert zuletzt ganz unverhohlen, daß es zwar mit allen übrigen neueſten literariſchen Bestrebungen nichts ſei, daß aber in ihm eine neue Literatur friſch erblühen ſolle. ~

Das Unglück iſt, ſagte Goethe, im Staat, daß niemand leben und genießen, ſondern jeder regieren, und in der Kunſt, daß niemand ſich des Hervorgebrachten freuen, ſondern jeder ſeinerſeits ſelbſt wieder produzieren will. Auch denkt niemand daran, ſich von einem Werk der Poeſie auf ſeinem eigenen Wege fördern zu laſſen, ſondern jeder will ſogleich wieder dasſelbige machen. Es iſt ferner kein Ernſt da, der ins Ganze geht, kein Sinn, dem Ganzen etwas zuliebe zu tun, ſondern man trachtet nur, wie man ſein eigenes Selbſt bemerklich mache und es vor der Welt zu möglichſter Evidenz bringe. Dieſes falſche Beſtreben zeigt ſich überall, und man tut es den neueſten Virtuoſen nach, die nicht ſowohl ſolche Stücke zu ihrem Vortrage wählen, woran die Zuhörer reinen muſikaliſchen Genuß haben, als vielmehr ſolche, worin der Spielende ſeine erlangte Fertigkeit könne bewundern laſſen. Überall iſt es das Individuum, das ſich herrlich zeigen will, und nirgends trifft man auf ein redliches Streben, das dem Ganzen und der Sache zuliebe ſein eigenes Selbſt zurückſetzte.

Hierzu kommt ſodann, daß die Menſchen in ein pfuſcherhaftes Produzieren hineinkommen, ohne es ſelbſt

zu wiſſen. Die Kinder machen ſchon Verſe und gehen ſo fort und meinen als Jünglinge, ſie könnten was, bis ſie zuletzt als Männer zur Einſicht des Vortrefflichen gelangen, was da iſt, und über die Jahre erſchrecken, die ſie in einer falſchen höchst unzulänglichen Beſtrebung verloren haben. Ja, viele kommen zur Erkenntnis des Vollendeten und ihrer eigenen Unzulänglichkeit nie und produzieren Halbheiten bis an ihr Ende.

Gewiß iſt es, daß wenn jeder früh genug zum Bewußtſein zu bringen wäre, wie die Welt von dem Vortrefflichſten ſo voll iſt, und was dazu gehört, dieſen Werken etwas Gleiches an die Seite zu ſetzen, daß ſodann von jetzigen hundert dichtenden Jünglingen kaum ein einziger Beharren und Talent und Mut genug in ſich fühlen würde, zu Erreichung einer ähnlichen Meiſterſchaft ruhig fortzugehen. Viele junge Maler würden nie einen Pinſel in die Hand genommen haben, wenn ſie früh genug gewußt und begriffen hätten, was denn eigentlich ein Meiſter wie Raffael gemacht hat.

Das Geſpräch lenkte ſich auf die falſchen Tendenzen im allgemeinen, und Goethe fuhr fort:

So war meine praktiſche Tendenz zur bildenden Kunſt eigentlich eine falſche, denn ich hatte keine Naturanlage dazu, und konnte ſich alſo dergleichen nicht aus mir entwickeln. Eine gewiſſe Zärtlichkeit gegen die landſchaftlichen Umgebungen war mir eigen, und daher meine erſten Anfänge eigentlich hoffnungsvoll. Die Reiſe nach Italien zerſtörte dieſes praktiſche Behagen; eine weite Ausſicht trat an die Stelle, aber die liebevolle Fähigkeit ging verloren, und da ſich ein künſtleriſches Talent weder techniſch noch äſthetiſch entwickeln konnte, ſo zerfloß mein Beſtreben zu nichts.

Man ſagt mit Recht, fuhr Goethe fort, daß die gemeinſame Ausbildung menſchlicher Kräfte zu wünſchen und auch das Vorzüglichſte ſei. Der Menſch aber iſt nicht dazu geboren, jeder muß ſich eigentlich als ein beſonderes Weſen bilden, aber den Begriff zu erlangen ſuchen, was alle zuſammen ſind.

Die Gegenſtändlichkeit meiner Poeſie, ſagte Goethe, bin ich denn doch jener großen Aufmerkſamkeit und Übung des Auges ſchuldig geworden; ſowie ich auch die daraus gewonnene Kenntnis hoch anzuſchlagen habe.

Hüten aber ſoll man ſich, die Grenzen ſeiner Ausbildung zu weit zu ſtecken.

Die Naturforſcher, ſagte Goethe, werden am erſten dazu verführt, weil zur Betrachtung der Natur wirklich eine ſehr harmoniſche allgemeine Ausbildung erfordert wird.

Dagegen aber ſoll ſich jeder, ſobald es die Kenntniſſe betrifft, die zu ſeinem Fache unerläßlich gehören, vor Beſchränkung und Einſeitigkeit zu bewahren ſuchen.

Ein Dichter, der für das Theater ſchreiben will, ſoll Kenntnis der Bühne haben — ſowie es dem Opern-Komponiſten nicht an Einſicht der Poeſie fehlen darf. —

Karl Maria von Weber, ſagte Goethe, mußte die Euryanthe nicht komponieren; er mußte gleich ſehen, daß dies ein ſchlechter Stoff ſei, woraus ſich nichts machen laſſe. Dieſe Einſicht dürfen wir bei jedem Komponiſten, als zu ſeiner Kunſt gehörig, vorausſetzen.

So ſoll der Maler Kenntnis in Unterſcheidung der Gegenſtände haben; denn es gehört zu ſeinem Fache, daß er wiſſe, was er zu malen habe und was nicht.

Im übrigen aber, ſagte Goethe, iſt es zuletzt die größte Kunſt, ſich zu beſchränken und zu iſolieren.

So hat er die ganze Zeit, die ich in ſeiner Nähe bin, mich ſtets vor allen ableitenden Richtungen zu bewahren und mich immer auf ein einziges Fach zu konzentrieren geſucht. Zeigte ich etwa Neigung, mich in Naturwiſſenſchaften umzutun, ſo war immer ſein Rat, es zu unterlaſſen und mich für jetzt bloß an die Poeſie zu halten. Wollte ich ein Buch leſen, wovon er wußte, daß es mich auf meinem jetzigen Wege nicht weiter brächte, ſo widerriet er es mir ſtets, indem er ſagte, es ſei für mich von keinem praktiſchen Nutzen.

Ich habe gar zu viele Zeit auf Dinge verwendet, ſagte er eines Tages, die nicht zu meinem eigentlichen Fache gehörten. Wenn ich bedenke, was Lopez de Vega gemacht hat, ſo kommt mir die Zahl meiner poetiſchen Werke ſehr klein vor. Ich hätte mich mehr an mein eigentliches Metier halten ſollen.

Hätte ich mich nicht ſo viel mit Steinen beſchäftigt, ſagte er ein andermal, und meine Zeit zu etwas Beſſerm verwendet, ich könnte den ſchönſten Schmuck von Diamanten haben.

Aus gleicher Urſache ſchätzt und rühmt er an ſeinem Freunde Meyer, daß dieſer ausſchließlich auf das Studium der Kunſt ſein ganzes Leben verwendet habe, wodurch

man ihm denn die höchſte Einſicht in dieſem Fache zugeſtehen müſſe.

Ich bin auch in ſolcher Richtung frühzeitig hergekommen, ſagte Goethe, und habe auch faſt ein halbes Leben an Betrachtung und Studium von Kunſtwerken gewendet, aber Meyern kann ich es denn doch in gewiſſer Hinſicht nicht gleichtun. Ich hüte mich daher auch wohl, ein neues Gemälde dieſem Freunde ſogleich zu zeigen, ſondern ich ſehe zuvor zu, wie weit ich ihm meinerſeits beikommen kann. Glaube ich nun, über das Gelungene und Mangelhafte völlig im klaren zu ſein, ſo zeige ich es Meyern, der denn freilich weit ſchärfer ſieht und dem in manchem Betracht noch ganz andere Lichter dabei aufgehen. Und ſo ſehe ich immer von neuem, was es ſagen will und was dazu gehört, um in einer Sache durchaus groß zu ſein. In Meyern liegt eine Kunſteinſicht von ganzen Jahrtauſenden.

[2326.] April 27. Eckermann.

Gegen Abend zu Goethe, der mich zu einer Spazierfahrt in den untern Garten hatte einladen laſſen. Ehe wir fahren, ſagte er, will ich Ihnen doch einen Brief von Zelter geben, den ich geſtern erhalten und worin er auch unſere Theaterangelegenheit berührt.

Daß Du der Mann nicht biſt, ſchreibt Zelter unter anderm, dem Volk in Weimar ein Theater zu bauen, hätte ich Dir ſchon eher angeſehen. Wer ſich grün macht, den freſſen die Ziegen. Das möchten nur auch andere Hoheiten bedenken, die den Wein in der Gohre pfropfen wollen. Freunde, wir haben's erlebt, ja erleben es.

Goethe ſah mich an, und wir lachten. Zelter iſt brav und tüchtig, ſagte er, aber er kommt mitunter in den Fall, mich nicht ganz zu verſtehen und meinen Worten eine falſche Auslegung zu geben.

Ich habe dem Volk und deſſen Bildung mein ganzes Leben gewidmet, warum ſollte ich ihm nicht auch ein Theater bauen! Allein hier in Weimar, in dieſer kleinen Reſidenz, die, wie man ſcherzhafterweiſe ſagt, zehntauſend Poeten und einige Einwohner hat, wie kann da viel von Volk die Rede ſein — und nun gar von einem Volkstheater! Weimar wird ohne Zweifel einmal eine recht große Stadt werden, allein wir können immer noch einige Jahrhunderte warten, bis das weimariſche Volk eine hin-

längliche Maſſe bildet, um ein Theater bauen und erhalten zu können. ~

Goethe ließ ſeine Blicke umherſchweifen, bald an den Wolken, bald über das Grün hin, das überall an den Seiten des Wegs und auf der Wieſe wie an Büſchen und Hecken mächtig hervorquoll. Ein warmer Gewitterregen, wie der Abend es verſpricht, ſagte er, und der Frühling wird in der ganzen Pracht und Fülle abermals wieder da ſein.

Indeſſen ward das Gewölk drohender, man hörte ein dumpfes Donnern, auch einige Tropfen fielen, und Goethe fand es geraten, wieder in die Stadt zurückzufahren. Wenn Sie nichts vorhaben, ſagte er, als wir an ſeiner Wohnung abſtiegen, ſo gehen Sie wohl mit hinauf und bleiben noch ein Stündchen bei mir. Welches denn mit großer Freude von mir geſchah.

Zelters Brief lag noch auf dem Tiſche. Es iſt wunderlich, gar wunderlich, ſagte Goethe, wie leicht man zu der öffentlichen Meinung in eine falſche Stellung gerät! Ich wüßte nicht, daß ich je etwas gegen das Volk geſündigt, aber ich ſoll nun ein für allemal kein Freund des Volkes ſein. Freilich bin ich kein Freund des revolutionären Pöbels, der auf Raub, Mord und Brand ausgeht und hinter dem falſchen Schilde des öffentlichen Wohles nur die gemeinſten egoiſtiſchen Zwecke im Auge hat. Ich bin kein Freund ſolcher Leute, ebenſowenig als ich ein Freund eines Ludwig des Funfzehnten bin. Ich haſſe jeden gewaltſamen Umſturz, weil dabei ebenſoviel Gutes vernichtet als gewonnen wird. Ich haſſe die, welche ihn ausführen, wie die, welche dazu Urſache geben. Aber bin ich darum kein Freund des Volkes? Denkt denn jeder rechtlich geſinnte Mann etwa anders?

Sie wiſſen, wie ſehr ich mich über jede Verbeſſerung freue, welche die Zukunft uns etwa in Ausſicht ſtellt. Aber, wie geſagt, jedes Gewaltſame, Sprunghafte iſt mir in der Seele zuwider, denn es iſt nicht naturgemäß.

Ich bin ein Freund der Pflanze, ich liebe die Roſe als das Vollkommenſte, was unſere deutſche Natur als Blume gewähren kann; aber ich bin nicht Tor genug, um zu verlangen, daß mein Garten ſie mir ſchon jetzt, Ende April, gewähren ſoll. Ich bin zufrieden, wenn ich jetzt die erſten grünen Blätter finde, zufrieden, wenn ich ſehe wie ein Blatt nach dem andern den Stengel von

Woche zu Woche weiter bildet; ich freue mich, wenn ich im Mai die Knoſpe ſehe, und bin glücklich, wenn endlich der Juni mir die Roſe ſelbſt in aller Pracht und in allem Duft entgegenreicht. Kann aber jemand die Zeit nicht erwarten, der wende ſich an die Treibhäuſer.

Nun heißt es wieder, ich ſei ein Fürſtendiener, ich ſei ein Fürſtenknecht. Als ob damit etwas geſagt wäre! Diene ich denn etwa einem Tyrannen? einem Deſpoten? Diene ich denn etwa einem ſolchen, der auf Koſten des Volkes nur ſeinen eigenen Lüſten lebt? Solche Fürſten und ſolche Zeiten liegen gottlob längſt hinter uns. Ich bin dem Großherzog ſeit einem halben Jahrhundert auf das innigſte verbunden und habe ein halbes Jahrhundert mit ihm geſtrebt und gearbeitet; aber lügen müßte ich, wenn ich ſagen wollte, ich wüßte einen einzigen Tag, wo der Großherzog nicht daran gedacht hätte etwas zu tun und auszuführen, das dem Lande zum Wohle gereichte, und das geeignet wäre den Zuſtand des einzelnen zu verbeſſern. Für ſich perſönlich, was hatte er denn von ſeinem Fürſtenſtande als Laſt und Mühe! Iſt ſeine Wohnung, ſeine Kleidung und ſeine Tafel etwa beſſer beſtellt, als die eines wohlhabenden Privatmannes? Man gehe nur in unſere Seeſtädte und man wird Küche und Keller eines angeſehenen Kaufmanns beſſer beſtellt finden, als die ſeinigen.

Wir werden, fuhr Goethe fort, dieſen Herbſt den Tag feiern, an welchem der Großherzog ſeit funfzig Jahren regiert und geherrſcht hat. Allein, wenn ich es recht bedenke, dieſes ſein Herrſchen, was war es weiter als ein beſtändiges Dienen? Was war es als ein Dienen in Erreichung großer Zwecke, ein Dienen zum Wohl ſeines Volkes! Soll ich denn alſo mit Gewalt ein Fürſtenknecht ſein, ſo iſt es wenigſtens mein Troſt, daß ich doch nur der Knecht eines ſolchen bin, der ſelber ein Knecht des allgemeinen Beſten iſt.

[2327.] April 28. Soret.

Goethe, *General* W. Congrève, Fr. Daniell. Chez Goethe. 28. Av. 1825.

J'ai conduit ces deux Messieurs chez Mr. de Goethe pour les introduire.

Congrève. Vous devez connaître davantage Mr. Daniell que moi. Du moins avez vous fait usage de ses appareils; mais à quoi bon mes fusées pour vous?

Goethe. Pour n'être pas à la portée de ma pratique elles ne m'en intéressent pas moins.

Congrève. Walter Scott me disait que si Milton les eut connues, il les aurait mises entre les mains des diables pour faire le siège des cieux.

Goethe. C'était un instrument de leur compétence. Ces Messieurs auraient peut-être mieux réussi dans leur entreprise.

Congrève. Au moins c'eût été plus poétique!

Byron vous a sans doute bien occupé mais vous avouerez que mort bien jeune il est encore mort trop vieux pour sa gloire.

Goethe. Je ne puis tout-à-fait partager votre avis, même ses derniers ouvrages, où il s'est trop laissé emporter par sa fougue, sont imprégnés de son génie. On voit toujours qu'il écrivait pour la passion du moment et avec une extrême rapidité, ce sont si vous le voulez de belles extravagances, mais de sublimes extravagances. (Je voulais ajouter ce sont les fusées de la poésie mais j'ai gardé pour moi l'epigramme).

Congrève. Oh oui, il s'est toujours trop pressé.

Goethe. Pas toujours, son Doge de Venise doit avoir coûté de longues études. Il a vécu trois ans dans cette cité; on voit qu'il s'est donné la peine d'étudier à fond la localité. Sardanapale est plein de beautés réfléchies et je pourrais citer d'autres ouvrages où l'on voit que la pensée a donné du corps aux fantaisies de l'imagination. Vous voyez que nous autres allemands, nous mettons de l'intérêt à la poésie de Byron. Byron est un de nos favoris et nous ne voyons en lui que le grand poète, laissant à l'Angleterre le soin de rechercher des griefs contre sa personne dont nous n'avons que faire.

Congrève. Mais vous aimez sans doute Walter Scott aussi?

Goethe. Nous l'aimons de même; nos dames qui font la gloire des auteurs sont partagées en Scottistes et Byronistes; ces dernières sont celles dont le cœur est fort et la tête brûlée, les autres prefèrent Scott.

Congrève. J'en reviens à dire que Byron a plutôt perdu que gagné à trop écrire; c'est un malheur pour les gens distingués; ils font tout leur effort en une et deux fois et puis ils ne produisent plus rien de neuf.

Goethe. Votre critique vient du moins par rapport à Byron de ce qu'il ne s'est jamais reposé; il a écrit sans relâche et naturellement il a du ou copier ses formes ou voir ses facultés s'affaiblir. S'il eut eu des moments de relâche (car la nature intellectuelle en demande aussi bien que la nature physique) alors il se serait relevé plus grand et plus sublime que jamais. Ce qui le rend plus admirable à mes yeux, c'est qu'avec un tel génie il eut un jugement si juste et un coup d'œil si pénétrant, les bardes écossais prouvent que dès ses premiers pas il saisissait à fond tous les secrets de l'art; et tous ses coups de pinceaux ont été les touches de la vérité.

Congrève. Vous étiez donc ici lors des fameuses guerres, n'avez vous jamais excercé votre plume sur de pareils tableaux?

Goethe. Non! c'étaient des réalités trop terribles et trop voisines, elles étaient trop poétiques pour que l'imagination du poëte put y rien ajouter et alors ce n'était plus mon affaire.

Moi. On aurait pu les rendre au domaine de la poésie par une marche contraire à celle que les poètes emploient c'est-à-dire en adoucissant tous les traits, en émoussant toutes les pointes, car l'histoire était alors un effrayant amas d'exagérations réalisées.

[2328.] April 28. V. Coufin.

Je suis allé à onze heures chez Goethe. On me dit que M. le ministre de Goethe était malade. Je remis au domestique la lettre de M. Hegel, et me retirai. J'avais déja fait la moitié de la rue, quand je vis accourir le domestique, qui me dit que M. de Goethe désirait me voir. Je repris donc le bel escalier orné de plâtres et de petites statues; puis on m'introduisit dans cette galerie où, il y a huit ans, j'avais eu le plaisir de faire plusieurs tours avec Goethe, et de cette galerie dans le cabinet, où l'on me dit que Goethe allait venir. ~ La porte de la galerie s'ouvrit, et je vis un vieillard, que je reconnus sur-le-champ. Il avait une cravate de couleur nouée négligemment, un pantalon de drap gris, une redingote bleue, et la tête nue. Ouelle tête! large, haute, imposante comme celle de Jupiter Olympien. Il s'avança

lentement et doucement, me montra un sopha, et s'y assit avec moi.

À chaque mot qu'il prononçait, il toussait, sa voix tremblait. En l'écoutant, je le regardais fixement, et je pus juger des ravages que huit années avaient faits sur cette grande et forte figure. Chaque parole lui coûtait; il avait l'air de souffrir; je le lui dis. Non; je ne souffre pas trop; mais l'âge! Il faut seulement que je prenne des précautions, que je ne me livre à rien trop longtemps, et me tienne en équilibre pour pouvoir suffire aux occupations dont je suis capable encore.

Je lui demandai ses commissions pour Paris, où on commençait à s'intéresser à la littérature allemande, où on traduisait Schiller et Goethe. Je voulais l'amener à me parler de l'état de la littérature en France et prendre ses conseils; mais voici tout ce qu'il me dit: Oui, tant de traductions prouvent un désir du mieux, et on ne peut nier qu'il n'y ait de la bonne volonté en France. ~ Oui, je le sais; mais je n'ai pas lu ces traductions; comme je vous disais, je dois me tenir en équilibre, et me refuser à des lectures qui mes plairaient. Dans ma jeunesse, je me livrais à tout ce qui m'intérraissait; maintenant, il faut que je m'abstienne, et me borne à quelques objets. ~ On a traduit Faust littéralement? Je le conçois pourtant; pour s'améliorer la langue française n'a besoin que de reculer de quelques siècles et de revenir à Marot. ~ Oui, la langue de Marot. ~ Il faut prendre quelques libertés; peu à peu on s'y habitue.

On comprend tout ce que j'aurais eu à lui répondre, moi qui trouve insupportable l'archaisme de M. Courier, toutes les fois que la passion ne vient pas l'animer et le rajeunir, et qui préfère incomparablement la prose simple et mâle du XVIIe siècle à la langue souple et gracieuse, il est vrai, mais déjà maniérée du XVIe. Mais ne voulant pas contredire l'illustre vieillard, et voyant que je n'en pourrais tirer davantage sur la France, je changeai de sujet: Du moins, lui dis-je, je suis heureux que, parmi les choses dont vous pouvez vous occuper, vous ayez mis la nouvelle littérature italienne et mon ami Manzoni. — Ah! Manzoni! (en levant les yeux et avec un accent réfléchi) c'est un jeune homme bien intéressant. Il a commencé à s'écarter des règles reçues, et surtout de l'unité de lieu. Mais les anciennistes, dit-il

en souriant lui-même de son mot, ne veulent pas cela. ~ Oui, on lui en a voulu, et cependant il ne s'en est écarté qu'avec mesure, et cela me plait. C'est très bien commencé. D'ailleurs, ces querelles dureront toujours, et il n'y a pas de mal; il faut que chacun fasse à sa manière. Oui, j'ai reçu Adelchi. J'en ai même fait un extrait que je publierai peut-être, si j'en ai l'occasion. Je l'ai bien étudié. Il y a de très belles choses. Je n'aime pas à m'arrêter aux particularités, c'est toujours l'ensemble qu'il faut voir; mais, tenez, vous rappelez-vous ce soldat lombard chez qui se réunissent les conjurés, et qui ne songe qu'à sa propre élévation? Comme il arrange tout pour lui! Ici Goethe, fatigué et toujours toussant, quoique paraissant s'intéresser à la conversation, accompagna le peu de mots qu'il pouvait prononcer de regards et de gestes, comme pour me faire entendre ce qu'il ne pouvait exprimer. Comme il fait servir les desseins de tout le monde à son but! Et ensuite, à la cour de Charlemagne, comme il a l'air de protéger ceux qu'il a trahis! Oui, Manzoni se tient à l'histoire et aux personnages réels qu'elle fournit; mais il les élève jusqu'à nous par les caractères qu'il leur donne; il leur prête nos sentiments humains, libéraux même, et il a raison. Nous ne pouvons nous intéresser qu'à ce qui nous ressemble un peu, et non aux Lombards ou Longobards et à la cour de Charlemagne, qui serait aussi un peu trop rude. Voyez Adelchi, c'est un caractère de l'invention de Manzoni.

Là-dessus je lui dis avec un peu d'émotion: Les sentiments d'Adelchi mourant sont ceux de Manzoni lui-même. Manzoni, qui est toujours un poëte lyrique, s'est peint dans Adelchi — Oui, vraiment? Il y a longtemps que j'avais connu son âme et sa manière de sentir dans ses Inni sacri. C'est un catholique naïf et vertueux.

Je lui exprimai ma reconnaissance, comme ami de Manzoni, de ce qu'il avait eu la bonté de le défendre contre la critique du Quarterly Review. Il me répondit, avec un accent vrai et profond: J'en fais grand cas, j'en fais grand cas! Adelchi est un plus grand sujet; mais le comte de Carmagnola a bien de la profondeur. Et la partie lyrique en est si belle que ce méchant critique anglais l'a louée et même traduite.

Je lui appris que Manzoni faisait un roman où il serait plus fidèle à l'histoire que Walter Scott, et appli-

querait à la rigueur son système historique. Et quel en est le sujet? — Le seizième siècle à Milan. — Le seizième siècle à Milan! Manzoni est Milanais, il aura bien étudié ce siècle. Si vous voyez Manzoni, dites-lui combien je l'estime et je l'aime.

Goethe était si fatigué qu'en conscience je ne voulus pas prolonguer l'entretien. Je me levai, et lui demandai ses ordres pour Paris. Il me dit que pour le moment il n'avait aucune commission à me donner. Mais croyez, dit-il en me regardant avec ses yeux calmes et pénétrants, que je m'intéresse bien à vous; et quand vous serez à Paris, donnez-moi de vos nouvelles. Là-dessus il inclina doucement sa noble tête, et je sortis.

Le soir, quand je dis à Mme de Schwendler, que j'avais vu Goethe le matin, elle en fut bien surprise, et m'apprit que la veille Goethe avait été saigné, et que le médecin lui avait commandé de ne recevoir personne pendant plusieurs jours. M. le chancelier de Müller, l'un des habitués de la maison de Goethe, qui y avait dîné, me dit que Goethe lui avait parlé de moi avec bonté, et qu'il n'avait pas voulu me laisser quitter Weimar sans me voir.

[2329.] Mai 1. Eckermann.

Bei Goethe zu Tiſch. Es iſt zu denken, daß der veränderte Theaterbau das erſte war, das zwiſchen uns zur Sprache kam. Ich hatte, wie geſagt, gefürchtet, daß die höchſt unerwartete Maßregel Goethe tief verletzen würde. Allein keine Spur! Ich fand ihn in der mildeſten, heiterſten Stimmung, durchaus über jede kleine Empfindlichkeit erhaben.

Man hat, ſagte er, dem Großherzog von ſeiten des Koſtenpunktes und großer Erſparungen, die bei dem veränderten Bauplan zu machen, beizukommen geſucht, und es iſt ihnen gelungen. Mir kann es ganz recht ſein. Ein neues Theater iſt am Ende doch immer nur ein neuer Scheiterhaufen, den irgendein Ungefähr über kurz oder lang wieder in Brand ſteckt. Damit tröſte ich mich. Übrigens ein bißchen mehr oder weniger, ein bißchen auf oder ab iſt nicht der Rede wert. Ihr werdet immerhin ein ganz leidliches Haus bekommen, wenn auch nicht gerade ſo, wie ich es mir gewünſcht und gedacht hatte.

Ihr werdet hineingehen, und ich werde auch hineingehen, und es wird am Ende alles ganz artig ausfallen.

Der Großherzog, fuhr Goethe fort, äußerte gegen mich die Meinung, ein Theater brauche keineswegs ein architektoniſches Prachtwerk zu ſein, wogegen im ganzen freilich nichts einzuwenden. Er meinte ferner, es ſei doch immer nur ein Haus, das den Zweck habe, Geld zu verdienen. Dieſe Anſicht klingt beim erſten Anhören etwas materiell, allein es fehlt ihr, recht bedacht, auch keineswegs eine höhere Seite. Denn will ein Theater nicht bloß zu ſeinen Koſten kommen, ſondern obendrein noch Geld erübrigen und Geld verdienen, ſo muß eben alles durchaus ganz vortrefflich ſein. Es muß die beſte Leitung an der Spitze haben, die Schauſpieler müſſen durchweg zu den beſten gehören, und man muß fortwährend ſo gute Stücke geben, daß nie die Anziehungskraft ausgehe, welche dazu gehört, um jeden Abend ein volles Haus zu machen. Das iſt aber mit wenigen Worten ſehr viel geſagt, und faſt das Unmögliche.

Die Anſicht des Großherzogs, ſagte ich, mit dem Theater Geld verdienen zu wollen, ſcheint alſo eine durchaus praktiſche zu ſein, indem in ihr eine Nötigung liegt, ſich fortwährend auf der Höhe des Vortrefflichen zu erhalten.

Shakeſpeare und Molière, erwiderte Goethe, hatten auch keine andere. Beide wollten auch vor allen Dingen mit ihren Theatern Geld verdienen. Damit ſie aber dieſen ihren Hauptzweck erreichten, mußten ſie dahin trachten daß fortwährend alles im beſten Stande und neben dem alten Guten immer von Zeit zu Zeit etwas tüchtiges Neues da ſei, das reize und anlocke. Das Verbot des Tartuffe war für Molière ein Donnerſchlag; aber nicht ſowohl für den Poeten als für den Direktor Molière, der für das Wohl einer bedeutenden Truppe zu ſorgen hatte, und der ſehen mußte, wie er für ſich und die Seinigen Brot ſchaffte.

Nichts, fuhr Goethe fort, iſt für das Wohl eines Theaters gefährlicher, als wenn die Direktion ſo geſtellt iſt, daß eine größere oder geringere Einnahme der Kaſſe ſie perſönlich nicht weiter berührt und ſie in der ſorgloſen Gewißheit hinleben kann, daß dasjenige, was im Laufe des Jahres an der Einnahme der Theaterkaſſe gefehlt hat, am Ende desſelben aus irgendeiner andern

lentement et doucement, me montra un sopha, et s'y assit avec moi.

À chaque mot qu'il prononçait, il toussait, sa voix tremblait. En l'écoutant, je le regardais fixement, et je pus juger des ravages que huit années avaient faits sur cette grande et forte figure. Chaque parole lui coûtait; il avait l'air de souffrir; je le lui dis. Non; je ne souffre pas trop; mais l'âge! Il faut seulement que je prenne des précautions, que je ne me livre à rien trop long-temps, et me tienne en équilibre pour pouvoir suffire aux occupations dont je suis capable encore.

Je lui demandai ses commissions pour Paris, où on commençait à s'intéresser à la littérature allemande, où on traduisait Schiller et Goethe. Je voulais l'amener à me parler de l'état de la littérature en France et prendre ses conseils; mais voici tout ce qu'il me dit: Oui, tant de traductions prouvent un désir du mieux, et on ne peut nier qu'il n'y ait de la bonne volonté en France. ~ Oui, je le sais; mais je n'ai pas lu ces traductions; comme je vous disais, je dois me tenir en équilibre, et me refuser à des lectures qui mes plairaient. Dans ma jeunesse, je me livrais à tout ce qui m'intérraissait; maintenant, il faut que je m'abstienne, et me borne à quelques objets. ~ On a traduit Faust littéralement? Je le conçois pourtant; pour s'améliorer la langue française n'a besoin que de reculer de quelques siècles et de revenir à Marot. ~ Oui, la langue de Marot. ~ Il faut prendre quelques libertés; peu à peu on s'y habitue.

On comprend tout ce que j'aurais eu à lui répondre, moi qui trouve insupportable l'archaisme de M. Courier, toutes les fois que la passion ne vient pas l'animer et le rajeunir, et qui préfère incomparablement la prose simple et mâle du XVIIe siècle à la langue souple et gracieuse, il est vrai, mais déjà maniérée du XVIe. Mais ne voulant pas contredire l'illustre vieillard, et voyant que je n'en pourrais tirer davantage sur la France, je changeai de sujet: Du moins, lui dis-je, je suis heureux que, parmi les choses dont vous pouvez vous occuper, vous ayez mis la nouvelle littérature italienne et mon ami Manzoni. — Ah! Manzoni! (en levant les yeux et avec un accent réfléchi) c'est un jeune homme bien intéressant. Il a commencé à s'écarter des règles reçues, et surtout de l'unité de lieu. Mais les anciennistes, dit-il

en souriant lui-même de son mot, ne veulent pas cela. ~ Oui, on lui en a voulu, et cependant il ne s'en est écarté qu'avec mesure, et cela me plait. C'est très bien commencé. D'ailleurs, ces querelles dureront toujours, et il n'y a pas de mal; il faut que chacun fasse à sa manière. Oui, j'ai reçu Adelchi. J'en ai même fait un extrait que je publierai peut-être, si j'en ai l'occasion. Je l'ai bien étudié. Il y a de très belles choses. Je n'aime pas à m'arrêter aux particularités, c'est toujours l'ensemble qu'il faut voir; mais, tenez, vous rappelez-vous ce soldat lombard chez qui se réunissent les conjurés, et qui ne songe qu'à sa propre élévation? Comme il arrange tout pour lui! Ici Goethe, fatigué et toujours toussant, quoique paraissant s'intéresser à la conversation, accompagna le peu de mots qu'il pouvait prononcer de regards et de gestes, comme pour me faire entendre ce qu'il ne pouvait exprimer. Comme il fait servir les desseins de tout le monde à son but! Et ensuite, à la cour de Charlemagne, comme il a l'air de protéger ceux qu'il a trahis! Oui, Manzoni se tient à l'histoire et aux personnages réels qu'elle fournit; mais il les élève jusqu'à nous par les caractères qu'il leur donne; il leur prête nos sentiments humains, libéraux même, et il a raison. Nous ne pouvons nous intéresser qu'à ce qui nous ressemble un peu, et non aux Lombards ou Longobards et à la cour de Charlemagne, qui serait aussi un peu trop rude. Voyez Adelchi, c'est un caractère de l'invention de Manzoni.

Là-dessus je lui dis avec un peu d'émotion: Les sentiments d'Adelchi mourant sont ceux de Manzoni lui-même. Manzoni, qui est toujours un poëte lyrique, s'est peint dans Adelchi — Oui, vraiment? Il y a longtemps que j'avais connu son âme et sa manière de sentir dans ses Inni sacri. C'est un catholique naïf et vertueux.

Je lui exprimai ma reconnaissance, comme ami de Manzoni, de ce qu'il avait eu la bonté de le défendre contre la critique du Quarterly Review. Il me répondit, avec un accent vrai et profond: J'en fais grand cas, j'en fais grand cas! Adelchi est un plus grand sujet; mais le comte de Carmagnola a bien de la profondeur. Et la partie lyrique en est si belle que ce méchant critique anglais l'a louée et même traduite.

Je lui appris que Manzoni faisait un roman où il serait plus fidèle à l'histoire que Walter Scott, et appli-

querait à la rigueur son système historique. Et quel en est le sujet? — Le seizième siècle à Milan. — Le seizième siècle à Milan! Manzoni est Milanais, il aura bien étudié ce siècle. Si vous voyez Manzoni, dites-lui combien je l'estime et je l'aime.

Goethe était si fatigué qu'en conscience je ne voulus pas prolonger l'entretien. Je me levai, et lui demandai ses ordres pour Paris. Il me dit que pour le moment il n'avait aucune commission à me donner. Mais croyez, dit-il en me regardant avec ses yeux calmes et pénétrants, que je m'intéresse bien à vous; et quand vous serez à Paris, donnez-moi de vos nouvelles. Là-dessus il inclina doucement sa noble tête, et je sortis.

Le soir, quand je dis à Mme de Schwendler, que j'avais vu Goethe le matin, elle en fut bien surprise, et m'apprit que la veille Goethe avait été saigné, et que le médecin lui avait commandé de ne recevoir personne pendant plusieurs jours. M. le chancelier de Müller, l'un des habitués de la maison de Goethe, qui y avait dîné, me dit que Goethe lui avait parlé de moi avec bonté, et qu'il n'avait pas voulu me laisser quitter Weimar sans me voir.

[2329.] Mai 1. Eckermann.

Bei Goethe zu Tiſch. Es iſt zu denken, daß der veränderte Theaterbau das erſte war, das zwiſchen uns zur Sprache kam. Ich hatte, wie geſagt, gefürchtet, daß die höchſt unerwartete Maßregel Goethe tief verletzen würde. Allein keine Spur! Ich fand ihn in der mildeſten, heiterſten Stimmung, durchaus über jede kleine Empfindlichkeit erhaben.

Man hat, ſagte er, dem Großherzog von ſeiten des Koſtenpunktes und großer Erſparungen, die bei dem veränderten Bauplan zu machen, beizukommen geſucht, und es iſt ihnen gelungen. Mir kann es ganz recht ſein. Ein neues Theater iſt am Ende doch immer nur ein neuer Scheiterhaufen, den irgendein Ungefähr über kurz oder lang wieder in Brand ſteckt. Damit tröſte ich mich. Übrigens ein bißchen mehr oder weniger, ein bißchen auf oder ab iſt nicht der Rede wert. Ihr werdet immerhin ein ganz leidliches Haus bekommen, wenn auch nicht gerade ſo, wie ich es mir gewünſcht und gedacht hatte.

Ihr werdet hineingehen, und ich werde auch hineingehen, und es wird am Ende alles ganz artig ausfallen.

Der Großherzog, fuhr Goethe fort, äußerte gegen mich die Meinung, ein Theater brauche keineswegs ein architektoniſches Prachtwerk zu ſein, wogegen im ganzen freilich nichts einzuwenden. Er meinte ferner, es ſei doch immer nur ein Haus, das den Zweck habe, Geld zu verdienen. Dieſe Anſicht klingt beim erſten Anhören etwas materiell, allein es fehlt ihr, recht bedacht, auch keineswegs eine höhere Seite. Denn will ein Theater nicht bloß zu ſeinen Koſten kommen, ſondern obendrein noch Geld erübrigen und Geld verdienen, ſo muß eben alles durchaus ganz vortrefflich ſein. Es muß die beſte Leitung an der Spitze haben, die Schauſpieler müſſen durchweg zu den beſten gehören, und man muß fortwährend ſo gute Stücke geben, daß nie die Anziehungskraft ausgehe, welche dazu gehört, um jeden Abend ein volles Haus zu machen. Das iſt aber mit wenigen Worten ſehr viel geſagt, und faſt das Unmögliche.

Die Anſicht des Großherzogs, ſagte ich, mit dem Theater Geld verdienen zu wollen, ſcheint alſo eine durchaus praktiſche zu ſein, indem in ihr eine Nötigung liegt, ſich fortwährend auf der Höhe des Vortrefflichen zu erhalten.

Shakeſpeare und Molière, erwiderte Goethe, hatten auch keine andere. Beide wollten auch vor allen Dingen mit ihren Theatern Geld verdienen. Damit ſie aber dieſen ihren Hauptzweck erreichten, mußten ſie dahin trachten daß fortwährend alles im beſten Stande und neben dem alten Guten immer von Zeit zu Zeit etwas tüchtiges Neues da ſei, das reize und anlocke. Das Verbot des Tartuffe war für Molière ein Donnerſchlag; aber nicht ſowohl für den Poeten als für den Direktor Molière, der für das Wohl einer bedeutenden Truppe zu ſorgen hatte, und der ſehen mußte, wie er für ſich und die Seinigen Brot ſchaffte.

Nichts, fuhr Goethe fort, iſt für das Wohl eines Theaters gefährlicher, als wenn die Direktion ſo geſtellt iſt, daß eine größere oder geringere Einnahme der Kaſſe ſie perſönlich nicht weiter berührt und ſie in der ſorgloſen Gewißheit hinleben kann, daß dasjenige, was im Laufe des Jahres an der Einnahme der Theaterkaſſe gefehlt hat, am Ende desſelben aus irgendeiner andern

Quelle erſetzt wird. Es liegt einmal in der menſchlichen Natur, daß ſie leicht erſchlafft, wenn perſönliche Vorteile oder Nachteile ſie nicht nötigen. Nun iſt zwar nicht zu verlangen, daß ein Theater in einer Stadt wie Weimar ſich ſelbſt erhalten ſolle, und daß kein jährlicher Zuſchuß aus der fürſtlichen Kaſſe nötig ſei. Allein es hat doch alles ſein Ziel und ſeine Grenze, und einige tauſend Taler jährlich mehr oder weniger ſind doch keineswegs eine gleichgültige Sache, beſonders da die geringere Einnahme und das Schlechterwerden des Theaters natürliche Gefährten ſind, und alſo nicht bloß das Geld verloren geht, ſondern die Ehre zugleich.

Wäre ich der Großherzog, ſo würde ich künftig, bei einer etwa eintretenden Veränderung der Direktion als jährlichen Zuſchuß ein für allemal eine feſte Summe beſtimmen; ich würde etwa den Durchſchnitt der Zuſchüſſe der letzten zehn Jahre ermitteln laſſen und danach eine Summe ermäßigen, die zu einer anſtändigen Erhaltung als hinreichend zu achten wäre. Mit dieſer Summe müßte man haushalten. Dann würde ich aber einen Schritt weiter gehen und ſagen: wenn der Direktor mit ſeinen Regiſſeuren durch eine kluge und energiſche Leitung es dahin bringt, daß die Kaſſe am Ende des Jahres einen Überſchuß hat, ſo ſoll von dieſem Überſchuß dem Direktor, den Regiſſeuren und den vorzüglichſten Mitgliedern der Bühne eine Remuneration zuteil werden. Da ſolltet Ihr einmal ſehen, wie es ſich regen, und wie die Anſtalt aus dem Halbſchlafe, in welchen ſie nach und nach geraten muß, erwachen würde.

Unſere Theatergeſetze, fuhr Goethe fort, haben zwar allerlei Strafbeſtimmungen, allein ſie haben kein einziges Geſetz, das auf Ermunterung und Belohnung ausgezeichneter Verdienſte ginge. Dies iſt ein großer Mangel. Denn wenn mir bei jedem Verſehen ein Abzug von meiner Gage in Ausſicht ſteht, ſo muß mir auch eine Ermunterung in Ausſicht ſtehen, wenn ich mehr tue, als man eigentlich von mir verlangen kann. Dadurch aber, daß alle mehr tun als zu erwarten und zu verlangen, kommt ein Theater in die Höhe.

Frau von Goethe und Fräulein Ulrike traten herein, beide wegen des ſchönen Wetters ſehr anmutig ſommerhaft gekleidet. Die Unterhaltung über Tiſch war leicht und heiter. Man ſprach über allerlei Vergnügungspartien

der vergangenen Woche ſowie über Ausſichten ähnlicher Art für die nächſte.

Wenn wir die ſchönen Abende behalten, ſagte Frau von Goethe, ſo hätte ich große Luſt, in dieſen Tagen im Park beim Geſang der Nachtigallen einen Tee zu geben. Was ſagen Sie, lieber Vater? — Das könnte ſehr artig ſein! erwiderte Goethe. — Und Sie, Eckermann, ſagte Frau von Goethe, wie ſteht's mit Ihnen? Darf man Sie einladen? — Aber Ottilie! fiel Fräulein Ulrike ein, wie kannſt du nur den Doktor einladen! Er kommt ja doch nicht; und wenn er kommt, ſo ſitzt er wie auf Kohlen, und man ſieht es ihm an, daß ſeine Seele wo anders iſt, und daß er je eher je lieber wieder fort möchte. — Wenn ich ehrlich ſagen ſoll, erwiderte ich, ſo ſtreife ich freilich lieber mit Doolan im Felde umher. Tee und Teegeſellſchaft und Teegeſpräch widerſtrebt meiner Natur ſo ſehr, daß es mir ſchon unheimlich wird, wenn ich nur daran denke. — Aber, Eckermann, ſagte Frau von Goethe, bei einem Tee im Park ſind Sie ja im Freien und ganz in Ihrem Element. — Im Gegenteil, ſagte ich, wenn ich der Natur ſo nahe bin, daß ich alle Düfte wittere und doch nicht eigentlich hinein kann, ſo wird es mir ungeduldig wie einer Ente, die man in die Nähe des Waſſers bringt, aber am Hineintauchen hindert. — Sie könnten auch ſagen, bemerkte Goethe lachend, es würde Ihnen zu Sinne wie einem Pferde, das ſeinen Kopf zum Stalle hinausſtreckt und auf einer gedehnten Weidefläche vor ſich andere Pferde frei umherjagen ſieht. Es riecht zwar alle Wonne und Freiheit der friſchen Natur, aber es kann nicht hinein. Doch laßt nur den Eckermann, er iſt wie er iſt, und ihr macht ihn nicht anders. Aber ſagen Sie, mein Allerbeſter, was treiben Sie denn mit Ihrem Doolan die ſchönen langen Nachmittage im freien Felde? — Wir ſuchen irgendein einſames Tal, ſagte ich, und ſchießen mit Pfeil und Bogen. — Hm! ſagte Goethe, das mag kein ſchlechtes Vergnügen ſein. — Es iſt herrlich, ſagte ich, um die Gebrechen des Winters loszuwerden. — Wie aber in aller Welt, ſagte Goethe, ſind Sie hier in Weimar zu Pfeil und Bogen gekommen? — Zu den Pfeilen, erwiderte ich, habe ich mir in dem Feldzuge von 1814 ein Modell aus Brabant mitgebracht. Das Schießen mit Pfeil und Bogen iſt dort allgemein. — Ich war damals für dieſes Bogenſchießen ſo

begeiſtert, daß ich dachte, es ſei etwas Großes, es in Deutſchland einzuführen, und ich war ſo dumm, daß ich glaubte, es ſei möglich. Ich handelte wiederholt auf einen Bogen; allein unter zwanzig Franken war keiner zu haben, und wie ſollte ich armer Feldjäger ſo viel Geld auftreiben! Ich beſchränkte mich daher auf einen Pfeil, als das Wichtigere und Künſtlichere, den ich in einer Fabrik zu Brüſſel für einen Franken kaufte und neben einer Zeichnung als meine einzige Eroberung mit in meine Heimat brachte.

Das ſieht Ihnen ähnlich, erwiderte Goethe. Aber denken Sie nur nicht, man könnte etwas Natürliches und Schönes populär machen. Zum wenigſten will es Zeit haben und verlangt verzweifelte Künſte. Aber ich kann mir denken, es mag ſchön ſein dieſes Brabanter Schießen. Unſer deutſches Kegelbahnvergnügen erſcheint dagegen roh und ordinär und hat ſehr viel vom Philiſter.

Das Schöne beim Bogenſchießen iſt, erwiderte ich, daß es den Körper gleichmäßig entwickelt und die Kräfte gleichmäßig in Anſpruch nimmt. Da iſt der linke Arm, der den Bogen hinaushält, ſtraff, ſtark und ohne Wanken; da iſt der rechte, der mit dem Pfeil die Senne zieht und nicht weniger kräftig ſein muß. Zugleich beide Füße und Schenkel ſtrack zum Boden geſtreckt, dem Oberkörper als feſte Baſis. Das zielende Auge, die Muskeln des Halſes und Nackens, alles in hoher Spannung und Tätigkeit. Und nun das Gefühl und die Freude, wenn der Pfeil hinausziſcht und im erwünſchten Ziele ſteckt! Ich kenne keine körperliche Übung, die nur irgend damit zu vergleichen.

Es wäre etwas für unſere Turnanſtalten, verſetzte Goethe. Und da ſollte es mich nicht wundern, wenn wir nach zwanzig Jahren in Deutſchland tüchtige Bogenſchützen zu Tauſenden hätten. Überhaupt mit einer erwachſenen Generation iſt nie viel zu machen, in körperlichen Dingen wie in geiſtigen, in Dingen des Geſchmacks wie des Charakters; ſeid aber klug und fangt in den Schulen an, und es wird gehen.

Aber unſere deutſchen Turnlehrer, erwiderte ich, wiſſen mit Pfeil und Bogen nicht umzugehen.

Nun, antwortete Goethe, da mögen ſich einige Turnanſtalten vereinigen und einen tüchtigen Schützen aus Flandern oder Brabant kommen laſſen. Oder ſie mögen

auch einige hübſche wohlgewachſene junge Turner nach Brabant ſchicken, daß ſie ſich dort zu guten Schützen ausbilden und auch lernen, wie man die Bogen ſchnitze und die Pfeile mache. Dieſe könnten dann in deutſchen Turnanſtalten als Lehrer eintreten, als wandernde Lehrer, die ſich bald bei dieſer Anſtalt eine Zeitlang aufhielten und bald bei einer andern.

Ich bin, fuhr Goethe fort, den deutſchen Turnübungen durchaus nicht abgeneigt. Um ſo mehr hat es mir leid getan, daß ſich ſehr bald allerlei Politiſches dabei einſchlich, ſo daß die Behörden ſich genötigt ſahen, ſie zu beſchränken oder wohl gar zu verbieten und aufzuheben. Dadurch iſt nun das Kind mit dem Bade verſchüttet. Aber ich hoffe, daß man die Turnanſtalten wieder herſtelle, denn unſere deutſche Jugend bedarf es, beſonders die ſtudierende, der bei dem vielen geiſtigen und gelehrten Treiben alles körperliche Gleichgewicht fehlt und ſomit jede nötige Tatkraft zugleich. Aber ſagen Sie mir noch etwas von Ihrem Pfeil und Bogen. Alſo einen Pfeil haben Sie ſich aus Brabant mitgebracht? Ich möchte ihn ſehen.

Er iſt längſt verloren, erwiderte ich. Aber ich hatte ihn ſo gut in Gedanken, daß es mir gelungen iſt ihn wieder herzuſtellen, und zwar ſtatt des einen ein ganzes Dutzend. Das war aber gar nicht ſo leicht als ich mir dachte. ~ Das Schwierigſte und Künſtlichſte war aber jetzt noch zu tun, nämlich den Pfeil zu befiedern. Was habe ich da gepfuſcht und für Mißgriffe getan, ehe es mir gelang und ich es darin zu einiger Geſchicklichkeit brachte!

Nicht wahr, ſagte Goethe, die Federn werden nicht in den Schaft eingelaſſen, ſondern aufgeleimt?

Sie werden aufgeleimt, erwiderte ich; aber das muß ſo feſt, zierlich und gut geſchehen, daß es ausſieht als wären ſie mit dem Schafte eins und aus ihm hervorgewachſen. ~ Zwar ſind die abgezogenen Fahnen der Schwungfedern jedes großen Vogels gut, doch habe ich die roten Flügelfedern des Pfau, die großen Federn des Truthahns, beſonders aber die ſtarken und prächtigen von Adler und Trappe als die vorzüglichſten gefunden.

Ich höre dieſes alles mit großem Intereſſe, ſagte Goethe. Wer Sie nicht kennt, ſollte kaum glauben, daß Ihre Richtungen ſo lebendig wären. Aber ſagen Sie mir nun auch, wie Sie zu einem Bogen gekommen.

Ich habe mir ſelber einige gemacht, erwiderte ich, aber dabei anfänglich auch wieder ganz entſetzlich gepfuſcht. ~ Man riet mir darauf, einen Stamm zu nehmen, der ſtark genug ſei, um ihn ſchlachten zu können und zwar zu vier Teilen.

Schlachten? fragte Goethe, was iſt das?

Es iſt ein Kunſtausdruck der Wagner, erwiderte ich, und heißt ſo viel als ſpalten, und zwar wird dabei ein Keil durch den Stamm der Länge nach von einem Ende bis zum andern durchgetrieben. War nun der Stamm gerade gewachſen, ich meine: ſtrebte die Faſer in gerader Richtung aufwärts, ſo werden auch die geſchlachteten Stücke gerade ſein und ſich durchaus zum Bogen eignen. War aber der Stamm gewunden, ſo werden die geſchlachteten Stücke, indem der Keil der Faſer nachgeht, eine gekrümmte, gewundene Richtung haben und zum Bogen nicht zu gebrauchen ſein.

Wie wäre es aber, ſagte Goethe, wenn man einen ſolchen Stamm mit der Säge in vier Teile ſchnitte? da bekäme man doch auf jeden Fall gerade Stücke.

Man würde, erwiderte ich, bei einem Stamm mit etwas gewundener Richtung die Faſer durchſchneiden, und das würde die Teile zu einem Bogen durchaus unbrauchbar machen.

Ich begreife, ſagte Goethe, ein Bogen mit durchſchnittener Faſer würde brechen. Doch erzählen Sie weiter, die Sache intereſſiert mich.

Ich machte alſo, fuhr ich fort, meinen zweiten Bogen aus einem Stück geſchlachteter Eſche.

Dann ſetzt Eckermann auseinander, welch großer Unterſchied zwiſchen demſelben Holz von verſchiedenen Stämmen iſt je nach dem Orte, an dem ſie gewachſen.

Sie können denken, ſagte Goethe, daß Ihre Beobachtungen für mich, der ſich ein halbes Leben mit dem Wachstum der Pflanzen und Bäume beſchäftigt hat, von beſonderm Intereſſe ſind. Doch erzählen Sie weiter! Sie machten alſo wahrſcheinlich darauf einen Bogen von der zähen Eſche.

Ich tat ſo, erwiderte ich, und zwar nahm ich ein gutgeſchlachtetes Stück von der Winterſeite, wo ich auch eine ziemlich feine Faſer fand. Auch war der Bogen weich im Aufziehen und von guter Schnellkraft. Allein nachdem er einige Monate in Gebrauch geweſen, zeigte

ſich bereits eine merkliche Krümmung, und es war deutlich, daß die Spannkraft nicht Stich halte. Ich machte dann Verſuche mit dem Stamm einer jungen Eiche, welches auch ganz gutes Holz war, wobei ich aber nach einiger Zeit denſelbigen Fehler fand; dann mit dem Stamm der Walnuß, welches beſſer, und zuletzt mit dem Stamme des feinblätterigen Ahorns, des ſogenannten Maßholder, welches das beſte war und nichts weiter zu wünſchen übrig ließ.

Ich kenne das Holz, erwiderte Goethe; man findet es auch häufig in Hecken. Ich kann mir denken, daß es gut iſt. Doch habe ich ſelten einen jungen Stamm gefunden, der ohne Äſte war, und Sie bedürfen doch wohl zum Bogen ein Holz, das ganz frei von Äſten iſt.

Ein junger Stamm, erwiderte ich, iſt freilich nicht ohne Äſte; doch wenn man ihn zum Baume aufzieht, ſo werden ihm die Äſte genommen, oder wenn er im Dickicht aufwächſt, ſo verlieren ſie ſich mit der Zeit von ſelber. Man wird daher auf jeden Fall ſicher gehen, wenn man bei einer aus ſolchem Stamm geſägten Bohle ſich gleichfalls an die Außenſeite hält und einige Zoll von demjenigen Stück ſich abſchneiden läßt, was zunächſt unter der Rinde war, alſo den Splint und was ihm folgt, welches überhaupt das jüngſte, zäheſte und zu einem Bogen das tauglichſte Holz iſt.

Ich meinte, verſetzte Goethe, das Holz zu einem Bogen dürfte nicht geſägt, ſondern müßte geſpalten oder, wie Sie es nennen, geſchlachtet werden.

Wenn es ſich ſchlachten läßt, erwiderte ich, allerdings. Die Eſche, die Eiche, auch wohl die Walnuß läßt ſich ſchlachten, weil es Holz von grober Faſer iſt. Der Maßholder aber nicht; denn es iſt ein Holz von ſo feiner, feſt ineinandergewachſener Faſer, daß es ſich in der Faſerrichtung durchaus nicht trennt, ſondern herüber und hinüber reißt, ganz gegen alle Faſer und alle natürlich gewachſene Richtung. Das Holz des Maßholder muß daher mit der Säge getrennt werden, und zwar ohne alle Gefahr für die Kraft des Bogens.

Hm! Hm! ſagte Goethe Sie ſind übrigens durch Ihre Bogentendenz zu ganz hübſchen Kenntniſſen gekommen, und zwar zu lebendigen, die man nur auf praktiſchem Wege erlangt. Das iſt aber immer der Vorteil irgendeiner leidenſchaftlichen Richtung, daß ſie uns in

das Innere der Dinge treibt. Auch ist das Suchen und Irren gut, denn durch Suchen und Irren lernt man. Und zwar lernt man nicht bloß die Sache, sondern den ganzen Umfang. Was wüßte ich von der Pflanze und der Farbe, wenn man meine Theorie mir fertig überliefert und ich beides auswendig gelernt hätte! Aber daß ich eben alles selber suchen und finden und auch gelegentlich irren mußte, dadurch kann ich sagen, daß ich von beiden Dingen etwas weiß, und zwar mehr als auf dem Papiere steht. Aber sagen Sie mir noch eins von Ihrem Bogen. Ich habe schottische gesehen, die bis zu den Spitzen hinaus ganz gerade, andere dagegen, deren Spitzen gekrümmt waren. Welche halten Sie für die besten?

Ich halte dafür, erwiderte ich, daß bei einem Bogen mit rückwärts geschweiften Enden die Federkraft bei weitem mächtiger ist. Anfangs machte ich sie gerade, weil ich nicht verstand die Enden zu biegen. Nachdem ich aber gelernt damit umzugehen, mache ich die Enden geschweift, und ich finde, daß der Bogen dadurch nicht allein ein schöneres Ansehen, sondern auch eine größere Gewalt erlangt.

Nicht wahr, sagte Goethe, man bewirkt die Krümmung durch Hitze?

Durch feuchte Hitze, erwiderte ich. ~

Wissen Sie was? versetzte Goethe mit einem geheimnisvollen Lächeln. Ich glaube, ich habe etwas für Sie, das Ihnen nicht unlieb wäre. Was dächten Sie, wenn wir zusammen hinuntergingen und ich Ihnen einen echten Baschkirenbogen in die Hände legte!

Einen Baschkirenbogen? rief ich voll Begeisterung, und einen echten?

Ja, närrischer Kerl, einen echten! sagte Goethe. Kommen Sie nur.

Wir gingen hinab in den Garten. Goethe öffnete das untere Zimmer eines kleinen Nebengebäudes, das auf den Tischen und an den Wänden umher mit Seltenheiten und Merkwürdigkeiten aller Art vollgepfropft erschien. Ich überlief alle diese Schätze nur flüchtig, meine Augen suchten den Bogen. Hier haben Sie ihn, sagte Goethe, indem er ihn in einem Winkel aus einem Haufen von allerlei seltsamen Gerätschaften hervornahm. Ich sehe, er ist noch in demselbigen Stande, wie er im Jahre 1814

von einem Baſchkirenhäuptling mir verehrt wurde. Nun, was ſagen Sie?

Ich war voller Freude, die liebe Waffe in meinen Händen zu halten. Es ſchien alles unverſehrt und auch die Senne noch vollkommen brauchbar. Ich probierte ihn in meinen Händen und fand ihn auch noch von leidlicher Schnellkraft. Es iſt ein guter Bogen, ſagte ich. Beſonders aber gefällt mir die Form, die mir künftig als Modell dienen ſoll.

Von welchem Holz, denken Sie, iſt er gemacht? ſagte Goethe.

Er iſt, wie Sie ſehen, erwiderte ich, mit feiner Birkenſchale ſo überdeckt, daß von dem Holz wenig ſichtbar und nur die gekrümmten Enden frei geblieben. Und auch dieſe ſind durch die Zeit ſo angebräunt, daß man nicht recht ſehen kann, was es iſt. Auf den erſten Anblick ſieht es aus wie junge Eiche, und dann wieder wie Nußbaum. Ich denke, es iſt Nußbaum, oder ein Holz, das dem ähnlich. Ahorn oder Maßholder iſt es nicht. Es iſt ein Holz von grober Faſer, auch ſehe ich Merkmale, daß es geſchlachtet worden.

Wie wäre es, ſagte Goethe, wenn Sie ihn einmal probierten! Hier haben Sie auch einen Pfeil. Doch hüten Sie ſich vor der eiſernen Spitze, ſie könnte vergiftet ſein.

Wir gingen wieder in den Garten, und ich ſpannte den Bogen. Nun wohin? ſagte Goethe. — Ich dächte, erſt einmal in die Luft, erwiderte ich. — Nur zu! ſagte Goethe. Ich ſchoß hoch gegen die ſonnigen Wolken in blauer Luft. Der Pfeil hielt ſich gut, dann bog er ſich und ſauſte wieder herab und fuhr in die Erde. Nun laſſen Sie mich einmal, ſagte Goethe. Ich war glücklich, daß er auch ſchießen wollte. Ich gab ihm den Bogen und holte den Pfeil. Goethe ſchob die Kerbe des Pfeiles in die Senne, auch faßte er den Bogen richtig, doch dauerte es ein Weilchen, bis er damit zurechte kam. Nun zielte er nach oben und zog die Senne. Er ſtand da wie der Apoll, mit unverwüſtlicher innerer Jugend, doch alt an Körper. Der Pfeil erreichte nur eine ſehr mäßige Höhe und ſenkte ſich wieder zur Erde. Ich lief und holte den Pfeil. Noch einmal! ſagte Goethe. Er zielte jetzt in horizontaler Richtung den ſandigen Weg des Gartens hinab. Der Pfeil hielt ſich etwa dreißig Schritte

ziemlich gut, dann ſenkte er ſich und ſchwirrte am Boden hin. ~ Ich brachte ihm den Pfeil zurück. Er bat mich, auch einmal in horizontaler Richtung zu ſchießen, und gab mir zum Ziel einen Fleck im Fenſterladen ſeines Arbeitszimmers. Ich ſchoß. Der Pfeil war nicht weit vom Ziele, aber ſo tief in das weiche Holz gefahren, daß es mir nicht gelang, ihn wieder herauszubringen. Laſſen Sie ihn ſtecken, ſagte Goethe, er ſoll mir einige Tage als eine Erinnerung an unſere Späße dienen.

Wir gingen bei dem ſchönen Wetter im Garten auf und ab; dann ſetzten wir uns auf eine Bank, mit dem Rücken gegen das junge Laub einer dicken Hecke. Wir ſprachen über den Bogen des Odyſſeus, über die Helden des Homer, dann über die griechiſchen Tragiker und endlich über die vielverbreitete Meinung, daß das griechiſche Theater durch Euripides in Verfall geraten. Goethe war dieſer Meinung keineswegs.

Überhaupt, ſagte er, bin ich nicht der Anſicht, daß eine Kunſt durch irgendeinen einzigen Mann in Verfall geraten könne. Es muß dabei ſehr vieles zuſammenwirken, was aber nicht ſo leicht zu ſagen. Die tragiſche Kunſt der Griechen konnte ſo wenig durch Euripides in Verfall geraten, als die bildende Kunſt durch irgendeinen großen Bildhauer, der neben Phidias lebte, aber geringer war. Denn die Zeit, wenn ſie groß iſt, geht auf dem Wege des Beſſeren fort, und das Geringere bleibt ohne Folge.

Was war aber die Zeit des Euripides für eine große Zeit! Es war nicht die Zeit eines rückſchreitenden, ſondern die Zeit eines vorſchreitenden Geſchmackes. Die Bildhauerei hatte ihren höchſten Gipfel noch nicht erreicht, und die Malerei war noch im früheren Werden. Hatten die Stücke des Euripides, gegen die des Sophokles gehalten, große Fehler, ſo war damit nicht geſagt, daß die nachkommenden Dichter dieſe Fehler nachahmen und an dieſen Fehlern zugrunde gehen mußten. Hatten ſie aber große Tugenden, ſo daß man einige ſogar den Stücken des Sophokles vorziehen mochte, warum ſtrebten denn die nachkommenden Dichter nicht dieſen Tugenden nach, und warum wurden ſie denn nicht wenigſtens ſo groß als Euripides ſelber?

Erſchien aber nach den bekannten drei großen Tragikern dennoch kein ebenſo großer vierter, fünfter und ſechſter,

ſo iſt das freilich eine Sache, die nicht ſo leicht zu beantworten iſt, worüber man jedoch ſeine Vermutungen haben und der man wohl einigermaßen nahekommen kann.

Der Menſch iſt ein einfaches Weſen. Und wie reich, mannigfaltig und unergründlich er auch ſein mag, ſo iſt doch der Kreis ſeiner Zuſtände bald durchlaufen. Wären es Umſtände geweſen wie bei uns armen Deutſchen, wo Leſſing zwei bis drei, ich ſelber drei bis vier, und Schiller fünf bis ſechs paſſable Theaterſtücke geſchrieben, ſo wäre auch wohl noch für einen vierten, fünften und ſechſten tragiſchen Poeten Raum geweſen.

Allein bei den Griechen und dieſer Fülle ihrer Produktion, wo jeder der drei Großen über hundert oder nahe an hundert Stücke geſchrieben hatte und die tragiſchen Sujets des Homer und der Heldenſage zum Teil drei- bis viermal behandelt waren, bei ſolcher Fülle des Vorhandenen, ſage ich, kann man wohl annehmen, daß Stoff und Gehalt nach und nach erſchöpft war, und ein auf die drei großen folgender Dichter nicht mehr recht wußte, wo hinaus.

Und im Grunde wozu auch? War es denn nicht endlich für eine Weile genug? Und war das von Äſchylos, Sophokles und Euripides Hervorgebrachte nicht der Art und Tiefe, daß man es hören und immer wieder hören konnte, ohne es trivial zu machen und zu töten? Sind doch dieſe auf uns gekommenen wenigen grandioſen Trümmer ſchon von ſolchem Umfang und ſolcher Bedeutung, daß wir armen Europäer uns bereits ſeit Jahrhunderten damit beſchäftigen und noch einige Jahrhunderte daran werden zu zehren und zu tun haben.

[2330.] Mai 5. E. Brockhaus.

Der damals 76jährige Dichter machte auf den 21jährigen Verleger *Heinrich Brockhaus* den mächtigſten Eindruck, den dieſer nie vergeſſen hat. Goethe war ſehr freundlich und liebenswürdig gegen die beiden Brüder *Friedrich und Heinrich Brockhaus*, erkundigte ſich nach ihrem verſtorbenen Vater, der auch mehrmals perſönlich mit ihm verkehrt hatte, ſowie nach ihrem Geſchäft und lobte mehrmals das Literariſche Konverſationsblatt; auch das Konverſations-Lexikon benutzte er oft und hatte es auf ſeinem Arbeitstiſche ſtehen. Er ſchien ſehr geneigt

zu weiteren Unterhandlungen, teilte den Brüdern mit, daß die neue Ausgabe vierzig Bändchen enthalten ſolle und er noch mit keinem andern Verleger abgeſchloſſen habe, und forderte ſie auf, ihm ſchriftlich weitere Mitteilung zu machen.

[2331.] Mai 12. Eckermann.

Goethe ſprach mit hoher Begeiſterung über Menander. Nächſt dem Sophokles, ſagte er, kenne ich keinen, der mir ſo lieb wäre. Er iſt durchaus rein, edel, groß und heiter; ſeine Anmut iſt unerreichbar. Daß wir ſo wenig von ihm beſitzen, iſt allerdings zu bedauern, allein auch das wenige iſt unſchätzbar und für begabte Menſchen viel daraus zu lernen.

Es kommt nur immer darauf an, fuhr Goethe fort, daß derjenige, von dem wir lernen wollen, unſerer Natur gemäß ſei. So hat z. B. Calderon, ſo groß er iſt und ſo ſehr ich ihn bewundere, auf mich gar keinen Einfluß gehabt, weder im Guten noch im Schlimmen. Schillern aber wäre er gefährlich geweſen, er wäre an ihm irre geworden, und es iſt daher ein Glück, daß Calderon erſt nach ſeinem Tode in Deutſchland in allgemeine Aufnahme gekommen. Calderon iſt unendlich groß im Techniſchen und Theatraliſchen, Schiller dagegen weit tüchtiger, ernſter und größer im Wollen, und es wäre daher ſchade geweſen, von ſolchen Tugenden vielleicht etwas einzubüßen, ohne doch die Größe Calderons in anderer Hinſicht zu erreichen.

Wir kamen auf Molière. Molière, ſagte Goethe, iſt ſo groß, daß man immer von neuem erſtaunt, wenn man ihn wieder lieſt. Er iſt ein Mann für ſich, ſeine Stücke grenzen ans Tragiſche, ſie ſind apprehenſiv, und niemand hat den Mut, es ihm nachzutun. Sein Geiziger, wo das Laſter zwiſchen Vater und Sohn alle Pietät aufhebt, iſt beſonders groß und im hohen Sinne tragiſch. Wenn man aber in einer deutſchen Bearbeitung aus dem Sohn einen Verwandten macht, ſo wird es ſchwach und will nicht viel mehr heißen. Man fürchtet, das Laſter in ſeiner wahren Natur erſcheinen zu ſehen, allein was wird es da, und was iſt denn überall tragiſch wirkſam als das Unerträgliche?

Ich leſe von Molière alle Jahre einige Stücke, ſowie ich auch von Zeit zu Zeit die Kupfer nach den großen

italieniſchen Meiſtern betrachte. Denn wir kleinen Menſchen ſind nicht fähig, die Größe ſolcher Dinge in uns zu bewahren, und wir müſſen daher von Zeit zu Zeit immer dahin zurückkehren, um ſolche Eindrücke in uns anzufriſchen.

Man ſpricht immer von Originalität, allein was will das ſagen! Sowie wir geboren werden, fängt die Welt an auf uns zu wirken, und das geht ſo fort bis ans Ende. Und überall! was können wir denn unſer Eigenes nennen als die Energie, die Kraft, das Wollen! Wenn ich ſagen könnte, was ich alles großen Vorgängern und Mitlebenden ſchuldig geworden bin, ſo bliebe nicht viel übrig.

Hierbei aber iſt es keineswegs gleichgültig, in welcher Epoche unſeres Lebens der Einfluß einer fremden bedeutenden Perſönlichkeit ſtattfindet.

Daß Leſſing, Winckelmann und Kant älter waren als ich, und die beiden erſtern auf meine Jugend, der letztere auf mein Alter wirkte, war für mich von großer Bedeutung.

Ferner: daß Schiller ſo viel jünger war und im friſcheſten Streben begriffen, da ich an der Welt müde zu werden begann; ingleichen daß die Gebrüder von Humboldt und Schlegel unter meinen Augen aufzutreten anfingen, war von der größten Wichtigkeit. Es ſind mir daher unnennbare Vorteile entſtanden.

Nach ſolchen Äußerungen über die Einflüſſe bedeutender Perſonen auf ihn kam das Geſpräch auf die Wirkungen, die er auf andere gehabt, und ich erwähnte Bürger, bei welchem es mir problematiſch erſcheine, daß bei ihm, als einem reinen Naturtalent, gar keine Spur einer Einwirkung von Goethes Seite wahrzunehmen.

Bürger, ſagte Goethe, hatte zu mir wohl eine Verwandtſchaft als Talent, allein der Baum ſeiner ſittlichen Kultur wurzelte in einem ganz andern Boden und hatte eine ganz andere Richtung. Und jeder geht in der aufſteigenden Linie ſeiner Ausbildung fort, ſo wie er angefangen. Ein Mann aber, der in ſeinem dreißigſten Jahre ein Gedicht wie die Frau Schnips ſchreiben konnte, mußte wohl in einer Bahn gehen, die von der meinigen ein wenig ablag. Auch hatte er durch ſein bedeutendes Talent ſich ein Publikum gewonnen, dem er völlig genügte, und er hatte daher keine Urſache, ſich nach den Eigenſchaften eines Mitſtrebenden umzutun, der ihn weiter nichts anging.

Überall, fuhr Goethe fort, lernt man nur von dem, den man liebt. Solche Geſinnungen finden ſich nun wohl gegen mich bei jetzt heranwachſenden jungen Talenten, allein ich fand ſie ſehr ſpärlich unter gleichzeitigen. Ja, ich wüßte kaum einen einzigen Mann von Bedeutung zu nennen, dem ich durchaus recht geweſen wäre. Gleich an meinem Werther tadelten ſie ſo viel, daß, wenn ich jede geſcholtene Stelle hätte tilgen wollen, von dem ganzen Buche keine Zeile geblieben wäre. Allein aller Tadel ſchadete mir nichts, denn ſolche ſubjektive Urteile einzelner, obgleich bedeutender Männer ſtellten ſich durch die Maſſe wieder ins Gleiche. Wer aber nicht eine Million Leſer erwartet, ſollte keine Zeile ſchreiben.

Nun ſtreitet ſich das Publikum ſeit zwanzig Jahren, wer größer ſei: Schiller oder ich, und ſie ſollten ſich freuen, daß überall ein paar Kerle da ſind, worüber ſie ſtreiten können.

[2332.] Mai 13. E. d'Alton.

An meinen etwas übereilten Abſchied von Goethe, dem ich ſo viel wie keinem andern Menſchen zu verdanken habe, kann ich nicht ohne die peinlichſte Empfindung denken. Den wahrſcheinlichen Sinn ſeiner Äußerung, daß es gegen ſeinen Plan ſei, daß ich ſo ſchnell abreiſte, glaubte ich erſt zu erraten, als ich auf der Treppe dem Hofrat Meyer begegnete, der wieder zur Geſellſchaft zurückkehrte.

[2333.] Mai 14. E. Brockhaus.

Goethe empfing *die Brüder Brockhaus* am 14. Mai wieder ſehr freundlich und ſchien ganz bereit, mit ihnen abzuſchließen, wie er ſelbſt ausſprach, teilte ihnen noch mehrere Einzelheiten mit und bat ſie, das weitere mit ſeinem Sohne zu verhandeln.

[2334.] Mai 18. F. v. Müller.

Nachmittags zwei Stunden bei Goethe mit Meyer und Coudray. Er war ſehr gemütlich und geſprächig im hintern Zimmer. Anekdoten von Ärzten und verſchämten Frauen bei Gelegenheit des vorſtehenden Baues eines neuen Akkouchierhauſes. Vielerlei zugeſandte Schriften z. B. Thibaut, Über Reinheit der Tonkunſt, Zſchokkes

ſämtliche Schriften, Tauſendundeine Nacht, die der raſtloſe Mann alle hintereinander durchgeleſen. Es wurde mir recht wohl in Goethes Atmoſphäre; Ordnung, folgerechte Tätigkeit ſprachen mich heiter an.

[2335.] Mai 28. F. v. Müller.

Abends von 6—8½ Uhr mit Meyern bei ihm. Anfangs ſchien er weniger aufgelegt, wurde aber immer mitteilender und zuletzt recht gemütlich. Erſt ſprachen wir lange über die Gothaiſche Gemälde-Galerie; Meyer beſchrieb ein paar vorzügliche Bilder von Caravaggio (namentlich von dem Knaben mit einem Vogel), die ich ganz überſehen hatte.

Der Berliner Probeabdruck der Jubiläumsmedaille ward vorgezeigt; herrlich geraten! Goethe holte treffliche Medaillen von Benvenuto Cellini herbei, um durch Vergleich die Schönheit des Berliner Entwurfs noch mehr darzutun. Als Meyer weg war, ſagte er: Wir ſind zu kühn in dieſer Sache geweſen, mehr als billig, wir mögen nur Gott danken, daß es ſo glücklich abläuft. Nun zeigte er mir ſchöne Hamburger Steindrücke, was er eine Stunde früher abgelehnt hatte. Louis Devrient und ein zahmer Blücher waren darunter.

Über die Belagerung von Navarino, über geiſtige Ähnlichkeit zwiſchen Frau von Staël und Byron, über die Mémoires sur Mad. de Pompadour, aus denen er mancherlei erzählte, über das bei der neueſten Vermählung in Berlin recht grell hervortretende Ungeſchick der Stellung der Halbkönigin (Liegnitz), über Gagern und den rechten Geſichtspunkt zu ſeiner und ſeiner Schriften Würdigung, über die durchgefallene Emanzipationsbill in England, über Rehbeins Tüchtigkeit, der ſich von der Jenaiſchen Naturphiloſophie gerade genug angeeignet, um ſich ein höheres Urteil zu bilden und ſeinen Kopf aufzuhellen, über des alten, verſtorbenen Stark praktiſchen Tiefblick, über Goethes tödliche Krankheit im Jahre 1801, die bloß aus einem Brownianiſchen zurückgetriebenen Katarrh entſtanden, über Reils Gutachten hinſichtlich ſeiner Nierenkrämpfe, ebenfalls aus katarrhaliſchem Stoff hergeleitet, über Aufhebung des Sklavenhandels, wodurch eine gewaltigere Zuſammenfaſſung der afrikaniſchen Völker und Vertreibung der Europäer von Afrikas Küſten drohen dürfte, über die Wichtigkeit des Beſitzes der ioniſchen

Inſeln aus der venetianiſchen Erbſchaft, über die großen Pläne des ägyptiſchen Vizekönigs, über Alexander Humboldts geſcheiterte Hoffnung zu politiſcher Wichtigkeit. Er ließ — ſagte Goethe — die Republik hinter ſich, als er nach Amerika zog, und fand einen Diktator, als er wiederkehrte, der ihn geringſchätzig fragte: Sie beſchäftigten ſich mit Botanik? Ich weiß, daß auch meine Frau ſie treibt. Das National-Inſtitut, das Humboldt aufs grandioſeſte hatte mit einrichten helfen, war währenddem ganz umgemodelt worden.

Endlich kam Goethe auf Cicero, von dem ihm die erſte Rede, die er, erſt 27 Jahre alt, zu Defenſion eines des Mordes angeklagten Landmannes und gegen einen Günſtling Syllas hielt, heute morgen wieder in die Hand gefallen war. Er charakteriſierte ſie aufs lebendigſte nach der Keckheit, Gelbſchnabeligkeit, Petulanz, die darin herrſche und doch ſchon mit großem Verſtand und Umſicht gepaart ſei. Ehe die römiſche Republik ausgeartet, fuhr er fort, als jahrhundertelang kein Ehebruch vorgekommen, gegen den Vatermord gar kein Geſetz nötig geſchienen uſw., ſei es doch übrigens ſo langweilig und nüchtern hergegangen, daß kein honnetter Menſch ſich dort gelebt zu haben wünſchen möchte. Die zwölf Tafeln waren eine elende Kompilation. Ich kann mich jetzt mit allem dieſen Zeug und Detail nicht mehr abgeben, aber ich weiß wohl, was an jedem dieſer Staaten war und halte die Hauptumriſſe aller jener Zuſtände feſt in mir.

Den Beſchluß machte meine Ankündigung der Gräfin Rapp. Es war ſchon ganz dunkel geworden, als ich von Goethen ſchied, der lange nicht ſo mild redſelig geweſen war.

[2336.] Mai 26./29. H. Meyer an Ch. D. Rauch.

Wenn Herr Brandt ſeinem Werk, *der Medaille zum Jubiläum des Großherzogs*, welches ihm alle Ehre macht, ſeinen Namen beiſetzen will, ſo wünſcht Herr Staatsminiſter von Goethe (und ich halte es auch für die ſchicklichſte Stelle), daß derſelbe auf dem Abſchnitt der Schulter des Bildniſſes angebracht werde. ~

Herr Staatsminiſter von Goethe iſt gegenwärtig bei ziemlichem Wohlbefinden, und die ſchöne Arbeit des Herrn Brandt, für den Avers der Medaille, hat ihn gleich in die nötige Stimmung verſetzt an den Revers zu denken

und uns ſeinen Vorſchlag dazu mitzuteilen. Dieſer iſt ungefähr folgender. Der Zodiakus bildet auf der Kehrſeite einen Kreis wie der Blätterkranz auf der Vorderſeite der Medaille; der Raum oder die Abteilung, worin die Wage iſt, ſteht oben. Hinter oder in demſelben Andeutung des Sonnenbildes, und im mittlern runden Feld, welches der Zodiakus umſchließt, kommen zwei oder drei Worte zu ſtehen.

[2337.] (1825 Mai.) W. Dorow.

In Weimar ward Dorow mit einem ſplendiden Frühſtück bei Goethe regaliert; die Aufnahme war ſehr freundlich, und er ſagte, als Dorow ſeine Verſetzung in den Ruheſtand erzählte: Jetzt ſind Sie in Ihren Lebensverhältniſſen dahin gelangt, wohin man zu kommen ſtreben muß, wenn man in einem Fache etwas Tüchtiges leiſten will: Sie haben Unabhängigkeit erlangt. Ein großes Glück! ein Gut, welches wenigen Menſchen zuteil wird. — Jetzt, nachdem Reichardt tot, brachte Goethe das Geſpräch ſelbſt auf denſelben, ließ ſich viel von ſeinen letzten Tagen, ſeinem Tode erzählen, und ſchien beſonders an Karl von Raumer, dem Mineralogen, Intereſſe zu nehmen. Dorow empfand große Freude über die Wärme, mit welcher Goethe von Reichardt ſprach. Auf Dorows Äußerung, daß er nicht begriffe, wie man die Kompoſitionen des alten plumpen Zelter, denen Zartheit und Phantaſie fehlen, den Reichardtſchen vorziehen könne, und daß man wohl nur das Gefühl, den guten Geſchmack preisgebe, um Parteileidenſchaft und Haß zu befriedigen, machte Goethe ein ſehr unfreundliches Geſicht und ſagte: Reichardt war ein ſehr reich begabter Mann; ſeine Kompoſitionen meiner Lieder ſind das Unvergleichlichſte, was ich in dieſer Art kenne. Ich habe in Giebichenſtein mit Ihrem Onkel ſehr glückliche Tage verbracht. Möge es ſeiner vortrefflichen Witwe wohlgehen!

Darauf kam Goethe auf Spontini und meinte, Reichardts Abneigung gegen den Mann und ſeine Werke käme aus einer zu großen Freundſchaft für Cherubini, und äußerte ſich tadelnd, daß Dorow dieſen Heros in der Muſik nicht genauer kennen gelernt und nun nicht imſtande ſei, ihm mehr von demſelben zu erzählen; denn wird man von einer ſolchen großen Perſönlichkeit auch durch ſeine Eitelkeit und andere kleine Torheiten ent-

fernt, ſo muß man ſich doch für ſehr beglückt halten, mit einem ſolchen Mann in einem Zeitalter geboren zu ſein, und um wie viel begünſtigter, mit ihm in einer Stadt zu leben und einen ſolchen Geiſt in der Nähe wirken und ſchaffen zu ſehen.

Goethe holte das Heft mit den Steindrücken von den Externſteinen in Weſtfalen hervor, ließ ſich alles aufs genaueſte beſchreiben und fand namentlich das Bildwerk, die Kreuzesabnahme, von ſehr großem Intereſſe; ihm ſei etwas Ähnliches von alter Bildhauerarbeit in Deutſchland nicht vorgekommen. Ich werde meine Anſichten darüber ausſprechen und Ihnen das Heft ſenden.

Goethe wünſchte zur Reiſe nach Italien Glück und reiche Ausbeute, und als er von der Einladung des Papſtes und dem eigenhändigen Schreiben desſelben an Dorow hörte, veranlaßte er dieſen auf das dringendſte, den Brief zu holen. Dorow tat es, und es war merkwürdig, mit welch eigentümlicher Aufmerkſamkeit Goethe das Schreiben beſah, um- und wieder umkehrte, und es nicht genugſam betrachten konnte. Er ergoß ſich in Lobeserhebungen nicht allein über den vortrefflichen Stil, ſondern beſonders über den liebevollen Inhalt in ſo würdigen Ausdrücken. Goethes ſtets ernſte, unwandelbare Züge, ſeine Augen waren förmlich leuchtend geworden, und mit großer Zufriedenheit zeigte er noch an Dorow eine kleine Antikaglienſammlung und bat, ſolche doch zu vermehren.

[2338.] Juni 1. F. v. Müller.

Von 6—8½ Uhr bei Goethe allein. Über die Medaillenſache geſprochen, über Verteilung der Medaille auf den Großherzog und verkäuflichen Abſatz derer auf die Großherzogin. Entwerfung einer Überſicht der Beitragsklaſſen.

Vorzeigung der Leyboldſchen Skizze zum Charon, die ganz herrlich geraten, in brauner Sepia. Goethes große Freude darüber, über Kapitän Parrys Werk Die letzten Lebenstage Byrons, welches das intereſſanteſte aller erſchienenen ſei. Byron ſei aus Verdruß und Ingrimm über die ſchlechte Wirtſchaft in Griechenland geſtorben. Er hätte gleich von Miſſolunghi umkehren ſollen.

Ich las Reinhards Brief vor; ſeine Kantate auf die Krönungsfeier gefiel Goethen ſehr. Seine Verzweiflung über das Studium der Meteorologie.

Goethe war im ganzen ſehr munter und wohlwollend. Belobtes Gefühl der Ordnung und geregelten Tätigkeit.

[2339.] Juni 11. Eckermann.

Goethe ſprach heute bei Tiſch ſehr viel von dem Buche des Majors Parry über Lord Byron. Er lobte es durchaus und bemerkte, daß Lord Byron in dieſer Darſtellung weit vollkommener und weit klarer über ſich und ſeine Vorſätze erſcheine, als in allem, was bisher über ihn geſchrieben worden.

Der Major Parry, fuhr Goethe fort, muß gleichfalls ein ſehr bedeutender, ja ein hoher Menſch ſein, daß er ſeinen Freund ſo rein hat auffaſſen und ſo vollkommen hat darſtellen können. Eine Äußerung ſeines Buchs iſt mir beſonders lieb und erwünſcht geweſen, ſie iſt eines alten Griechen, eines Plutarch würdig. Dem edeln Lord, ſagt Parry, fehlten alle jene Tugenden, die den Bürgerſtand zieren, und welche ſich anzueignen er durch Geburt, durch Erziehung und Lebensweiſe gehindert war. Nun ſind aber ſeine ungünſtigen Beurteiler ſämtlich aus der Mittelklaſſe, die denn freilich tadelnd bedauern, dasjenige an ihm zu vermiſſen, was ſie an ſich ſelber zu ſchätzen Urſache haben. Die wackern Leute bedenken nicht, daß er an ſeiner hohen Stelle Verdienſte beſaß, von denen ſie ſich keinen Begriff machen können. Nun, wie gefällt Ihnen das? ſagte Goethe; nicht wahr, ſo etwas hört man nicht alle Tage?

Ich freue mich, ſagte ich, eine Anſicht öffentlich ausgeſprochen zu wiſſen, wodurch alle kleinlichen Tadler und Herunterzieher eines höherſtehenden Menſchen ein für allemal durchaus gelähmt und geſchlagen worden.

Wir ſprachen darauf über welthiſtoriſche Gegenſtände in bezug auf die Poeſie, und zwar inwiefern die Geſchichte des einen Volks für den Dichter günſtiger ſein könne als die eines andern.

Der Poet, ſagte Goethe, ſoll das Beſondere ergreifen, und er wird, wenn dieſes nur etwas Geſundes iſt, darin ein Allgemeines darſtellen. Die engliſche Geſchichte iſt vortrefflich zu poetiſcher Darſtellung, weil ſie etwas Tüchtiges, Geſundes und daher Allgemeines iſt, das ſich wiederholt. Die franzöſiſche Geſchichte dagegen iſt nicht für die Poeſie, denn ſie ſtellt eine Lebensepoche dar, die nicht wiederkommt. Die Literatur dieſes Volkes, inſofern ſie

auf jene Epoche gegründet iſt, ſteht daher als ein Beſonderes da, das mit der Zeit veralten wird.

Die jetzige Epoche der franzöſiſchen Literatur, ſagte Goethe ſpäter, iſt gar nicht zu beurteilen. Das eindringende Deutſche bringt darin eine große Gährung hervor, und erſt nach zwanzig Jahren wird man ſehen, was dies für ein Reſultat gibt.

Wir ſprachen darauf über Äſthetiker, welche das Weſen der Poeſie und des Dichters durch abſtrakte Definitionen auszudrücken ſich abmühen, ohne jedoch zu einem klaren Reſultat zu kommen.

Was iſt da viel zu definieren! ſagte Goethe. Lebendiges Gefühl der Zuſtände und Fähigkeit es auszudrücken macht den Poeten.

[2340.] Juni 13. F. v. Müller.

Spazierfahrt mit ihm nachmittags nach Belvedere. Es war ſeine erſte ſeit ſieben bis acht Monaten, und der Wunſch meinen neuen Wagen zu erproben, gab die Veranlaſſung.

Das herrliche, milde Wetter, nicht allzu heiß, tat ihm ſehr wohl. Wir ſtiegen aus, wandelten in den Alleen umher und ſetzten uns dann geraume Zeit in das ſchattige Rondell hinter dem Schloſſe. Die ſerbiſchen Lieder, Fräulein Jacob, mein Türkheimiſcher Brief gaben Stoff zur Unterhaltung.

Ungemein viel, ſagte er, kommt bei ſolcher Überſetzung fremder Volkslieder auf Beibehaltung der Wortſtellung des Originals an. Ich kann ebenſowenig ſerbiſch als perſiſch, aber ich habe mir doch durch Anſicht der Originale die Wortſtellung abſtrahiert.

Er frug mich nach Sicherheits-Kautelen bei Verlagsverträgen für den Fall, daß der Buchhändler Konkurs mache.

Vom Wahnſinn gab er die einfache Definition, daß er darin beſtehe, wenn man von der wahren Beſchaffenheit der Gegenſtände und Verhältniſſe, mit denen man es zu tun habe, weder Kenntnis habe, noch nehmen wolle, dieſe Beſchaffenheit hartnäckig ignoriere.

Ich reizte ihn ſehr lebhaft an, doch noch eine Schilderung des Tiefurter Lebens zur Zeit der Herzogin-Mutter zu entwerfen.

Es wäre nicht allzu ſchwer, erwiderte er, man dürfte nur die Zuſtände ganz treu ſo ſchildern, wie ſie ſich dem

poetiſchen Auge in der Erinnerung darſtellen, Dichtung und Wahrheit, ohne daß Erdichtung dabei wäre.

Reiſeluſt und Reiſepläne erwachten in ihm. Heimgekehrt, mußte ich noch ein halbes Stündchen bei ihm weilen. Ich erzählte ihm die Motive aus den Beiden Freunden von Friedrich von Fouqué.

[2341.] Juni 15. F. v. Müller.

Abermalige Spazierfahrt mit Goethe nach Belvedere. Wir ſtießen umherwandelnd in eine große Geſellſchaft bei Völkel.

Beſichtigung der Winterhäuſer, Lob der früheren franzöſiſchen Gartenformen wenigſtens für große Schlöſſer. Die geräumigen Laubdächer, Berceaux, Quinconces, laſſen doch eine zahlreiche Geſellſchaft ſich anſtändig entwickeln und vereinen, während man in unſern engliſchen Anlagen, die ich naturſpäßige nennen möchte, allerwärts aneinander ſtößt, ſich hemmt oder verliert.

[2342.] Juni 18. F. v. Müller.

Abends bei ihm von 7—8 Uhr. Über den vormittags eingegangenen Brief Rauchs an mich, die Medaille betreffend. Vorzeigung antiker Abbildungen der Sternbilder. Über den Hang der neuern Zeit zum Myſtizism, weil man dabei weniger gründlich zu lernen habe. Sonſt habe man viel ſein müſſen, um etwas zu ſcheinen. Die Faſeleien von einem Vor-Noachidiſchen Zeitalter könnten doch nie zu etwas führen. Aber leider huldigten ſelbſt diejenigen dem falſchen Zeitgeiſte, die weit höher ſtünden. Er behalte ſich jedoch noch vor, ſie zu geißeln.

[2343.] Juni. W. Rehbein an J. S. Grüner.

Ob Goethe noch kommt, ich weiß es nicht, bald wird es mir wahrſcheinlich, daß er zu euch reiſe, bald wieder nicht.

Goethe hat Deinen an mich geſchriebenen Brief geleſen, und ſich Deines grenzlos luſtigen Humors erfreut.

[2344.] Juni 29. F. v. Müller.

Von 7—9 Uhr bei Goethe allein, ziemlich heiter und geſprächig, doch nicht ſo feſthaltend an den Gegenſtänden und mitteilend wie in ganz guten Stunden. Nekrolog

der Fr. von Krüdener. So ein Leben iſt wie Hobelſpäne; kaum ein Häufchen Aſche iſt daraus zu gewinnen zum Seifenſieden. Doch riet er mir Valerie zu leſen.

Schöner Abguß einer Carſtensſchen kleinen Statue, wahrſcheinlich Andromache. Herrliche Stelle über Herders Tod in der Chronik von 1803. Goethens weit größere Teilnahme an den Griechen als ſonſt. Parrys letzte Tage Byrons. Ich erzählte von Rudolſtädter Gemälden, von Oels' Reiſe nach Karlsbad und Dresden und von Scheidlers methodologiſcher Enzyklopädie der Philoſophie. Goethe äußerte ſich ſehr günſtig über ihn; mein Verſuch aber, eine nähere Erläuterung ſeines heftigen Ausfalls gegen den Orakelſpruch: Kenne dich ſelbſt, zu erhalten, ſchlug fehl.

Ich kann mich, erwiderte er, darüber jetzt nicht herauslaſſen, aber ich hätte meinen Satz allerdings freundlicher und akzeptabler ausdrücken können.

Als die Rede auf die irländiſchen reichen Pfründen der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit kam, die man jetzt zu ſchmälern beantrage, äußerte er: Die dunkeln Köpfe! Als ob man der Geiſtlichkeit etwas nehmen könnte! Als ob es nicht ganz einerlei ſei, wer etwas hat; wie viel wackere Männer gibt es, die noch mehr haben, uns Bettlern kommt das nur viel vor. Zuletzt von der nahen Ankunft der Gräfin Rapp.

[2345.] Juli 6. Nach K. M. Frhr. v. Weber.

Goethes Sohn, den *Karl Maria v. Weber* zufällig traf, überredete ihn, ſeinem großen Vater einen Beſuch abzuſtatten. Der Dichterfürſt war, wie ſchon früher erwähnt, durch ſeines Freundes Zelter Einfluß gegen Weber eingenommen. Der gewaltig aufgeſchoſſene Ruhm des Tonmeiſters erſchien ihm, durch das gefärbte Glas der Meinung des alten, trocknen Berliner Muſikprofeſſors geſehen, wie ein Schwammgewächs ohne Kernholz. Er ließ Weber, der an ſolche Aufnahme ſchon längſt nicht mehr gewöhnt war, im Gegenteil gerade auf dieſer Reiſe den Sonnenſchein ſeines Ruhmes recht erwärmend fühlte, im Vorzimmer warten, ſogar ein zweites Mal nach ſeinem Namen fragen. Als der Geärgerte, und allerdings wenig zu freundlicher Konverſation Aufgelegte (!) endlich eintreten durfte, empfing er ihn mitten im Zimmer ſtehend und mit einer ſtolzen Handbewegung zum Sitzen einladend, tat dann einige höchſt unbedeutende Fragen über Dresdner Perſönlich-

keiten, berührte das Thema der Muſik gar nicht und ſtand nach einer Viertelſtunde zuerſt auf, den Abbruch des Geſprächs bezeichnend.

[2346.] Juli 8. K. A. Varnhagen v. Enſe.

Nachmittags und abends bei Goethe. Ich fand ihn ſeit den letzten Jahren bedeutend älter geworden, aber noch rüſtig und munter genug. Er war ungemein liebenswürdig, voll heitern Anteils, ganz unbefangen und gütig; ſeine Blicke waren ernſt, aufmerkſam und begleiteten lebhaft, was er ſprach und was er vernahm. Er ſprach von den Biographien Derfflingers und Leopolds: Sie haben uns da ein paar Helden ins Haus geſchickt, die haben hier gewaltigen Tumult angerichtet; und nun fügte er Bemerkungen über die verſchiedenen Lebensbahnen und ihre verſchiedenen Charaktere bei. Das eigentliche Losſchlagen, ſchloß er, mache doch eigentlich den Feldherrn, wie den gemeinen Krieger; am Ende komme es immer darauf an, die mehr oder minder vorbereitete Entſcheidung mit herzhafter Perſönlichkeit auf ſich zu nehmen. Wir erinnerten ihn an ſeine bezeichnenden Worte über Napoleon; er zuckte die Achſeln und ſagte mit wirklicher Beſcheidenheit: Ja, das iſt ein Verſuch, den wir gewagt, ein bedenkliches Stück, wir müſſen ſehn, wie wir damit ankommen! Es war von Ségurs Geſchichte des Zuges nach Rußland die Rede, und daß man ihm manche Unrichtigkeit vorwerfe: Wie ſoll es bei der Geſchichtsſchreiberei immer richtig ſein, ſagte Goethe, die Welt ſelber iſt es ja oft nicht. Auch bemerkte er, daß aus einer Menge von Zügen, die im einzelnen nicht immer genau richtig ſeien, doch ein im ganzen richtiges Bild entſtehen könne. Wir ſprachen von den Franzoſen, von ihren großen Fortſchritten in Sprach- und Geiſtesbildung, von ihrer Naivetät, ihrer Kindlichkeit, die ſelbſt aus ihrer ärgſten Verfeinerung wieder hervorwachſe. Die Franzoſen lieben von jeher das Idylliſche, ſagte Goethe, erinnerte an ihre Vorliebe für Geßner, der bei ihnen mehr Eindruck gemacht als bei den Deutſchen ſelbſt. Von Viktor Couſin wurde geſprochen; die Franzoſen können es in der Philoſophie noch einmal ſehr weit bringen, meinte Goethe, ihre eminente Gabe der Darſtellung nach außen müſſe auf dieſem Gebiete, wenn ſie es erſt ſich zu eigen gemacht, unberechenbare Wirkungen hervor-

bringen. Über den Wechſel des Geſchmacks in Porzellanſachen, in Gärten; den Engländern zuliebe macht man in Dresden wieder die alten Figuren, Harlekine uſw., wozu ſich, wunderbar, die Formen noch gewiſſenhaft aufbewahrt gefunden; wahrſcheinlich komme man ebenſo einmal auf die Merkure zurück. Parkanlagen, einſt — beſonders durch Hirſchfelds allgemein verbreitetes Buch — in ganz Deutſchland eifrigſtes Beſtreben, ſeien völlig aus der Mode; man höre und leſe nirgends mehr, daß jemand noch einen krummen Weg anlege, eine Tränenweide pflanze; bald werde man die vorhandenen Prachtgärten wieder zu Kartoffelfeldern umreißen. Seine Schwiegertochter erinnerte ihn, daß er ihr verſprochen habe — Ja das iſt bei mir ſehr leicht, ſagte er mit hinreißender Liebenswürdigkeit einfallend, da ich nicht Wort halte. — Als ob dies ſo eine andere Eigenſchaft wäre, für die er nicht könne! — Von Achim von Arnim ſagte er: Er iſt wie ein Faß, wo der Böttcher vergeſſen hat, die Reifen feſt zu ſchlagen, da läuft's denn auf allen Seiten heraus.

[2347.] Auguſt. W. Rehbein an J. S. Grüner.

Unſer alter Meiſter wünſcht es ſehr, daß Du kommen möchteſt. Er iſt wohl und heiter, und obſchon ſeine Sehnſucht nach Böhmen hoch geſtiegen war, ſo blieb er doch hier, weil die neue Ausgabe ſeiner ſämtlichen Werke ihn gar zu ſehr beſchäftigt. Zehntauſend Louisdor ſind ihm angeboten, aber er hat noch nicht abgeſchloſſen.

[2348.] Auguſt 20. Soret.

Après un séjour d'été à Wilhelmsthal nous retournons à Weimar et ma première sortie du château est pour faire une visite à Goethe que je retrouve très-bien disposé de corps et d'esprit; nous parlons de l'ancienne littérature française, il croit que ses œuvres auraient besoin d'être traduites en vieux français pour moins perdre de leur caractère.

[2349.] Auguſt 28. Soret.

Pour la première fois depuis bien long-tems Goethe a pris son parti de recevoir des visites et des félicitations à son jour de naissance, son intention est d'encourager par son exemple le Grand Duc qui voudrait de bon cœur

échapper à l'ennui des fêtes qu'on lui prépare pour son jubilé. La foule était grande ce matin au moment où j'ai conduit chez lui le Prince mon élève; j'y suis retourné le soir pour lui porter une gravure, il n'était nullement fatigué de sa journée.

[2350.] (Auguſt.) Ungenannt.

Goethe hatte vermuten können, daß ein großer Teil der Fremden ihn kennen zu lernen wünſchen möchte. Um dieſes ſowohl den Fremden, als ſich ſelbſt zu erleichtern und zugleich das hohe Feſt, wie er immer zu tun pflegte, auf eigentümliche Weiſe zu feiern, hatte er ſchon früher erklärt, daß er am Abend des erſten Feſttags offenes Haus geben werde; daran, daß man mit ihm dieſen Jubeltag begehe, wolle er ſeine Freunde erkennen.

[2351.] September 1. J. S. Grüner.

Am 1. September 1825 Abend $^1/_9$8 Uhr langten wir, *Grüner nebſt ſeinem älteſten, zwölfjährigen Sohn Joſeph*, in Weimar an und ſtiegen bei dem Hofrate und Leibarzte Sr. Königlichen Hoheit Dr. Rehbein ab, der ~ mich ſogleich zu Goethe, der mich bei ſich wohnen haben wollte, führte. ~ Mich empfing er äußerſt liebreich, küſſend, wies mir ſein eigenes, zweites Zimmer mit der Entſchuldigung an, daß, weil er zur Feier des Feſtes eine Soirée für die fremden Gäſte gebe, und dazu die ganze Etage bedürfe, ich mich mit ſeinem Studierzimmer, die Ausſicht auf den Garten, begnügen möge, welche Ihnen, fügte er hinzu, nicht unangenehm ſein dürfte.

Sie haben ſich, ſagte er dann, doch bei Bergrat Lenz in Jena ſehen laſſen?

Ich antwortete, daß ich demſelben ein Kiſtchen mit Mineralien gebracht hätte, worüber Goethe erfreut war. Als ich ferner erzählte, Lenz habe mich zu einem Mineralienſchrank geführt, woran ein Täfelchen mit meinem Namen in vergoldeten Buchſtaben angebracht war, ſagte Goethe:

Lenz weiß alles zum Vorteile des Kabinetts einzuleiten; ſeine Haupteigenſchaft iſt: Er will immer haben und nichts ablaſſen, nichts geben.

[2352.] September 2. J. S. Grüner.

Nach Tiſch fuhr Goethe mit Hofrat Meyer und mir durch alle Straßen der niedlichen, reinlichen, mit Blumengewinden, Fahnen und Inſchriften geſchmückten Stadt, und machte mich auf die Wohnungen Schillers, Herders und andere merkwürdige Gegenſtände aufmerkſam. Schillers Haus war mit einer Lyra geziert. Der Wagen war aufgeſchlagen, damit ich alles beſſer ſehen und mich orientieren könne. Goethe ließ von außen um die Stadt fahren, und machte mich auf ſeinen Garten mit den Worten aufmerkſam: Dort an der Ilm ſehen Sie meinen Garten, man hat ihn ſchöner und angenehmer beſchrieben, als er wirklich iſt.

[2353.] September 3. F. v. Müller.

Wem ſchwebt nicht jener heilige Tag von Karl Auguſts Jubelfeier vor der Seele, wo er, der ehrwürdige Greis, in früheſter Morgenſtunde, dort jenem anmutigen Sommerhauſe ſeines Fürſten gegenüber, unvermutet aus dem Gebüſche heraustrat und durch die blumen- und lorbeerumſchmückten Säulen ſich leiſe hineinſchlich, um, wie er der Lebensfreunde des Fürſten Erſter und Älteſter war, auch nun zuerſt dem erhabenen Gefeierten, beredt in ſtummer Rührung, die Huldigung ſeines Herzens und jene Denkmünze, die fromme Gabe unſerer Treue und Liebe darzubringen? — In weſſen Andenken lebt nicht der unvergeßliche Abend desſelben Tages, wo er das eigene feſtlich bekränzte Haus zahlloſen Gäſten und Freunden öffnete, ſie um ſich ſammelte, durch heiterſte Zuſprache erquickte, aufs ſinnigſte bewirtete und — der Beglückteſte unter den Beglückten — im ſüßen Dank- und Frohgefühl bis tief in die Nacht umher wandelte?

[2354.] September 3. F. v. Müller.

Das Zuſammentreffen des Großherzogs an ſeinem Jubiläumstage mit Goethe war der Moment, der den Gefeierten ſichtbar am meiſten erſchütterte. Mit beiden Händen hatte der Großherzog Goethes Hände ergriffen, der vor Rührung nicht zu Worte kommen konnte und endlich nur ſagte: Bis zum letzten Hauch beiſammen! Der Großherzog zeigte bald wieder Faſſung und ich hörte: O, achtzehn Jahr und Ilmenau! Es folgten Er-

innerungen an jene Vergangenheit und in höchſter Lebendigkeit ſchloß der Großherzog ſeine erſte Rede mit der Wendung: Gedenken wir aber dankbar beſonders daran, daß uns auch heut noch erfüllt iſt, was uns einſt in Tiefurt vorgeſungen wurde:

Nur Luft und Licht
Und Freundeslieb!
Ermüde nicht,
Wem dies noch blieb.

Dies Dreifache gab mir, was ich gegeben, antwortete Goethe, den die innerſte Bewegung noch nicht verlaſſen hatte, als ihn der Großherzog umarmte und dann zu einem Fenſter hinzog, wo beide leiſe ſprachen, ſo daß nur die letzten Worte des Großherzogs zu vernehmen waren: Ich werd' es ja noch erleben. Wie man ſpäter erfuhr, ſo bezogen ſich dieſe Worte auf die Jubelfeier der Ankunft Goethes in Weimar, über welche der Großherzog an dieſem Tage eine Beſtimmung traf.

[2355.] September 3.* J. S. Grüner.

Goethe führte mich in ſeine Mineralienſammlung mit den Worten: Nun können Sie von meinen Dubletten einige Ihrer Lücken ergänzen, wozu er einen Tiſch für mich herrichten ließ. Nun war ich in meinem Elemente, vergaß alle Feierlichkeiten, kümmerte mich nicht um die auf allen Straßen von Tribünen ertönende Muſik. Goethe freute ſich über meiner Eifer.

Nach einiger Zeit trat Goethe wieder in das Zimmer.

Laſſen Sie ſich nicht ſtören! ſagte er. Es freut mich, daß Sie einiges gefunden haben, packen Sie es nur ſorgfältig ein, wozu ich den Stadelmann ſchicken werde. Einige Momente ſpäter ſagte Goethe: Der Großherzog weiß, daß Sie hier ſind, es iſt notwendig, daß Sie bei der großen Audienz erſcheinen und vorgeſtellt werden.

Er befahl, ſogleich ſeinen Galawagen anzuſpannen, in welchem ich nach Hofe fahren ſollte. Ich mußte ſeinen Degen, ſeinen Chapeaubas, ſeine Schuhſchnallen benutzen. Als die Kammerjungfer mir die großherzogliche goldne Medaille an meinen ſchwarzen Frack befeſtigen ſollte, be-

* Nach der ungenauen Erzählung Grüners würden die Vorgänge vom 3. September ſchon tags zuvor ſtattgefunden haben.

zeichnete er ihr die Stelle, wo ſie angebracht werden müſſe. Er bemerkte: Auf das rote Band können Sie ſich etwas zugute tun, denn ich habe es von Napoleon erhalten. Nun, ſo, ſo iſt's recht, ſagte er, als ich völlig ausſtaffiert war, jetzt fahren Sie in Gottes Namen!

[2356.] September 4.* J. S. Grüner.

Die Soirée *vom 3. September bei Goethe* dauerte bis nach Mitternacht. Da Goethe an eine ſtreng regelmäßige Lebensweiſe gewöhnt war, befand er ſich am nächſten Tage leidend. Bei einem ſo alten Schiffe, ſagte er, müſſe man beſondere Vorſicht anwenden.

Als ich aus der öffentlichen Bibliothek zurückkam, waren meine Effekten in ein anderes Zimmer in der erſten Etage gebracht. Goethe führte mich mit den Worten dahin: Nun haben Sie Gelegenheit, meine Sachen anzuſehen.

Ich befand mich in der Mitte von Natur- und Kunſtſchätzen. Er machte mich auf die Seltenheiten, die er aus Herculanum und Pompeji, aus Sizilien, überhaupt von ſeinen Reiſen mitgebracht hatte, aufmerkſam und erklärte ſie mir. Ich mußte den umfaſſenden Reichtum ſeines Wiſſens, ſeinen Kunſtſinn und ſein Kunſturteil, ganz beſonders aber auch ſein bei einem ſo hohen Alter doppelt merkwürdiges Gedächtnis bewundern.

Ich beſitze, ſagte Goethe unter anderm, ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert bis jetzt die Münzen aller Päpſte. Es dient zur Geſchichte der Kunſt. Ich kenne alle Graveurs. Die griechiſche Prägung vor und zu Alexanders Zeit iſt noch nicht erreicht. Die Ägypter lieferten den Griechen nur Stoff zur Verfeinerung.

Am 4. September früh wohnte ich der Predigt des Generalſuperintendenten Röhr bei, welche im Druck erſchienen iſt. Es wurde eine Kantate von Hummel geſungen. Nach meiner Rückkunft forderte Goethe mich bei Tiſch auf, den Inhalt der Predigt zu erzählen, was ich zu ſeiner Zufriedenheit zu tun imſtande war, da ich aufmerkſam zugehört und die Einteilung genau dem Gedächtnis eingeprägt hatte.

* Nach Grüners Darſtellung wäre das vom Vormittag Erzählte am 3. September vorgegangen.

Herr Nicolovius aus Berlin war mit zu Tiſche, ein junger, jovialer, wißbegieriger Mann. Das Geſpräch kam auch auf das Altarblatt von Cranach in der Hauptkirche, Luthern vorſtellend, wie er die Hand auf die Bibel legt. Die Figur iſt kräftig, alles Übrige aber wenig zu loben. Nicolovius ſagte, es gehöre in eine alte Rüſtkammer. Goethe rügte den unpaſſenden Ausdruck, und empfahl, ein Bild immer ſo anzuſehen, als wenn der Maler es beſſer als der Beſchauer verſtanden habe, ſonſt werde man immer nur tadeln.

Goethe wünſchte Aufklärung über die Waiſenanſtalten in Öſterreich, welche ich umſtändlich zu geben vermochte. Nun müſſen Sie aber auch, ſagte Goethe, Einſicht in unſer Kriminalverfahren und in unſere Strafanſtalten nehmen und Falk beſuchen, der die Obſorge über verwahrloſte Kinder verbrecheriſcher Eltern führt. Es iſt der nämliche Falk, welcher Ihnen als Satyriker bekannt ſein wird. Er lebt jetzt für die ihm anvertrauten Kinder, beurteilt ihre Fähigkeiten, geiſtigen Anlagen und körperliche Beſchaffenheit, wonach er jeden einzelnen, wozu er zu verwenden wäre in Antrag bringt. Ich werde die Einleitung treffen, daß man Ihnen überall die gehörige Aufklärung gebe. Bei Falk werden Sie ſich in ſein großes ſchwarzes Buch einſchreiben müſſen.

Goethe war ſehr heiter, und das Geſpräch kam darauf, daß manche Meiſter in ihren Gemälden wunderliche chronologiſche Fehler begingen. Ich erzählte, daß in der Wohnung des Generalgroßmeiſters der Kreuzherren mit dem roten Stern zu Prag ein ſehr ſchönes Gemälde ſich befinde, Maria mit dem Jeſuskinde; Maria hält in der rechten Hand das Ordenskreuz der Kreuzherren. In Worms ließ ein Maler die Beſchneidung Jeſu mit der Brille vornehmen. Nicolovius wußte mehrere Inſchriften anzuführen, welche Heiterkeit verbreiteten.

Da ich ſagte, ich wünſche das Theater zu beſuchen, antwortete Goethe: Gehen Sie, Freundchen, Sie werden ſich gut unterhalten. — Es wurden Die beiden Britten *von Blum* und Die Humoriſtenſtreiche* gegeben. —

Nach der Rückkunft aus dem Theater forderte Goethe mich auf, ihm den weſentlichen Inhalt der beiden Stücke zu erzählen. Nachdem ich es getan und das vortreff-

* Vielmehr: Humoriſtiſche Studien von Lebrun.

liche Spiel der Schauſpieler Durand und La Roche hervorgehoben und zergliedert hatte, ſagte er: Sie haben recht, ſie machen ihre Sache gut. — Bei meinem Scheiden machte er mich auf die morgige Feierlichkeit aufmerkſam.

Dieſe Feierlichkeit war die Einweihung der neuerbauten großartigen Bürgerſchule, welche in Gegenwart des Hofes am Vormittage des 5. September vorgenommen wurde.

[2357.] September 5. J. S. Grüner.

Goethe *hat mich* aufmerkſam gemacht, daß Torquato Taſſo gegeben werde, worauf ich antwortete, daß es längſt mein ſehnlicher Wunſch geweſen, dieſes Meiſterſtück aufführen zu ſehen.

Goethe antwortete: Da Sie ſich ſchon in höheren Zirkeln bewegt haben, was dieſes Stück zur gründlichen Beurteilung erfordert, ſo dürfte es bei Ihnen einen guten Eindruck hervor bringen.

Torquato Taſſo wurde vortrefflich gegeben, und beſonders zeichneten ſich Durand und die Jagemann aus. Unter Goethes Werken war Taſſo ſtets mein Lieblingsſtück. Durch Vortrag, Gebärdeſpiel und Charakterdarſtellung wurde mir ſo manches lebhaft vorgeführt, was man bei dem aufmerkſamſten Leſen und Studieren ſich nicht verſinnlichen kann, und ich wurde wahrhaft begeiſtert. In dieſer Stimmung trat ich nun gleich nach dem Theater in Goethes Zimmer ein. Er grüßte mich freundlich mit den Worten: Wie haben Sie ſich unterhalten? Durch den Anblick des Schöpfers eines ſo großen Werkes noch mehr begeiſtert, zog es mich, ihm den höchſten Grad der Verehrung zu bezeigen; denn war er nicht ein Souverän im Reiche der Geiſter? Er aber geſtattete es nicht, und ich konnte nur hervorbringen: Ich danke Eurer Exzellenz für den unausſprechlich hohen Genuß, den mir dieſes Meiſterwerk bereitet hat! Auf ferneres Befragen ſagte ich: Es wurde vortrefflich gegeben, es paßte alles, das Koſtüm, die Dekorationen zum Ganzen. Es gehört ein hoher Grad von Bildung und Talent dazu, ſich in die Charaktere ſo einzuſtudieren. Euer Exzellenz mögen gewiß früher auf die Darſtellung dieſer Schauſpieler Einfluß genommen haben.

In früherer Zeit, antwortete Goethe, als ich die Direktion führte, hatte ich freilich viel mit dieſen Leutchen

zu tun, Zeitaufwand, auch manchen Verdruß gehabt. Mich freut es, daß Sie ſich ſo gut unterhalten haben.

Nachdem ich auseinandergeſetzt, wie einzelne Szenen gegeben worden, ſagte er: Die Rollen waren gut verteilt, die Direktion ſoll gelobt werden. Beim Abſchiede ſagte er: Gehen Sie mir morgen früh nicht aus, ich habe etwas Wichtiges mit Ihnen vor.

[2358.] September 6. J. S. Grüner.

Am 6. September früh mußte ich einem Maler ſitzen, welchen er, um mich zu porträtieren, beſtellt hatte. Ich habe eine Sammlung von Bildniſſen guter Freunde, worunter ich auch Sie zähle, ſagte Goethe. Nachdem der Maler den Umriß in brauner Kreide fertig hatte, wurden Mineralien, Büſten, Antiken beſehen.

[2359.] September 7. J. S. Grüner.

Am 7. September früh ließ Goethe für meinen Sohn Joſef, der bei Rehbein wohnte, ein Frühſtück bereiten, bei welchem auch ſeine Enkel Wolfgang und Walter erſchienen.

Sehen Sie meinem Wolf in die Augen, ſagte Goethe, es ſpricht ſo etwas heraus, daß ich meinen ſollte, er werde ein Dichter. Mein Sohn hat keine Anlage dazu, wohl aber iſt er auf ſeinem Platz als Kammerrat. Er verſieht auch meine ganze Wirtſchaft, um die ich mich nicht zu kümmern brauche. Meine Enkel machen mir viel Freude, ſie werden gut erzogen, meine Schwiegertochter iſt eine einſichtsvolle, in Sprachen geübte, im Umgange in höheren Zirkeln gewandte, unterrichtete Hausfrau. Sie dürften ſich ſelbſt bei der Soirée überzeugt haben, wie ſie jeden Gaſt empfangen und ſich bemüht hat, jeden nach Möglichkeit zu unterhalten.

Ich bewunderte, antwortete ich, ihren edlen Anſtand, ihr einnehmendes Weſen, und ihre Sprachkenntniſſe.

Nun müſſen Sie auch, ſagte Goethe, die Sammlung meines Sohnes im Gartenhauſe anſehen, welches er ſich für ſeine Paſſion für Petrefakte ganz eingeräumt hat.

Nach Beſichtigung der Sammlung ſagte Goethe zu ſeinem Sohne: Heraus mit deinen Dubletten! Grüner muß ſich auch in dieſes Fach einſtudieren, er kann dir auch manche Beiträge liefern.

Ich machte aufmerkſam auf die Altſattler ſo verſchiedenartigen Blätterabdrücke, und verſchiedenartiges petrifiziertes Holz, auf die verſteinerten Süßwaſſerſchnecken bei Libnitz im Elbogner Kreiſe, und ſicherte Zuſendungen zu. Der junge Goethe verſprach, mir ein Verzeichnis ſeiner Dubletten und die entbehrlichſten davon zu geben.

Hierauf führte mich Goethe zu ſeinen Münz-, Antiken- und Kupferſtichſammlungen. Ich ſtaunte über den Reichtum an Münzen und Antiken, und über Goethes Gedächtnis, denn er kannte die berühmten Steinſchneider alle mit Namen, wußte über die Veranlaſſung zu den Medaillen, und über den Lebenslauf der berühmten Männer, auf deren Ehre ſie geſchlagen worden, manche Anekdote zu erzählen. Die Kupferſtiche bewahrte er in mehreren großen Portefeuilles auf. Unter anderem legte er mir die Schlacht Conſtantins in großen Blättern vor, machte mich, mit dem Finger hin und her weiſend, auf die Verteilung und Gruppierung der Figuren, auf die richtige Zeichnung der Menſchen und Pferde aufmerkſam und ſagte: Sehen Sie, dazu gehört Geiſt und Talent, um ein ſolches Bild zu entwerfen und ſo glücklich auszuführen.

Unter dieſer belehrenden herrlichen Unterhaltung verſtrich die Zeit, bis man endlich das Mittagsmahl anſagte. Indem wir uns anſchickten, uns zu demſelben zu begeben, erlaubte ich mir die Bemerkung, es ſei ſchade, daß dieſe häuslichen Schätze nicht öffentlich bekannt würden. Das laſſen wir gut ſein, antwortete Goethe, bei der Beſchreibung müßte ich dabei ſein, was mir zu viele Zeit rauben würde.

[2360.] September. J. S. Grüner.

Grüner hatte Falks Anſtalt zur Bewahrung verwahrloſter Kinder verbrecheriſcher Eltern beſucht.

Goethe war auf meine Relation geſpannt, und nachdem ich ſie erſtattet hatte ~ *ſagte Goethe: Darum ſoll* Falk gelobt werden, der ſich dieſer Anſtalt mit ganzer Seele widmet und ſeine Schriftſtellerei ganz aufgegeben hat.

Am 8. September beſuchte ich das Kriminalgebäude und die Strafanſtalten. Die Vorſteher waren von Goethe erſucht, mich von allem zu unterrichten. ~ Ich war dieſen Tag abermals zur großherzoglichen Tafel geladen. ~

Goethe war den Abend unwohl. Nachdem ich indes in launiger Weiſe über das dieſen Tag Geſehene und Geſchehene berichtet, war er aufgeheitert und entließ mich zu Rehbein, an den er mir Grüße auftrug, zum Abendeſſen.

Am 9. September früh $^1/_2$9 Uhr hatte der Maler mein Porträt vollendet. Goethe ließ hierauf anſpannen, und gab dem Maler Weiſung, mit mir und meinem Sohne ins Belvedere zu fahren. ~ Bei meiner Rückkunft gab Goethe dem Sekretär der Bibliothek in meiner Gegenwart die Weiſung, mir deren Merkwürdigkeiten zu zeigen, lächelnd mich warnend: Fordern Sie nichts Unmögliches, wie die geiſtreiche Prinzeſſin von Oldenburg hier es tat.

Goethe hatte den geiſtreichen Kanzler von Müller zu Tiſch geladen, vielleicht, damit ich meine Anſicht über das weimariſche Kriminalverfahren in deſſen Gegenwart ausſprechen möge, denn er ſagte zu Müller: Grüner iſt mit unſeren Kriminalverfahren nicht ganz einverſtanden. Auf Grüners Darlegung ſeiner Anſichten über den Gegenſtand gab Goethe Beifall und ſagte: Seht Ihr, ich habe es immer geſagt, bei uns greift es nicht recht zuſammen.

Nach Tiſch erwartete mich der Bibliotheksſekretär Kaiſer *[Kräuter]* in der Bibliothek. ~ Nach der Rückkunft teilte ich Goethe meine Gefühle bei dem Anblicke ſeiner Büſte ~ mit ~ und ſprach meine innigſte Überzeugung aus, daß ſich der Großherzog einen unſterblichen Namen ſowohl als Mäzen wie als Regent erworben habe.

Goethe antwortete: Ich habe ſo manches mit ihm durchlebt, hatte Gelegenheit, ihn näher kennen zu lernen. Er iſt ſehr wiſſenſchaftlich gebildet, fällt ſtets ein vorurteilsfreies Urteil, und trifft immer den Nagel auf den Kopf. Er iſt ein großer, ſehr vortrefflicher Regent, und für das Wohl ſeiner Untertanen äußerſt beſorgt.

An dem zu meiner Abreiſe feſtgeſetzten 10. September 1825 früh brachte mir Goethes Sohn ein Kiſtchen mit Petrefakten, worüber Goethe ſehr erfreut war. Stadelmann wurde angewieſen, ſorgfältig einpacken zu helfen, damit keine Beſchädigung ſtattfinden könne. Auch gab mir Goethe alle Werke, Broſchüren, Gedichte, welche dem Großherzoge zu ſeiner Jubelfeier dargebracht worden waren.

~ Nachdem ich mich ~ verabſchiedet hatte ~ mag Goethe mein naſſes Auge bemerkt haben. Er reichte mir

die Hand mit der freundlichſten Zuſicherung, daß im künftigen Jahre unſere freundſchaftlichen, wiſſenſchaftlichen Beziehungen würden fortgeſetzt werden.

Ich drückte ~ ſeine Hand an mein Herz, er umarmte mich und nahm mit den Worten Abſchied: Auf freudiges Wiederſehen! Meinem *12jährigen* Sohne *Joſeph*, dem er zum Andenken ſein in einen Hyazinth graviertes Porträt gegeben hatte, legte er die Hand auf das Haupt und ſprach: Fahre fort, deinem Vater wie bisher Freude zu machen.

[2361.] September. Nach J. A. Lecerf.

Lecerf hatte durch Vermittelung von K. G. Carus brieflich um eine Änderung des Schluſſes von Jery und Bätely gebeten, wodurch das Erſcheinen der Dorfbewohner zum Schluß ſichtlich von ihrer Verſöhnung mit Bätely überzeugte.

Goethe erhielt den Brief ~ am 21. Januar, und ſchon am nächſten Tag ſandte er an Carus den Chor zu Jery und Bätely, der ſeit der letzthändigen Ausgabe der Werke den Schluß bildet. Der Chor trägt wie der Brief ſelbſt die Unterſchrift des 22. Januar 1825. — Als Lecerf im September 1825 auf der Reiſe nach Aachen, wo ihm die Stelle des ſtädtiſchen Muſikdirektors übertragen war, Goethe beſuchte und für die Willfahrung hinſichtlich dieſer Chordichtung ſeinen Dank ausdrückte, erwiderte jener: Ich konnte Ihren Wunſch leicht erfüllen; er war ganz vernünftig.

[2362.] Oktober 4. A. Poerio.

Ho passeggiato con lui pel giardino per circa tre quarti d'ora. Mi ha parlato di diverse cose. Si è informato di Alfieri, dell' Albany, di altre cose relative all' Italia: È attempato, ma robusto; cammina diritto e con bastante celerità, l'occhio è aquilino e brilla ancora di tutto lo splendore della gioventù. ~

A me ha detto di Byron essere una mente straordinaria, una vita essere nelle sue opere e per ciò dovere essere immortali. Ahimè! — soggiunse quando gli scrissi alcuni versi d'incitamento, non sapea, che doveano essere versi di congedo.

[2363.] Oktober. H. Meyer an K. A. Böttiger.

Den dritten Band der Amalthea erhielt ich vor wenigen Tagen, freute mich an der reichen Ausſtattung und Mannig-

faltigkeit, das Käutzchen mit den Mäuſen iſt wunderartig; Ihre ſchöne Silenuslampe nimmt ſich nicht minder gut aus. Ich habe das Werk Goethe mitgeteilt, der an den beiden erwähnten Denkmalen viel Vergnügen zu finden ſchien und wie ich aus einem ſpätern Geſpräch habe ſchließen können, das Buch durch und durch geleſen.

[2364.] Oktober 15. Eckermann.

Ich fand Goethe dieſen Abend in besonders hoher Stimmung und hatte die Freude, aus ſeinem Munde abermals manches Bedeutende zu hören. Wir ſprachen über den Zuſtand der neueſten Literatur, wo denn Goethe ſich folgendermaßen äußerte.

Mangel an Charakter der einzelnen forſchenden und ſchreibenden Individuen, ſagte er, iſt die Quelle alles Übels unſerer neueſten Literatur.

Beſonders in der Kritik zeigt dieſer Mangel ſich zum Nachteile der Welt, indem er entweder Falſches für Wahres verbreitet, oder durch ein ärmliches Wahre uns um etwas Großes bringt, das uns beſſer wäre.

Bisher glaubte die Welt an den Heldenſinn einer Lucretia, eines Mucius Scävola, und ließ ſich dadurch erwärmen und begeiſtern. Jetzt aber kommt die hiſtoriſche Kritik und ſagt, daß jene Perſonen nie gelebt haben, ſondern als Fiktionen und Fabeln anzuſehen ſind, die der große Sinn der Römer erdichtete. Was ſollen wir aber mit einer ſo ärmlichen Wahrheit! Und wenn die Römer groß genug waren, ſo etwas zu erdichten, ſo ſollten wir wenigſtens groß genug ſein, daran zu glauben.

So hatte ich bisher immer meine Freude an einem großen Faktum des 13. Jahrhunderts, wo Kaiſer Friedrich II. mit dem Papſte zu tun hatte und das nördliche Deutſchland allen feindlichen Einfällen offen ſtand. Aſiatiſche Horden kamen auch wirklich herein und waren ſchon bis Schleſien vorgedrungen, aber der Herzog von Liegnitz ſetzte ſie durch eine große Niederlage in Schrecken. Dann wendeten ſie ſich nach Mähren, aber hier wurden ſie vom Grafen Sternberg geſchlagen. Dieſe Tapfern lebten daher bis jetzt immer in mir als große Retter der deutſchen Nation. Nun aber kommt die hiſtoriſche Kritik und ſagt, daß jene Helden ſich ganz unnütz aufgeopfert hätten, indem das aſiatiſche Heer bereits zurückgerufen geweſen und von ſelbſt zurückgegangen ſein würde. Da-

durch ist nun ein großes vaterländisches Faktum gelähmt und zernichtet, und es wird einem ganz abscheulich zumute.

Nach diesen Äußerungen über historische Kritiker sprach Goethe über Forscher und Literatoren anderer Art.

Ich hätte die Erbärmlichkeit der Menschen und wie wenig es ihnen um wahrhaft große Zwecke zu tun ist, nie so kennen gelernt, sagte er, wenn ich mich nicht durch meine naturwissenschaftlichen Bestrebungen an ihnen versucht hätte. Da aber sah ich, daß den meisten die Wissenschaft nur etwas ist, insofern sie davon leben, und daß sie sogar den Irrtum vergöttern, wenn sie davon ihre Existenz haben.

Und in der schönen Literatur ist es nicht besser. Auch dort sind große Zwecke und echter Sinn für das Wahre und Tüchtige und dessen Verbreitung sehr seltene Erscheinungen. Einer hegt und trägt den andern, weil er von ihm wieder gehegt und getragen wird, und das wahrhaft Große ist ihnen widerwärtig und sie möchten es gern aus der Welt schaffen, damit sie selber nur etwas zu bedeuten hätten. So ist die Masse, und einzelne Hervorragende sind nicht viel besser.

A. W. von Schlegel hätte bei seinem großen Talent, bei seiner weltumfassenden Gelehrsamkeit der Nation viel sein können. Aber so hat seine Charakterlosigkeit die Nation um außerordentliche Wirkungen und ihn selbst um die Achtung der Nation gebracht.

Ein Mann wie Lessing täte uns not. Denn wodurch ist dieser so groß als durch seinen Charakter, durch sein Festhalten! So kluge, so gebildete Menschen gibt es viele, aber wo ist ein solcher Charakter! Viele sind geistreich genug und voller Kenntnisse, allein sie sind zugleich voller Eitelkeit, und um sich von der kurzsichtigen Masse als witzige Köpfe bewundern zu lassen, haben sie keine Scham und Scheu und ist ihnen nichts heilig. Die Frau von Genlis hat daher vollkommen recht, wenn sie sich gegen die Freiheiten und Frechheiten von Voltaire auflehnte. Denn im Grunde, so geistreich alles sein mag, ist der Welt doch nichts damit gedient; es läßt sich nichts darauf gründen. Ja es kann sogar von der größten Schädlichkeit sein, indem es die Menschen verwirrt und ihnen den nötigen Halt nimmt.

Und dann, was wissen wir denn, und wie weit reichen wir denn mit all unserm Witze!

Der Menſch iſt nicht geboren, die Probleme der Welt zu löſen, wohl aber zu ſuchen, wo das Problem angeht, und ſich ſodann in der Grenze des Begreiflichen zu halten.

Die Handlungen des Univerſums zu meſſen, reichen ſeine Fähigkeiten nicht hin, und in das Weltall Vernunft bringen zu wollen, iſt bei ſeinem kleinen Standpunkte ein ſehr vergebliches Beſtreben. Die Vernunft des Menſchen und die Vernunft der Gottheit ſind zwei ſehr verſchiedene Dinge.

Sobald wir dem Menſchen die Freiheit zugeſtehen, iſt es um die Allwiſſenheit Gottes getan; denn ſobald die Gottheit weiß, was ich tun werde, bin ich gezwungen, zu handeln wie ſie es weiß.

Dieſes führe ich nur an als ein Zeichen, wie wenig wir wiſſen, und daß an göttlichen Geheimniſſen nicht gut zu rühren iſt.

Auch ſollen wir höhere Maximen nur ausſprechen, inſofern ſie der Welt zugute kommen; andere ſollen wir bei uns behalten, aber ſie mögen und werden auf das, was wir tun, wie der milde Schein einer verborgenen Sonne ihren Glanz breiten.

[2365.] Oktober 29./30. F. v. Paula Gruithuiſen.

Auch in Weimar bin ich geweſen. ~

Außer dem vielen bekannten Schönen und Guten, was ich hier nur gleichſam koſtend geſehen habe, hatte ich durch die beſondere Gewogenheit des Herrn Geheimen Rates Miniſters von Goethe auch Gelegenheit, von Hochdeſſen neueſter Beſtätigung ſeiner Anſicht von der Natur der Farben Kunde einzuziehen. Am erſten Tage hatte Hochderſelbe die Gnade, mir ein gemaltes Glas zu zeigen, welches, je nachdem ich eine Stellung hatte, von Gelb in Purpur, in Blau und in Grün eine äußerſt frappante Verwandlung zeigte. Die ſo ſpielenden Farben hatten die Lieblichkeit derer des Opals und die Intenſität jener des Labradors in ſeinem höchſten Farbenglanze. Der Herr Miniſter von Goethe ſchloß dieſe Vorzeigung mit den wenigen Worten: Dieſes iſt mein Farbenſyſtem und entfernte ſich mit dem Glaſe. Dieſe Erſcheinungen, daß eine und dieſelbe auf das Glas hingeſchmolzene Subſtanz, außer den ſchillernden Zwiſchenſpielen der drei Farben (Gelb, Purpur und Blau), aus welchen alle übrigen Farben komponiert werden können, ſo äußerſt rein zu

geben vermögen, konnte ich auf der Stelle ſchlechterdings nicht deuten, und dieſes brachte mich um ſo mehr in Verlegenheit, als ich kurz vorher mich (und ich glaube mit Recht) rühmte, ich hätte Se. Exzellenz Werk Zur Farbenlehre gewiß ſo aufmerkſam ſtudiert, als irgendein anderer. Ich mußte daher das Geſpräch ablenken, nachdem ich meine wirkliche Verwunderung über die Erſcheinung ſelbſt geäußert hatte. Mein Nachdenken in der folgenden Nacht half mir ohne jenes Glas zu gar nichts, und ſo wurde denn meine Verlegenheit erneuert, als Se. Exzellenz den andern Tag nach aufgehobenem Mittagsmahle mir zeigte, wie andere Gläſer von ähnlicher Beſchaffenheit Blau gaben, wenn ſchwarzes, Gelb, wenn weißes Papier dahinterlag uſw. Ich begriff nun jetzt, daß geſtern die Stellungen, die ich gegen das Glas annehmen mußte, dieſe Unterlagen erſetzten. Ich erfuhr, daß die letzteren Gläſer unter der Aufſicht des Herrn Miniſters von Goethe verfertigt wurden, und nahm mir tags darauf die Freiheit, zu fragen, wie dieſes geſchehen könne, was Hochderſelbe auch mir zu ſagen die Gnade hatte. ~

Übrigens ſchenkten Se. Exzellenz meinen Entdekkungen auf der Mondfläche große Aufmerkſamkeit und äußerten dabei ſo viele ſelenographiſche Kenntniſſe bei der Erläuterung meiner Steindrucktafeln und Originalzeichnungen, daß ich ſie mir nicht erklären hätte können, wenn ich nicht von ſeinem Herrn Sohne, dem großherzoglich-weimariſchen Geheimen Kammerrate Julius Auguſt Walter von Goethe dabei erfahren hätte, daß der Herr Vater längere Zeit mit einem ſiebenfüßigen Teleſkope Beobachtungen am Himmel anſtellten.

[2366.] November 6. E. Förſter.

Am 5. November kam ich in Weimar an, meldete mich am 6. früh ſchriftlich und mit Überſendung des d'Altonſchen Briefes bei Goethe und erhielt die Einladung, um 12 Uhr bei ihm zu ſein. Ich nahm eine von mir gefertigte Zeichnung nach dem Freskogemälde der Theologie, das ich mit Hermann und einem andern Schüler von Cornelius ausgeführt, zu mir und ging über die geweihte Schwelle. Mit einer namenloſen Empfindung, gemiſcht aus höchſter Freude und hochgeſteigerter Angſt, die ſelbſt durch das Salve des Eingangs nur wenig gemindert wurde, trat ich in das große Empfangszimmer.

Wußte ich doch, daß der erhabene Dichter des Fauſt zugleich der kühle Beurteiler des Corneliusſchen Fauſt war, der dieſen mit dem von Retzſch, ja faſt mit dem von Delacroix auf eine Stufe geſtellt, und der an den Nibelungen meines großen Meiſters nur den altertümlich tapfern Sinn und die unglaubliche techniſche Fertigkeit zu rühmen gewußt! Und doch war er der große, von tauſend und abertauſend Zungen geprieſene und von mir in tiefſter Ehrfurcht bewunderte Dichterfürſt. Ich hatte erwartet, ihn auf einem Stuhle, wie den König auf einem Throne, ſitzend zu finden und war darauf gefaßt, in beſcheidener Stellung an der Tür ſtehen bleiben zu müſſen. Wie war ich überraſcht und plötzlich aller Sorgen ledig, als er mit offenen Armen mir entgegenkam, mich mit beiden Händen erfaßte und auf das herzlichſte willkommen hieß. Nach den Vorfragen über d'Altons Befinden ging er ſogleich auf die Kunſtunternehmung in Bonn über und war hocherfreut, daß ich meine Antwort mit einer Zeichnung begleiten konnte. ~

Ich ſetzte ihm nun den von Cornelius angeregten, von der preußiſchen Regierung genehmigten Plan, die Univerſitätsaula in Bonn mit hiſtoriſchen Darſtellungen der vier Fakultäten — Theologie, Philoſophie, Jurisprudenz und Medizin — in Fresko auszuſchmücken, auseinander, berichtete, wie mit der Theologie der Anfang gemacht worden, die Cornelius dem Maler Karl Hermann aus Dresden übertragen, wobei er mich und noch einen ſeiner Schüler jenem als Gehilfen beigegeben, in der Art, daß uns in der Ausführung einzelner Gruppen eine Art Selbſtändigkeit gewahrt blieb, ein Umſtand, den Goethe mit einem fragenden So? anhörte. Darauf gab ich, zuweilen von Goethe durch ein Hm! oder So, ſo! unterbrochen, die Erklärung der Zeichnung, wie die allegoriſche Figur auf dem Poſtament in der Mitte die Theologie vorſtellte mit den Genien des Forſchens und Glaubens; wie neben ihr, gleich Säulen, die Evangeliſten ſtänden, an die ſich in zwei Reihen ſitzend die Kirchenväter anſchloſſen, die ich, wie alle dargeſtellten Perſonen, namentlich bezeichnen mußte. Dann zeigte ich auf die hervorragenden Erſcheinungen in der älteren Kirchengeſchichte, auf Sektierer, auf Ordensſtifter, die Repräſentanten der Hierarchie (Gregor VII. und Innocenz III.), auf die ſcholaſtiſchen Theologen und den frommen Thomas a Kempis;

dann auf der andern Seite auf die Verbreiter des Chriſtentums, auf die Vertreter der Kirchenreformation von Petrus Waldus, Hus und Wiclef bis auf Luther und ſeine Zeit- und Kampfgenoſſen, und die Theologen des 17. Jahrhunderts. Endlich machte ich auf die beiden Gruppen im Vordergrunde aufmerkſam, in welchen die Richtung der Gegenwart auf eine Ausgleichung katholiſcher Gläubigkeit und proteſtantiſchen Forſcherſinns ausgeſprochen ſein ſollte, wozu der alte Herr die allerfreundlichſte, aber auch allerungläubigſte Miene machte.

Ein rühmliches Unternehmen, ſagte nun Goethe, und mit Eifer und ernſtem Studium angefaßt. Man wird ſich um die Kirchengeſchichte bekümmern müſſen, um Sie zu verſtehen. Ich habe aber noch mehr Bedenken. Und damit wandte er ſich, um im Saal auf und ab gehend weiter zu ſprechen. Die Allegorie iſt in der bildenden Kunſt nicht zu entbehren, ſo wenig, wie in der Dichtkunſt; es fragt ſich aber doch, ob ſie hier an der rechten Stelle, oder wenigſtens, ob ſie in der rechten Form aufgeführt iſt. Iſt ſie farbig, d. h. mit dem Schein des wirklichen Lebens dargeſtellt? Und als ich dies bejahte, fuhr er fort: Das würde mich ſtören. Eine Marmorgruppe an dieſem Platze würde den Gedanken ausſprechen, ohne in Konflikt zu geraten mit der Geſellſchaft wirklicher Perſonen, die ſie umgeben. Auch bei der Gegenwart habe ich einige Skrupel. Das Werdende entzieht ſich der unbefangenen Wahrnehmung; nur das Gewordene fällt in die verläßlichere Anſchauung: die Gruppe der ausgeſöhnten Konfeſſionen gleicht mehr einem frommen Wunſche, als einer Tatſache.

Wohl über eine Stunde war im Sehen, Sprechen und Hören vergangen, als Goethe das Zeichen der eingetretenen Eßzeit und damit der Beſuch ſein Ende erhielt. Freundlich reichte er mir zum Abſchied die Hand und fügte hinzu: Morgen erlebe ich mein fünfzigjähriges Dienſtjubiläum: ich weiß nicht, was die Freunde vorhaben, und will es denn in aller Beſcheidenheit erwarten. Ich werde mich freuen, Sie unter ihnen zu ſehen.

[2367.] November 6. Ungenannt.

Am 7. November 1775 iſt Goethe nach Weimar gekommen, und als nun der Morgen des 7. Novembers zum fünfzigſtenmal wiedergekehrt war ſeit jenem Tage

der Ankunft, ſah man von allen Seiten her die Freunde und Verehrer Goethes ~ zu deſſen Hauſe ſich begeben, und kaum vermochte dies alle Zuſtrömenden zu faſſen. Die erſten Morgenſtunden hatte man ihn dem Kreiſe ſeiner nächſten Familienglieder überlaſſen und war hier nur ein alter Schulfreund Goethes zugegen, der, obwohl auch in den Siebzigen, noch ein Jahr älter, als Goethe, von Frankfurt a. M. hergereiſt war. ~

Der Frankfurter *Joh. Jak. Rieſe*, den ich oben erwähnte und der mit mir in demſelben Gaſthofe wohnte, erzählte mir: er habe bereits am 6. November abends in dem Arbeitszimmer Goethes ganz allein mit dieſem ſeinem Jugendbekannten — denn Freund dürfe er zu ſagen ſich nicht unterſtehen — eine unvergeßliche Stunde zugebracht, und Goethe ſei in ſehr bewegter Stimmung geweſen. ~ Dieſer Fremde ſagte mir auch, Goethe habe dem folgenden Tage mit Beklommenheit entgegengeſehen und geäußert: er wird mir viel des Guten bringen, mich aber auch für lange Zeit mit beſchwerlicher Unruhe überhäufen; denn es dürfte vieles zu beantworten ſein, und daß es gehörig geſchehe, bin ich *mir* und andern ſchuldig, obwohl es mich verſtört in meinem ſtillemſigen Schaffen.

[2368.] November 7. E. Förſter.

In Goethes Haus fand ich eine auserleſene Geſellſchaft: Frauen und Jungfrauen Weimars im Feſtkleid, ausgezeichnete Männer aus Weimar und Jena, und in der Tiefe des Saales einen Tiſch mit koſtbaren Geſchenken, vornehmlich weibliche Arbeiten. ~ Als Goethe — wenn ich mich recht erinnere, begleitet von ſeinem Sohn, ſeiner Schwiegertochter und ſeinen beiden Enkeln — eingetreten, empfing ihn ein vierſtimmiger Feſtgeſang, in welchem Frau Eberwein als Ilm die Chorführerin war. Und danach begrüßte er uns alle einzeln mit Wort und Händedruck und beſah mit kindlicher Freude die Beſcherung. ~ Den Zug göttlicher Ironie in Rauchs Büſte ſuchte ich vergebens im lebendigen Original. ~ So war Goethe an dieſem Feſtmorgen ſo menſchlich liebenswürdig, daß man weder an den Mniniſter noch den gefeierten Dichter erinnert wurde.

[2369.] November 9. E. Förſter.

Für den 9. November war ich von Goethe zu Mittag geladen. Ich hoffe, ſagte er mir beim Eintritt, Sie heute mit den Männern bekannt zu machen, die bei uns die

Kunſt repräſentieren. Und in der Tat war bald eine zahlreiche und höchſt intereſſante Geſellſchaft verſammelt. Goethe ſtellte mich dem Oberbaurat Coudray vor, der den Gedanken des Großherzogs in betreff der Fresken, *die in Weimar ausgeführt werden ſollten*, begierig auffaßte und, von Goethe lebhaft ſekundiert, alsbald die neue Begräbnishalle als den Ort bezeichnete, wo der Malerei einebedeutſame Tätigkeit angewieſen werden könne.

Man ſetzte ſich nach angewieſenen Plätzen zu Tiſch. Der meinige war zwiſchen Oberbaurat Coudray und Hofrat Heinrich Meyer, bekannt bei den Künſtlern unter dem Namen Kunſchtmeyer, den ihm ſeine alemanniſch-ſchweizeriſche Ausſprache zugezogen. Weiter links ſaß Goethes Schwiegertochter Ottilie, mir gegenüber ihre reizende Schweſter, eine junge Dame voll Geiſt und Lebendigkeit im Geſpräch, zwiſchen Goethe Vater und Sohn. Kein Wort und keine Miene des Mannes konnte mir entgehen, der heute mir bald wie der olympiſche Zeus, bald wie der Muſengott erſchien, der alle Herzen feſſelte und alle Gedanken entfeſſelte.

Er lenkte zuerſt das Geſpräch auf den Maler Asmus Carſtens, und als ich das Entzücken nicht zurückhielt, das mir deſſen Zeichnungen eingeflößt, die ich in der großherzoglichen Kunſtſammlung geſehen, ſagte er: Es geht alles ſeinen geordneten Gang, und ſo war es gewiß von guter Vorbedeutung, daß dieſer Genius, mit dem man ſo gern die neue Epoche deutſcher Kunſt beginnt, ſich vor allem an die Dichter und Denker des klaſſiſchen Altertums gehalten hat. — Das hat ihn auch — fiel der Hofrat ein — vor der unglücklichen Nachahmung der altdeutſchen Manier bewahrt, die ſeine Nachfolger ſich zur angelegentlichen Pflicht gemacht haben. — Und doch — bemerkte ich — ward er angefeindet, wie ſeine Nachfolger, ja, er blieb unbekannt im Vaterlande und erſt Cornelius wußte das Herz des Volkes zu treffen, indem er ihm den Fauſt vor Augen ſtellte.

Goethe nahm die Bemerkung ſichtbar wohlgefällig auf, doch fügte er hinzu: Cornelius habe recht getan, die in ſeinem Fauſt gebrauchten, der altdeutſchen Kunſt entlehnten Formen zu verlaſſen, um ſich in ſeinen jetzigen mythologiſchen Aufgaben freier bewegen zu können. Da Cornelius ſich ſelbſt einmal gegen mich dahin geäußert, daß der Stil durch den Gegenſtand der Darſtellung be-

dingt ſei, und daß er Fauſt und Nibelungen auch jetzt in keiner andern Ausdrucksweiſe wiedergeben würde, als früher, ſo teilte ich dieſe Äußerung mit. Aber Eckermann fiel mir ins Wort: Dieſe Anſicht ſcheint auf Verwechſlung der dichtenden und bildenden Kunſt zu beruhen. Bei der unmittelbaren Einwirkung der letztern auf die Sinne machen ſich doch ſicher andere Geſetze geltend, als wenn nur Phantaſie und Vorſtellungsvermögen beſchäftigt werden. — Es iſt ein Unterſchied, bemerkte Goethe; doch muß ich hier Cornelius beiſtimmen; denn auch ich hätte Iphigenie und Taſſo nicht im Stil von Fauſt und Götz ſchreiben können, ſo wenig wie umgekehrt.

Das Geſpräch wurde auf eine — vielleicht nur für mich — überraſchende Weiſe unterbrochen. An dem einen Ende der Tafel wurde es unruhig; man räuſperte ſich, gab ein leichtes Zeichen am Glas, und ein vierſtimmiger Geſang ward angeſtimmt. Es gehörte die ſchöne Sitte, das Mahl mit Geſängen zu würzen — wie mir Eckermann vertraute — zu Goethes beſonderen Tafelfreuden bei feſtlichen Gelegenheiten, und ſo folgte auch heute nach jedem Gange ein Geſang. Unter andern war das Lied angeſtimmt worden:

Mich ergreift, ich weiß nicht wie?
Himmliſches Behagen.

Nach Beendigung desſelben hub Goethe an: Man ſchreibt ſonſt den Gerüchen die beſondere Kraft zu, Erinnerungen zu wecken: Muſik und Geſang wirken ebenſo nachdrücklich in der gleichen Richtung. So ſteht jetzt lebhaft der Abend vor mir, für welchen ich das Lied, das man eben ſang, gedichtet habe. Es war vor der Abreiſe unſeres Erbprinzen nach Paris, als ein Freundekreis um ihn verſammelt war. Schiller hatte für denſelben Abend ſein bekanntes Lied an den Erbprinzen geſchrieben, das wir nach der Rheinweinliedmelodie ſangen; und nun ſteht der Abend, Schiller, der Kreis der Freunde, der Abſchied — alles bis auf den kleinſten Zug vor meiner Seele. ~

Bisher hatte *Meyer* die feindliche Stellung, die er der neuen deutſchen Kunſt gegenüber eingenommen, wenn auch nicht aufgedeckt, doch behauptet. Ich weiß nicht: mochte ihm der Gedanke gekommen ſein, daß doch nicht alle, die der neuen Fahne folgten, zu den verhaßten Nazarenern gehören dürften — mochten die letztern Mitteilungen ihn milder geſtimmt haben — kurz, als jetzt

der Champagner eingeſchenkt wurde, Goethe das Glas erhob und gegen mich gewendet ſagte: Laſſen Sie uns auf das Wohl Ihres Meiſters und einen ſegensreichen Erfolg ſeines Wirkens anſtoßen! — und nun Eckermann und mehrere Naheſitzende dem gegebenen Beiſpiele folgten, und da Goethe hinzufügte: Grüßen Sie Ihren Meiſter herzlich von mir und ſagen Sie ihm, daß mich alles gefreut habe, was ich durch Sie von ihm und ſeiner Schule erfahren — wandte ſich auch Meyer mit ſeinem Glaſe zu mir, ſtieß an und fügte — wie mir ſchien, in einem andern, als dem bisher gebrauchten trockenen und harten Tone — hinzu: Sagen Sie's Ihrem Meiſter, daß ich mit Ihnen hier auf ſein Wohl ein Glas Champagner geleert; 's iſt ernſtlich gemeint. ~ Und ſo hatte es den Anſchein, als ob es der Rede und Widerrede gelungen ſei, Vorurteile zu zerſtreuen, wo ſie am feſteten Fuß gefaßt.

Nach dem Deſſert ſetzte ſich Hummel ans Inſtrument und gab dem kleinen Feſte mit einer heitern und reichen Phantaſie einen glänzenden Schluß.

Goethe hatte mir von ſeinem Teller eine kleine Paſte mit einer Minerva gereicht: Zum Gedächtnis der Gottheit, in deren Tempel wir uns begegnet! — Nach Tiſche aber ſagte er: Ich habe Ihnen ein etwas zerbrechliches Andenken geboten; es dürfte beſſer laſſen, wenn ich es mit einem dauerhafteren begleitete. Und damit legte er eine Medaille mit ſeinem Bildnis von Bovy in meine Hände.

Schon über Tiſche hatte es mich vielfach beſchäftigt, wie ich mich wohl für ſo viel auszeichnende Güte dankbar beweiſen könnte, und ſo war ich auf den Gedanken gekommen, die Enkel Goethes zu zeichnen. Ich wandte mich deshalb an Frau Ottilie von Goethe und fand für meinen Antrag die freundlichſte Aufnahme; ſchon am nächſten Morgen konnte ich die Arbeit beginnen.

[2370.] November 13. E. Förſter.

Am 13. November war ich wieder zu Goethe an den Mittagstiſch geladen. Diesmal war außer mir kein Fremder zugegen, als Oberbaurat Coudray und Eckermann. Er hatte mich bitten laſſen, die Zeichnung der Theologie wieder mitzubringen, und noch einmal mußte ich vor der kleinen Verſammlung über das Ganze wie über jeden kleinſten Teil ausführlich Rechenſchaft geben. Die Szene ſteht noch vor mir in heiterer Erinnerung.

Coudray mochte mehr das Ganze überſchauen, während Eckermann zwiſchen jedem Strich den Stein der Weiſen zu ſuchen ſchien. Frau Ottilie, die mit dem Knaben herzugetreten war, wußte auf die liebenswürdigſte Weiſe durch Fragen meine Beredſamkeit zu reizen, und Goethe in beſonders behaglicher und höchſt gemütlicher Stimmung gab dem Geſpräche mit Wort und Blick die Richtung und teilte, wie der Geber alles Guten aus ſonnenumglänztem Wolkenſitz, mit würdevoller Freundlichkeit Belehrung und Lob aus.

Coudray bekümmerte ſich viel um das Techniſche der Freskomalerei, die ja damals erſt wieder durch Cornelius in Deutſchland in Übung gebracht worden. Eckermann äußerte ſich ſehr erfreut darüber, daß von einem ſo kleinen Blatt, wie meine Zeichnung, ſoviel zu lernen ſei, und frug, ob uns wohl überall Bildniſſe zu Gebote geſtanden hätten, was denn freilich, namentlich in betreff der Evangeliſten und Kirchenväter verneint werden mußte. Bei hiſtoriſchen Gemälden, meinte er, komme doch ſehr viel auf die hiſtoriſche Wahrheit an, weshalb er denn auch eine große Scheu vor Anachronismen und dergleichen Fehlern habe. An die Zuſammenſtellung von Heiligen aus verſchiedenen Jahrhunderten habe man ſich allerdings gewöhnt durch die Altargemälde, aber die Reformatoren in einen Raum zu verſammeln mit den Apoſteln und Kirchenvätern, komme ihm doch gewagt vor, mehr aber noch, daß man durch die Arkaden des Saales ins Freie und zugleich auf Rom, auf das Siebengebirg bei Bonn und auf Wittenberg ſehe. Aber Goethe fiel ihm ins Wort und ſagte: Die Herren in Düſſeldorf ſcheinen ſich an den Ausſpruch Schillers zu halten: Die Kunſt iſt eine Fabel! Und ſie haben nicht ganz unrecht: es würde uns wenig von der Kunſt übrig bleiben, wenn wir ausſchließen wollten, was ſich nicht faſſen und begreifen läßt wie das tägliche Leben.

Frau Ottilie lenkte jetzt durch eine neue Betrachtung unter dem Beifall des alten Herrn das Geſpräch auf eine andere Seite. Sonſt bei Gemälden, ſagte ſie, bin ich gewöhnt, die dargeſtellten Perſonen in Beziehung aufeinander zu ſehen, unmittelbar oder wenigſtens mittelbar. Hier ſind ſo viele Männer in einem Raum verſammelt, hier und da ſehe ich zwei, drei, vier zu einer Gruppe vereinigt, aber jede ſteht für ſich; ſie leſen und ſprechen,

ohne ſich um den Nachbar zu bekümmern — und doch ſtört es mich nicht; ich finde es ganz natürlich. Das Bild kommt mir vor wie eine Bibliothek, in der Evangeliſten und Kirchenväter, Proteſtanten und Katholiken mit ihrem ganzen geiſtigen Gehalt, gut eingebunden, friedlich nebeneinander ſtehen und ohne ſich gegenſeitig in ihren Gedanken zu unterbrechen, Nun, meinte Goethe, das läßt ſich hören! Und wenn es ſich denn einmal um Gedanken handelt in dem Bilde, ſo habe ich auch noch eine Frage an unſern jungen Freund. Sie haben mir, wandte er ſich an mich, Auskunft gegeben über die beiden Genien zu ſeiten der allegoriſchen Mittelfigur. Ich ſehe, daß ſie Tafeln in ihren Händen haben. Bei den Evangeliſten, den Kirchenvätern, bei Luther iſt über den Inhalt der Bücher, die ſie halten, kein Zweifel, aber was bedeuten die Tafeln ohne Inſchrift in den Händen der geflügelten Knaben? — Es ſind, wenn ich mich von meinem Beſuch in Bonn her recht erinnere, nahm Eckermann das Wort, Sprüche darauf geſchrieben; doch weiß ich nicht mehr, welche?

An den Tafeln, ſagte ich, hängt ein Stück luſtiger Künſtlergeſchichte. Die Genien ſollen die beiden Elemente der Theologie, Glauben und Forſchen, repräſentieren. Um das deutlicher zu bezeichnen, hatte ihnen Hermann Tafeln in die Hand gegeben und Bibelſprüche darauf geſchrieben. Auf der einen ſtand: Selig, die nicht ſehen und doch glauben, auf der andern: Prüfet alles und das Beſte behaltet. Ich weiß nicht, ob von katholiſcher oder proteſtantiſcher Seite deshalb eine Mitteilung ans Miniſterium nach Berlin gemacht worden war, kurz, Hermann bekam — ich glaube durch das Univerſitätskuratorium — den Auftrag, die Sprüche zu löſchen. Er weigerte ſich, weil, wie Ew. Exzellenz eben auch bemerkten, es unverſtändlich, ja lächerlich herauskäme, wenn die Jungen leere Tafeln hielten. Man ließ es geſchehen, bis vor kurzem der Beſuch des Königs von Preußen in Bonn angekündigt wurde. Daß er, in die Aula zu gehen, gebeten werden müßte, unterlag bei den Häuptern der Hochſchule keinem Zweifel, aber die bedenklichen Sprüche durfte er nicht finden. Der Auftrag, ſie zu löſchen, wurde wiederholt. Vergebens! Ich kann meine eignen Gedanken nicht vernichten oder verſtümmeln! — ſagte Hermann. Täglich wurde nachgeſehen: die Sprüche ſtanden wie in Erz gegoſſen. Endlich am Tage der erwarteten Ankunft des

Königs kam ganz früh ſchon Profeſſor d'Alton, und da er die Sprüche noch vorfand, ſtellte er ein Entweder-oder, das mich zu einem raſchen Entſchluſſe brachte. Wir können den König nicht zu Ihnen führen, ſagte unſer beſorgter Freund, wenn er nicht ſieht, daß ſein durch das Miniſterium ausgeſprochener Wille von Ihnen reſpektiert wird. — Hermann blieb unbeweglich. Der Moment war peinlich. Die Herren alle meinten es ſo gut mit uns, und andrerſeits war am Beſuch des Königs ſo viel gelegen; auch wußte ich recht gut, daß Cornelius die Feſtigkeit in dieſem Falle nicht gutheißen würde. Ich ſah Hermann fragend an. Ich kann es nicht tun! ſagte er. Das gab mir den Pinſel in die Hand, und die Sprüche waren verſchwunden. Eine Stunde danach trat, begleitet von dem Kurator und den Profeſſoren der Univerſität, Friedrich Wilhelm III. ein und widmete der Betrachtung unſeres Bildes etwa fünf bis ſechs Minuten. Die gefährlichen Täfelchen ſchien er gar nicht zu bemerken, ſonſt hätte er wohl auch, wie Ew. Exzellenz gefragt: Warum ſteht nichts darauf?

Die Geſchichte ſchien Goethe zu beluſtigen. Und doch, ſagte er, ſind wir ſo oft genötigt, das Gute fahren zu laſſen, um das Beſſere zu retten. — Inzwiſchen hatte ich meine Mappe mit verſchiedenen Bildniſſen aufgeſchlagen, und Goethe betrachtete ſie mit pſychologiſchem und äſthetiſchem Intereſſe. Unter dieſen ſah er plötzlich die Bildniſſe ſeiner Enkel. Es war eine Überraſchung (wir hatten ja hinter ſeinem Rücken operiert) und zwar eine gelungene; denn er hatte eine herzliche Freude daran, die ſich ſteigerte, als ich ihn bat, die Zeichnung gütig von mir anzunehmen.

Ich hatte bisher Goethe zuerſt mir allein gegenüber geſehen, dann in feſtlicher, faſt feierlicher Verſammlung; dann wiederum als freundlichen Wirt unter zahlreichen Freunden und Verehrern; heute ſollte ich ihn im trauten Familienkreiſe kennen lernen. Überall und immer derſelbe, war mir's doch, als ob jedesmal der Nachdruck auf einem andern Zug ſeines Charakters läge. Heute war er die Heiterkeit und gute Laune ſelbſt und ließ ſich ganz gehen. Mehr als bei dem feſtlichen Mahl zog er ſeinen Sohn ins Geſpräch; gegen die Schwiegertochter war er voll zarter Aufmerkſamkeit, und mit ihrer Schweſter ſprach er am liebſten im Tone des leichten, reizenden Humors; äußerſt liebreich war er gegen die Enkel. Mich

veranlaßte er, vom Leben und Charakter der Bevölkerung des Niederrheins, ganz beſonders aber von den Karnevalsluſtbarkeiten in Köln und Düſſeldorf zu erzählen; dann lenkte er auf Bayern über, von dem er, nach den Mitteilungen ſeiner Freunde, im Gegenſatz gegen die lebhaften Rheinlande wenig für die Kunſt erwartete. Inzwiſchen, ſagte er, viel kann ein Fürſt mit energiſchem Wollen erreichen. — Endlich kam er auf ſein Lieblingsthema: die Farben, deren Anwendung, Zuſammenſtellung, Stärke, Miſchung, Behandlung und ſelbſt auf die verſchiedenen Farbſtoffe.

Nach Tiſche führte er mich noch zu verſchiedenen ſeiner Sammlungen, namentlich den ſchönen antiken und mittelalterlichen Münzen. Plötzlich ſagte er: Ich will Sie doch noch was zeigen! (wirklich ſo hat er's geſagt!) und damit zog er aus einem Fach einige Blätter Radierungen nach Zeichnungen von Carſtens. Ich weiß nicht: hatte er mir damit eine Freude machen oder bloß wiſſen wollen, was ich dazu ſagen würde; ſie blieben nicht lange Gegenſtand der Unterhaltung, da ich ſie zu wenig in Übereinſtimmung mit den Originalen fand.

Ich wollte nun Abſchied nehmen, da aber Goethe hörte, daß ich den folgenden Tag noch in Weimar bleiben und erſt am 15. abreiſen würde, forderte er mich auf das freundlichſte auf, ihn noch einmal zu beſuchen.

[2371.] November 14. E. Förſter.

Das tat ich denn am 14. und ward von ihm mit der gleichen Herzlichkeit wie bisher empfangen. Es ſchien bei ihm Bedürfnis, dem Beſuchenden entweder eine Freude zu machen, oder einen womöglich ſichtbaren Stoff der Unterhaltung zu bieten, und ſo hatte er denn eine Anzahl ſehr kunſtreicher Papierausſchneidereien von der Hand des Fräulein Adele Schopenhauer bereitgelegt und ging ſie einzeln unter Beachtung jeder Kleinigkeit daran mit mir durch.

Unvergeßlich iſt mir der Abſchied, bei dem ich noch einmal die ganze Größe des Glücks empfand, in die unmittelbare Nähe dieſes Genius gekommen zu ſein. Als wäre er der Beſchenkte, Bereicherte, ſprach er zu mir; er forderte mich auf, ihm von Zeit zu Zeit zu ſchreiben, und indem er mir wie bei dem erſten Willkommen, aber noch viel herzlicher, meine Hand mit beiden Händen

faßte, gab er mir nebſt vielen freundlichen Grüßen ſeinen väterlichen Reiſeſegen.

[2372.] November. F. v. Müller an J. F. H. Schloſſer.

Je ſchöner und glücklicher unſer Feſt abgelaufen, um ſo ſchmerzlicher beklagen wir alle — beklagen Goethes und ich insbeſondere, daß es Ihnen unmöglich geweſen, dasſelbe mit Ihrer und Ihrer Frau Gemahlin Gegenwart zu verſchönen.

Goethe iſt Gott ſei Dank ſehr wohl und munter und hat die Anſtrengung des Tages glücklich überſtanden. Erſt drei Tage zuvor erfuhr er vom Großherzog ſelbſt, daß ſein Jubelfeſt nahe und gefeiert werden ſolle.

Nachleſe zum zwölften Abſchnitt

Zeitlich nicht näher beſtimmbar.

[2373.] O. L. B. Wolff.

Er achtete die Menſchen überhaupt nicht; im Grunde war ihm die Menge verhaßt. So ſagte er einmal, als ſein Schwager Vulpius heftig getadelt wurde, — was er überhaupt wunderlicherweiſe wegen der Verwandtſchaft ſehr ungern ſah — nachdem er lange dazu geſchwiegen: Nun ja, ihr habt recht! Der Kerl iſt eine Beſtie, aber unter den hunderttauſend Beſtien, die ſich Menſchen nennen, iſt die Beſtie noch immer ein Menſch.

[2374.] (1825. Herbſt.) E. Ortlepp.

Goethe warf mir einmal das Paradoxon hin, daß ein Gedicht eigentlich gar nichts ſei. Er ſagte: Was iſt nun mein Gedicht von der Libelle? oder vom Fiſcher und der Nixe? oder das vom Buhlen und dem Mädel, das ſich ſchließt: Sie wendt' ſich? Es iſt nichts! ~ Goethe lächelte, als ich ihn an einige ſeiner plaſtiſchen Gedichte erinnerte und ihn fragte, ob denn die Geſtalt auch nichts ſei; ich fragte ihn ferner, ob denn ein Kuß nichts ſei, und ſetzte hinzu, wenn er Küſſe für nichts achte, ſo müſſe ich auch fortan alle ſeine Gedichte für nichts achten. Er ſagte darauf: Jedes Gedicht iſt gewiſſermaßen ein Kuß, den man der Welt gibt, aber aus bloßen Küſſen werden keine Kinder! — Worauf er denn nach ſeiner gewöhnlichen Art abbrach.

Dreizehntes Buch

Vom Dienſtjubiläum bis zum Tode Karl Auguſts

1825 Dezember bis Juni 1828

1825.

[2375.] Dezember 6. F. v. Müller.

Um 5 Uhr zu Goethe gerufen wegen Neuanfertigung auch ſeines Kopfes durch Brandt. Tadel, daß ich immer zu viel Argumente für eine Sache brächte, nicht lediglich auf das Eine, was gerade not ſei, hinwirke.

Die Geſchäfte müſſen abſtrakt, nicht menſchlich mit Neigung oder Abneigung, Leidenſchaft, Gunſt behandelt werden, dann ſetzt man mehr und ſchneller durch. Lakoniſch, imperativ, prägnant. Auch keine Rekriminationen, keine Vorwürfe über Vergangenes, und doch nicht zu Änderndes. Jeder Tag beſtehe für ſich, wie kann man leben, wenn man nicht jeden Abend ſich und andern ein Abſolutorium erteilt? Ihr dürft mir das nicht übelnehmen, wenn ich einmal reden ſoll, muß ich meine Paradoxa frei ausſprechen dürfen; Ihr werdet ſie ohnehin nicht mehr lange von mir hören. Rauchs ſeltſamer Brief *vom 30. November über die Umgeſtaltung der Jubiläumsmünze* gab Anlaß zu allem dieſen.

[2376.] Dezember 8. F. v. Müller.

Konferenz mit Meyer und dann Verhandlung mit Goethe. Heftigſte Szene, mir Schikane, Meyern Leidenſchaftlichkeit vorgeworfen (in der Medaillenangelegenheit). Doch alsbaldige Ausgleichung und freundliches Scheiden.

[2377.] Dezember 10. F. v. Müller.

Nochmaliger heftiger Streit mit Goethe wegen der Inſtruktion für *den Münzgraveur* Brandt, deren Abſendung zuletzt erfolgte.

[2378.] Dezember 25. Eckermann.

Ich ging dieſen Abend um 6 Uhr zu Goethe, den ich alleine fand, und mit dem ich einige ſchöne Stunden verlebte.

Mein Gemüt, ſagte er, war dieſe Zeit her durch vieles beläſtigt; es war mir von allen Seiten her ſo viel Gutes geſchehen, daß ich vor lauter Dankſagungen nicht zum eigentlichen Leben kommen konnte. Die Privilegien wegen des Verlags meiner Werke gingen nach und nach von den Höfen ein, und weil die Verhältniſſe bei jedem anders waren, ſo verlangte auch jeder Fall eine eigene Erwiderung. Nun kamen die Anträge unzähliger Buchhändler, die auch bedacht, behandelt und beantwortet ſein wollten. Dann, mein Jubiläum brachte mir ſo tauſendfältiges Gute, daß ich mit den Dankſagungsbriefen noch jetzt nicht fertig bin. Man will doch nicht hohl und allgemein ſein, ſondern jedem doch gern etwas Schickliches und Gehöriges ſagen. Jetzt aber werde ich nach und nach frei, und ich fühle mich wieder zu Unterhaltungen aufgelegt.

Ich habe in dieſen Tagen eine Bemerkung gemacht, die ich Ihnen doch mitteilen will. Alles, was wir tun, hat eine Folge. Aber das Kluge und Rechte bringt nicht immer etwas Günſtiges, und das Verkehrte nicht immer etwas Ungünſtiges hervor, vielmehr wirkt es oftmals ganz im Gegenteil. Ich machte vor einiger Zeit, eben bei jenen Unterhandlungen mit Buchhändlern, einen Fehler, und es tat mir leid, daß ich ihn gemacht hatte. Jetzt aber haben ſich die Umſtände ſo geändert, daß ich einen großen Fehler begangen haben würde, wenn ich jenen nicht gemacht hätte. Dergleichen wiederholt ſich im Leben häufig, und Weltmenſchen, welche dieſes wiſſen, ſieht man daher mit einer großen Frechheit und Dreiſtigkeit zu Werke gehen. ~

Ich brachte ſodann das Geſpräch auf einige ſeiner Werke, und wir kamen auch auf die Elegie Alexis und Dora.

An dieſem Gedicht, ſagte Goethe, tadelten die Menſchen den ſtarken leidenſchaftlichen Schluß und verlangten, daß die Elegie ſanft und ruhig ausgehen ſolle, ohne jene eiferſüchtige Aufwallung; allein ich konnte nicht einſehen, daß jene Menſchen recht hätten. Die Eiferſucht liegt hier ſo nahe und iſt ſo in der Sache, daß dem Gedicht etwas fehlen würde, wenn ſie nicht da wäre. Ich habe ſelbſt einen jungen Menſchen gekannt, der in leiden-

ſchaftlicher Liebe zu einem ſchnell gewonnenen Mädchen ausrief: Aber wird ſie es nicht einem andern ebenſo machen wie mir?

Ich ſtimmte Goethen vollkommen bei und erwähnte ſodann der eigentümlichen Zuſtände dieſer Elegie, wo in ſo kleinem Raum mit wenig Zügen alles ſo wohl gezeichnet ſei, daß man die häusliche Umgebung und das ganze Leben der handelnden Perſonen darin zu erblicken glaube. Das Dargeſtellte erſcheint ſo wahr, ſagte ich, als ob Sie nach einem wirklich Erlebten gearbeitet hätten.

Es iſt mir lieb, antwortete Goethe, wenn es Ihnen ſo erſcheint. Es gibt indes wenig Menſchen, die eine Phantaſie für die Wahrheit des Realen beſitzen, vielmehr ergehen ſie ſich gern in ſeltſamen Ländern und Zuſtänden, wovon ſie gar keine Begriffe haben und die ihre Phantaſie ihnen wunderlich genug ausbilden mag.

Und dann gibt es wieder andere, die durchaus am Realen kleben und, weil es ihnen an aller Poeſie fehlt, daran gar zu enge Forderungen machen. So verlangten z. B. einige bei dieſer Elegie, daß ich dem Alexis hätte einen Bedienten beigeben ſollen, um ſein Bündelchen zu tragen; die Menſchen bedenken aber nicht, daß alles Poetiſche und Idylliſche jenes Zuſtandes dadurch wäre geſtört worden.

Von Alexis und Dora lenkte ſich das Geſpräch auf den Wilhelm Meiſter.

Es gibt wunderliche Kritiker, fuhr Goethe fort. An dieſem Roman tadelten ſie, daß der Held ſich zu viel in ſchlechter Geſellſchaft befinde. Dadurch aber, daß ich die ſogenannte ſchlechte Geſellſchaft als Gefäß betrachtete, um das, was ich von der guten zu ſagen hatte, darin niederzulegen, gewann ich einen poetiſchen Körper und einen mannigfaltigen dazu. Hätte ich aber die gute Geſellſchaft wieder durch ſogenannte gute Geſellſchaft zeichnen wollen, ſo hätte niemand das Buch leſen mögen.

Den anſcheinenden Geringfügigkeiten des Wilhelm Meiſter liegt immer etwas Höheres zum Grunde, und es kommt bloß darauf an, daß man Augen, Weltkenntnis und Überſicht genug beſitze, um im Kleinen das Größere wahrzunehmen. Andern mag das gezeichnete Leben als Leben genügen.

Goethe zeigte mir darauf ein höchſt bedeutendes engliſches Werk, welches in Kupfern den ganzen Shake-

ſpeare darſtellte. Jede Seite umfaßte in ſechs kleinen Bildern ein beſonderes Stück mit einigen untergeſchriebenen Verſen, ſo daß der Hauptbegriff und die bedeutendſten Situationen des jedesmaligen Werks dadurch vor die Augen traten. Alle die unſterblichen Trauerſpiele und Luſtſpiele gingen auf ſolche Weiſe gleich Maskenzügen dem Geiſte vorüber.

Man erſchrickt, ſagte Goethe, wenn man dieſe Bilderchen durchſieht. Da wird man erſt gewahr, wie unendlich reich und groß Shakeſpeare iſt! Da iſt doch kein Motiv des Menſchenlebens, das er nicht dargeſtellt und ausgeſprochen hätte. Und alles mit welcher Leichtigkeit und Freiheit!

Man kann über Shakeſpeare gar nicht reden, es iſt alles unzulänglich. Ich habe in meinem Wilhelm Meiſter an ihm herumgetupft; allein das will nicht viel heißen. Er iſt kein Theaterdichter, an die Bühne hat er nie gedacht, ſie war ſeinem großen Geiſte viel zu enge; ja ſelbſt die ganze ſichtbare Welt war ihm zu enge.

Er iſt gar zu reich und zu gewaltig. Eine produktive Natur darf alle Jahre nur ein Stück von ihm leſen, wenn ſie nicht an ihm zugrunde gehen will. Ich tat wohl, daß ich durch meinen Götz von Berlichingen und Egmont ihn mir vom Halſe ſchaffte, und Byron tat ſehr wohl, daß er vor ihm nicht zu großen Reſpekt hatte und ſeine eigenen Wege ging. Wie viel treffliche Deutſche ſind nicht an ihm zugrunde gegangen, an ihm und Calderon!

Shakeſpeare, fuhr Goethe fort, gibt uns in ſilbernen Schalen goldene Äpfel. Wir bekommen nun wohl durch das Studium ſeiner Stücke die ſilberne Schale, allein wir haben nur Kartoffeln hineinzutun, das iſt das Schlimme!

Ich lachte und freute mich des herrlichen Gleichniſſes.

Goethe las mir darauf einen Brief von Zelter über eine Darſtellung des Macbeth in Berlin, wo die Muſik mit dem großen Geiſte und Charakter des Stücks nicht hatte Schritt halten können, und worüber nun Zelter ſich in verſchiedenen Andeutungen ausläßet. Durch Goethes Vorleſen gewann der Brief ſein volles Leben wieder, und Goethe hielt oft inne, um ſich mit mir über das Treffende einzelner Stellen zu freuen.

Macbeth, ſagte Goethe bei dieſer Gelegenheit, halte ich für Shakeſpeares beſtes Theaterſtück; es iſt darin der

meiſte Verſtand in bezug auf die Bühne. Wollen Sie aber ſeinen freien Geiſt erkennen, ſo leſen Sie Troilus und Creſſida, wo er den Stoff der Ilias auf ſeine Weiſe behandelt.

Das Geſpräch wendete ſich auf Byron, und zwar wie er gegen Shakeſpeares unſchuldige Heiterkeit im Nachteil ſtehe, und wie er durch ſein vielfältiges negatives Wirken ſich ſo häufigen und meiſtenteils nicht ungerechten Tadel zugezogen habe. Hätte Byron Gelegenheit gehabt, ſagte Goethe, ſich alles deſſen, was von Oppoſition in ihm war, durch wiederholte derbe Äußerungen im Parlament zu entledigen, ſo würde er als Poet weit reiner daſtehen. So aber, da er im Parlament kaum zum Reden gekommen iſt, hat er alles, was er gegen ſeine Nation auf dem Herzen hatte, bei ſich behalten, und es iſt ihm, um ſich davon zu befreien, kein anderes Mittel geblieben, als es poetiſch zu verarbeiten und auszuſprechen. Einen großen Teil der negativen Wirkungen Byrons möchte ich daher verhaltene Parlamentsreden nennen, und ich glaube ſie dadurch nicht unpaſſend bezeichnet zu haben.

Wir ſprachen darauf über Platen, deſſen negative Richtung gleichfalls nicht gebilligt wurde. Es iſt nicht zu leugnen, ſagte Goethe, er beſitzt manche glänzende Eigenſchaften; allein ihm fehlt — die Liebe. Er liebt ſo wenig ſeine Leſer und ſeine Mitpoeten als ſich ſelber, und ſo kommt man in den Fall, auch auf ihn den Spruch des Apoſtels anzuwenden: Und wenn ich mit Menſchen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, ſo wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Noch in dieſen Tagen habe ich Gedichte von Platen geleſen und ſein reiches Talent nicht verkennen können. Allein, wie geſagt, die Liebe fehlt ihm, und ſo wird er auch nie ſo wirken, als er hätte müſſen. Man wird ihn fürchten, und er wird der Gott derer ſein, die gern wie er negativ wären, aber nicht wie er das Talent haben.

[2379.] Dezember 29. F. v. Müller.

Nachmittags bei Goethe. Er bekrittelte mich, weil ich Konſtantin*opels* (?) Entſetzung unzweifelhaft nannte, und war überhaupt nichts weniger als zutulich. Bei Reinhard habe er mich verklagt, er wolle nicht ſagen warum. Ein guter Witz war der: Die Menſchen werfen ſich im Politiſchen wie auf dem Krankenlager von einer Seite zur andern, in der Meinung beſſer zu liegen.

[2380.] Dezember 26. F. v. Müller.

Aus Goethes Erzählung niedergeſchrieben: Ungefähr ums Jahr 1780 befand ich mich einſtmals im Winter mit Seckendorff und Einſiedel zu Thalbürgel auf der Jagd, wo ſie ſich gar weidlich ergötzten. Der Neujahrstag nahte heran, ſie ſollten billig nach Weimar zurückkehren. Doch die Luſt, noch einige Tage ungeſtörter Freiheit zu genießen, überwog, und am Vorabend beſchloſſen wir, ſtatt ihrer perſönlichen, poetiſche Glückwünſche an die vertrauteſten Perſonen des Hofes und der Stadt durch einen Eilboten abzuſenden, der ſie am frühen Morgen des 1. Januar austeilen ſollte. Sogleich machte man ſich ans Werk und brachte die halbe Nacht damit zu, bald ſinnreich-galante, bald humoriſtiſche, mitunter auch ironiſch-gewürzte Verſe zu verfaſſen.

Leider ſind dieſe launigen Denkblätter jener harmloſen Zeit nicht mehr zuſammenzubringen; nur Goethe erinnert ſich noch der Fräulein von Göchhauſen folgende Verſe addreſſiert zu haben:

Der Kauz, der auf Minervens Schilde ſitzt,
Kann Göttern wohl und Menſchen nützen;
Die Muſen haben Dich ſo treu beſchützt,
Nun magſt Du ihnen wieder nützen.

1826.

[2381.] Januar 1. E. Gans.

Am 1. Januar 1826 hatte ich auf meiner Rückkehr von Paris mich Goethe vorgeſtellt, und Herr von Varnhagen war ſo gütig geweſen, mich durch einen Brief demſelben zu empfehlen. Damals waren Hotho und ich indeſſen nur eine Viertelſtunde bei ihm geblieben; er hatte uns ziemlich gemeſſen und kalt empfangen und das Geſpräch, das wir führten, hatte einen gar einſilbigen Charakter behauptet.

[2382.] Anfang d. J. E. Genaſt.

Im Anfang des Jahres 1826 ging ich nach Weimar, um Goethe zu bitten, mit mir die Rolle des Götz von Berlichingen durchzugehen, der in Leipzig am 4. April zur Aufführung kommen ſollte, und er gewährte mir meine Bitte. Er machte mich mit ſeinen Intentionen ganz ver-

traut und ſtellte mir ein ſo lebendiges Bild vor Augen, daß ich nicht fehlen konnte und mutigen Herzens an die Aufgabe ging.

[2383.] Januar 5. F. v. Müller.

Nach Tiſch bei Goethe. Ärger über die Schwierigkeiten, die er wegen Abdrucks ſeines Dankbriefes nach Jena *für die Beglückwünſchungen der Univerſität bei ſeinem Dienſtjubiläum* machte. Ich weiß, was ich kann und nicht kann und will nur das, was ich kann. Sein großes Lob von Fritſchens Logenrede.

[2384.] Januar 7. F. v. Müller.

Nachmittags bei Goethe, der mich abermals durch Zögern mit Herausgabe des Jenaiſchen Schreibens, durch Nichtvorzeigung Dresdner akquirierter Zeichnungen, durch das Verlangen von ſechs Gratisexemplaren der Jubelbeſchreibung vom 3. September uſw. ärgerte, zuletzt durch ſein zweideutiges Aufbrechen ins hintere Zimmer.

[2385.] Januar 11. F. v. Müller.

Nach Tiſche bei Goethe. Über die eingeſchaltete Stelle in Fritſchens Rede und Goethes Anſichten der Wartburgſache. Das macht Ihr mir nicht nach, nicht wahr? (ſo objektiv zu ſchreiben). Von Reinhards ſchöner Beſprechung der Goetheſchen Anklage gegen mich.

[2386.] Januar 18. O. L. B. Wolff.

Kaum aus dem Wagen geſtiegen, bat ich Goethen durch einige Zeilen um Erlaubnis, ihm meinen Beſuch machen zu dürfen. Ich wurde auf den folgenden Mittag beſtellt und fand mich mit dem Glockenſchlage ein. — Als ich die ſchöne breite Treppe hinaufſtieg, die zu ſeinem Viſitenzimmer führt, pochte mir das Herz ſo gewaltig — ſo jung war ich noch, trotz meinen ſechsundzwanzig Jahren — daß ich, zur großen Verwunderung des Bedienten, oben einen Augenblick ſtillſtehen und mich ſammeln mußte, ehe ich durch die mir geöffnete Tür einzutreten wagte. Nach kurzem Zeitraum erſchien Goethe, begrüßte mich mit förmlicher Freundlichkeit und legte mir dann, da das Geſpräch ſogleich von ihm auf mein Talent gelenkt wurde, einige Fragen, namentlich über meine Art, dramatiſche

Stoffe improviſatoriſch zu behandeln, vor, die ich, wie es mir ſchien, zu ſeiner Zufriedenheit beantwortete. — Meine Bitte, ihm eine Probe geben zu dürfen, um von ihm ein Urteil zu erhalten, welches für mich ſo wichtig ſei, lehnte er mit der Bemerkung ab: Es würde mich zu ſehr zerſtreuen. Dies betrübte mich nicht wenig, denn nun ſchien mir der Hauptzweck meines Kommens verfehlt, aber die Hofrätin Schopenhauer, der ich an demſelben Abende mein Leid klagte, tröſtete mich und meinte: Haben Sie nur Geduld, er wird Sie ſchon von ſelbſt auffordern. Dies geſchah auch wirklich ſpäter, nachdem ich in weimariſchen Zirkeln, beſonders aber vor dem Großherzoge improviſiert hatte.

[2387.] Januar 28. O. L. B. Wolff.

Am Schluſſe meiner öffentlichen Soiree, während welcher mir die dramatiſche Behandlung des Sujets Der Sturz des Montezuma beſonders gelungen war, lud mich ſeine Schwiegertochter ein, bei ihr am folgenden Tage zu ſpeiſen, aber vorher ſie präziſe um 12 Uhr zu beſuchen. Ich ſtellte mich pünktlich ein, irrte mich indeſſen in der Lokalität und trat, als auf mein Anklopfen Herein gerufen worden, in ein Zimmer, in welchem ich zu meiner großen Verlegenheit Goethen allein antraf. Als ich mich entſchuldigte, nicht zu ihm gewollt zu haben, ſagte er ſehr mild: Nun, Sie können aber doch etwas bei mir altem Manne bleiben und ſpäter zu den jungen Damen hinaufgehen. Dann ſprach er ſogleich über mein Talent und fragte mich: Wollten Sie mir nicht auch etwas ſprechen? Ich bezeigte meine Bereitwilligkeit, bemerkte jedoch, daß ich vor ihm allein ängſtlich ſein würde. Er ging nicht darauf ein, ſondern entgegnete: Setzen Sie ſich dort an den Flügel; nehmen Sie aber die Brille ab, ſie ſticht mich. — Ich tat nach ſeinem Wunſche und nun ſagte er: Schildern Sie mir einmal Ihre Rückkehr nach Hamburg und zugleich Hamburg ſelbſt. — Die Aufgabe kam mir allerdings ſeltſam vor, doch wagte ich, aus zu großer Ehrfurcht nicht, etwas zu bemerken, und begann auf der Stelle. Nie in meinem ganzen Leben bin ich ſo befangen geweſen: Die Gedanken drängten ſich zwar in Maſſe hinzu, die Reime waren wie immer zur Hand, aber die Sprache wurde mir ſo ſchwer, als müßte ich die Worte wie mit einem Schöpfrade aus der tiefſten Bruſt heraus-

holen. Allmählich beſiegte ich dieſe Verlegenheit, die mir phyſiſch allein hinderlich war, etwas, und führte nun meine Empfindung bei dem Wiederſehen der Meinigen in einer zwar einfachen, aber ſtrengen Form mit gekreuzten Reimen und daran ſich ſchließenden Doppelreimen durch, und wollte nun zu dem objektiven Teil übergehen und die Schilderung mit der Beſchreibung des Abends auf dem Jungfernſtieg beginnen, und dann im Gegenſatze einen Morgen im Hafen und einen Mittag an der Börſe zubringen; da traten mir aber plötzlich Erinnerungen an allerlei komiſche, in Hamburg wohlbekannte Perſonen, welche ſtereotype Beſucher obiger Promenade waren, vor die Sinne, und drangen ſich mir ſo nachdrücklich auf, daß ich ſie gar nicht von mir ſchütteln konnte. Dies verwirrte mich, ich fühlte, daß ich aus dieſer wunderlichen humoriſtiſchen Stimmung nicht heraus könne und fürchtete, er möge es übel empfinden, wenn ich ihr freien Lauf ließe. Unwillkürlich hielt ich mitten in der Rede inne, ſprang vom Stuhle auf, trat zu ihm und ſagte, ohne recht zu wiſſen, was ich tat: Exzellenz, ich kann nicht weiter, ich habe mich lange nach dieſem Augenblick geſehnt und jetzt, wo er eingetreten iſt, lähmt mir die Angſt die Herrſchaft über mich ſelbſt; ich will lieber vor tauſend Zuhörern improviſieren als vor Ew. Exzellenz allein. Nun, nun — erwiderte er — beruhigen Sie ſich. Was mir mein gnädigſter Herr, die Kinder und der Kanzler über Sie geſagt haben, iſt wahr; Sie beſitzen ein ſchönes und ſeltenes Talent und wiſſen es mit Geſchick und Beſcheidenheit zu behandeln, aber ſie leiden an einem Fehler, an dem die jetzige ganze Jugend krankt, und der Sie zurückbringt, ſtatt Sie zu fördern, weil er Sie über das, was Sie geben, täuſcht. Was Sie mir da geſchildert haben, ſollte Hamburg ſein, aber es konnte ebenſogut Naumburg oder Merſeburg oder jedes andere Burg ſein; Hamburg war das nicht, und Hamburg iſt doch ſo eigentümlich, daß man es mit zwei Strichen zeichnen kann. Ich verſtand ihn ſogleich und erzählte ihm, wie es mir eben wunderlich ergangen ſei. Ei, verſetzte er, da hätten Sie ſich nicht ſollen irren laſſen. — Als ich nun bemerkte, daß ich gern, wo ich es nötig fände, vorherrſchend objektiv verfahre, und ihm als Beiſpiel meine dramatiſche Improviſation vom geſtrigen Abende anführte, in die ich eine detaillierte, im Augenblick erfundene Beſchreibung

der mexikaniſchen Götzenbilder verflochten, verſetzte er lebhaft: Das war recht gut, man hat mir davon geſagt, aber das iſt es doch nicht, ſolche Beſchreibungen haben immer etwas Subjektives: ich meine noch etwas anderes. — Denken Sie darüber nach, wenn Sie meinen, daß Ihnen mein Rat nützen könne, und nun gehen Sie zu meinen Kindern hinauf, wo Sie erwartet werden. — Ich dankte ihm lebhaft für ſeine große Nachſicht und Güte und verſprach ihm, alles, was er mir geſagt, wohl zu erwägen, worauf er mich ſehr freundlich entließ.

[2388.] Januar 29. Eckermann.

Der erſte deutſche Improviſator, Dr. Wolff aus Hamburg, iſt ſeit mehreren Tagen hier. ~ Ich ſprach Dr. Wolff geſtern abend, nachdem er mittags vor Goethe improviſiert hatte. Er war ſehr beglückt und äußerte, daß dieſe Stunde in ſeinem Leben Epoche machen würde, indem Goethe ihn mit wenigen Worten auf eine ganz neue Bahn gebracht und in dem, was er an ihm getadelt, den Nagel auf den Kopf getroffen hätte.

Dieſen Abend nun, als ich bei Goethe war, kam das Geſpräch ſogleich auf Wolff. Dr. Wolff iſt ſehr glücklich, ſagte ich, daß Euer Exzellenz ihm einen guten Rat gegeben.

Ich bin aufrichtig gegen ihn geweſen, ſagte Goethe, und wenn meine Worte auf ihn gewirkt und ihn angeregt haben, ſo iſt das ein ſehr gutes Zeichen. Er iſt ein entſchiedenes Talent, daran iſt kein Zweifel, allein er leidet an der allgemeinen Krankheit der jetzigen Zeit, an der Subjektivität, und davon möchte ich ihn heilen. Ich gab ihm eine Aufgabe, um ihn zu verſuchen. Schildern Sie mir, ſagte ich, Ihre Rückkehr nach Hamburg. Dazu war er nun ſogleich bereit und fing auf der Stelle in wohlklingenden Verſen zu ſprechen an. Ich mußte ihn bewundern, allein ich konnte ihn nicht loben. Nicht die Rückkehr nach Hamburg ſchilderte er mir, ſondern nur die Empfindungen der Rückkehr eines Sohnes zu Eltern, Anverwandten und Freunden, und ſein Gedicht konnte ebenſogut für eine Rückkehr nach Merſeburg und Jena als für eine Rückkehr nach Hamburg gelten. Was iſt aber Hamburg für eine ausgezeichnete, eigenartige Stadt, und welch ein reiches Feld für die ſpeziellſten

Schilderungen bot ſich ihm dar, wenn er das Objekt gehörig zu ergreifen gewußt und gewagt hätte!

Ich bemerkte, daß das Publikum an ſolcher ſubjektiven Richtung ſchuld ſei, indem es allen Gefühlsſachen einen entſchiedenen Beifall ſchenke.

Mag ſein, ſagte Goethe; allein wenn man dem Publikum das Beſſere gibt, ſo iſt es noch zufriedener. Ich bin gewiß, wenn es einem improviſierenden Talent wie Wolff gelänge, das Leben großer Städte, wie Rom, Neapel, Wien, Hamburg und London mit aller treffenden Wahrheit zu ſchildern, und ſo lebendig, daß ſie glaubten, es mit eigenen Augen zu ſehen, er würde alles entzücken und hinreißen. Wenn er zum Objektiven durchbricht, ſo iſt er geborgen; es liegt in ihm, denn er iſt nicht ohne Phantaſie. Nur muß er ſich ſchnell entſchließen und es zu ergreifen wagen.

Ich fürchte, ſagte ich, daß dieſes ſchwerer iſt als man glaubt, denn es erfordert eine Umwandlung der ganzen Denkweiſe. Gelingt es ihm, ſo wird auf jeden Fall ein augenblicklicher Stillſtand in der Produktion eintreten, und es wird eine lange Übung erfordern, bis ihm auch das Objektive geläufig und zur zweiten Natur werde.

Freilich, erwiderte Goethe, iſt dieſer Überſchritt ungeheuer; aber er muß nur Mut haben und ſich ſchnell entſchließen. Es iſt damit wie beim Baden die Scheu vor dem Waſſer, man muß nur raſch hineinſpringen und das Element wird unſer ſein.

Wenn einer ſingen lernen will, fuhr Goethe fort, ſind ihm alle diejenigen Töne, die in ſeiner Kehle liegen, natürlich und leicht; die andern aber, die nicht in ſeiner Kehle liegen, ſind ihm anfänglich äußerſt ſchwer. Um aber ein Sänger zu werden, muß er ſie überwinden, denn ſie müſſen ihm alle zu Gebote ſtehen. Ebenſo iſt es mit einem Dichter, ſolange er bloß ſeine wenigen ſubjektiven Empfindungen ausſpricht, iſt er noch keiner zu nennen; aber ſobald er die Welt ſich anzueignen und auszuſprechen weiß, iſt er ein Poet. Und dann iſt er unerſchöpflich und kann immer neu ſein, wogegen aber eine ſubjektive Natur ihr bißchen Inneres bald ausgeſprochen hat und zuletzt in Manier zugrunde geht.

Man ſpricht immer vom Studium der Alten; allein was will das anders ſagen als: Richte dich auf die wirk-

liche Welt und ſuche ſie auszuſprechen; denn das taten die Alten auch, da ſie lebten.

Goethe ſtand auf und ging im Zimmer auf und ab, während ich, wie er es gern hat, auf meinem Stuhle am Tiſche ſitzen blieb. Er ſtand einen Augenblick am Ofen, dann aber, wie einer, der etwas bedacht hat, trat er zu mir heran, und den Finger an den Mund gelegt, ſagte er folgendes:

Ich will Ihnen etwas entdecken, und Sie werden es in Ihrem Leben vielfach beſtätigt finden. Alle im Rückſchreiten und in der Auflöſung begriffenen Epochen ſind ſubjektiv, dagegen aber haben alle vorſchreitenden Epochen eine objektive Richtung. Unſere ganze jetzige Zeit iſt eine rückſchreitende, denn ſie iſt eine ſubjektive. Dieſes ſehen Sie nicht bloß an der Poeſie, ſondern auch an der Malerei und vielem andern. Jedes tüchtige Beſtreben dagegen wendet ſich aus dem Innern hinaus auf die Welt, wie Sie an allen großen Epochen ſehen, die wirklich im Streben und im Vorſchreiten begriffen und alle objektiver Natur waren.

Die ausgeſprochenen Worte gaben Anlaß zu der geiſtreichſten Unterhaltung, wobei beſonders der großen Zeit des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts gedacht wurde.

Das Geſpräch lenkte ſich ſodann auf das Theater und das Schwache, Empfindſame und Trübſelige der neuern Erſcheinungen. Ich tröſte und ſtärke mich jetzt an Molière, ſagte ich. Seinen Geizigen habe ich überſetzt und beſchäftige mich nun mit ſeinem Arzt wider Willen. Was iſt doch Molière für ein großer, reiner Menſch! — Ja, ſagte Goethe, reiner Menſch, das iſt das eigentliche Wort, was man von ihm ſagen kann; es iſt an ihm nichts verbogen und verbildet. Und nun dieſe Großheit! Er beherrſchte die Sitten ſeiner Zeit, wogegen aber unſere Iffland und Kotzebue ſich von den Sitten der ihrigen beherrſchen ließen und darin beſchränkt und befangen waren. Molière züchtigte die Menſchen, indem er ſie in ihrer Wahrheit zeichnete.

Ich möchte etwas darum geben, ſagte ich, wenn ich die Molièreſchen Stücke in ihrer ganzen Reinheit auf der Bühne ſehen könnte, allein dem Publikum, wie ich es kenne, muß dergleichen viel zu ſtark und natürlich ſein. Sollte dieſe Über-Verfeinerung nicht von der ſogenannten idealen Literatur gewiſſer Autoren herrühren?

Nein, ſagte Goethe, ſie kommt aus der Geſellſchaft ſelbſt. Und dann, was tun unſere jungen Mädchen im Theater? Sie gehören gar nicht hinein, ſie gehören ins Kloſter, und das Theater iſt bloß für Männer und Frauen, die mit menſchlichen Dingen bekannt ſind. Als Molière ſchrieb, waren die Mädchen im Kloſter, und er hatte auf ſie gar keine Rückſicht zu nehmen.

Da wir nun aber unſere jungen Mädchen ſchwerlich hinausbringen und man nicht aufhören wird, Stücke zu geben, die ſchwach und eben darum dieſen recht ſind, ſo ſeid klug und macht es wie ich und geht nicht hinein.

Ich habe am Theater nur ſo lange ein wahrhaftes Intereſſe gehabt, als ich dabei praktiſch einwirken konnte. Es war meine Freude, die Anſtalt auf eine höhere Stufe zu bringen, und ich nahm bei den Vorſtellungen weniger Anteil an den Stücken, als daß ich daranf ſah, ob die Schauſpieler ihre Sachen recht machten oder nicht. Was ich zu tadeln hatte, ſchickte ich am andern Morgen dem Regiſſeur auf einem Zettel, und ich konnte gewiß ſein, bei der nächſten Vorſtellung die Fehler vermieden zu ſehen. Nun aber, wo ich beim Theater nicht mehr praktiſch einwirken kann, habe ich auch keinen Beruf mehr hineinzugehen. Ich müßte das Mangelhafte geſchehen laſſen, ohne es verbeſſern zu können, und das iſt nicht meine Sache.

Mit dem Leſen von Stücken geht es mir nicht beſſer. Die jungen deutſchen Dichter ſchicken mir immerfort Trauerſpiele; allein was ſoll ich damit? Ich habe die deutſchen Stücke immer nur in der Abſicht geleſen, ob ich ſie könnte ſpielen laſſen; übrigens waren ſie mir gleichgültig. Und was ſoll ich nun in meiner jetzigen Lage mit den Stücken dieſer jungen Leute? Für mich ſelbſt gewinne ich nichts, indem ich leſe, wie man es nicht hätte machen ſollen, und den jungen Dichtern kann ich nicht nützen bei einer Sache, die ſchon getan iſt. Schickten ſie mir ſtatt ihrer gedruckten Stücke den Plan zu einem Stück, ſo könnte ich wenigſtens ſagen: mache es, oder mache es nicht, oder mache es ſo, oder mache es anders; und dabei wäre doch einiger Sinn und Nutzen.

Das ganze Unheil entſteht daher, daß die poetiſche Kultur in Deutſchland ſich ſo ſehr verbreitet hat, daß niemand mehr einen ſchlechten Vers macht. Die jungen Dichter, die mir ihre Werke ſenden, ſind nicht geringer

als ihre Vorgänger, und da ſie nun jene ſo hoch geprieſen ſehen, ſo begreifen ſie nicht, warum man ſie nicht auch preiſet. Und doch darf man zu ihrer Aufmunterung nichts tun, eben weil es ſolcher Talente jetzt zu Hunderten gibt und man das Überflüſſige nicht befördern ſoll, während noch ſo viel Nützliches zu tun iſt. Wäre ein einzelner, der über alle hervorragte, ſo wäre es gut, denn der Welt kann nur mit dem Außerordentlichen gedient ſein.

[2389.] Februar 12. A. Poerio.

Dopo un poco viene il Venerando, s'informa con bontà della mia salute. Io tengo il mio manoscritto* nelle mani. Non oso parlargliene. Ma egli volge il discorso su di ciò. Gli do il manoscritto. Domanda, se ho tradotta tutta la tragedia; rispondo di sì. Dice, che mi renderà lo scritto, dopo averlo letto. Io lo prego di ritenerlo, e con molta bontà me ne ringrazia. Indi si parla del verso sciolto Italiano, del quale fa molto elogio, specialmente per la soavità de' modi, nel passaggio da un verso all' altro. Si alza per darmi una tragedia nuova a leggere. Essa è Italiana, scritta dal Sr. Tedaldi-Fores e pubblicata in Milano nel 1825. *[Beatrice Tenda.]* Mi dice di leggerla e di dirgliene il mio parere. Indi si parla di Manzoni &c. Non vuol parlare Italiano; dice: Non mi seducete! È lungo tempo, che non ho parlato questa lingua. — Mi congeda dipoi. Domani debbo visitarlo a mezzogiorno.

[2390.] Februar 13. A. Poerio.

Egli (caso rarissimo!) apparve in società, fu ilare e molto mi dilettai di alcuni suoi giudizj. Ebbe la bontà di dirmi, in presenza di varie dame, ch'era contento della mia traduzione, per quanto fino allora ne avea letto.

[2391.] Februar 16. Eckermann.

Ich ging dieſen Abend um 7 Uhr zu Goethe, den ich in ſeinem Zimmer allein fand. Ich ſetzte mich zu ihm an den Tiſch, indem ich ihm die Nachricht brachte, daß ich geſtern, bei ſeiner Durchreiſe nach Petersburg, den Herzog von Wellington im Gaſthofe geſehen.

* Seiner Überſetzung der Iphigenie.

Nun, ſagte Goethe belebt, wie war er? Erzählen Sie mir von ihm. Sieht er aus wie ſein Porträt?

Ja, ſagte ich, aber beſſer, beſonderer! ~

Goethe hörte meiner Beſchreibung mit ſichtbarem Intereſſe zu. Da haben Sie einen Helden mehr geſehen, ſagte er, und das will immer etwas heißen.

Wir kamen auf Napoleon, und ich bedauerte, daß ich den nicht geſehen. Freilich, ſagte Goethe, das war auch der Mühe wert. Dieſes Kompendium der Welt! — Er ſah wohl nach etwas aus? fragte ich. Er war es, antwortete Goethe, und man ſah ihm an, daß er es war: das war alles.

Ich hatte für Goethe ein ſehr merkwürdiges Gedicht mitgebracht, wovon ich ihm einige Abende vorher ſchon erzählt hatte, ein Gedicht von ihm ſelbſt, deſſen er ſich jedoch nicht mehr erinnerte, ſo tief lag es in der Zeit zurück. Zu Anfange des Jahres 1766 in den Sichtbaren, einer damals in Frankfurt erſchienenen Zeitſchrift, abgedruckt, war es durch einen alten Diener Goethes mit nach Weimar gebracht worden, durch deſſen Nachkommen es in meine Hände gelangt war. Ohne Zweifel das älteſte aller von Goethe bekannten Gedichte. Es hatte die Höllenfahrt Chriſti zum Gegenſtand. ~

Ich legte Goethen das ganz vergilbte, kaum noch zuſammenhängende Zeitungsblatt vor, und da er es mit Augen ſah, erinnerte er ſich des Gedichts wieder. Es iſt möglich, ſagte er, daß das Fräulein von Klettenberg mich dazu veranlaßt hat; es ſteht in der Überſchrift: auf Verlangen entworfen, und ich wüßte nicht, wer von meinen Freunden einen ſolchen Gegenſtand anders hätte verlangen können. Es fehlte mir damals an Stoff, und ich war glücklich, wenn ich nur etwas hatte, das ich beſingen konnte. Noch dieſer Tage fiel mir ein Gedicht aus jener Zeit in die Hände, das ich in engliſcher Sprache geſchrieben, und worin ich mich über den Mangel an poetiſchen Gegenſtänden beklage. Wir Deutſchen ſind auch wirklich ſchlimm daran: unſere Urgeſchichte liegt zu ſehr im Dunkel, und die ſpätere hat aus Mangel eines einzigen Regentenhauſes kein allgemeines nationales Intereſſe. Klopſtock verſuchte ſich am Hermann, allein der Gegenſtand liegt zu entfernt, niemand hat dazu ein Verhältnis, niemand weiß, was er damit machen ſoll, und ſeine Darſtellung iſt daher ohne Wirkung und Popularität

geblieben. Ich tat einen glücklichen Griff mit meinem Götz von Berlichingen; das war doch Bein von meinem Bein und Fleiſch von meinem Fleiſch, und es war ſchon etwas damit zu machen.

Beim Werther und Fauſt mußte ich dagegen wieder in meinen eigenen Buſen greifen, denn das Überlieferte war nicht weit her. Das Teufels- und Hexenweſen machte ich nur einmal; ich war froh, mein nordiſches Erbteil verzehrt zu haben, und wandte mich zu den Tiſchen der Griechen. Hätte ich aber ſo deutlich wie jetzt gewußt, wieviel Vortreffliches ſeit Jahrhunderten und Jahrtauſenden da iſt, ich hätte keine Zeile geſchrieben, ſondern etwas anderes getan.

[2392.] März 9. Soret.

Soirée intéreſſante chez Goethe avec Meyer et le docteur Eckermann; il est question d'histoire. Goethe parle avec éloges de Luden et de Müller qui tous deux ont écrit une histoire générale en partant l'un du principe libéral, l'autre du principe ultra. Il a raconté les faits et gestes du dernier et comme quoi lorsqu'il fut envoyé à Vienne par le Prince de Nassau pour obtenir son élevation au trône de Hollande il prit le plus magnifique hôtel de la capitale avec un train capable d'attirer les plus grands Seigneurs dans ses réunions; son but était d'imposer par le faste et peut-être de gagner par des présens. À son retour le Roi lui fit quelques observations sur sa prodigalité; J'étais sûr, lui répondit le diplomate, de vous gagner un trône, il fallait donc vivre royalement.

[2393.] März. Nach G. Kaupp.

Kaupp war als Geſelle eines Weimariſchen Bäckermeiſters beauftragt in Goethes Haus den Teig für den Feſtkuchen zu bereiten.

Mitten in der Arbeit ging die Tür auf, und im Schlafrock betrat Goethe das Zimmer. Goethe begrüßte den Geſellen freundlich, und während er der Behandlung des Kuchenteiges zuſah, unterhielt er ſich leutſelig mit dem etwas befangenen Bäcker. Im Begriff das Zimmer zu verlaſſen, fragte Goethe: Bäcker, was ſind Sie für ein Landsmann? Worauf Gottlieb erwiderte, er ſei ein Schwabe. Sie, ein Schwabe? ein Windbeutel ſind Sie! meinte lächelnd Goethe und verließ die Stube.

Nachmittags mußte der Geſelle nochmals ins Goetheſche Haus und Goethe ſtellte ſich wieder in der Backſtube ein.

Da faßte ſich nun unſer Gottlieb ein Herz und ſagte: Der Herr Geheimrat habe ihn heute morgen einen Windbeutel genannt, wahrſcheinlich deshalb, daß er ſich als Schwabe bezeichnet habe und doch den ſchwäbiſchen Dialekt nicht ſpräche; wenn der Herr Geheimrat erlaubte, wolle er von ſeiner Vergangenheit etwas erzählen. Goethe winkte lächelnd, worauf Gottlieb erzählte, *daß er als Knabe ſchon aus ſeiner Geburtsſtadt Neckarsulm nach Minden zu Verwandten gekommen ſei.* Goethe hörte freundlich der Erzählung zu und verließ dann das Zimmer.

Der Kuchenteig war fertig und Gottlieb ſchickte ſich an zu gehen, als ihm von der Dame bedeutet wurde, er möge zum Herrn Geheimrat ins Zimmer kommen. Gottlieb kam der Aufforderung nach, und nun trat der Olympier dem einfachen Bäckergeſellen freundlich entgegen, reichte ihm ein großes Glas Wein mit den Worten: Mein lieber Bäcker, wir wollen uns wieder vertragen, trinken Sie dies Glas Wein, aber verſchlucken Sie ſich nicht! Gottlieb trank den Wein und fand auf dem Grunde des Glaſes einen Doppeltaler.

[2394.] März 26. F. v. Matthiſſon.

Ganz wie vor zwei Jahren, ohne die leiſeſte Veränderung in Blick, Gang oder Organ fand ich Goethe, nur war er freundlicher und weniger feierlich als damals.

Über den im Fauſt geſchilderten Oſtermorgen kam es bald zur Sprache, und da fuhr es mir plötzlich durch den Sinn, den Urheber dieſer einzig ſchönen Schilderung um die Erlaubnis des Vortrags zu bitten. Er ließ mich gern gewähren und ſchien mit dem Leſen zufrieden: Sie haben geleſen, als wenn Sie es ſelbſt gemacht hätten, war ſeine Äußerung darüber. Er hatte Freude an den kleinen Eiſenfiguren von Friedrich dem Großen und Napoleon, welche die württembergiſche Gießerei zu Waſſeralfingen liefert. Sie wurden von ihm zuerſt nebeneinander und zwar Friedrich zur Rechten, dann aber einander gegenüber geſtellt, indem er ſagte: Der Kleinere (Napoleon) muß doch zu dem Größern (Friedrich) hinaufblicken. In der Tat iſt auch die Figur von Napoleon um ein Paar Linien kleiner, als die von Friedrich. Kaum ward er gewahr, daß ich die Heroen frei in der Taſche trug, als er ein

Briefkuvert nahm und ihnen daraus bedächtig und ſorgſam eine Hülle bereitete, während dem Einwickeln ſprechend: Wir müſſen ſäuberlich verfahren mit ſolchen Helden.

[2395.] März 26. Eckermann.

Goethe war heute bei Tiſch in der heiterſten, herzlichſten Stimmung. Ein ihm ſehr wertes Blatt war ihm heute zugekommen, nämlich Lord Byrons Handſchrift der Dedikation ſeines Sardanapal. Er zeigte ſie uns zum Nachtiſch, indem er zugleich ſeine Tochter quälte, ihm Byrons Brief aus Genua wiederzugeben. Du ſiehſt, liebes Kind, ſagte er, ich habe jetzt alles beiſammen, was auf mein Verhältnis zu Byron Bezug hat, ſelbſt dieſes merkwürdige Blatt gelangt heute wunderbarerweiſe zu mir, und es fehlt mir nun weiter nichts als jener Brief.

Die liebenswürdige Verehrerin von Byron wollte aber den Brief nicht wieder entbehren. Sie haben ihn mir einmal geſchenkt, lieber Vater, ſagte ſie, und ich gebe ihn nicht zurück; und wenn Sie denn einmal wollen, daß das Gleiche zum Gleichen ſoll, ſo geben Sie mir lieber dieſes köſtliche Blatt von heute noch dazu, und ich verwahre ſodann alles miteinander. Das wollte Goethe noch weniger, und der anmutige Streit ging noch eine Weile fort, bis er ſich in ein allgemeines munteres Geſpräch auflöſte.

Nachdem wir vom Tiſch aufgeſtanden und die Frauen hinaufgegangen waren, blieb ich mit Goethe allein. Er holte aus ſeiner Arbeitsſtube ein rotes Portefeuille, womit er mit mir ans Fenſter trat und es auseinanderlegte. Sehen Sie, ſagte er, hier habe ich alles beiſammen, was auf mein Verhältnis zu Lord Byron Bezug hat. Hier iſt ſein Brief aus Livorno, dies iſt ein Abdruck ſeiner Dedikation, dies mein Gedicht, hier das, was ich zu Medwins Konverſationen geſchrieben; nun fehlt mir bloß ſein Brief aus Genua; aber ſie will ihn nicht hergeben.

Goethe ſagte mir ſodann von einer freundlichen Aufforderung, die in bezug auf Lord Byron heute aus England an ihn ergangen und die ihn ſehr angenehm berührt habe. Sein Geiſt war bei dieſer Gelegenheit ganz von Byron voll, und er ergoß ſich über ihn, ſeine Werke und ſein Talent in tauſend intereſſanten Äußerungen.

Die Engländer, ſagte er unter anderm, mögen auch von Byron halten, was ſie wollen, ſo iſt doch ſo viel

gewiß, daß ſie keinen Poeten aufzuweiſen haben, der ihm zu vergleichen wäre. Er iſt anders als alle übrigen und meiſtenteils größer.

[2396.] (März.) J. Th. Fleiſchhauer an A. Müllner.

Goethe erinnerte ſich nicht, in literariſcher Hinſicht Dir Urſache zu Beſchwerden gegeben zu haben, im Gegenteil, er habe jederzeit, wenn es die Gelegenheit gegeben, mit vieler Achtung von Dir geſprochen, auch würde bald eine Fortſetzung ſeiner Lebensbeſchreibung herauskommen, die eine umſtändliche Geſchichte des deutſchen Theaters enthalte, worin er Dir volle Gerechtigkeit widerfahren laſſe, d. h. Deiner mit vorzüglicher Auszeichnung gedenke. Und es würde ihn freuen, wenn Du dann dieſer Schrift und überhaupt ſeiner irgend einmal im Mitternachtsblatt nur freundlichſt gedächteſt.

[2397.] März 28. A. v. Goethe an E. v. Schiller.

Ich ſoll Dir ~ im Namen meines Vaters den freundlichſten Gruß vermelden und ſagen, daß an Deinem Vortrage, nach Anſicht der Sache*, wie ſie zuletzt ſtand, nichts zu erinnern ſei. Allein ich habe Dir zu vermelden, daß ſie ſeit der Zeit eine viel beſſere Wendung genommen hat und zwar folgendermaßen. Als mein Vater im vergangenen Dezember die Sache wieder vornahm, wollte ihm die Stellung derſelben nicht gefallen, und er faßte den Entſchluß, die Brieffchaften nochmals durchzuſehen und ein Manuſkript herzuſtellen, wie es in den Druck gegeben werden könnte. Dies iſt nun auch beinahe zuſtande gebracht und möchte um Johanni vollendet ſein.

[2398.] (April) W. R. Swifte.

Als ich mich dieſem großen Manne zuerſt vorſtellte, verriet ich zwar im Äußeren keine Aufregung, muß aber doch geſtehen, daß ich innerlich zagte, denn wer war ich, daß ich nicht hätte befürchten müſſen, mich dem größten Denker und Dichter des Jahrhunderts gegenüber ganz unwürdig zu zeigen?! Aber ſo höflich und einfach war ſein Weſen, daß ich mich ſofort ebenſo ungezwungen fühlte, wie er ſelbſt. Obgleich er von einfach bürger-

* Veröffentlichung des Briefwechſels zwiſchen Schiller und Goethe.

licher Abſtammung war, war ſein Erſcheinen doch ariſtokratiſch; der Adel des Genius thronte auf ſeiner erhabenen Stirn. Seine Haltung war etwas gebeugt, ſeine Geſtalt von mittlerer Größe und Stärke. Seine klaſſiſchen Züge waren von römiſchem Typus, und ſeine geiſtreichen, dunkeln Augen ſchienen, wie man heute ſagen würde, zwei Telegraphen zu ſein, die mit Blitzesſchnelle die dem Gehirn entſpringenden Gedanken mitteilten. Das Haar fiel ihm nur noch in ſpärlichen Locken vom Scheitel herab. Sonſt zeichnete ſich ſein Benehmen keineswegs durch jenes exzentriſche Weſen aus, das ſich bei Männern von Genie ſo häufig findet. Es wurde deutſch geſprochen, und er wählte mit vielem Takt mancherlei meinem Alter angemeſſene Gegenſtände: Studium, Jagd, Vergnügungen. Er ſchien ſich zu freuen, daß ich in der kurzen Zeit ſo große Fortſchritte in der deutſchen Sprache gemacht hatte, und der große Gelehrte nahm regen Anteil an dem der Wiſſenſchaft Befliſſenen. So oft ich ihn in ſeinem Studierzimmer beſuchte, prüfte er mich regelmäßig und ſprach ſich oft über meine Fortſchritte lobend aus. Er wußte in der Unterhaltung mit vortrefflichem Takt zu meinem, ſo tief unter ihm liegenden Niveau herabzuſteigen und mich immer in meinem Fahrwaſſer zu laſſen. Da er hörte, daß ich einige Jahre auf der Univerſität Paris zugebracht, erkundigte er ſich genau nach der dortigen Unterrichtsmethode, und ich fand an ihm einen vorurteilsfreien Zuhörer. Man hat behauptet, daß, wenn Bewohner des Feſtlandes nach England kommen, ſie den Kontinent zu Hauſe laſſen, daß aber reiſende Engländer ihr Land mit ſich nehmen und die Gebräuche ihrer Heimat überall einzuführen verſuchen, wohin ſie auch kommen. So kam es mir ſeltſam vor, daß der Dichter der mir gewordenen freundlichen Aufnahme ungeachtet nicht Miene machte, mir beim Abſchied die Hand zu reichen, ſondern mich höflich bis an die Tür ſeiner Studierſtube begleitete, indem er die Hoffnung ausſprach, mich in ſeinen Abendgeſellſchaften zu ſehen, eine Erlaubnis, von der ich häufig Gebrauch machte.

[2399.] Nach Charlotte v. Stein.

Ottilie war am 28. April mit dem Pferde geſtürzt und ſie war ſo zerſtoßen und entſtellt, daß allein ihr Mund mehreremal zugenäht werden mußte. ~ Der Lama, um

ſich keinen unangenehmen Eindruck zu machen, ließ ihr ſagen, daß er ſie erſt ſehen werde, wenn ſie hergeſtellt ſein würde, und dann ſollte ſie das Kleid anziehen, was ſie zuletzt, als ſie bei ihm war, trug.

[2400.] Mai 1. F. v. Müller.

Abends einige Stunden bei Goethe, der noch unpaß, doch ſchon beſſer war. Später kam Coudray hinzu, dann Huſchke. Über den Gebrauch des Tees. Er wirkt ſtets wie Gift auf mich, ſagte Goethe, und doch, was ſollten die Frauen ohne ihn anfangen? Das Teemachen iſt eine Art Funktion, eine eingebildete Tätigkeit, beſonders in England. Und da ſitzen ſie gar behaglich umher, und ſind weiß, und ſind ſchön, und ſind lang, und da müſſen wir ſie ſchon ſitzen laſſen.

Ich frug, ob er Seidels literariſches Geſchenk Charinomos*) geleſen habe? Keineswegs, nichts iſt mir hohler und fataler wie äſthetiſche Theorien. Ich bin zu alt, um noch neue Theorien in meinen Kopf zu bringen. Ein Lied, eine Erzählung, irgend etwas Produziertes — das leſe ich wohl und gerne, wenn es gut iſt; das beſeelt um mich herum. Auch Urteile ſind etwas Geſchaffenes, Tätiges und vor allen lobe ich mir meine Globiſten, aber was ein anderer denkt, wie kann mich das kümmern? Ich kann doch nicht wie er denken, weil ich ich und nicht er bin. Wie können ſich nur die Leute einbilden, daß mich ihr Denken intereſſieren könnte, z. B. Couſin? Wir ſprachen von Knebels Engelerſcheinung, dem jungen Kupferſtecher Schütz. Bei Schwerdgeburth könne er ſchon etwas lernen, meinte Goethe. Schwerdgeburths erſte Kompoſition in Öl zum Jubiläo ſei total verunglückt, obwohl gut gemeint, und im einzelnen ſogar trefflich. — Aber ſo iſt das Volk, ſetzte er hinzu, es unternimmt raſch, ohne zu denken und fragt niemanden. Freilich hat das Denken ſeine Schwierigkeit. Ich kann oft gar nicht begreifen, wenn ich die vielen ſchlechten dramatiſchen Produktionen ſehe, was die Verfaſſer, wenn ſie auch nur Ifflandiſche oder Kotzebueſche Stücke vor Augen hatten, ſich dabei gedacht oder was und wie ſie ſolche angeſchaut haben mögen, wie es ihnen nur irgend möglich vorkommen

*) Seidel, C., Beiträge zur allgemeinen Theorie und Geſchichte der ſchönen Künſte. Magdeburg 1825.

kann, daß ihre eigenen Erzeugniſſe den geringſten Wert hätten. Auch von den Plänen eines neuen Reſſourcehauſes ward geſprochen. Ottiliens Unfall *auf der Reitbahn* berührte er ſelbſt zuerſt: man iſt ja nicht von Draht wie die Hängebrücken, und auch dieſe brechen ja, und ſo müßte mich ſolch Mißgeſchick höchlich perturbieren, zumal ich ſehr krank war. Im ganzen war er heut ſehr mild und freundlich.

[2401.] Mai 15. Eckermann.

Ich ſprach mit Goethe über Stephan Schütze, über den er ſich ſehr wohlwollend äußerte.

In den Tagen meines krankhaften Zuſtandes von voriger Woche, ſagte er, habe ich ſeine Heiteren Stunden geleſen. Ich habe an dem Buche große Freude gehabt. Hätte Schütze in England gelebt, er würde Epoche gemacht haben; denn ihm fehlte bei ſeiner Gabe der Beobachtung und Darſtellung weiter nichts, als der Anblick eines bedeutenden Lebens.

[2402.] Mai 17. S. Boiſſerée.

Morgens $^1/_2$3 Uhr bin ich in Weimar angekommen. Nachdem ich im Gaſthof zum Elefanten bis um 9 Uhr geſchlafen hatte, ſchrieb ich ein Briefchen an Goethe; er ließ mich ſogleich kommen.

Es war 11 Uhr; ich fand ihn hinten in ſeinem Arbeitszimmer; er empfing mich mit Tränen in den Augen recht herzlich. Er ſieht gut aus, iſt aber etwas matt im Geſpräch, dann und wann ſein Gehör etwas ſchwächer; auch fehlt wohl einmal das Gedächtnis für die kurz vergangenen Dinge. Er lieſt den Globe mit vielem Anteil; überhaupt nimmt ihn die Gegenwart ſehr in Anſpruch, die Händel von Voß *mit Creuzer* uſw. ~

Wir aßen zuſammen im großen Vorzimmer; es war ſeit vierzehn Tagen zum erſtenmal, daß der alte Herr wieder vorne ſpeiſte. Vor vierzehn Tagen iſt ſeine Schwiegertochter vom Pferde geſtürzt, hat ſich das ganze Geſicht zerſchellt, das Knie verletzt und eine Muskel verrenkt; ſie muß noch das Bett hüten. Der Alte hat ſie ſeit dieſer Zeit noch nicht geſehen. Das macht denn keine kleine Störung für ihn, indem die junge Frau ihm haushält und für ſeine geſelligen Erheiterungen ſorgt. Unter dieſen Umſtänden bin ich um ſo willkommener; die kleinen

Schwierigkeiten waren bald überwunden, und wir leben ſchon auf demſelben Fuß, wie vor elf Jahren. Bei Tiſch war die Schweſter von Frau von Goethe, Fräulein Ulrike von Pogwiſch.

[2403.] Mai 17. F. v. Müller.

Am 17. Mai traf ich Sulpice Boiſſerée bei Goethe, deſſen Beſuch ihn ſehr erfreute.

Ottilie konnte ſich noch nicht ſehen laſſen, Goethe hatte ſich bis jetzt ſelbſt noch immer geſcheut, ihr entſtelltes Antlitz zu ſehen: Denn, ſagte er, ich werde ſolche häßlichen Eindrücke nicht wieder los, ſie verderben mir für immer die Erinnerung. Ich bin hinſichtlich meines ſinnlichen Auffaſſungsvermögens ſo ſeltſam geartet, daß ich alle Umriſſe und Formen aufs ſchärfſte und beſtimmteſte in der Erinnerung behalte, dabei aber durch Mißgeſtaltungen und Mängel mich aufs lebhafteſte affiziert finde. Der ſchönſte koſtbarſte Kupferſtich, wenn er einen Flecken oder Bruch bekommt, iſt mir ſofort unleidlich. Wie könnte ich mich aber über dieſe oft freilich peinliche Eigentümlichkeit ärgern, da ſie mit andern erfreulichen Eigenſchaften meiner Natur innigſt zuſammenhängt? Denn ohne jenes ſcharfe Auffaſſungs- und Eindrucksvermögen könnte ich ja auch nicht meine Geſtalten ſo lebendig und ſcharf individualiſiert hervorbringen. Dieſe Leichtigkeit und Präziſion der Auffaſſung hat mich früher lange Jahre hindurch zu dem Wahne verführt, ich hätte Beruf und Talent zum Zeichnen und Malen. Erſt ſpät gewahrte ich, daß es mir an dem Vermögen fehlte, in gleichem Grade die empfangenen Eindrücke nach außen wiederzugeben.

Ich entgegnete, daß ihn wohl auch das Schwierige und Zeitraubende der mechaniſchen und techniſchen Erforderniſſe abgeſchreckt haben könne; allein dies leugnete er, indem er behauptete: wozu wahres Talent vorhanden, da bahne es ſich auch zu entſprechender Entfaltung ſeinen Weg, und finde trotz aller Hinderniſſe die rechten Mittel dazu.

[2404.] Mai 18. S. Boiſſerée.

Den 18. morgens gegen $^1/_2$ 11 Uhr war ich ſchon beim Alten. Er hatte nach der Anzeige eine große Meinung von der Zeitſchrift Le Catholique; ich meinte, es ſei Der Katholik, an welchem Görres mitarbeitet, und

welches Journal ich erſt jetzt in Frankfurt kennen lernte. Er ſagte: Nein, es kommt in Paris heraus, es iſt eine franzöſiſche Zeitſchrift, und fand endlich den Proſpektus. Nun ſah ich, daß das Journal von Eckſtein iſt, und machte ihm eine Schilderung von demſelben. Nachher kam er auf Carové; Reinhard hatte ihn auf ſein neueſtes Produkt: Von der allein ſeligmachenden Kirche, aufmerkſam gemacht. Er ſagte: Nun ja, das ſieht Reinhard ähnlich, der ſich immer gerne noch vom Reimarusſchen Teetiſch her ſo mit halbem Zeuge und mit halben Menſchen befaßt, wähnend, dadurch dem Wahren und Rechten, dem Ganzen und Echten im Guten wie im Schlimmen auf die Spur zu kommen. Ich mußte ihm nun auch eine Beſchreibung von Carové machen.

[2405.] Mai 19. S. Boiſſerée.

Vor Tiſch zeigte mir der Alte ſeine Porträtſammlung von Schmeller, *der Zeichnungen von Goethes Freunden für dieſen beſorgte;* ich mußte mich ſetzen, er hielt mir ſtehend jedes Blatt vor. Wir aßen zu Mittag in dem kleinen, an den Saal anſtoßenden Zimmer.

Lebhaftes Geſpräch über die Symboliker. Der alte Herr iſt im Zorn gegen Schorn. Ich bin ein Plaſtiker, ſagte er, auf die Büſte der Juno Ludoviſi im Saal zeigend, habe geſucht, mir die Welt und die Natur klar zu machen, und nun kommen die Kerls, machen einen Dunſt, zeigen mir die Dinge bald in der Ferne, bald in einer erdrückenden Nähe wie Ombres chinoises, das hole der Teufel. Ich äußere meine Meinung, daß ich auch keineswegs mit der Anſicht und Manier von Creuzer und Görres zufrieden ſei, und daß ich mit dem erſtern darüber oft geſprochen; aber ich könne auch der trockenen, breiten, hölzernen Anſicht von Voß nicht beiſtimmen, und durchaus könne ich nicht leiden, daß man wegen Verſchiedenheit der Meinungen die Perſonen verketzere und verleumde, wie Voß es getan. Ich will Freiheit der Meinung. Dann ging Goethe ſo weit, zu behaupten: Perſonen laſſen ſich nicht von der Sache trennen.

[2406.] Mai 20. S. Boiſſerée.

Um 11 Uhr bin ich wieder bei Goethe. Das Läſtern geht wieder an. Paris, das deutſche und franzöſiſche Parteiweſen, Fürſtenlaunen, Geſchmackverderbnis, Albern-

heiten aller Art, Pfaffenkram in Frankreich und aufkläreriſche Verketzerungsſucht in Deutſchland, Philhellenismus als Deckmantel für anderes Parteiweſen uſw. Das iſt in ganz ſpeziellem Bezug der Inhalt unſerer Geſpräche. Mit allen dieſen mokanten Reden komme ich mir zuletzt wie auf dem Blocksberge vor! Ich ſage es dem Alten, er meint: Ei nun, wir kommen noch nicht herunter; ſo lange wir die Welt noch nicht ganz durchgeſprochen haben, müſſen wir auf dieſem ſaubern Geſpräch über die Geſellſchaft verweilen.

[2407.] Mai 21. S. Boiſſerée.

Nachher ſah ich bei Goethe die Skizzen von Gérards Porträts. Er fand die Manier befriedigend, bewunderte die Mannigfaltigkeit der Stellungen uſw. Als ich meine Bemerkungen gegen dieſe gar zu oberflächliche und etwas rohe Manier von Radierung machte, erwiderte Goethe: Du lieber Gott! ihr guten Kinder (wie denn das in allen dieſen Tagen immer ſeine Ausrufungen ſind), wir in unſerer weimariſchen Beſcheidenheit begnügen uns mit ſolchen Dingen. Ihr ſeid vornehm und ſchwer zu befriedigen. — Dann kam Bröndſteds Werk über Griechenland zur Sprache, es lag gerade die erſte Lieferung da; dann die äginetiſchen Bilder und die parthenoniſchen. Er klagte, daß er nichts davon geſehen habe, als ein paar Basreliefs vom Parthenon und von Phigalia.

[2408.] Mai 22. S. Boiſſerée.

Am Montag den 22. war ich wieder bei Goethe. Wir ſprachen wieder über die pantheiſtiſche Pflanze (Bryophyllum), das lebendigſte Bild der Morphologie. ~

Goethe zeigte uns nachher das Tagebuch des Herzogs Bernhard aus Amerika. Dann brachte er ſein eigenes Tagebuch von der erſten italieniſchen Reiſe zum Vorſchein, von muſterhafter Gleichmäßigkeit; ~ Koketterie des Alten bei dieſer Gelegenheit.

[2409.] Mai 23. S. Boiſſerée.

Am anderen Morgen ~ machte mich Goethe aufmerkſam auf die Maske der Meduſa aus der Villa Rondanini, die ihm der König von Bayern in einem alten Abguß geſchenkt hat. Sie lag auf einem Modelliertiſch-

chen. Sie macht den eigenen Eindruck von einem Sterbenden, deſſen Ausdruck zwiſchen ungeheuerem Schmerz, Wahnſinn und Wut ſchwebend iſt; man ſieht ein von leiblichem und geiſtigem Schmerz überwältigtes. kräftiges weibliches Weſen mit vieler Naturwahrheit dargeſtellt. Goethe meinte, bei aller Wahrheit ſeien die Augen und der Mund übermäßig groß, und zwar nicht durch den Ausdruck, ſondern aus Abſicht, um den Charakter zu ſteigern. — Ob es wahr iſt? ∼

Den Nachmittag brachte ich ∼ dann bei dem Alten zu. Er erzählte von einem indiſchen Roman, Pandurang Hari, von einem Engländer, der lange in Indien geweſen; er ſei ſehr intereſſant als Schilderung des Lebens in Indien.

[2410.] Mai 24. S. Boiſſerée.

Nach dem dritten Akt *des Wilhelm Tell* ging ich zu Goethe. Der Kanzler erzählte viel von dem alten Staatsrat K., der Humboldts Geldgeſchäfte beſorgte; dieſer wußte ſehr umſtändlich anzugeben, wie ein Zufall Humboldt beſtimmte, die Reiſe nach Amerika zu unternehmen; Geldgeſchichten und dergleichen gemeines Zeug verflechten ſich hinein. Wir beide verſtummten vor dem gläubigen Erzähler: Elendes Volk! Bemüht ſich, alles Höhere und Edle herabzuziehen; da ſoll man einem Kerl, wie dem K., glauben, daß ein Zufall zu Humboldts Reiſe Veranlaſſung gegeben!

[2411.] Mai (25). S. Boiſſerée.

Mit dem Alten kam ich in ein Geſpräch über die Forſchungen von Humboldt, Buch, Cuvier. Wunderliche Anſichten über Vulkane uſw., gewaltſame Entſtehung vieler Berge als Erddruſen. Dann kamen wir auch auf die Schlegel. Goethe ſagte: Es iſt etwas Unredliches in den übertriebenen Anſichten und Vorſtellungen dieſer Leute, und manche ſind bloß durch Verhältniſſe gezwungen, mehr oder weniger einzuſtimmen, oder ſie werden dadurch abgeſtumpft in der Neigung zur freien Forſchung. So auch Humboldt und Cuvier in ihrem Verhältnis zu den Franzoſen.

[2412.] Mai 27. Caroline v. Wolzogen an E. v. Schiller.

Mit Goethe hatte ich ∼ eine Konverſation, die ich ſogleich mitteilen muß. Er fing ſelbſt von der Brief-

herausgabe-Angelegenheit an und ſagte, er glaube den Kontrakt mit Cotta ſehr klug gemacht zu haben. ~ Mit Cotta ſcheint er zu wünſchen, daß die Sache ihm ganz überlaſſen bleibe, wie es anfangs geſetzt war. Es ſei nun gewiß, daß es vier Bände würden, und daß Cotta den Band mit 2000 Rth. bezahle. Dafür, daß er erlaubt, eine kleine Edition mitzumachen, müſſe Cotta noch 2000 Rth. bezahlen. 20000 Exemplare habe er zu machen geſtattet. ~ Von dieſem allen ſei die Hälfte Euer, alſo für jetzt 5000 Rth. Über den Termin der erſten Zahlung hat er ſich nicht erklärt; ich wollte auch nicht in ihn dringen. Aber nach Johanni kannſt Du Dich füglicher Weiſe einmal bei Auguſt erkundigen, wie es damit ſteht. Goethe iſt jetzt ganz auf dem guten Wege. ~ Über eure Privilegien freute er ſich, und er hoffte, Du würdeſt einen guten Akkord machen. Es freute ihn auch ſehr, daß der alte Akkord mit 1825 im Reinen ſei. Wahrſcheinlich hättet ihr verſäumt, die Anzahl der Auflage für die Taſchenausgabe zu beſtimmen, was euch freilich Schaden brächte; doch müſſe nun ein Abſchluß gemacht und die Zukunft benutzt werden; man müſſe Cotta zuleibe gehen. ~ Auch das Aufbewahren der Urſchriften als beiderſeitiges Familieneigentum ſei geſichert. Er wolle das Käſtchen bei der Weimariſchen Regierung deponieren.

[2413.] Mai (27.) Caroline v. Wolzogen.

Man will nun ſuchen die Gebeine *Schillers* zuſammenzufinden; die Ärzte ſuchen den Schädel auf, und Goethe ſelbſt hat geſagt, er wolle es überwinden und den Schädel ſeines Freundes unterſuchen.

[2414,] Mai 31. S. Boiſſerée.

Abends beim Alten. Frau von Könneritz iſt da. Entoptiſche Gläſer. Kupferſtiche nach Julio Romano liegen auf dem Tiſch, darunter eine höchſt merkwürdige und phantaſtiſche Behandlung der Kreuzigung. Man ſieht nur die Spitze des Calvarienbergs, wo Chriſtus auf dem Kreuze ſitzt, Lanzen und Waffen erheben ſich überall um ihn herum, Anſtalten werden gemacht zu dem grauſamen Werk, die Schächer ſind ſchon aufgerichtet. Es iſt eine furchtbare, ſchreckenvolle Szene. Präludium vor der Abreiſe, der Alte will nichts davon hören, bittet mich zu bleiben; ich kann aber nicht nachgeben, da ich ſchon einmal aufgeſchoben und meine Zeit abgelaufen iſt.

[2415.] Juni 1. S. Boiſſerée.

Bei Goethe wieder Kupferſtiche von älteren Italienern durchgeſehen. Ich erzählte ihm die Fata bei der erſten Dampfſchiffahrt auf dem Rhein im Jahr 1824, und mußte dieſe Reiſeabenteuer, die Goethe ſehr unterhalten, bei Tiſche wiederholen.

[2416.] Juni 1. S. Boiſſerée.

Ich hatte die größte Mühe, mich von dem Alten loszureißen, obſchon ich die Abreiſe dreimal verſchoben hatte, ſo bat er mich doch wiederholt, ich möchte bleiben. Wir kommen ſo jung nicht mehr zuſammen; Sie glauben nicht, wie wohltätig Ihr Beſuch mir iſt; es wird immer beſſer, je länger Sie da ſind, verweilen Sie noch, überlegen Sie es! Mit dieſen und anderen herzlichen Ausdrücken ſetzte er mir zu, als ich ihm am Donnerstag Abend verſicherte, daß die entſcheidende Lage unſerer Verhältniſſe mich zur Rückkehr nach Frankfurt nötige.

[2417.] Juni 1. Eckermann.

Goethe ſprach über den Globe. Die Mitarbeiter, ſagte er, ſind Leute von Welt, heiter, klar, kühn bis zum äußerſten Grade. In ihrem Tadel ſind ſie fein und galant, wogegen aber die deutſchen Gelehrten immer glauben, daß ſie den ſogleich haſſen müſſen, der nicht ſo denkt wie ſie. Ich zähle den Globe zu den intereſſanteſten Zeitſchriften und könnte ihn nicht entbehren.

[2418.] Juni 2. S. Boiſſerée.

Als ich ~ zu ihm kam, ergab er ſich mit den Worten: Ich traue Ihnen zu, lieber Sulpiz, daß Sie nicht anders können.

[2419.] Juni 3. S. Boiſſerée.

Der Abſchied endlich war ſo herzlich wie der Empfang, die Tränen traten dem herrlichen Greis in die Augen, und ich riß mich ſchnell aus ſeinen Armen. ~

Der alte Freund hatte mir beim Abſchied ein Päckchen mit der Weiſung übergeben, dasſelbe erſt in Stuttgart zu eröffnen; ~ ich ~ fand darin mehrere Medaillen, darunter die ſeinige in Gold.

[2420.] Juni 4. ſowie früher. F. Preller.

Von Goethe ging ich niemals weg, ohne eine Anregung oder eine gute Lehre mit nach Hauſe zu bringen. Da ich von Zeit zu Zeit die in der Natur gefertigten Blätter, die farbigen ſowohl als die mit Blei gezeichneten, dem alten Herrn vorlegte, kam ich einmal an einem Vormittage mit meiner Mappe zu ihm. Er ſetzte ſich an ſeinen gewöhnlichen Platz am großen Tiſch, nahm mir die Mappe ab, ließ mich neben ſich ſetzen und ſah ruhig Blatt für Blatt durch, ohne einen andern Laut, als das gewöhnliche, ſehr hörbare Hm! Beim letzten Blatt räuſperte er ſich ſehr ſtark, daß ich einen Schreck bekam, und begann folgendermaßen: Ich ſehe mit wahrer Freude, daß Ihnen die Natur am Herzen liegt, doch damit Sie ſich mit ihrem Weſen im ganzen vertraut machen können, will ich Ihnen einen Rat geben. In der ganzen Natur iſt kein Produkt, heiße es wie es wolle, ohne irgendeine Beziehung zu einem andern in ſeiner Nähe ſtehenden. Um Ihnen ein durchaus deutliches Beiſpiel zu geben, merken Sie genau auf beiſammenſtehende Bäume oder geringere Pflanzen. Die, welche dicht beiſammen ſind, entwickeln ſich ganz anders, als ſolche, welche größeren Raum zwiſchen ſich haben. Auch der Boden, auf welchem ſich die Pflanze entwickelt, iſt von höchſter Bedeutung, daher muß der angehende Künſtler auch nach dieſer Seite hin die Augen wohl auftun. Ich ſehe, daß Sie die Gegenſtände alle ſcharf charakteriſieren, es ſind aber herausgeriſſene Einzelheiten. Zeichnen oder malen Sie niemals irgendeinen Gegenſtand allein, ſondern fügen Sie ſtets ſeine nächſte Nachbarſchaft bei, und wenn das oft auch nur mit ein paar Strichen geſchieht. In kurzer Zeit werden Sie ſchon bemerken, wie ſich Ihre Kenntnis der Natur erweitert hat. In der Farbengebung iſt es nun nichts anderes, mit dem einen wird Ihnen auch das andere klar werden. — Wie ſehr Goethe hierin recht hatte, habe ich durch mein ganzes Leben erfahren.

Ihre Natur, ſagte er ein andermal, neigt vorzugsweiſe zum Wilden und Sterilen hin und wird Sie daher an Pouſſin weiſen. Aber um nicht einſeitig zu werden, muß man auch das ſich anzueignen ſuchen, was nicht in unſerer Neigung liegt. Vergeſſen Sie daher neben dem Naturſtudium auch den andern großen Meiſter, den Claude

Lorrain, nicht! Sie werden von allen lernen, dafür bürgt mir Ihr Streben.

Und wieder ein andermal, als ich mich vor der Abreiſe nach Italien von ihm verabſchiedete: Sie kommen in ein Land, wo die Schönheit deutlicher, verſtändlicher iſt, als bei uns. Aber fürs erſte iſt Ihnen alles fremd. Haben Sie die Augen offen, und befleißigen Sie ſich, immer klar in dem zu ſein, was Sie wollen! Möge es Ihnen gut gehen! Und damit reichte er mir die Hand zum Lebewohl.

[2421.] Juni 5. Eckermann.

Goethe erzählte mir, daß Preller bei ihm geweſen und Abſchied genommen, um auf einige Jahre nach Italien zu gehen.

Als Reiſeſegen, ſagte Goethe, habe ich ihm geraten, ſich nicht verwirren zu laſſen, ſich beſonders an Pouſſin und Claude Lorrain zu halten und vor allem die Werke dieſer beiden Großen zu ſtudieren, damit ihm deutlich werde, wie ſie die Natur angeſehen und zum Ausdruck ihrer künſtleriſchen Anſchauungen und Empfindungen gebraucht haben.

Preller iſt ein bedeutendes Talent, und mir iſt für ihn nicht bange. Er erſcheint mir übrigens von ſehr ernſtem Charakter, und ich bin faſt gewiß, daß er ſich eher zu Pouſſin als zu Claude Lorrain neigen wird. Doch habe ich ihm den letzteren zu beſonderem Studium empfohlen, und zwar nicht ohne Grund. Denn es iſt mit der Ausbildung des Künſtlers wie mit der Ausbildung jedes anderen Talents. Unſere Stärken bilden ſich gewiſſermaßen von ſelber, aber diejenigen Keime und Anlagen unſerer Natur, die nicht unſere tägliche Richtung und nicht ſo mächtig ſind, wollen eine beſondere Pflege, damit ſie gleichfalls zu Stärken werden.

So können einem jungen Sänger, wie ich ſchon oft geſagt, gewiſſe Töne angeboren ſein, die ganz vortrefflich ſind und die nichts weiter zu wünſchen übrig laſſen; andere Töne ſeiner Stimme aber können weniger ſtark, rein und voll befunden werden. Aber eben dieſe muß er durch beſondere Übung dahin zu bringen ſuchen, daß ſie den andern gleich werden.

Ich bin gewiß, daß Prellern einſt das Ernſte, Großartige, vielleicht auch das Wilde ganz vortrefflich ge-

lingen wird; ob er aber im Heitern, Anmutigen und Lieblichen gleich glücklich ſein werde, iſt eine andere Frage, und deshalb habe ich ihm den Claude Lorrain ganz beſonders ans Herz gelegt, damit er ſich durch Studium dasjenige aneigne, was vielleicht nicht in der eigentlichen Richtung ſeines Naturells liegt.

Sodann war noch eins, worauf ich ihn aufmerkſam gemacht. Ich habe bisher viele Studien nach der Natur von ihm geſehen. Sie waren vortrefflich und mit Energie und Leben aufgefaßt; aber es waren alles nur Einzelheiten, womit ſpäter bei eigenen Erfindungen wenig zu machen iſt. Ich habe ihm nun geraten, künftig in der Natur nie einen einzelnen Gegenſtand allein herauszuzeichnen, nie einen einzelnen Baum, einen einzelnen Steinhaufen, eine einzelne Hütte, ſondern immer zugleich einigen Hintergrund und einige Umgebung mit. Und zwar aus folgenden Urſachen. Wir ſehen in der Natur nie etwas als Einzelnheit, ſondern wir ſehen alles in Verbindung mit etwas anderem, das vor ihm, neben ihm, hinter ihm, unter ihm und über ihm ſich befindet. Auch fällt uns wohl ein einzelner Gegenſtand als beſonders ſchön und maleriſch auf; es iſt aber nicht der Gegenſtand allein, der dieſe Wirkung hervorbringt, ſondern es iſt die Verbindung, in der wir ihn ſehen, mit dem, was neben, hinter und über ihm iſt, und welches alles zu jener Wirkung beiträgt.

So kann ich bei einem Spaziergange auf eine Eiche ſtoßen, deren maleriſcher Effekt mich überraſcht. Zeichne ich ſie aber alleine heraus, ſo wird ſie vielleicht gar nicht mehr erſcheinen was ſie war, weil dasjenige fehlt, was zu ihrem maleriſchen Effekt in der Natur beitrug und ihn ſteigerte. So kann ferner ein Stück Wald ſchön ſein, weil gerade dieſer Himmel, dieſes Licht und dieſer Stand der Sonne einwirkt. Laſſe ich aber in meiner Zeichnung dieſes alles hinweg, ſo wird ſie vielleicht ohne alle Kraft als etwas Gleichgültiges daſtehen, dem der eigentliche Zauber fehlt.

Und dann noch dieſes. Es iſt in der Natur nichts ſchön, was nicht naturgeſetzlich als wahr motiviert wäre. Damit aber jene Naturwahrheit auch im Bilde wahr erſcheine, ſo muß ſie durch Hinſtellung der einwirkenden Dinge begründet werden.

Ich treffe an einem Bache wohlgeformte Steine, deren der Luft ausgeſetzte Stellen mit grünem Moos maleriſch

überzogen ſind. Es iſt aber nicht die Feuchtigkeit des Waſſers allein, was dieſe Moosbildung verurſachte, ſondern es iſt etwa ein nördlicher Abhang oder ſchattende Bäume und Gebüſch, was an dieſer Stelle des Baches auf jene Bildung einwirkte. Laſſe ich aber dieſe einwirkenden Urſachen in meinem Bilde hinweg, ſo wird es ohne Wahrheit ſein und ohne die eigentliche überzeugende Kraft.

So hat der Stand eines Baumes, die Art des Bodens unter ihm, andere Bäume hinter und neben ihm, einen großen Einfluß auf ſeine Bildung. Eine Eiche, die auf der windigen weſtlichen Spitze eines felſigen Hügels ſteht, wird eine ganz andere Form erlangen, als eine andere, die unten im weichen Boden eines geſchützten Tales grünt. Beide können in ihrer Art ſchön ſein, aber ſie werden einen ſehr verſchiedenen Charakter haben und können daher in einer künſtleriſch erfundenen Landſchaft wiederum nur für einen ſolchen Stand gebraucht werden, wie ſie ihn in der Natur hatten. Und deshalb iſt dem Künſtler die mitgezeichnete Umgebung, wodurch der jedesmalige Stand ausgedrückt worden, von großer Bedeutung.

Wiederum aber würde es töricht ſein, allerlei proſaiſche Zufälligkeiten mitzeichnen zu wollen, die ſo wenig auf die Form und Bildung des Hauptgegenſtandes, als auf deſſen augenblickliche maleriſche Erſcheinung Einfluß hatten.

Von allen dieſen kleinen Andeutungen habe ich Prellern die Hauptſachen mitgeteilt, und ich bin gewiß, daß es bei ihm als einem geborenen Talent Wurzel ſchlagen und gedeihen werde.

[2422.] Juni 7. F. v. Müller.

Nachmittags ~ bei Goethe. Was das Ärgerlichſte beim jetzigen Frieren iſt, daß es gegen die Geſetze des Barometerſtandes iſt, alſo ein geſetzwidriges Frieren. Neue Krankheit Ottiliens. Ich erzählte von Matthiſſon und ſeinem Vater. Sodann über Elsholtz und ſeine Hofdame.

[2423.] Juni 18. F. v. Müller.

Von 6—9 Uhr abends bei ihm ganz allein. Vorwurf, daß von Hoffs Gabe zum 7. November, Fiedlers Porträt, nicht mit angezeigt worden ſei. Antwort: Goethe ſei ſelbſt ſchuld, ich habe ja gar nicht gewußt, weſſen

Bild es ſei und von wem? Über Juliens Porträt der Bracebridge, und wie ſie ſich dabei in die verruchte Manier der Nazarener verirrt, kalt, trocken, flach, ohne gehörige Rundung und Schatten, mit übler Farbenwahl gemalt habe.

Der Irrtum jener Schule beſtehe darinnen, daß ſie ihre Muſter in der Periode vor dem Kulminationspunkt der Malerei aufſuche, vermeinend, daß ſie dabei hiſtoriſch aſzendieren könne.

Die Mathematik, ſagte er, als ich von Peſtalozzis Selbſtgeſtändniſſen erzählte, die Mathematik ſteht ganz falſch im Rufe, untrügliche Schlüſſe zu liefern. Ihre ganze Sicherheit iſt weiter nichts als Identität. Zweimal zwei iſt nicht vier, ſondern es iſt eben zweimal zwei, und das nennen wir abkürzend vier. Vier iſt aber durchaus nichts Neues. Und ſo geht es immer fort bei ihren Folgerungen, nur daß man in den höheren Formeln die Identität aus den Augen verliert.

Die Pythagoräer, die Platoniker meinten Wunder, was in den Zahlen alles ſtecke, die Religion ſelbſt; aber Gott muß ganz anderswo geſucht werden.

Als ich ihm ein ſcharfes Witzwort Riemers über die ~* des Miniſteriums mitteilte, wurde er ganz aufgebracht und zornig. Durch ſolche böswillige und indiskrete Dichteleien macht er ſich nur Feinde und verbittert Laune und Exiſtenz ſich ſelbſt. Ich wollte mich doch lieber aufhängen, als ewig negieren, ewig in der Oppoſition ſein, ewig ſchußfertig auf die Mängel und Gebrechen meiner Mitlebenden, Nächſtlebenden lauern. Ihr ſeid noch gewaltig jung und leichtſinnig, wenn ihr ſo etwas billigen könnt. Das iſt ein alter Sauerteig, der den Charakter infiziert hat und aus der Revolutionszeit ſtammt. In ſolcher Heftigkeit ward Goethe immer beredter, immer geiſtreicher, immer aufrichtiger und dabei wohlmeinender in der Richtung ſeiner Ausſprüche, ſo daß es mir ganz lieb war, durch jene Mitteilung ſeine Exploſion provoziert zu haben.

[2424.] Juni 19. F. v. Müller.

Zwiſchen dem Hofe war ich bei ihm. Über die Medaillenangelegenheit, ſodann über die griechiſchen Suk-

* Unleſerlich durchſtrichen.

zeſſe. Seit acht Tagen habe er ſich ungemein mit Reiſebeſchreibungen, Karten und Kriegsgeſchichten von Griechenland beſchäftigt; daß ſie einen Diktator erwählt, ſei ganz recht. Reſidenz des Königs von Audh, der die ſieben Seen der perſiſchen Sprache herausgegeben, über Tartuffe und deſſen geniale Expoſition, den Goethe erſt in dieſen Tagen wieder geleſen. Allerliebſte kleine Verſe, mit denen Wolf ſpielte und ſie zerriß:

Erinner' ich mich doch ſpät und früh
Des lieblichſten Geſichts;
Sie denkt an mich, ich denk' an ſie,
Und beiden hilft es nichts.

[2425.] Juni 22. Nach A. Poerio.

Goethe empfing ihn ~ ſehr freundlich, riet ihm, ſich noch einige Zeit in Dresden und München aufzuhalten und forderte ihn auf, ihm aus einer oder anderen dieſer Städte zu ſchreiben.

[2426.] Juni 24. F. v. Müller.

Herrlicher Sommerabend, im Garten bei Goethe. Die Stadtmuſici ſpielten trefflich auf. Der neue Arzt Vogel, Riemer und Coudray waren da, ſpäter der Sohn und noch die Frau Oberkammerherrin. Als Einſam bin ich, nicht alleine, aus Precioſa von Weber geſpielt wurde, war Goethe höchſt unzufrieden: Solche weichliche, ſentimentale Melodien deprimieren mich; ich bedarf kräftiger, friſcher Töne, mich zuſammenzuraffen, zu ſammeln. Napoleon, der ein Tyrann war, ſoll ſanfte Muſik geliebt haben; ich vermutlich, weil ich kein Tyrann bin, liebe die rauſchenden, lebhaften, heitern. Der Menſch ſehnt ſich ewig nach dem, was er nicht iſt.

Als ich die Galoppka einen Totentanz für die Damen genannt hatte, hielt er mir halb ernſt, halb ſcherzhaft einen langen Straffermon. Ebenſo als ich von Salvandys Diatriben gegen die Miniſter ſprach.

Die Langbeinſchen Gedichte auf Haydn und Mozart lobte er zwar, ſetzte aber hinzu, es ſei alles, nur keine Poeſie.

Als ich von der Behauptung des Journals des Débats ſprach, daß eine Melodie aus dem Freiſchütz Motive aus Rouſſeaus Muſik enthalte, ſchalt er lebhaft alles ſolches Nachgrübeln von Parallelſtellen. Es ſei ja alles, was ge-

dichtet, argumentiert, geſprochen werde, allerdings ſchon dageweſen, aber wie könne denn eine Lektüre, eine Konverſation, ein Zuſammenleben beſtehen, wenn man immer opponieren wolle: Das habe ich ja ſchon im Ariſtoteles, Homer und dergleichen geleſen. Kurz, er war ziemlich negierend, ironiſch, widerſprechend.

[2427.] Juni. F. v. Müller.

Oben im Zimmer ging er noch ein Königſches Drama, *Ottos Brautfahrt*, kritiſch durch, das ihm Coudray mitgeteilt. Im ganzen verwarf er es, obſchon einzelne Schönheiten und Talent des Verfaſſers anerkennend.

[2428.] Juni 24. H. Koenig.

Inzwiſchen war ich im Dienſt zur Rentkammer in Hanau verſetzt worden, und dorthin lief deſto ermunternder im Juni 1826 ein Brief Coudrays ein, nach welchem Goethe ſich von unſerm theatraliſchen Treiben hatte erzählen und mein neues Drama Ottos Brautfahrt zum Leſen hatte mitteilen laſſen. Das Urteil, das Goethe im Beiſein des Kanzlers von Müller ausgeſprochen, lautete in wörtlicher Mitteilung günſtig genug und war von einer erneuten Einladung des Freundes begleitet.

[2429.] (Frühjahr.) J. G. v. Quandt.

Als einen Beweis von Goethes richtigem Takt muß ich noch anführen, daß er in keinem Briefe des Unglücks, welches ich hatte, beide Beine zu brechen, erwähnt. Ich litt an der unzweckmäßigen chirurgiſchen Behandlung drei Jahre unausſprechlich. ~ Jedesmal hatte ich einen Kampf zu beſtehen, wenn mich jemand bedauerte; denn das vergebliche Mitleid weckt nur beſiegte Schmerzen. ~ Selbſt das Mitleid, welches ein Freund fühlt, kann den Unglücklichen nicht freuen; denn es iſt das Leiden des andern, was uns doch kein Vergnügen machen kann. Das wußte Goethe ſehr wohl. Einer Weimaranerin, die mich in Dresden beſucht hatte, und ihm meinen Zuſtand ausführlich beſchreiben wollte, fiel er ins Wort: Verderben Sie meine Phantaſie nicht! Quandt ſteht in ſeiner vollen Kraft und Tätigkeit vor mir.

Unſere Freundin teilte mir dieſe Äußerung ſchriftlich mit, die mich erfreute; denn ich erkannte daraus, daß in Goethe ein Bild von mir ſtand, das ihm lieb war.

Dies brachte den Vorſatz zur Reife, Goethe zu beſuchen, ſobald es mein Zuſtand mir erlauben würde, was freilich erſt nach zwei Jahren geſchehen konnte. Als ich nun ſoweit als möglich hergeſtellt und, obwohl kein Schnellläufer geworden, aber doch wie ſonſt wieder rührig war, ſo führte ich mein Vorhaben aus.

Goethe hatte mich zu ſehen nicht erwartet. Als ich mich bei ihm melden ließ, führte mich der Diener in das große Empfangszimmer, und Goethe trat aus ſeinem Kabinett in der ihm eigentümlichen geraden Haltung, beide Hände in die weiten Ärmeln des grauen Oberrockes geſteckt, vor mich hin. Ich ſagte ihm, daß ich das Ziel meiner Reiſe, Weimar, und den Zweck, ihn nach langer Zeit wiederzuſehen, erreicht hätte und ſehr bald nach Dresden zurückkehren würde. Es ſchien ihn dies Wiederſehen zu erfreuen und er lud mich neben ſich auf das Sofa ein.

Das Geſpräch war heiter und beſtand in Fragen und Antworten über Dresdener Zuſtände und Perſonen, ohne jedoch etwas von Bedeutung zu berühren, woher es kommen mag, daß ich mich der Gegenſtände unſerer Unterhaltung *im Jahre 1870* nicht mehr erinnere. ~

Als ich ging, lud mich Goethe auf morgen zu Mittag ein. Die Geſellſchaft, welche ich bei ihm fand, beſtand aus den Herren Hofrat Meyer, Geh. Rat Riemer und dem Kanzler von Müller — alles mir längſt bekannte und wohlwollende Männer. Die Unterhaltung war vielſeitig, anregend und heiter, Goethe ſelbſt bei der beſten Laune. Unter andern wurde eine damals noch wenig bekannte und vielleicht jetzt ſogar noch nicht genug gewürdigte Schrift beſprochen, in welcher der geiſtliche Autor die Notlüge als ein Paroli gegen unbeſcheidene Fragen in Schutz nimmt. Goethe, deſſen ganzes Weſen durch und durch Wahrheit war, erklärte ſich unbedingt gegen jede Ausflucht, und dennoch iſt es ungewiß, ob die Redensart, mit Hochachtung verbleibend, deren er ſich am Schluß ſeiner Briefe zu bedienen pflegte, ſtets im ſtrengſten Sinne für wahr gehalten werden kann. Man ſprach noch in Ernſt und Scherz darüber, ob dies Sagen der Wahrheit nicht bis zum Verrat gehen könne und ſich immer mit den Pflichten gegen uns und andere vertrüge, jedoch blieb die Hauptfrage, wie es bei heiteren Tiſchgeſprächen gewöhnlich geſchieht, unentſchieden.

Unter anderm erwähnte Goethe: Ihre Madame *Devrient (?)* war auch vor kurzem hier und hat mir eine Romanze vorgeſungen — nun, man muß ſagen, daß der Komponiſt das Pferdegetrappel vortrefflich ausgedrückt hat. Es iſt nicht zu leugnen, daß in der von ſehr vielen bewunderten Kompoſition das Schauerliche bis zum Gräßlichen getrieben wird, zumal wenn die Sängerin die Abſicht hat ſich hören zu laſſen.

Gegen das Ende der Mahlzeit kam die Rede auf den Grafen *Loeben (?)*, mit welchem ich einen literariſchen Strauß gekämpft hatte, und Goethe, der im beſten Zuge war und dabei eine Bouteille Bordeaux leerte, ſprach ſich ſehr lebhaft über dieſen Herrn aus, auf den er zürnte, weil derſelbe ihm Kupferſtiche zu ſchenken verſprochen und nicht Wort gehalten hatte. Endlich holte Goethe Atem und ſagte ſcherzend: Habe ich mich doch einmal wieder geärgert! Das iſt gut; denn eine Bewegung bekommt mir wohl. — Wir blieben noch eine Weile beiſammen, bis die, welche Goethes gewohnte Lebensweiſe kannten, zum Abſchied aufbrachen.

[2430.] Juli 7. F. v. Müller.

Goethe war ſehr mild, freundlich und mitteilend. Viel über die Gräfin Rapp. Lob meines Gedichts. Auslieferung des Stammbuchblattes für ſie. Reinhards gemütlicher, heiterer Brief an Goethe. Liebliche Schilderungen von Kronenburg. Über die Herausgabe von Goethes Werken. Buchhändler-Anrede. Seumes Gedichte trüben Goethes Phantaſie, ſo griesgrämiſch, mißwollend, ſanskulottiſch, nichts Höheres über ſich anerkennen wollend, möge er die Dichter durchaus nicht. Eckermann war da. Goethe ſandte ihn mir zuliebe weg. Schönes Blatt an Cornelius zu den Nibelungen. Mit Friede und Freude im Herzen ſchied ich von Goethe mit traulichem Händedruck.

[2431.] Juli (vor 26.). J. Ch. Fleiſchhauer.

Der junge Goethe ſagte, er hätte bei ſeinem Vater einige Male angeſetzt, um ihn zu Beiträgen für das Mitternachtsblatt zu bewegen, allein immer vergeblich; weil er zu keinem öffentlichen Blatte etwas gebe, ſo könne er es auch in dieſem Falle nicht, ohne ſeinen allerwärts gegebenen Ablehnungsgrund Lügen zu ſtrafen.

[2432.] Juli 26. Eckermann.

Ich erzählte ihm, daß einer meiner Freunde die Abſicht habe, Byrons Two Foscari für die Bühne einzurichten. Goethe zweifelte am Gelingen.

Es iſt freilich eine verführeriſche Sache, ſagte er. Wenn ein Stück im Leſen auf uns große Wirkung macht, ſo denken wir, es müßte auch von der Bühne herunter ſo tun, und wir bilden uns ein, wir könnten mit weniger Mühe dazu gelangen. Allein es iſt ein eigenes Ding. Ein Stück, das nicht urſprünglich mit Abſicht und Geſchick des Dichters für die Bretter geſchrieben iſt, geht auch nicht hinauf, und wie man auch damit verfährt, es wird immer etwas Ungehöriges und Widerſtrebendes behalten. Welche Mühe habe ich mir nicht mit meinem Götz von Berlichingen gegeben; aber doch will es als Theaterſtück nicht recht gehen. Es iſt zu groß, und ich habe es zu zwei Teilen einrichten müſſen, wovon der letzte zwar theatraliſch wirkſam, der erſte aber nur als Expoſitionsſtück anzuſehen iſt. Wollte man den erſten Teil, des Hergangs der Sache willen, bloß einmal geben und ſodann bloß den zweiten Teil wiederholt fortſpielen, ſo möchte es gehen. Ein ähnliches Verhältnis hat es mit dem Wallenſtein; die Piccolomini werden nicht wiederholt, aber Wallenſteins Tod wird immerfort gern geſehen. Ich fragte, wie ein Stück beſchaffen ſein müſſe, um theatraliſch zu ſein.

Es muß ſymboliſch ſein, antwortete Goethe. Das heißt: Jede Handlung muß an ſich bedeutend ſein und auf eine noch wichtigere hinzielen. Der Tartuffe von Molière iſt in dieſer Hinſicht ein großes Muſter. Denken Sie nur an die erſte Szene, was das für eine Expoſition iſt! Alles iſt ſogleich vom Anfange herein höchſt bedeutend und läßt auf etwas noch Wichtigeres ſchließen, was kommen wird. Die Expoſition von Leſſings Minna von Barnhelm iſt auch vortrefflich, allein dieſe des Tartuffe iſt nur einmal in der Welt da; ſie iſt das Größte und Beſte was in dieſer Art vorhanden.

Wir kamen auf die Calderonſchen Stücke.

Bei Calderon, ſagte Goethe, finden Sie dieſelbe theatraliſche Vollkommenheit. Seine Stücke ſind durchaus bretterrecht; es iſt in ihnen kein Zug, der nicht für die beabſichtigte Wirkung kalkuliert wäre. Calderon iſt dasjenige Genie, was zugleich den größten Verſtand hatte.

Es ist wunderlich, sagte ich, daß die Shakespeareschen Stücke keine eigentlichen Theaterstücke sind, da Shakespeare sie doch alle für sein Theater geschrieben hat.

Shakespeare, erwiderte Goethe, schrieb diese Stücke aus seiner Natur heraus, und dann machte seine Zeit und die Einrichtung der damaligen Bühne an ihn keine Anforderungen; man ließ sich gefallen, wie Shakespeare es brachte. Hätte aber Shakespeare für den Hof zu Madrid oder für das Theater Ludwigs des Vierzehnten geschrieben, er hätte sich auch wahrscheinlich einer strengeren Theaterform gefügt. Doch dies ist keineswegs zu beklagen; denn was Shakespeare als Theaterdichter für uns verloren hat, das hat er als Dichter im allgemeinen gewonnen. Shakespeare ist ein großer Psychologe, und man lernt aus seinen Stücken, wie den Menschen zumute ist.

Wir sprachen über die Schwierigkeit einer guten Theaterleitung.

Das Schwere dabei ist, sagte Goethe, daß man das Zufällige zu übertragen wisse und sich dadurch von seinen höheren Maximen nicht ableiten lasse. Diese höheren Maximen sind: ein gutes Repertoire trefflicher Tragödien, Opern und Lustspiele, worauf man halten und die man als das Feststehende ansehen muß. Zu dem Zufälligen aber rechne ich: ein neues Stück, das man sehen will, eine Gastrolle und dergleichen mehr. Von diesen Dingen muß man sich nicht irreleiten lassen, sondern immer wieder zu seinem Repertoire zurückkehren. Unsere Zeit ist nun an wahrhaft guten Stücken so reich, daß einem Kenner nichts leichteres ist, als ein gutes Repertoire zu bilden. Allein es ist nichts schwieriger, als es zu halten.

Als ich mit Schillern dem Theater vorstand, hatten wir den Vorteil, daß wir den Sommer über in Lauchstädt spielten. Hier hatten wir ein auserlesenes Publikum, das nichts als vortreffliche Sachen wollte, und so kamen wir denn jedesmal eingeübt in den besten Stücken nach Weimar zurück und konnten hier den Winter über alle Sommervorstellungen wiederholen. Dazu hatte das weimarische Publikum auf unsere Leitung Vertrauen und war immer, auch bei Dingen, denen es nichts abgewinnen konnte, überzeugt, daß unserm Tun und Lassen eine höhere Absicht zum Grunde liege.

In den neunziger Jahren, fuhr Goethe fort, war die eigentliche Zeit meines Theaterinteresses schon vorüber,

und ich ſchrieb nichts mehr für die Bühne, ich wollte mich ganz zum Epiſchen wenden. Schiller erweckte das ſchon erloſchene Intereſſe, und ihm und ſeinen Sachen zuliebe nahm ich am Theater wieder Anteil. In der Zeit meines Clavigo wäre es mir ein leichtes geweſen, ein Dutzend Theaterſtücke zu ſchreiben, an Gegenſtänden fehlte es nicht, und die Produktion ward mir leicht; ich hätte immer in acht Tagen ein Stück machen können, und es ärgert mich noch, daß ich es nicht getan habe.

[2433.] (Juli.) G. Moltke.

Goethe erinnerte ſich jener Szene aus meiner Kinderzeit und wünſchte mich, den kleinen Moltke, einmal wiederzuſehen.

An der Hand meines Vaters betrat ich am folgenden Tag in gewaltiger Aufregung Goethes Empfangszimmer. O wie freundlich, wie huldvoll war der herrliche Greis, welch goldige Lehren gab er mir, und wie eindringend ermahnte er mich, ſtets ein treuer und keuſcher Jünger der Kunſt zu bleiben, und unermüdlich rüſtig vorwärts zu ſtreben. Noch hätte ich von der großen Schwierigkeit des Künſtlerlebens keine Ahnung, aber die Kunſt ſei ſchwer zu erlernen, und unter Schmerzen und Tränen habe der Schauſpieler gar oft um ihre Gunſt zu werben. Sobald ich gelernt, dies einzuſehen, möchte ich mich ſeiner Lehre und Ermahnung ſtets erinnern, und Mut und Hoffnung nie ſinken laſſen; denn nur dem kühn und treu Beſtändigen lächle das Glück.

[2434.] Juli. G. Moltke.

Moltke hatte ein Gedicht auf C. M. von Webers am 5. Juli 1826 erfolgten Tod gemacht, das in der Abendzeitung erſchien.

Mein Nachruf — der ſterbende Barde — machte wirklich in Weimar einiges Aufſehen, und als mein hoher Gönner davon erfuhr, ſagte er verwundert:

Ei, ei! der kleine Molke dichtet auch?! Er ſoll uns ſein Gedicht ſelbſt vorleſen! Und — ich durfte wirklich dem huldreichen hohen Meiſter das anſpruchsloſe Gedicht vortragen.

~ Kurz vor meiner Abreiſe in mein Engagement nach Wien machte ich im Goetheſchen Hauſe meinen Abſchiedsbeſuch. Als ich mich entfernen wollte, erhielt ich noch einen neuen Beweis von der Huld meines hohen

Gönners, indem Goethe zu dem Kanzler von Müller, der gerade zugegen war, ſagte:

Wir wollen doch unſerem kleinen Molke noch ein freundliches Andenken an ſeine Vaterſtadt mitgeben.

So erhielt ich Goethes Iphigenie zur ewigen Erinnerung.

[2435.] (Auguſt.) F. Wagener.

Zu meiner Reiſe nach Weimar, um auf der dortigen Hofbühne zu debütieren und die mir angetragne Regie derſelben zu übernehmen, hatte mich mein alter, jetzt im vierundachtzigſten Jahre ſtehender Vater, ein Univerſitätsfreund Goethes, mit einem Einführungsſchreiben an den ehrwürdigen Dichtergreis — der ſich damals bereits von der Leitung der Hofbühne zurückgezogen hatte, und auch nicht entfernt mehr auf dieſelbe influieren wollte, wenngleich ſein Geiſt in Männern und Künſtlern, wie Graff, Oels, Durand uſw. ungeſchwächt fortwirkte — verſehen, mit welchem ich Goethen zugleich ein Exemplar der dritten Auflage ſeiner ſpaniſchen Grammatik zu überreichen beauftragt war. Als Goethe den Brief meines Vaters geleſen hatte, ſagte er: Mich freut's wieder einmal Nachrichten zu erhalten von meinem alten Bekannten und Freunde. Iſt er denn fortwährend tätig? Als ich ihm hierauf erwiderte, daß mein Vater eben die letzte Hand an ſeine Überſetzung und Bearbeitung des großen Alcedoſchen Werkes über die ſpaniſchen und portugieſiſchen *Dialekte* Amerikas lege, bemerkte er: Die Luſt zu arbeiten war dem Leipziger Abſolvierten eigen, und Ihr Vater nahm ſie damals mit nach Jena und Hamburg. Ich will ihm gleich wieder ſchreiben und für ſeine Grammatik muß er ein Exemplar meiner Jubel-Iphigenia annehmen — ſo nannte er die Pracht-Ausgabe von der Iphigenia, welche kurz vorher, an ſeinem fünfzigjährigen Dienſtjubiläum, von ſeinem hohen Freunde, dem Großherzog Karl Auguſt, war veranſtaltet worden. — In dieſem Exemplare nun ſteht von Goethes eigener Hand geſchrieben — als Widmung an meinen Vater:

Span'ſches haſt Du mir geſandt uſw.

[2436.] Auguſt 24. W. Müller an ſeine Frau.

Was ſoll ich Dir von Goethe ſagen? Er war freundlich, aber, wie immer bei der erſten Zuſammenkunft mit

Fremden, etwas befangen, ja faſt verlegen, ſo daß er mich mehr ſprechen ließ, als er ſelbſt ſprach.

[2437.] Auguſt 24. W. Müller an L. Tieck.

Ich habe ~ Goethe geſehen, und noch dazu ihm Glück gewünſcht zu ſeinem 77. Geburtstage das iſt auch etwas, das quondam meminisse juvabit. Der alte Herr war wohl auf, gut gelaunt, mit mir ſehr höflich und freundlich, aber das iſt auch alles, und was ich aus ſeinem Munde gehört, das kann mir jeder gebildete Miniſter ſagen.

[2438.] Auguſt 31. G. Downes.

Having several introduction, I employed some of the less important in affecting a speedy interview with Goethe. In about two hours after we had established ourselves at the Erbprinz, I was introduced to the literary autocrat. There he stood, above three quarters of a century old, yet upright and vigorous as a man of forty, — his eye undimmed by age, fiery and sparkling above all the eyes I had ever beheld, restless and penetrating, — while a quivering about the lips, even when utterance had ceased, seemed to indicate that the spirit was still speaking. His forehead is capacious, but not very high, his nose well-formed. However, the innumerable furrows of his cheek and brow told many a ‚Winter's Tale' and his entire physiognomy bore traces of a court atmosphere. My credentials were a letter from a distinguished countryman of his own, now settled in Dublin, accompanied by a few specimens of the Irish beryl. While I gazed upon the extraordinary being before me, as he was reading the letter, I could scarcely admit the conviction that he was the author of a work, which in my infancy was far from being new — I mean the Leiden des jungen Werthers (a copy of which, dated 1778, is now lying beside me), — the author of Götz von Berlichingen (that spirit-stirring drama), — the author of the comparatively modern Faust. Wieland is gone, — Herder is gone, — Schiller is gone! *He* — the admired of Byron — seems a link between the literature of the present, and of bygone days, — a sun, deserted by the system it was created to illumine, but suffered to shed its waning splendour upon this.

After some common-place conversation, Goethe directed my attention to an admirable bird's-eye view of Rome,

a duplicate of one I had seen in the Jesuits' College at Clongowes. During this vist I was introduced to his family, our intercourse with whom has rendered our sojourn at Weimar very agreeable. ~ Madam von Goethe, whose manners are exceedingly pleasing and affable, is curious about everything relating to England, and even to Ireland. ~

At Goethe's house we met a lady, between whom and the poet a Platonic attachment subsists. You may remember a sonnet in his Wilhelm Meiſter, commencing — Heiß' mich nicht reden, heiß' mich ſchweigen; here she is supposed to speak*. This lady is the wife of the Baron von Arnim, the handsomest man in Prussia ~ she is likewise sister-in-law to the celebrated von Savigny, whom we saw in Switzerland. When Goethe and he first met, it was curious to observe the mutual shyness and embarrassment of these two highly-gifted men. Like Scipio and Hannibal, each felt awe in the presence of the other—Savigny quailing before the genius of Goethe, Goethe before the learning of Savigny. ~

On the evening of Goethe's weekly party we were invited to tea in his garden at an early hour, which afforded us the enjoyment of the leviathans society in the privacy of his own domestic circle. We found him in a blue frock and straw hat, sauntering about with a friend. The garden-door, which communicates with a public thoroughfare, lay open,—and passers-by might have seen, without any preliminary difficulties, the sovereign of German poetry, and the arbiter of German taste.

At the tea-table Goethe was agreeable and animated. In recounting the following anecdote, his whole frame was at times pervaded by an electric thrill, evincing the ardour of eighteen rather than of eighty. — Mr. S., an Englishman, residing at Berlin, was one day enjoying the prospect from a spire. In the yard of a house he descried with his telescope a girl of such surpassing beauty, that he resolved, if possible, to become acquainted with her. On descending, however, he vainly endeavoured to discover the house, and he therefore re-ascended the spire, and marked the spot with greater precision. This novel description of steeple-chase was at length

* Selbſtverſtändlich falſch.

successful. He was rich—she poor—and she consented to become his bride, although under the strange stipulation that she should never unveil her face in company. So far Goethe.—It has been said that his colloquial style possesses peculiar brilliancy: on this, none but a German can be competent to pronounce. To me it appeared exceedingly plain, and unambitious. He spoke with great vivacity, and seemed very impatient of interruption —: Mein lieber Engel, said he to a friend, who had interposed to correct some misstatement, real or apparent, du biſt ſehr gut, doch laß mich erzählen. To return to Mrs. S—. The charm has been broken, and her charms revealed. While at a watering-place, she once allowed Count Lindenau a glimpse, ‚the good minister of Gotha'; and excused herself to her husband by telling him—that she thought it a pity that those perfections should be kept always concealed, wherein he found so much enjoyment. ~

[2439.] September 15. H. Fürſt v. Pückler.

Dieſen Abend ſtattete ich Goethe meinen Beſuch ab. Er empfing mich in einer dämmernd erleuchteten Stube, deren clair obscur nicht ohne einige künſtleriſche Koketterie arrangiert war. Auch nahm ſich der ſchöne Greis mit ſeinem Jupiterantlitz gar ſtattlich aus. Das Alter hat ihn nur verändert, kaum geſchwächt; er iſt vielleicht weniger lebhaft als ſonſt, aber deſto gleicher und milder, und ſeine Unterhaltung mehr von erhabener Ruhe, als jenem blitzenden Feuer durchdrungen, das ihn ehemals bei aller Grandezza wohl zuweilen überraſchte. Ich freute mich herzlich über ſeine gute Geſundheit und äußerte ſcherzend, wie froh es mich mache, unſern Geiſterkönig immer gleich majeſtätiſch und wohlauf zu finden. O! Sie ſind zu gnädig, ſagte er mit ſeiner immer noch nicht verwiſchten ſüddeutſchen Weiſe und lächelte norddeutſch, ſatiriſch dazu, mir einen ſolchen Namen zu geben. Nein! erwiderte ich, wahrlich aus vollem Herzen: nicht nur König, ſondern ſogar Despot; denn Sie reißen ja ganz Europa gewaltſam mit ſich fort. Er verbeugte ſich höflich und befrug mich nun über einige Dinge, die meinen früheren Aufenthalt in Weimar betrafen, ſagte mir dann auch viel Gütiges über Muskau und mein dortiges Streben, mild äußernd, wie verdienſtlich er es überall finde, den Schönheitsſinn zu erwecken, es ſei auf

welche Art es wolle, wie aus dem Schönen dann immer auch das Gute und alles Edle ſich mannigfach von ſelbſt entwickele, und gab mir zuletzt ſogar auf meine Bitte, uns dort einmal zu beſuchen, einige aufmunternde Hoffnung. ~ Im ferneren Verlauf des Geſprächs kamen wir auf Sir Walter Scott. Goethe war eben nicht ſehr enthuſiaſtiſch für den großen Unbekannten eingenommen. Er zweifle gar nicht, ſagte er, daß er ſeine Romane ſchreibe, wie die alten Maler mit ihren Schülern gemeinſchaftlich gemalt hätten, nämlich: er gäbe Plan und Hauptgedanken, das Skelett der Szenen an, laſſe aber die Schüler dann ausführen und retuſchiere nur zuletzt. Es ſchien faſt, als wäre er der Meinung, daß es gar nicht der Mühe wert ſei, für einen Mann von Walter Scotts Eminenz, ſeine Zeit zu ſoviel faſtidieuſen Details herzugeben.* Hätte ich, ſetzte er hinzu, mich zu bloßem Gewinnſuchen verſtehen mögen, ich hätte früher mit Lenz und andern, ja ich wollte noch jetzt Dinge anonym in die Welt ſchicken, über welche die Leute nicht wenig erſtaunen und ſich den Kopf über den Autor zerbrechen ſollten; aber am Ende würden es doch nur Fabrikarbeiten bleiben.

Ich äußerte ſpäter, daß es wohltuend für die Deutſchen ſei, zu ſehen, wie jetzt unſere Literatur die fremden Nationen gleichſam erobere und hierbei, fuhr ich fort, wird unſer Napoleon kein Waterloo erleben.

Gewiß! erwiderte er, mein etwas fades Kompliment über hörend, ganz abgeſehen von unſern eigenen Produktionen, ſtehen wir ſchon durch das Aufnehmen und völlige Aneignen des Fremden auf einer ſehr hohen Stufe der Bildung. Die andern Nationen werden ſchon deshalb deutſch lernen, weil ſie inne werden müſſen, daß ſie ſich damit das Lernen faſt aller andern Sprachen gewiſſermaßen erſparen können; denn von welcher beſitzen wir nicht die gediegenſten Werke in vortrefflichen deutſchen Überſetzungen? Die alten Klaſſiker, die Meiſterwerke des neueren Europas, indiſche und morgenländiſche Literatur, hat ſie nicht alle der Reichtum und die Vielſeitigkeit der deutſchen Sprache, wie der treue deutſche Fleiß und tief in ſie eindringende Genius beſſer wiedergegeben als es in andern Sprachen der Fall iſt? Frankreich, fuhr er fort, hat gar

* Sir Walters offizielle Erklärung, daß alle jene Schriften von ihm allein ſeien, war damals noch nicht gegeben.

viel ſeines einſtigen Übergewichts in der Literatur dem Umſtande zu verdanken gehabt, daß es am früheſten aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen leidliche Überſetzungen lieferte; aber wie vollſtändig hat Deutſchland es ſeitdem übertroffen!

Im politiſchen Felde ſchien er nicht viel auf die ſo beliebten Konſtitutions-Theorien zu geben. Ich verteidigte mich und meine Meinung indes ziemlich warm. Er kam hier auf ſeine Lieblingsidee, die er mehrmals wiederholte, nämlich daß jeder nur darum bekümmert ſein ſolle, in ſeiner ſpeziellen Sphäre, groß oder klein, recht treu und mit Liebe fortzuwirken, ſo werde der allgemeine Segen auch unter keiner Regierungsform ausbleiben. Er für ſeine Perſon habe es nicht anders gemacht, und ich mache es in Muskau ja ebenfalls ſo, ſetzte er gutmütig hinzu, unbekümmert, was andere Intereſſen geböten. Ich meinte nun freilich mit aller Beſcheidenheit, daß, ſo wahr und herrlich dieſer Grundſatz ſei, ich doch glaube, eine konſtitutionelle Regierungsform müſſe ihn eben erſt recht ins Leben rufen, weil ſie offenbar in jedem Individuum die Überzeugung größerer Sicherheit für Perſon und Eigentum, folglich die freudigſte Tatkraft und zugleich damit die zuverläſſigſte Vaterlandsliebe begründe, hierdurch aber dem ſtillen Wirken in eines jeden Kreiſe eben eine weit ſolidere, allgemeine Baſis gegeben wurde, und führte endlich, vielleicht ungeſchickt, England als Beleg für meine Behauptung an. Er erwiderte gleich: das Beiſpiel ſei nicht zum beſten gewählt; denn in keinem Lande herrſche eben Egoismus mehr vor, kein Volk ſei vielleicht weſentlich inhumaner in politiſchen und Privat-Verhältniſſen;* nicht von außen herein durch Regierungsform käme das Heil, ſondern von innen heraus durch weiſe Beſchränkung und beſcheidene Tätigkeit eines jeden in ſeinem Kreiſe. Dies bleibe immer die Hauptſache zum menſchlichen Glücke und ſei am leichteſten und einfachſten zu erlangen.

Von Lord Byron redete er nachher mit vieler Liebe, faſt wie ein Vater von ſeinem Sohne, was meinem hohen Enthuſiasmus für dieſen großen Dichter ſehr wohl tat. Er widerſprach unter andern auch der albernen Behauptung,

* Hier habe ich meinen Freund faſt in Verdacht, daß er Goethen nur ſeine eigene Meinung in den Mund gelegt hat. — A. d. H. [d. h. Pücklers ſelbſt].

daß Manfred eine Nachbetung ſeines Fauſt ſei; doch ſei es ihm allerdings als etwas Intereſſantes aufgefallen, daß Byron unbewußt ſich derſelben Maske des Mephiſtopheles wie er bedient habe, obgleich freilich Byron ſie ganz anders ſpielen laſſe. Er bedauerte es ſehr, den Lord nie perſönlich kennen gelernt zu haben, und er tadelte ſtreng und gewiß mit dem höchſten Rechte die engliſche Nation, daß ſie ihren großen Landsmann ſo kleinlich beurteile und im allgemeinen ſo wenig verſtanden habe. Doch hierüber hat ſich Goethe ſo genügend und ſchon öffentlich ausgeſprochen, daß ich weiter nichts hinzuzufügen brauche.

Ich erwähnte zuletzt der Aufführung des Fauſt auf einem Privattheater zu Berlin mit Muſik vom Fürſten Radziwill und lobte den ergreifenden Effekt einiger Teile dieſer Darſtellung. Nun! ſagte Goethe gravitätiſch, es iſt ein eigenes Unternehmen, aber alle Anſichten und Verſuche ſind zu ehren.

Ich grolle meinem ſchlechten Gedächtnis, daß ich mich nicht mehr aus unſerer ziemlich belebten Unterhaltung eben erinnern kann. Mit hoher Ehrfurcht und Liebe verließ ich den großen Mann.

[2440.] Sommer. Eckermann.

Nach Vollendung der Helena hatte Goethe ſich im vergangenen Sommer zur Fortſetzung der Wanderjahre gewendet. Von dem Vorrücken dieſer Arbeit erzählte er mir oft. Um den vorhandenen Stoff immer beſſer zu benutzen, ſagte er mir eines Tages, habe ich den erſten Teil ganz aufgelöſt und werde nun ſo durch Vermiſchung des Alten und Neuen zwei Teile bilden. Ich laſſe nun das Gedruckte ganz abſchreiben; die Stellen, wo ich Neues auszuführen habe, ſind angemerkt, und wenn der Schreibende an ein ſolches Zeichen kommt, ſo diktiere ich weiter und bin auf dieſe Weiſe genötigt, die Arbeit nicht in Stocken geraten zu laſſen.

Eines anderen Tages ſagte er mir ſo: Das Gedruckte der Wanderjahre iſt nun ganz abgeſchrieben; die Stellen, die ich noch neu zu machen habe, ſind mit blauem Papier ausgefüllt, ſo daß ich ſinnlich vor Augen habe, was noch zu tun iſt. Sowie ich nun vorrücke, verſchwinden die blauen Stellen immer mehr, und ich habe daran meine Freude.

[2441.] Sommer. F. Wagener.

Trotz der großen Apathie, mit welcher *Goethe* ſich von der Bühne gewandt hatte, gelang es mir ſpäter dennoch, ihm nach und nach einige Aufmerkſamkeit für meine Wirkungsart abzugewinnen. Als ich den 3. September 1826 — Geburtstag des, dem Andenken unſterblichen Carl Auguſts — mit einer würdigen Vorſtellung auf der Bühne zu begehen wünſchte, fiel ich auf Hamlet, der ſeit langen Jahren in Weimar nicht zur Aufführung gekommen war, und trug Goethe dieſe Abſicht vor, der mir mit den Worten entgegnete: Ich bin der Meinung, daß Sie das Beſte getroffen haben, was ſich unter den gegenwärtigen Umſtänden treffen ließ. Halten Sie überhaupt feſt an dieſem Geſchmack, und Sie werden gut fahren. Zwei Tage nachher ſchrieb er mir: Wenn Sie ein gutes neues Stück zum 3. September auffinden könnten, ſo würde ich Ihnen raten, den Hamlet lieber ruhen zu laſſen. Wolf hat ihn früher öfter gegeben, und das weimariſche Theaterpublikum iſt gewöhnt, an den Geburtstagen unſerer Herrſchaften ſtets etwas Neues zu ſehen. Beſprechen Sie ſich doch mit Kanzler von Müller. Einige Tage nachher hatte ich die Ehre mit dem Herrn Kanzler — jetzigen Geheimen Rat — von Müller im Badeorte Berka bei Weimar zuſammen zu ſein, und demſelben meine Idee vorzutragen. Er ſowohl, wie der ebenfalls anweſende Herr Oberkonſiſtorialdirektor Peucer — Männer, die mich, ſo lange ich in Weimar geweſen, ſtets mit ihrem Rate wohlwollend unterſtützt haben — ſtimmten für den Hamlet, da es offenbar an guten neuen Sachen fehlte. Als ich Goethe hiervon in Kenntnis ſetzte, äußerte er ſich in merkwürdigen Worten: Freilich iſt die einzige Rede des Hamlet an die Schauſpieler mehr wert, als ein ganzes fünfaktiges Stück, wie es heut' geſchrieben wird. So bleiben Sie beim Hamlet. Die Aufführung fand aber erſt einige Tage ſpäter ſtatt, da die Ankunft der Sontag mit dem Einſtudieren der Oper: Der Barbier von Sevilla zuſammentraf, und dieſe Vorſtellung nun am 3. September zur Aufführung kam.

Der Hamlet fand lebhafte Teilnahme im Publikum. Goethe hatte der Vorſtellung nicht beigewohnt, ſich aber von ſeinem Sohne ~ darüber berichten laſſen, wonach er mir ſpäter äußerte: Ich konnte es erwarten, daß Durand in der Rolle des Hamlet gut ſein würde. Laſſen

Sie ihn gelegentlich doch auch einmal den ſtandhaften Prinzen ſpielen. In beiden Rollen exzellierte auch Wolff.

[2442.] September. H. v. Bülow.

Eckermann ~ erzählte ~, Goethe habe ihm folgendes über die *Sängerin Henriette* Sontag geäußert: Als ich weg hatte, wes Geiſtes Kind ſie ſei und mich genügend über den Ungeſchmack des Publikums geärgert, nahm ich meine beiden Enkel, trotz ihres Widerſtrebens, jeden an eine Hand und führte ſie zur Loge hinaus, gleichwie Loth nach Verwandlung ſeiner Frau vor Sodom und Gomorra ſeine beiden Töchter hinwegführte.

[2443.] September 17. A. v. Goethe an E. v. Schiller.

Mein Vater iſt ſeit geſtern über das Bevorſtehende* ſo ergriffen, daß ich für ſeine Geſundheit fürchtete. Heute früh 6 Uhr ließ er mich kommen, um mir mit Tränen zu eröffnen, daß es ihm unmöglich ſei, dem heutigen feierlichen Akte ſelbſt beizuwohnen. Ich vertrete ihn daher.

[2444.] September 18. A. Stahr.

Einſtmals am Geburtstag eines ſeiner Enkel ſpielte eine Knabenſchar, unter der ſich auch der junge Kräuter befand, ihr Räuber- und Soldatenſpiel. Der Räuberhauptmann war eben gefangen und in eine Kammer des Gartenhauſes geſperrt, als der alte Goethe, damals faſt ein Achtzigjähriger, zu den Knaben hinaustrat. Was ſeid ihr? fragte er die nächſten. Räuber! Wo iſt euer Hauptmann? — Gefangen! — Und ihr ſchämt euch nicht euern Hauptmann im Gefängnis zu laſſen, ſtatt ihn zu befreien? — Ja, aber die andern haben die Türe zugeſchloſſen! — Iſt das ein Hindernis für ordentliche Kerls, die ihren Hauptmann befreien wollen? Und ſo von ihm ermutigt, ſtieß die Jüngerſchaft mit lautem Hurra die Türe ein und holte den Gefangenen heraus, während der alte Herr zufrieden lächelnd in ſein Grübelſtübchen zurückkehrte.

[2445.] September 23. J. K. L. v. Schorn an S. Boiſſerée.

Goethe war ~ über den Tod des hieſigen Bibliothekars Güldenapfel ſehr betrübt; daher hielt es der Kanz-

* Beiſetzung von Schillers Schädel auf der Bibliothek.

ler *von Müller* für beſſer, erſt am Samstag zu ihm zu gehen. Ich zähle die halbe Stunde, die ich bei ihm war, zu den ſchönſten meines Lebens und werde nie vergeſſen, wie er uns mitten in der Stube empfing, wie grandios er ausſah. Er ſcheint ſehr wohl zu ſein, bis auf ein kleines Pflaſter, das er noch am Halſe trägt. Ich ſagte ihm gleich Empfehlungen von Dir, er erkundigte ſich nach Deiner Geſundheit und äußerte ſich über die ſchöne Aufſtellung Eurer Bilder in dem gegenwärtigen Verhältnis. Dann kam das Geſpräch auf Martius und England, wo ich ihm viel von den Elginſchen Marmoren und den Kartons zu Hampton Court *von Raffael* erzählen mußte. Als wir dann von den Carſtensſchen Handzeichnungen redeten und ich die Herausgabe von Umriſſen danach wünſchte, beſonders für Künſtler, meinte er: Nun, ſie haben ja dort Moſen und die Propheten, da brauchen ſie dergleichen nicht. Dadurch gerieten wir auf die Münchner Zuſtände und Sammlungen, er zeigte mir durch dieſe Veranlaſſung ſeine hübſchen Bronzen; auch die Nachbildung von Leybolds Zeichnung mußte ich ſehen und ſein Büſtenkabinett, aus welchem er von mir Abſchied nahm, weil andere ſchon auf Audienz warteten. Er hatte etwas ſehr Mildes und Freundliches und das Majeſtätiſche ſeines Geſichts und ſeiner Augen imponierte dadurch um ſo mehr, daß es zugleich Zutrauen und Wohlwollen einflößte.

[2446.] September 29. F. Grillparzer.

Endlich kam ich nach Weimar und kehrte in dem damals in ganz Deutſchland bekannten Gaſthofe Zum Elefanten, gleichſam dem Vorzimmer zu Weimars lebender Walhalla, ein. Von da ſandte ich den Kellner mit meiner Karte zu Goethe und ließ anfragen, ob ich ihm aufwarten dürfe. Der Kellner brachte die Antwort zurück: Der Herr Geheimrat habe Gäſte bei ſich und könne mich daher jetzt nicht ſehen. Er erwarte mich für den Abend zum Tee. ~

Gegen Abend ging ich zu Goethe. Ich fand im Salon eine ziemlich große Geſellſchaft, die des noch nicht ſichtbar gewordenen Herrn Geheimrats wartete. Da ſich darunter — und das waren eben die Gäſte, die Goethe mittags bei ſich hatte — ein Hofrat Jakob ~ mit ſeiner ebenſo jungen als ſchönen, und ebenſo ſchönen als gebildeten Tochter befand, derſelben, die ſich ſpäter unter

dem Namen Talvj einen literariſchen Ruf gemacht hat, ſo verlor ſich bald meine Bangigkeit, und ich vergaß im Geſpräche mit dem liebenswürdigen Mädchen beinahe, daß ich bei Goethe war. Endlich öffnete ſich eine Seitentüre und er ſelbſt trat ein. Schwarz gekleidet, den Ordensſtern auf der Bruſt, gerader, beinahe ſteifer Haltung, trat er unter uns, wie ein Audienz gebender Monarch. Er ſprach mit dieſem und jenem ein paar Worte und kam endlich auch zu mir, der ich an der entgegengeſetzten Seite des Zimmers ſtand. Er fragte mich, ob bei uns die italieniſche Literatur ſehr betrieben werde? Ich ſagte ihm der Wahrheit gemäß, die italieniſche Sprache ſei allerdings ſehr verbreitet, da alle Angeſtellten ſie vorſchriftsmäßig erlernen müßten. Die italieniſche Literatur dagegen werde völlig vernachläſſigt, und man wende ſich aus Modeton vielmehr der engliſchen zu, welche bei aller Vortrefflichkeit doch eine Beimiſchung von Derbheit habe, die für den gegenwärtigen Zuſtand der deutſchen Kultur, vornehmlich der poetiſchen, mir nichts weniger als förderlich ſcheine. Ob ihm dieſe meine Äußerung gefallen habe oder nicht, kann ich nicht wiſſen, glaube aber faſt letzteres, da gerade damals die Zeit ſeines Briefwechſels mit Lord Byron war. Er entfernte ſich von mir, ſprach mit andern, kam wieder zu mir zurück, redete, ich weiß nicht mehr von was, entfernte ſich endlich, und wir waren entlaſſen.

Ich geſtehe, daß ich mit einer höchſt unangenehmen Empfindung in mein Gaſthaus zurückkehrte. Nicht als wäre meine Eitelkeit beleidigt geweſen, Goethe hatte mich im Gegenteile freundlicher und aufmerkſamer behandelt, als ich vorausſetzte. Aber das Ideal meiner Jugend, den Dichter des Fauſt, Clavigo und Egmont als ſteifen Miniſter zu ſehen, der ſeinen Gäſten den Tee geſegnete, ließ mich aus all meinen Himmeln herabfallen. Wenn er mir Grobheiten geſagt und mich zur Türe hinausgeworfen hätte, wäre es mir faſt lieber geweſen. Ich bereute faſt, nach Weimar gegangen zu ſein.

[2447.] Oktober 1. F. Grillparzer.

Während wir den Beſuch einzelner Merkwürdigkeiten Weimars verabredeten, und Kanzler Müller, der meine Herabſtimmung bemerkt haben mochte, mir verſicherte, die Steifheit Goethes ſei nichts als eigene Ver-

legenheit, ſo oft er mit einem Fremden das erſtemal zuſammentreffe, trat der Kellner ein und brachte eine Karte mit der Einladung zum Mittagmahl bei Goethe für den nächſtfolgenden Tag. Ich mußte daher meinen Aufenthalt verlängern, und beſtellte die bereits für morgen beſprochenen Pferde ab. ~

Endlich kam der verhängnisvolle Tag mit ſeiner Mittagsſtunde, und ich ging zu Goethe. Die außer mir geladenen Gäſte waren ſchon verſammelt, und zwar ausſchließlich Herren, da die liebenswürdige Talvj ſchon am Morgen nach jenem Teeabende mit ihrem Vater abgereiſt, und Goethes Schwiegertochter, die mir mit ihrer früh geſchiedenen Tochter ſpäter ſo wert geworden iſt, damals von Weimar abweſend war. Als ich im Zimmer vorſchritt, kam mir Goethe entgegen und war ſo liebenswürdig und warm, als er neulich ſteif und kalt geweſen war. Das Innerſte meines Weſens begann ſich zu bewegen. Als es aber zu Tiſch ging und der Mann, der mir die Verkörperung der deutſchen Poeſie, der mir in der Entfernung und dem unermeßlichen Abſtande beinahe zu einer mythiſchen Perſon geworden war, meine Hand ergriff, um mich ins Speiſezimmer zu führen, da kam einmal wieder der Knabe in mir zum Vorſchein und ich brach in Tränen aus. Goethe gab ſich alle Mühe, um meine Albernheit zu maskieren. Ich ſaß bei Tiſch an ſeiner Seite, und er war ſo heiter und geſprächig, als man ihn, nach ſpäterer Verſicherung der Gäſte, ſeit langem nicht geſehen hatte. Das von ihm belebte Geſpräch ward allgemein. Goethe wandte ſich aber auch oft einzeln zu mir. Was er aber ſprach, außer einem guten Spaß über Müllners Mitternachtsblatt, weiß ich nicht mehr. Ich habe leider über dieſe Reiſe nichts aufgeſchrieben. ~ Von den Tiſch-Ereigniſſen iſt mir nur noch als charakteriſtiſch erinnerlich, daß ich im Eifer des Geſpräches nach löblicher Gewohnheit in dem neben mir liegenden Brot krümelte und dadurch unſchöne Broſamen erzeugte. Da tippte denn Goethe mit dem Finger auf jedes einzelne und legte ſie auf ein regelmäßiges Häufchen zuſammen. Spät erſt bemerkte ich es und unterließ dann meine Handarbeit.

Beim Abſchied forderte mich Goethe auf, des nächſten Vormittags zu kommen, um mich zeichnen zu laſſen. Er hatte nämlich die Gewohnheit, alle jene von ſeinen

Beſuchern, die ihn intereſſierten, von einem eigens dazu beſtellten Zeichner in ſchwarzer Kreide porträtieren zu laſſen. Dieſe Bildniſſe wurden in einen Rahmen, der zu dieſem Zwecke im Beſuchszimmer hing, eingefügt und allwöchentlich der Reihe nach gewechſelt. Mir wurde auch dieſe Ehre zuteil.

[2448.] Oktober 2. F. Grillparzer.

Als ich mich des andern Vormittags einſtellte, war der Maler noch nicht gekommen. Man wies mich daher zu Goethe, der in ſeinem Hausgärtchen auf und nieder ging. Nun wurde mir die Urſache ſeiner ſteifen Körperhaltung gegenüber von Fremden klar. Das Alter war nicht ſpurlos an ihm vorübergegangen. Wie er ſo im Gärtchen hinſchritt, bemerkte man wohl ein gedrücktes Vorneigen des Oberleibs mit Kopf und Nacken. Das wollte er nun vor Fremden verbergen, und daher jenes gezwungene Emporrichten, das eine unangenehme Wirkung machte. Sein Anblick in dieſer natürlichen Stellung, mit einem langen Hausrock bekleidet, ein kleines Schirmkäppchen auf den weißen Haaren, hatte etwas unendlich Rührendes. Er ſah halb wie ein König aus und halb wie ein Vater. Wir ſprachen im Auf- und Niedergehen.

Er erwähnte meiner Sappho, die er zu billigen ſchien, worin er freilich gewiſſermaßen ſich ſelbſt lobte, denn ich hatte ſo ziemlich mit ſeinem Kalbe gepflügt. Als ich meine vereinzelte Stellung in Wien beklagte, ſagte er, was wir ſeitdem gedruckt von ihm geleſen haben: daß der Menſch nur in Geſellſchaft Gleicher oder Ähnlicher wirken könne. Wenn er und Schiller das geworden wären, als was die Welt ſie anerkennt, verdankten ſie es großenteils dieſer fördernden und ſich ergänzenden Wechſelwirkung. Inzwiſchen kam der Maler. Wir gingen ins Haus und ich wurde gezeichnet. Goethe war in ſein Zimmer gegangen, von wo er von Zeit zu Zeit herauskam und ſich von den Fortſchritten des Bildes überzeugte, mit dem er nach der Vollendung zufrieden war. Nach Verabſchiedung des Malers ließ Goethe durch ſeinen Sohn mehrere Schauſtücke von ſeinen Schätzen herbeibringen.

Da war ſein Briefwechſel mit Lord Byron; alles, was ſich auf ſeine Bekanntſchaft mit der Kaiſerin und dem Kaiſer von Öſterreich in Karlsbad bezog; endlich das

kaiſerlich öſterreichiſche Privilegium gegen den Nachdruck für ſeine geſammelten Werke. Auf letzteres ſchien er große Stücke zu halten, entweder weil ihm die konſervative Haltung Öſterreichs gefiel, oder, im Abſtich der ſonſtigen literariſchen Vorgänge in dieſem Lande, als Kurioſum. Dieſe Schätze waren, halb orientaliſch, jedes Zuſammengehörige einzeln, in ein ſeidenes Tuch eingeſchlagen, und Goethe benahm ſich ihnen gegenüber mit einer Art Ehrfurcht. Endlich wurde ich aufs liebevollſte entlaſſen.

Im Laufe des Tages forderte mich Kanzler Müller auf, gegen Abend Goethe zu beſuchen. Ich würde ihn allein treffen und mein Beſuch ihm durchaus nicht unangenehm ſein. Erſt ſpäter fiel mir auf, daß Müller das nicht ohne Goethes Vorwiſſen geſagt haben konnte.

Nun begab ſich meine zweite Weimarſche Dummheit. Ich fürchtete mich, mit Goethe einen ganzen Abend allein zu ſein, und ging, nach manchem Wanken und Schwanken, nicht hin.

[2449.] Oktober. F. Grillparzer.

Als ich am vierten Tage meines Aufenthaltes von Goethe Abſchied nahm, war er freundlich, aber abgekühlt. Er wunderte ſich, daß ich ſchon ſo früh Weimar verlaſſe und fügte hinzu, daß, wenn ich ſpäter von mir Nachricht geben wolle, es ſie ſämtlich erfreuen werde. Alſo ſie in vielfacher Zahl, nicht ihn. Er iſt mir auch in der Folge nicht gerecht geworden, inſofern ich mich nämlich denn doch, trotz allem Abſtande, für den Beſten halte, der nach ihm und Schiller gekommen iſt. Daß das alles meine Liebe und Ehrfurcht für ihn nicht vermindert hat, brauche ich wohl nicht zu ſagen.

Am Tage meiner Abreiſe gab mir das ſämtliche Weimar einen Abſchiedsſchmaus im Schützenhauſe, zu dem Goethe auch ſeinen Sohn hinausgeſchickt hatte.

[2450.] (November.) Nach F. v. Elsholtz.

Nach ~ Äußerung *Goethes über Elsholtz Luſtſpiel Die Hofdame* ſollte der, gegen das Band der Ehe mit Abneigung erfüllte, fürſtliche Bräutigam durch eine frühere unglückliche Leidenſchaft, deren Gegenſtand ihn grauſam betrog, in dieſe Stimmung verſetzt und zu einem

allgemeinen Mißtrauen gegen die Weiber geführt worden ſein, damit ſeiner Gleichgültigkeit gegen die Fürſtin eine Art von Entſchuldigung zur Seite ſtehe und beſonders von dem weiblichen Zuſchauerperſonal, welches nach Goethes eigenem Ausdruck, immer gern ſehe, daß man verliebt ſei, oder geweſen ſei, die Härte und Rückſichtsloſigkeit des angehenden Eheherrn mit milderen Augen möge betrachtet werden.

So ſchön und zart aber dieſer Vorſchlag, auf den erſten Blick, alles zu vermitteln und das Anſtößige auszugleichen verſprach, ſo ſchien derſelbe doch bei näherer Betrachtung weder mit dem urſprünglichen Sinn des Stückes vereinbar, noch auch, ohne den ganzen Bau über den Haufen zu werfen, zur Ausführung geeignet, demnach denn der Verfaſſer dem peinlichen Dilemma ſich gegenüber fand: entweder den Forderungen ehrfurchtsvoller Pietät oder der eigenen Überzeugung untreu werden zu müſſen; alsbald aber ſeiner Beſtürzung und Ratloſigkeit durch den trefflichen Kanzler von Müller entzogen ward, welcher mit Weſen und Geſinnung ſeines hohen Freundes genauer bekannt, für unumwundene Darlegung ſich ausſprach, der denn auch ſofort Raum gegeben und, wie die nachſtehende Erwiderung beweiſt, eine Aufnahme zuteil ward, allein hinreichend jenen Stimmen der Scheelſucht und Böswilligkeit zu begegnen, denen, in ihrer Ohnmacht gegen den Genius des Dichters, der Adel des Menſchen ſo oft zur Zielſcheibe gedient.

[2451.] November 8. Eckermann.

Goethe ſprach heute abermals mit Bewunderung über Lord Byron. Ich habe, ſagte er, ſeinen Deformed Transformed wieder geleſen und muß ſagen, daß ſein Talent mir immer größer vorkommt. Sein Teufel iſt aus meinem Mephiſtopheles hervorgegangen, aber es iſt keine Nachahmung, es iſt alles durchaus originell und neu, und alles knapp, tüchtig und geiſtreich. Es iſt keine Stelle darin, die ſchwach wäre, nicht ſo viel Platz um den Knopf einer Nadel hinzuſetzen, wo man nicht auf Erfindung und Geiſt träfe. Ihm iſt nichts im Wege als das Hypochondriſche und Negative, und er wäre ſo groß wie Shakeſpeare und die Alten. Ich wunderte mich. Ja, ſagte Goethe, Sie können es mir glauben, ich habe ihn

von neuem ſtudiert und muß ihm dies immer mehr zugeſtehen.

In einem früheren Geſpräche äußerte Goethe: Lord Byron habe zu viel Empirie.

[2452.] November 11. Jenny v. Pappenheim. (Frau v. Guſtedt.)

Im November 1826 kam ich nach Weimar zurück. Schüchtern, mit hochklopfendem Herzen erſchien ich vor Goethe, der mich und meine Mutter im Aldobrandinizimmer mit großer Freundlichkeit empfing. Ich ſehe ihn noch vor mir: nicht allzu groß und doch größer erſcheinend, als andere, mit jener Jupiterſtirn, die ich am vollendetſten in der von Bettina gezeichneten Statue wiederfinde, die unſer *Weimarer* Muſeum ſchmückt, während ſeine Augen durch Stieler am beſten wiedergegeben ſind. Auch mich ſehe ich noch im roſa Kleid und grünem Spenzer unter einem großen, runden Hut, heiß errötend bei ſeinem kräftigen Händedruck. Ich brachte keinen Ton über die Lippen, obgleich er mich, wie er es gern bei jungen Mädchen tat, mit: Frauenzimmerchen und: mein ſchönes Kind ermutigte; erſt als er lächelnd ſagte: Die Augen werden viel Unheil anrichten, ermannte ich mich zu der verwunderten Frage: Warum denn gerade Unheil?

[2453.] November 29. Eckermann.

Lord Byrons Deformed Transformed hatte ich nun auch geleſen und ſprach mit Goethe darüber nach Tiſch.

Nicht wahr, ſagte er, die erſten Szenen ſind groß und zwar poetiſch groß. Das übrige, wo es auseinander und zur Belagerung Roms geht, will ich nicht als poetiſch rühmen, allein man muß geſtehen, daß es geiſtreich iſt.

Im höchſten Grade, ſagte ich; aber es iſt keine Kunſt geiſtreich zu ſein, wenn man vor nichts Reſpekt hat.

Goethe lachte. Sie haben nicht ganz unrecht, ſagte er; man muß freilich zugeben, daß der Poet mehr ſagt als man möchte; er ſagt die Wahrheit, allein es wird einem nicht wohl dabei, und man ſähe lieber, daß er den Mund hielte. Es gibt Dinge in der Welt, die der Dichter beſſer überhüllet als aufdeckt; doch dies iſt eben Byrons Charakter, und man würde ihn vernichten, wenn man ihn anders wollte.

Ja, ſagte ich, im höchſten Grade geiſtreich iſt er. Wie trefflich iſt z. B. dieſe Stelle:

> The Devil speaks truth much oftener than he's deemed,
> He hath an ignorant audience.

Das iſt freilich ebenſo groß und frei als mein Mephiſtopheles irgend etwas geſagt hat.

Da wir vom Mephiſtopheles reden, fuhr Goethe fort, ſo will ich Ihnen doch etwas zeigen, was Coudray von Paris mitgebracht hat. Was ſagen Sie dazu?

Er legte mir einen Steindruck vor, die Szene darſtellend, wo Fauſt und Mephiſtopheles, um Gretchen aus dem Kerker zu befreien, in der Nacht auf zwei Pferden an einem Hochgerichte vorbeiſauſen. Fauſt reitet ein ſchwarzes, das im geſtreckteſten Galopp ausgreift und ſich ſo wie ſein Reiter von den Geſpenſtern unter dem Galgen zu fürchten ſcheint. Sie reiten ſo ſchnell, daß Fauſt Mühe hat, ſich zu halten; die ſtark entgegenwirkende Luft hat ſeine Mütze entführt, die, von dem Sturmriemen am Halſe gehalten, weit hinter ihm herfliegt. Er hat ſein furchtſam fragendes Geſicht dem Mephiſtopheles zugewendet und lauſcht auf deſſen Worte. Dieſer ſitzt ruhig, unangefochten, wie ein höheres Weſen. Er reitet kein lebendiges Pferd; denn er liebt nicht das Lebendige. Auch hat er es nicht vonnöten, denn ſchon ſein Wollen bewegt ihn in der gewünſchteſten Schnelle. Er hat bloß ein Pferd, weil er einmal reitend gedacht werden muß, und da genügte es ihm, ein bloß noch in der Haut zuſammenhängendes Gerippe vom erſten beſten Anger aufzuraffen. Es iſt heller Farbe und ſcheint in der Dunkelheit der Nacht zu phosphoreszieren. Es iſt weder gezügelt noch geſattelt, es geht ohne das. Der überirdiſche Reiter ſitzt leicht und nachläſſig, im Geſpräch zu Fauſt gewendet; das entgegenwirkende Element der Luft iſt für ihn nicht da; er wie ſein Pferd empfinden nichts, es wird ihnen kein Haar bewegt.

Wir hatten an dieſer geiſtreichen Kompoſition große Freude. Da muß man doch geſtehen, ſagte Goethe, daß man es ſich ſelbſt nicht ſo vollkommen gedacht hat. Hier haben Sie ein anderes Blatt, was ſagen Sie zu dieſem?

Die wilde Trinkſzene in Auerbachs Keller ſah ich dargeſtellt und zwar, als Quinteſſenz des Ganzen, den bedeutendſten Moment, wo der verſchüttete Wein als

Flamme auflodert und die Beſtialität der Trinkenden ſich auf die verſchiedenſte Weiſe kund gibt. Alles iſt Leidenſchaft und Bewegung, und nur Mephiſtopheles bleibt in der gewohnten heiteren Ruhe. Das wilde Fluchen und Schreien und das gezückte Meſſer des ihm zunächſt Stehenden ſind ihm nichts. Er hat ſich auf eine Tiſchecke geſetzt und baumelt mit den Beinen; ſein aufgehobener Finger iſt genug, um Flamme und Leidenſchaft zu dämpfen.

Je mehr man dieſes treffliche Bild betrachtete, deſto mehr fand man den großen Verſtand des Künſtlers, der keine Figur der anderen gleich machte und in jeder eine andere Stufe der Handlung darſtellte.

Herr Delacroix, ſagte Goethe, iſt ein großes Talent, das gerade am Fauſt die rechte Nahrung gefunden hat. Die Franzoſen tadeln an ihm ſeine Wildheit, allein hier kommt ſie ihm recht zuſtatten. Er wird, wie man hofft, den ganzen Fauſt durchführen, und ich freue mich beſonders auf die Hexenküche und die Brockenſzenen. Man ſieht ihm an, daß er das Leben recht durchgemacht hat, wozu ihm denn eine Stadt wie Paris die beſte Gelegenheit geboten.

Ich machte bemerklich, daß ſolche Bilder zum beſſeren Verſtehen des Gedichts ſehr viel beitrügen. Das iſt keine Frage, ſagte Goethe; denn die vollkommenere Einbildungskraft eines ſolchen Künſtlers zwingt uns, die Situationen ſo gut zu denken, wie er ſie ſelber gedacht hat. Und wenn ich nun geſtehen muß, daß Herr Delacroix meine eigene Vorſtellung bei Szenen übertroffen hat, die ich ſelber gemacht habe, um wieviel mehr werden nicht die Leſer alles lebendig und über ihre Imagination hinausgehend finden!

[2454.] Dezember 11. Eckermann.

Ich fand Goethe in einer ſehr heiter aufgeregten Stimmung. Alexander von Humboldt iſt dieſen Morgen einige Stunden bei mir geweſen, ſagte er mir ſehr belebt entgegen. Was iſt das für ein Mann! Ich kenne ihn ſo lange und doch bin ich von neuem über ihn in Erſtaunen. Man kann ſagen, er hat an Kenntniſſen und lebendigem Wiſſen nicht ſeinesgleichen. Und eine Vielſeitigkeit, wie ſie mir gleichfalls noch nicht vorgekommen iſt! Wohin man rührt, er iſt überall zu Hauſe und überſchüttet uns mit geiſtigen Schätzen. Er gleicht einem

Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht, und wo es uns immer erquicklich und unerſchöpflich entgegenſtrömt. Er wird einige Tage hier bleiben, und ich fühle ſchon, es wird mir ſein als hätte ich Jahre verlebt.

[2455.] Dezember 13. Eckermann.

Über Tiſch lobten die Frauen ein Porträt eines jungen Malers. Und was bewundernswürdig iſt, fügten ſie hinzu, er hat alles von ſelbſt gelernt. Dieſes merkte man denn auch beſonders an den Händen, die nicht richtig und kunſtgemäßig gezeichnet waren.

Man ſieht, ſagte Goethe, der junge Mann hat Talent; allein, daß er alles von ſelbſt gelernt hat, deswegen ſoll man ihn nicht loben, ſondern ſchelten. Ein Talent wird nicht geboren, um ſich ſelbſt überlaſſen zu bleiben, ſondern ſich zur Kunſt und guten Meiſtern zu wenden, die denn etwas aus ihm machen. Ich habe dieſer Tage einen Brief von Mozart geleſen, wo er einen Baron, der ihm Kompoſitionen zugeſendet hatte, etwa folgendes ſchreibt: Euch Dilettanten muß man ſchelten; denn es finden bei Euch gewöhnlich zwei Dinge ſtatt: entweder Ihr habt keine eigene Gedanken, und da nehmt Ihr fremde; oder wenn Ihr eigene Gedanken habt, ſo wißt Ihr nicht damit umzugehen. Iſt das nicht himmliſch? Und gilt dieſes große Wort, was Mozart von der Muſik ſagt, nicht von allen übrigen Künſten?

Goethe fuhr fort: Lenardo da Vinci ſagt: Wenn in euerem Sohne nicht der Sinn ſteckt, dasjenige, was er zeichnet, durch kräftige Schattierung ſo herauszuheben, daß man es mit Händen greifen möchte, ſo hat er kein Talent.

Und ferner ſagt Lenardo da Vinci: Wenn euer Sohn Perſpektive und Anatomie völlig innehat, ſo tut ihn zu einem guten Meiſter.

Und jetzt, ſagte Goethe, verſtehen unſere jungen Künſtler beides kaum, wenn ſie ihre Meiſter verlaſſen. So ſehr haben ſich die Zeiten geändert.

Unſeren jungen Malern, fuhr Goethe fort, fehlt es an Gemüt und Geiſt; ihre Erfindungen ſagen nichts und wirken nichts: ſie malen Schwerter, die nicht hauen, und Pfeile, die nicht treffen, und es dringt ſich mir oft auf, als wäre aller Geiſt aus der Welt verſchwunden.

Und doch, verſetzte ich, ſollte man glauben, daß die großen kriegeriſchen Ereigniſſe der letzten Jahre den Geiſt aufgeregt hätten.

Mehr Wollen, ſagte Goethe, haben ſie aufgeregt als Geiſt, und mehr politiſchen Geiſt als künſtleriſchen, und alle Naivetät und Sinnlichkeit iſt dagegen gänzlich verloren gegangen. Wie will aber ein Maler ohne dieſe beiden großen Erforderniſſe etwas machen, woran man Freude haben könnte!

Ich ſagte, daß ich dieſer Tage in ſeiner Italieniſchen Reiſe von einem Bilde Correggios geleſen, welches eine Entwöhnung darſtellt, wo das Kind Chriſtus auf dem Schoße der Maria zwiſchen der Mutterbruſt und einer hingereichten Birne in Zweifel kommt und nicht weiß, welches von beiden es wählen ſoll.

Ja, ſagte Goethe, das iſt ein Bildchen! Da iſt Geiſt, Naivetät, Sinnlichkeit, alles beieinander. Und der heilige Gegenſtand iſt allgemein menſchlich geworden und gilt als Symbol für eine Lebensſtufe, die wir alle durchmachen. Ein ſolches Bild iſt ewig, weil es in die früheſten Zeiten der Menſchheit zurück- und in die künftigſten vorwärtsgreift. Wollte man dagegen den Chriſtus malen, wie er die Kindlein zu ſich kommen läßt, ſo wäre das ein Bild, welches gar nichts zu ſagen hätte, wenigſtens nichts von Bedeutung.

Ich habe nun, fuhr Goethe fort, der deutſchen Malerei über funfzig Jahre zugeſehen, ja nicht bloß zugeſehen, ſondern auch von meiner Seite einzuwirken geſucht, und kann jetzt ſo viel ſagen, daß, ſo wie alles jetzt ſteht, wenig zu erwarten iſt. Es muß ein großes Talent kommen, welches ſich alles Gute der Zeit ſogleich aneignet und dadurch alles übertrifft. Die Mittel ſind alle da, und die Wege gezeigt und gebahnt. Haben wir doch jetzt ſogar auch die Phidiaſſe vor Augen, woran in unſerer Jugend nicht zu denken war. Es fehlt jetzt, wie geſagt, weiter nichts als ein großes Talent, und dieſes, hoffe ich, wird kommen; es liegt vielleicht ſchon in der Wiege und Sie können ſeinen Glanz noch erleben.

[2456.] Dezember 20. Eckermann.

Ich erzählte Goethen nach Tiſch, daß ich eine Entdeckung gemacht, die mir viele Freude gewähre. Ich hätte nämlich an einer brennenden Wachskerze bemerkt,

daß der durchſichtige untere Teil der Flamme dasſelbe Phänomen zeige, als wodurch der blaue Himmel entſtehe, indem nämlich die Finſternis durch ein erleuchtetes Trübe geſehen werde.

Ich fragte Goethe, ob er dieſes Phänomen der Kerze kenne und in ſeiner Farbenlehre aufgenommen habe. Ohne Zweifel, ſagte er. Er nahm einen Band der Farbenlehre herunter und las mir die Paragraphen, wo ich denn alles beſchrieben fand, wie ich es geſehen. Es iſt mir ſehr lieb, ſagte er, daß Ihnen dieſes Phänomen aufgegangen iſt, ohne es aus meiner Farbenlehre zu kennen; denn nun haben Sie es begriffen und können ſagen, daß Sie es beſitzen. Auch haben Sie dadurch einen Standpunkt gefaßt, von welchem aus Sie zu den übrigen Phänomenen weiter gehen werden. Ich will Ihnen jetzt ſogleich ein neues zeigen.

Es mochte etwa 4 Uhr ſein; es war ein bedeckter Himmel und im erſten Anfangen der Dämmerung. Goethe zündete ein Licht an und ging damit in die Nähe des Fenſters zu einem Tiſche. Er ſetzte das Licht auf einen weißen Bogen Papier und ſtellte ein Stäbchen darauf, ſo daß der Schein des Kerzenlichts vom Stäbchen aus einen Schatten warf nach dem Lichte des Tages zu. Nun, ſagte Goethe, was ſagen Sie zu dieſem Schatten? — Der Schatten iſt blau, antwortete ich. — Da hätten Sie alſo das Blaue wieder, ſagte Goethe; aber auf dieſer andern Seite des Stäbchens nach der Kerze zu, was ſehen Sie da? — Auch einen Schatten. — Aber von welcher Farbe? — Der Schatten iſt ein rötliches Gelb, antwortete ich; doch wie entſteht dieſes doppelte Phänomen? — Das iſt nun Ihre Sache, ſagte Goethe; ſehen Sie zu, daß Sie es herausbringen. Zu finden iſt es, aber es iſt ſchwer. Sehen Sie nicht früher in meiner Farbenlehre nach, als bis Sie die Hoffnung aufgegeben haben, es ſelber herauszubringen. Ich verſprach dieſes mit vieler Freude.

Das Phänomen am untern Teile der Kerze, fuhr Goethe fort, wo ein durchſichtiges Helle vor die Finſternis tritt und die blaue Farbe hervorbringt, will ich Ihnen jetzt in vergrößertem Maße zeigen. Er nahm einen Löffel, goß Spiritus hinein und zündete ihn an. Da entſtand denn wieder ein durchſichtiges Helle, wodurch die Finſternis blau erſchien. Wendete ich den brennenden Spiritus vor die Dunkelheit der Nacht, ſo nahm die Bläue an

Kräftigkeit zu; hielt ich ihn gegen das Helle, ſo ſchwächte ſie ſich oder verſchwand gänzlich.

Ich hatte meine Freude an dem Phänomen, Ja, ſagte Goethe, das iſt eben das Große bei der Natur, daß ſie ſo einfach iſt, und daß ſie ihre größten Erſcheinungen immer im kleinen wiederholt. Dasſelbe Geſetz, wodurch der Himmel blau iſt, ſieht man ebenfalls an dem unteren Teil einer brennenden Kerze, am brennenden Spiritus, ſowie an dem erleuchteten Rauch, der von einem Dorfe aufſteigt, hinter welchem ein dunkles Gebirge liegt.

Aber wie erklären die Schüler von Newton dieſes höchſt einfache Phänomen? fragte ich.

Das müſſen Sie gar nicht wiſſen, antwortete Goethe. Es iſt gar zu dumm, und man glaubt nicht, welchen Schaden es einem guten Kopfe tut, wenn er ſich mit etwas Dummem befaßt. Bekümmern Sie ſich gar nicht um die Newtonianer, laſſen Sie ſich die reine Lehre genügen, und Sie werden ſich gut dabei ſtehen.

Die Beſchäftigung mit dem Verkehrten, ſagte ich, iſt vielleicht in dieſem Fall ebenſo unangenehm und ſchädlich, als wenn man ein ſchlechtes Trauerſpiel in ſich aufnehmen ſollte, um es nach allen ſeinen Teilen zu beleuchten und in ſeiner Blöße darzuſtellen.

Es iſt ganz dasſelbe, ſagte Goethe, und man ſoll ſich ohne Not nicht damit befaſſen. Ich ehre die Mathematik als die erhabenſte und nützlichſte Wiſſenſchaft, ſolange man ſie da anwendet, wo ſie am Platze iſt; allein ich kann nicht loben, daß man ſie bei Dingen mißbrauchen will, die gar nicht in ihrem Bereich liegen und wo die edle Wiſſenſchaft ſogleich als Unſinn erſcheint. Und als ob alles nur dann exiſtierte, wenn es ſich mathematiſch beweiſen läßt! Es wäre doch töricht, wenn jemand nicht an die Liebe ſeines Mädchens glauben wollte, weil ſie ihm ſolche nicht mathematiſch beweiſen kann! Ihre Mitgift kann ſie ihm mathematiſch beweiſen, aber nicht ihre Liebe. Haben doch auch die Mathematiker nicht die Metamorphoſe der Pflanze erfunden! Ich habe dieſes ohne die Mathematik vollbracht, und die Mathematiker haben es müſſen gelten laſſen. Um die Phänomene der Farbenlehre zu begreifen, gehört weiter nichts als ein reines Anſchauen und ein geſunder Kopf; allein beides iſt freilich ſeltener als man glauben ſollte.

Wie ſtehen denn die jetzigen Franzosen und Engländer zur Farbenlehre? fragte ich.

Beide Nationen, antwortete Goethe, haben ihre Avantagen und ihre Nachteile. Bei den Engländern iſt es gut, daß ſie alles praktiſch machen; aber ſie ſind Pedanten. Die Franzoſen ſind gute Köpfe; aber es ſoll bei ihnen alles poſitiv ſein, und wenn es nicht ſo iſt, ſo machen ſie es ſo. Doch ſind ſie in der Farbenlehre auf gutem Wege, und einer ihrer Beſten kommt nahe heran. Er ſagt: die Farbe ſei den Dingen angeſchaffen; denn wie es in der Natur ein Säurendes gebe, ſo gebe es auch ein Färbendes. Damit ſind nun freilich die Phänomene nicht erklärt, allein er ſpielt doch den Gegenſtand in die Natur hinein und befreit ihn von der Einſchränkung der Mathematik.

Die Berliner Zeitungen wurden gebracht, und Goethe ſetzte ſich, ſie zu leſen. Er reichte auch mir ein Blatt, und ich fand in den Theaternachrichten, daß man dort im Opernhauſe und königlichen Theater ebenſo ſchlechte Stücke gebe als hier.

Wie ſoll dies auch anders ſein, ſagte Goethe. Es iſt freilich keine Frage, daß man nicht mit Hilfe der guten engliſchen, franzöſiſchen und ſpaniſchen Stücke ein ſo gutes Repertoire zuſammenbringen ſollte, um jeden Abend ein gutes Stück geben zu können. Allein wo iſt das Bedürfnis in der Nation, immer ein gutes Stück zu ſehen? Die Zeit, in welcher Äſchylus, Sophokles und Euripides ſchrieben, war freilich eine ganz andere: ſie hatte den Geiſt hinter ſich und wollte nur immer das wirklich Größte und Beſte. Aber in unſerer ſchlechten Zeit, wo iſt denn da das Bedürfnis für das Beſte? Wo ſind die Organe, es aufzunehmen?

Und dann, fuhr Goethe fort, man will etwas Neues! In Berlin wie in Paris, das Publikum iſt überall dasſelbe! Eine Unzahl neuer Stücke wird jede Woche in Paris geſchrieben und auf die Theater gebracht, und man muß immer fünf bis ſechs durchaus ſchlechte aushalten, ehe man durch ein gutes entſchädigt wird.

Das einzige Mittel, um jetzt ein deutſches Theater oben zu halten, ſind Gaſtrollen. Hätte ich jetzt noch die Leitung, ſo ſollte der ganze Winter mit trefflichen Gaſtſpielern beſetzt ſein. Dadurch würden nicht allein alle guten Stücke immer wieder zum Vorſchein kommen,

ſondern das Intereſſe würde auch mehr von den Stücken ab auf das Spiel gelenkt; man könnte vergleichen und urteilen, das Publikum gewönne an Einſichten, und unſere eigenen Schauſpieler würden durch das bedeutende Spiel eines ausgezeichneten Gaſtes immer in Anregung und Nacheiferung erhalten. Wie geſagt: Gaſtrollen und immer Gaſtrollen, und Ihr ſolltet über den Nutzen erſtaunen, der daraus für Theater und Publikum hervorgehen würde.

Ich ſehe die Zeit kommen, wo ein geſcheiter, der Sache gewachſener Kopf vier Theater zugleich übernehmen und ſie hin und her mit Gaſtrollen verſehen wird, und ich bin gewiß, daß er ſich beſſer bei dieſen vieren ſtehen wird, als wenn er nur ein einziges hätte.

[2457.] Dezember 27. Eckermann.

Dem Phänomen des blauen und gelben Schattens hatte ich nun zu Hauſe fleißig nachgedacht, und wiewohl es mir lange ein Rätſel blieb, ſo ging mir doch bei fortgeſetztem Beobachten ein Licht auf, und ich ward nach und nach überzeugt, das Phänomen begriffen zu haben.

Heute bei Tiſch ſagte ich Goethen, daß ich das Rätſel gelöſt. Es wäre viel, ſagte Goethe; nach Tiſch ſollen Sie es mir machen. — Ich will es lieber ſchreiben, ſagte ich; denn zu einer mündlichen Auseinanderſetzung fehlen mir leicht die richtigen Worte. — Sie mögen es ſpäter ſchreiben, ſagte Goethe, aber heute ſollen Sie es mir erſt vor meinen Augen machen und mir mündlich demonſtrieren, damit ich ſehe, ob Sie im rechten ſind.

Nach Tiſch, wo es völlig helle war, fragte Goethe: Können Sie jetzt das Experiment machen? — Nein, ſagte ich. Warum nicht? fragte Goethe. Es iſt noch zu helle, antwortete ich; es muß erſt ein wenig Dämmerung eintreten, damit das Kerzenlicht einen entſchiedenen Schatten werfe; doch muß es noch helle genug ſein, damit das Tageslicht dieſen erleuchten könne. — Hm! ſagte Goethe, das iſt nicht unrecht.

Der Anfang der Abenddämmerung trat endlich ein, und ich ſagte Goethen, daß es jetzt Zeit ſei. Er zündete die Wachskerze an und gab mir ein Blatt weißes Papier und ein Stäbchen. Nun experimentieren und dozieren Sie! ſagte er.

Ich ſtellte das Licht auf den Tiſch in die Nähe des Fenſters, legte das Blatt Papier in die Nähe des Lichts,

und als ich das Stäbchen auf die Mitte des Papiers zwiſchen Tages- und Kerzenlicht ſetzte, war das Phänomen in vollkommener Schönheit da. Der Schatten nach dem Lichte zu zeigte ſich entſchieden gelb, der andere nach dem Fenſter zu vollkommen blau.

Nun, ſagte Goethe, wie entſteht zunächſt der blaue Schatten? — Ehe ich dieſes erkläre, ſagte ich, will ich das Grundgeſetz ausſprechen, aus dem ich beide Erſcheinungen ableite.

Licht und Finſternis, ſagte ich, ſind keine Farben, ſondern ſie ſind zwei Extreme, in deren Mitte die Farben liegen und entſtehen, und zwar durch eine Modifikation von beiden.

Den Extremen Licht und Finſternis zunächſt entſtehen die beiden Farben Gelb und Blau: die gelbe an der Grenze des Lichts, indem ich dieſes durch ein Getrübtes, die blaue an der Grenze der Finſternis, indem ich dieſe durch ein erleuchtetes Durchſichtiges betrachte.

Kommen wir nun, fuhr ich fort, zu unſerem Phänomen, ſo ſehen wir, daß das Stäbchen vermöge der Gewalt des Kerzenlichts einen entſchiedenen Schatten wirft. Dieſer Schatten würde als ſchwarze Finſternis erſcheinen, wenn ich die Läden ſchlöſſe und das Tageslicht abſperrte. Nun aber dringt durch die offenen Fenſter das Tageslicht frei herein und bildet ein erhelltes Medium, durch welches ich die Finſternis des Schattens ſehe, und ſo entſteht denn, dem Geſetz gemäß, die blaue Farbe. Goethe lachte. Das wäre der blaue, ſagte er; wie aber erklären Sie den gelben Schatten?

Aus dem Geſetz des getrübten Lichts, antwortete ich. Die brennende Kerze wirft auf das weiße Papier ein Licht, das ſchon einen leiſen Hauch vom Gelblichen hat. Der einwirkende Tag aber hat ſo viele Gewalt, um vom Stäbchen aus nach dem Kerzenlichte zu einen ſchwachen Schatten zu werfen, der, ſo weit er reicht, das Licht trübt, und ſo entſteht, dem Geſetz gemäß, die gelbe Farbe. Schwäche ich das Trübe, indem ich den Schatten dem Lichte möglichſt nahe bringe, ſo zeigt ſich ein reines Hellgelb; verſtärke ich aber das Trübe, indem ich den Schatten möglichſt vom Licht entferne, ſo verdunkelt ſich das Gelbe bis zum Rötlichen, ja Roten.

Goethe lachte wieder, und zwar ſehr geheimnisvoll. Nun, ſagte ich, habe ich recht? — Sie haben das Phäno-

men recht gut geſehen und recht hübſch ausgeſprochen, antwortete Goethe, aber Sie haben es nicht erklärt. Ihre Erklärung iſt geſcheit, ja ſogar geiſtreich, aber ſie iſt nicht die richtige.

Nun ſo helfen Sie mir, ſagte ich, und löſen Sie mir das Rätſel, denn ich bin nun im höchſten Grade ungeduldig. — Sie ſollen es erfahren, ſagte Goethe, aber nicht heute und nicht auf dieſem Wege. Ich will Ihnen nächſtens ein anderes Phänomen zeigen, durch welches Ihnen das Geſetz augenſcheinlich werden ſoll. Sie ſind nahe heran, und weiter iſt in dieſer Richtung nicht zu gelangen. Haben Sie aber das neue Geſetz begriffen, ſo ſind Sie in eine ganz andere Region eingeführt und über ſehr vieles hinaus. Kommen Sie einmal am Mittag bei heiterem Himmel ein Stündchen früher zu Tiſche, ſo will ich Ihnen ein deutlicher Phänomen zeigen, durch welches Sie dasſelbe Geſetz, welches dieſem zum Grunde liegt, ſogleich begreifen ſollen.

Es iſt mir ſehr lieb, fuhr er fort, daß Sie für die Farbe dieſes Intereſſe haben; es wird Ihnen eine Quelle von unbeſchreiblichen Freuden werden.

Nachdem ich Goethe am Abend verlaſſen, konnte ich den Gedanken an das Phänomen nicht aus dem Kopfe bringen, ſo daß ich ſogar im Traume damit zu tun hatte. Aber auch in dieſem Zuſtande ſah ich nicht klarer und kam der Löſung des Rätſels um keinen Schritt näher.

[2458.] Dezember. Eckermann.

Mit meinen naturwiſſenſchaftlichen Heften, ſagte Goethe vor einiger Zeit, gehe ich auch langſam fort. Nicht weil ich glaube, die Wiſſenſchaft noch jetzt bedeutend fördern zu können, ſondern der vielen angenehmen Verbindungen wegen, die ich dadurch unterhalte. Die Beſchäftigung mit der Natur iſt die unſchuldigſte. In äſthetiſcher Hinſicht iſt jetzt an gar keine Verbindung und Korreſpondenz zu denken. Da wollen ſie wiſſen, welche Stadt am Rhein bei meinem Hermann und Dorothea gemeint ſei. Als ob es nicht beſſer wäre, ſich jede beliebige zu denken. Man will Wahrheit, man will Wirklichkeit und verdirbt dadurch die Poeſie.

[2459.] (1826.) J. Schwabe.

Ich hatte eines Tages Gelegenheit, mit dem Staatsrat Vogel, der Goethes Leibarzt in deſſen letzten Lebens-

jahren war und von ihm hochgeſchätzt wurde, über Goethes Herzenseigenſchaften zu ſprechen. Er erzählte mir, daß Goethe, kurz nachdem Vogel ſein Arzt geworden, eines Tages zu ihm geſagt habe: Sie kommen als Arzt wohl oft in die Wohnungen des kleinen Mannes: Sollten Sie irgendwo gewahr werden, daß man einer durch Krankheit in unverſchuldete Not geratenen Familie durch etwas mehr, als ein gewöhnliches Almoſen aufhelfen könnte, ſo teilen Sie es mir mit. Ich bin in ſolchen Fällen gern zu helfen bereit, ſoweit ich es vermag. Kurz darauf war Vogel wieder bei Goethe und ſagte zu ihm: Exzellenz, ich komme ſoeben von einem Kranken, für den ich den von Ihnen ſo gütig angebotenen Beiſtand in Anſpruch nehmen möchte. Es iſt der Tiſchler N., ein fleißiger braver Mann, der ſeine zahlreiche Familie bisher redlich durchgebracht hat. Jetzt iſt er nach längerer Krankheit der Geneſung nahe, ſieht aber mit ſchwerer Sorge in die Zukunft, da er durch ſeine Krankheit in bittere Not geraten iſt. Schweigend ging Goethe an ſeinen Schreibtiſch, nahm eine Fünfzehntalerrolle heraus und legte ſie in Vogels Hand. Hier iſt, was ich geben kann, ſprach er, ich tue es aber mit der Bitte, daß weder der Tiſchler noch irgend jemand erfahre, wer der Geber iſt. Ihre Vermittlung werde ich Ihnen auch in Zukunft danken, aber ſtets in der Vorausſetzung, daß die Sache unter uns bleibt. Noch oft trat dieſe Vermittlung ein, und nie tat Vogel eine Fehlbitte, und die Gabe betrug nie weniger, meiſt aber mehr, als fünf Taler.

[2460.] (1826.) F. Förſter.

Da hat mir, ſagte Goethe, ein junger Maler aus Berlin, deſſen Name ihn ſchon zu Anſtrengungen für eine bedeutende Zukunft auffordert, er unterzeichnet ſich Leſſing, eine Landſchaft mit einer Staffage zugeſandt, welche ein entſchiedenes Talent verrät, für poetiſche Empfindung wie für Kompoſition und Ausführung, und dennoch befinde ich mich mit dem Künſtler ebenſowenig wie mit ſeinem Gemälde in Übereinſtimmung. Weshalb verlaſſen wir unſere enge Studierzelle oder den lärmenden Geſellſchaftsſaal und eilen aus dem dumpfen Gewühle der Stadt vor das Tor hinaus ins Freie? Wir ſuchen Erholung, Erheiterung, wollen einen friſchen Atemzug tun. Wohin führt uns nun aber Ihr Berliner Maler? In eine Winter-

landſchaft, und nicht etwa in eine jener heiteren holländiſchen, wo wir Damen und Herren ſich luſtig auf ſpiegelglatter Eisfläche ſchlittſchuhlaufend umhertummeln ſehen — o! ich ſelbſt war zu meiner Zeit ein tüchtiger Schlittſchuhläufer — nein! hier führt uns der Maler in eine Winterlandſchaft, in welcher ihm Eis und Schnee nicht genug zu ſein ſcheint; er überbietet, oder wir können ſagen: er überwintert den Winter noch durch die widerwärtigſten Zugaben. Da ſehen Sie einen, in warmen Tagen uns mit einem kühlen Labetrunk verſorgenden Brunnen, aus deſſen Löwen- oder Drachenrachen das feſtgefrorene Waſſer wie eine Zunge von Eis heraushängt, feſt an den Boden angefroren. Dann weiter: dunkle Tannen, deren Zweige unter der Laſt des Schnees brechen; ich ſehe ſie lieber auf dem Weihnachtstiſche mit hellen Lichtern beſteckt, von frohen Kindergeſichtern umgeben. Und nun die Staffage: ein Zug von Mönchen, noch dazu Barfüßer, im Schnee, gibt einem abgeſchiedenen Bruder, der im Sarge liegend auf ſchwarzbehangener Bahre nach der Gruft in einem verfallenen Kloſter getragen wird, das Geleit. Das ſind lauter Negationen des Lebens und — der freundlichen Gewohnheit des Daſeins — um mich meiner eigenen Worte zu bedienen. Zuerſt alſo die erſtorbene Natur, Winterlandſchaft: den Winter ſtatuiere ich nicht; dann Mönche, Flüchtlinge aus dem Leben, lebendig Begrabene: Mönche ſtatuiere ich nicht; dann ein Kloſter, zwar ein verfallenes, allein ein Kloſter ſtatuiere ich nicht; und nun zuletzt, nun vollends noch ein Toter, eine Leiche; den Tod aber ſtatuiere ich nicht. — Als ich mir erlaubte, an den berühmten Friedhof Ruysdaels in der Dresdner Galerie zu erinnern und beſcheidentlich fragte: ob nicht auch die elegiſche Stimmung in der Landſchaftsmalerei eine Berechtigung habe? entgegnete Goethe: Zuverläſſig! allein dann laßt die Marmortafeln der Gräber durch den Zauber der Mondbeleuchtung uns in eine wohltuend rührende Stimmung verſetzen, und die grünbelaubten Bäume und Gras und Blumen vergeſſen machen, daß wir uns auf einem Totenacker befinden!

[2461.] (1826.) F. Förſter.

Sie haben in Berlin in dem Grafen Brühl einen hochgebildeten und einſichtigen General-Intendanten, und wenn man ihn auch, wie ich, aus meinen Unterhaltungen

mit ihm, mich überzeugt habe, nicht ohne Grund von einer allzu großen Vorliebe für brillante Dekorationen und Koſtüme nicht freiſprechen darf, ſo kommt doch hierbei vieles auf Rechnung allerhöchſten Geſchmacks, zumal bei dem Ballet, und es mag oft keine leichte Aufgabe für den Vorſtand des dortigen Theaters ſein, doch allwöchentlich, mindeſtens allmonatlich Shakeſpeare, Schiller, die klaſſiſchen Spanier und Franzoſen, auch wohl einmal im Jahre mich ſelbſt auf dem Repertoire, welches dem Könige zur Genehmhaltung vorgelegt werden muß, durchzubringen.

1827.

[2462.] Januar 3. Eckermann.

Heute bei Tiſch ſprachen wir über Cannings treffliche Rede für Portugal.

Es gibt Leute, ſagte Goethe, die dieſe Rede grob nennen; aber dieſe Leute wiſſen nicht, was ſie wollen, es liegt in ihnen eine Sucht, alles Große zu frondieren. Es iſt keine Oppoſition, ſondern eine bloße Frondation. Sie müſſen etwas Großes haben, das ſie haſſen können. Als Napoleon noch in der Welt war, haßten ſie den, und ſie hatten an ihm eine gute Ableitung. Sodann, als es mit dieſem aus war, frondierten ſie die heilige Allianz, und doch iſt nie etwas Größeres und für die Menſchheit Wohltätigeres erfunden worden. Jetzt kommt die Reihe an Canning. Seine Rede für Portugal iſt das Produkt eines großen Bewußtſeins. Er fühlt ſehr gut den Umfang ſeiner Gewalt und die Größe ſeiner Stellung, und er hat recht, daß er ſpricht wie er ſich empfindet. Aber das können dieſe Sanskulotten nicht begreifen, und was uns andern groß erſcheint, erſcheint ihnen grob. Das Große iſt ihnen unbequem, ſie haben keine Ader, es zu verehren, ſie können es nicht dulden.

[2463.] Januar 4. Eckermann.

Goethe lobte ſehr die Gedichte von Viktor Hugo. Er iſt ein entſchiedenes Talent, ſagte er, auf den die deutſche Literatur Einfluß gehabt. Seine poetiſche Jugend iſt ihm leider durch die Pedanterie der klaſſiſchen Partei verkümmert; doch jetzt hat er den Globe auf ſeiner Seite,

und ſo hat er gewonnen Spiel. Ich möchte ihn mit Manzoni vergleichen. Er hat viel Objektives und erſcheint mir vollkommen ſo bedeutend als die Herren de Lamartine und Delavigne. Wenn ich ihn recht betrachte, ſo ſehe ich wohl, wo er und andere friſche Talente ſeinesgleichen herkommen. Von Chateaubriand kommen ſie her, der freilich ein ſehr bedeutendes rhetoriſch-poetiſches Talent iſt. Damit Sie nun aber ſehen, in welcher Art Viktor Hugo ſchreibt, ſo leſen Sie nur dies Gedicht über Napoleon: Les deux îles.

Goethe legte mir das Buch vor und ſtellte ſich an den Ofen. Ich las. Hat er nicht treffliche Bilder? ſagte Goethe, und hat er ſeinen Gegenſtand nicht mit ſehr freiem Geiſte behandelt? Er trat wieder zu mir. Sehen Sie nur dieſe Stelle, wie ſchön ſie iſt! Er las die Stelle von der Wetterwolke, aus der den Helden der Blitz von unten hinauf trifft. Das iſt ſchön! Denn das Bild iſt wahr, welches man in Gebirgen finden wird, wo man oft die Gewitter unter ſich hat und wo die Blitze von unten nach oben ſchlagen.

Ich lobe an den Franzoſen, ſagte ich, daß ihre Poeſie nie den feſten Boden der Realität verläßt. Man kann die Gedichte in Proſa überſetzen und ihr Weſentliches wird bleiben.

Das kommt daher, ſagte Goethe, die franzöſiſchen Dichter haben Kenntniſſe; dagegen denken die deutſchen Narren, ſie verlören ihr Talent, wenn ſie ſich um Kenntniſſe bemühten, obgleich jedes Talent ſich durch Kenntniſſe nähren muß und nur dadurch erſt zum Gebrauch ſeiner Kräfte gelangt. Doch wir wollen ſie gehen laſſen, man hilft ihnen doch nicht, und das wahrhafte Talent findet ſchon ſeinen Weg. Die vielen jungen Dichter, die jetzt ihr Weſen treiben, ſind gar keine rechten Talente; ſie beurkunden weiter nichts als ein Unvermögen, das durch die Höhe der deutſchen Literatur zur Produktivität angereizt worden.

Daß die Franzoſen, fuhr Goethe fort, aus der Pedanterie zu einer freiern Art in der Poeſie hervorgehen, iſt nicht zu verwundern. Diderot und ihm ähnliche Geiſter haben ſchon vor der Revolution dieſe Bahn zu brechen geſucht. Die Revolution ſelbſt ſodann ſowie die Zeit unter Napoleon ſind der Sache günſtig geweſen. Denn wenn auch die kriegeriſchen Jahre kein eigentlich

poetiſches Intereſſe aufkommen ließen und alſo für den Augenblick den Muſen zuwider waren, ſo haben ſich doch in dieſer Zeit eine Menge freier Geiſter gebildet, die nun im Frieden zur Beſinnung kommen und als bedeutende Talente hervortreten.

Ich fragte Goethe, ob die Partei der Klaſſiker auch dem trefflichen Béranger entgegen geweſen. Das Genre, worin Béranger dichtet, ſagte Goethe, iſt ein älteres, herkömmliches, woran man gewöhnt war; doch hat auch er ſich in manchen Dingen freier bewegt als ſeine Vorgänger und iſt deshalb von der pedantiſchen Partei angefeindet worden.

Das Geſpräch lenkte ſich auf die Malerei und auf den Schaden der altertümelnden Schule. Sie prätendieren kein Kenner zu ſein, ſagte Goethe, und doch will ich Ihnen ein Bild vorlegen, an welchem Ihnen, obgleich es von einem unſerer beſten jetzt lebenden deutſchen Maler gemacht worden, dennoch die bedeutendſten Verſtöße gegen die erſten Geſetze der Kunſt ſogleich in die Augen fallen ſollen. Sie werden ſehen, das einzelne iſt hübſch gemacht, aber es wird Ihnen bei dem Ganzen nicht wohl werden, und Sie werden nicht wiſſen, was Sie daraus machen ſollen. Und zwar dieſes nicht, weil der Meiſter des Bildes kein hinreichendes Talent iſt, ſondern weil ſein Geiſt, der das Talent leiten ſoll, ebenſo verfinſtert iſt wie die Köpfe der übrigen altertümelnden Maler, ſo daß er die vollkommenen Meiſter ignoriert und zu den unvollkommenen Vorgängern zurückgeht und dieſe zum Muſter nimmt.

Raffael und ſeine Zeitgenoſſen waren aus einer beſchränkten Manier zur Natur und Freiheit durchgebrochen. Und ſtatt daß jetzige Künſtler Gott danken und dieſe Avantagen benutzen und auf dem trefflichen Wege fortgehen ſollten, kehren ſie wieder zur Beſchränktheit zurück. Es iſt zu arg, und man kann dieſe Verfinſterung der Köpfe kaum begreifen. Und weil ſie nun auf dieſem Wege in der Kunſt ſelbſt keine Stütze haben, ſo ſuchen ſie ſolche in der Religion und Partei; denn ohne beides würden ſie in ihrer Schwäche gar nicht beſtehen können.

Es geht, fuhr Goethe fort, durch die ganze Kunſt eine Filiation. Sieht man einen großen Meiſter, ſo findet man immer, daß er das Gute ſeiner Vorgänger benutzte, und daß eben dieſes ihn groß machte. Männer wie

Raffael wachſen nicht aus dem Boden. Sie fußten auf der Antike und dem Beſten, was vor ihnen gemacht worden. Hätten ſie die Avantagen ihrer Zeit nicht benutzt, ſo würde wenig von ihnen zu ſagen ſein.

Das Geſpräch lenkte ſich auf die altdeutſche Poeſie; ich erinnerte an Fleming. Fleming, ſagte Goethe, iſt ein recht hübſches Talent, ein wenig proſaiſch, bürgerlich; er kann jetzt nichts mehr helfen. Es iſt eigen, fuhr er fort, ich habe doch ſo mancherlei gemacht, und doch iſt keins von allen meinen Gedichten, das im lutheriſchen Geſangbuch ſtehen könnte. Ich lachte und gab ihm recht, indem er mir ſagte, daß in dieſer wunderlichen Äußerung mehr liege, als es den Anſchein habe.

[2464.] Januar 6. F. v. Müller an F. v. Elsholtz.

Ich werde Goethen ~ wieder an die Antwort erinnern, die er mir für Sie zuſagte. Soviel ich ihm abgemerkt, iſt er jedoch der Anſicht, es ſei beſſer, an der fraglichen Szene nicht weiter zu markten, da ſie einmal mit dem Ideengang des ganzen Stückes zu ſehr verwebt ſei, als ſeinen früheren Äußerungen ein noch weiteres Genüge zu tun. Auch eine gewiſſe Keckheit gefalle öfters nur um ſo mehr. Sie möchten das Schiff nur immerhin vom Stapel laufen laſſen, es werde ſich ſchon flott erhalten.

[2465.] Januar (6./7.). Nach Charlotte v. Ahlefeld.

Als Frau von Ahlefeld, die ihm ſo oft im Namen der Freundin *Charlotte von Stein* geſchrieben, ihn kurz nach deren Tode beſuchte, ſuchte er ſeinen Schmerz zu beherrſchen; da dieſes ihm aber nicht gelingen wollte, rief er heftig aus: Es iſt doch recht niederträchtig von mir altem achtzigjährigen Kerl, daß ich heulen muß wie ein altes Weib! Aber eine ſolche Freundin zu verlieren, iſt auch eine ſchwere Prüfung, und damit fiel er ihr um den Hals und weinte lange.

[2466.] Januar 12. Eckermann.

Ich fand eine muſikaliſche Abendunterhaltung bei Goethe, die ihm von der Familie Eberwein nebſt einigen Mitgliedern des Orcheſters gewährt wurde. Unter den wenigen Zuhörern waren: der Generalſuperintendent Röhr,

Hofrat Vogel und einige Damen. Goethe hatte gewünſcht, das Quartett eines berühmten jungen Komponiſten zu hören, welches man zunächſt ausführte. Der zwölfjährige Karl Eberwein ſpielte den Flügel zu Goethes großer Zufriedenheit und in der Tat trefflich, ſo daß denn das Quartett in jeder Hinſicht gut exekutiert vorüberging.

Es iſt wunderlich, ſagte Goethe, wohin die aufs höchſte geſteigerte Technik und Mechanik die neueſten Komponiſten führt; ihre Arbeiten bleiben keine Muſik mehr, ſie gehen über das Niveau der menſchlichen Empfindungen hinaus und man kann ſolchen Sachen aus eigenem Geiſt und Herzen nichts mehr unterlegen. Wie iſt es Ihnen? Mir bleibt alles in den Ohren hängen. Ich ſagte, daß es mir in dieſem Falle nicht beſſer gehe. Doch das Allegro,. fuhr Goethe fort, hatte Charakter. Dieſes ewige Wirbeln und Drehen führte mir die Hexentänze des Blocksbergs vor Augen, und ich fand alſo doch eine Anſchauung, die ich der wunderlichen Muſik ſupponieren konnte.

Nach einer Pauſe, während welcher man ſich unterhielt und einige Erfriſchungen nahm, erſuchte Goethe Madame Eberwein um den Vortrag einiger Lieder. Sie ſang zunächt nach Zelters Kompoſition das ſchöne Lied Um Mitternacht, welches den tiefſten Eindruck machte. Das Lied bleibt ſchön, ſagte Goethe, ſo oft man es auch hört. Es hat in der Melodie etwas Ewiges, Unverwüſtliches. Hierauf folgten einige Lieder aus der Fiſcherin, von Max Eberwein komponiert. Der Erlkönig erhielt entſchiedenen Beifall; ſodann die Arie: Ich hab's geſagt der guten Mutter, erregte die allgemeine Äußerung: dieſe Kompoſition erſcheine ſo gut getroffen, daß niemand ſie ſich anders denken könne. Goethe ſelbſt war im hohen Grade befriedigt.

Zum Schluß des ſchönen Abends ſang Madame Eberwein auf Goethes Wunſch einige Lieder des Divans nach den bekannten Kompoſitionen ihres Gatten. Die Stelle: Juſſufs Reize möcht' ich borgen, gefiel Goethen ganz beſonders. Eberwein, ſagte er zu mir, übertrifft ſich mitunter ſelber. Er bat ſodann noch um das Lied: Ach um deine feuchten Schwingen, welches gleichfalls die tiefſten Empfindungen anzuregen geeignet war.

Nachdem die Geſellſchaft gegangen, blieb ich noch einige Augenblicke mit Goethe allein. Ich habe, ſagte

er, dieſen Abend die Bemerkung gemacht, daß dieſe Lieder des Divans gar kein Verhältnis mehr zu mir haben. Sowohl was darin orientaliſch als was darin leidenſchaftlich iſt, hat aufgehört in mir fortzuleben; es iſt wie eine abgeſtreifte Schlangenhaut am Wege liegen geblieben. Dagegen das Lied Um Mitternacht hat ſein Verhältnis zu mir nicht verloren, es iſt von mir noch ein lebendiger Teil und lebt mit mir fort.

Es geht mir übrigens öfter mit meinen Sachen ſo, daß ſie mir gänzlich fremd werden. Ich las dieſer Tage etwas Franzöſiſches und dachte im Leſen: der Mann ſpricht geſcheit genug, du würdeſt es ſelbſt nicht anders ſagen. Und als ich es genau beſehe, iſt es eine überſetzte Stelle aus meinen eigenen Schriften!

[2467.] Januar 15. Eckermann.

Vor mehreren Wochen hörte ich ~ von ſeinem Sekretär *John*, daß er an einer neuen Novelle arbeite; ich hielt mich daher abends von Beſuchen zurück und begnügte mich, ihn bloß alle acht Tage bei Tiſch zu ſehen.

Dieſe Novelle war nun ſeit einiger Zeit vollendet, und er legte mir dieſen Abend die erſten Bogen zur Anſicht vor.

Ich war beglückt und las bis zu der bedeutenden Stelle, wo alle um den toten Tiger herumſtehen und der Wärtel die Nachricht bringt, daß der Löwe oben an der Ruine ſich in die Sonne gelegt habe.

Während des Leſens hatte ich die außerordentliche Deutlichkeit zu bewundern, womit alle Gegenſtände bis auf die kleinſte Lokalität vor die Augen gebracht waren. Der Auszug zur Jagd, die Zeichnungen der alten Schloßruine, der Jahrmarkt, der Feldweg zur Ruine, alles trat entſchieden vor die Anſchauung, ſo daß man genötigt war, ſich das Dargeſtellte gerade ſo zu denken wie der Dichter es gewollt hatte. Zugleich war alles mit einer ſolchen Sicherheit, Beſonnenheit und Herrſchaft geſchrieben, daß man vom Künftigen nichts vorausahnen und keine Zeile weiter blicken konnte als man las.

Eure Exzellenz, ſagte ich, müſſen nach einem ſehr beſtimmten Schema gearbeitet haben.

Allerdings habe ich das, antwortete Goethe; ich wollte das Sujet ſchon vor dreißig Jahren ausführen, und

ſeit der Zeit trage ich es im Kopfe. Nun ging es mir mit der Arbeit wunderlich. Damals, gleich nach Hermann und Dorothea, wollte ich den Gegenſtand in epiſcher Form und Hexametern behandeln und hatte auch zu dieſem Zwecke ein ausführliches Schema entworfen. Als ich nun jetzt das Sujet wieder vornehme, um es zu ſchreiben, kann ich jenes alte Schema nicht finden und bin alſo genötigt, ein neues zu machen und zwar ganz gemäß der veränderten Form, die ich jetzt dem Gegenſtande zu geben willens war. Nun aber nach vollendeter Arbeit findet ſich jenes ältere Schema wieder, und ich freue mich nun, daß ich es nicht früher in Händen gehabt, denn es würde mich nur verwirrt haben. Die Handlung und der Gang der Entwicklung war zwar unverändert, allein im Detail war es doch ein ganz anderes; es war ganz für eine epiſche Behandlung in Hexametern gedacht und würde alſo für dieſe proſaiſche Darſtellung gar nicht anwendbar geweſen ſein.

Das Geſpräch lenkte ſich auf den Inhalt. Eine ſchöne Situation, ſagte ich, iſt die, wo Honorio der Fürſtin gegenüber am tot ausgeſtreckten Tiger ſteht, die klagende, weinende Frau mit dem Knaben herzugekommen iſt, und auch der Fürſt mit dem Jagdgefolge zu der ſeltſamen Gruppe ſoeben herbeieilt. Das müßte ein treffliches Bild machen, und ich möchte es gemalt ſehen.

Gewiß, ſagte Goethe, das wäre ein ſchönes Bild; — doch, fuhr er nach einigem Bedenken fort, der Gegenſtand wäre faſt zu reich und der Figuren zu viele, ſo daß die Gruppierung und Verteilung von Licht und Schatten dem Künſtler ſehr ſchwer werden würde. Allein den früheren Moment, wo Honorio auf dem Tiger kniet und die Fürſtin am Pferde gegenüberſteht, habe ich mir wohl als Bild gedacht; und das wäre zu machen. Ich empfand, daß Goethe recht hatte, und fügte hinzu, daß ja dieſer Moment auch eigentlich der Kern der ganzen Situation ſei, worauf alles ankomme.

Noch hatte ich an dem Geleſenen zu bemerken, daß dieſe Novelle von allen übrigen der Wanderjahre einen ganz verſchiedenen Charakter trage, indem darin alles Darſtellung des Äußeren, alles real ſei. Sie haben recht, ſagte Goethe, Innerliches finden Sie in dem Geleſenen faſt gar nicht, und in meinen übrigen Sachen iſt davon faſt zu viel.

Nun bin ich neugierig zu erfahren, ſagte ich, wie man ſich des Löwen bemeiſtern wird; daß dieſes auf eine ganz andere Weiſe geſchehen werde, ahne ich faſt, doch das Wie iſt mir gänzlich verborgen. — Es wäre auch nicht gut, wenn Sie es ahnten, ſagte Goethe, und ich will es Ihnen heute nicht verraten. Donnerstag abend gebe ich Ihnen das Ende; bis dahin liegt der Löwe in der Sonne.

Ich brachte das Geſpräch auf den zweiten Teil des Fauſt, insbeſondere auf die Klaſſiſche Walpurgisnacht, die nur noch in der Skizze dalag, und wovon Goethe mir vor einiger Zeit geſagt hatte, daß er ſie als Skizze wolle drucken laſſen. Nun hatte ich mir vorgenommen, Goethen zu raten, dieſes nicht zu tun; denn ich fürchtete, ſie möchte, einmal gedruckt, für immer unausgeführt bleiben. Goethe mußte in der Zwiſchenzeit das bedacht haben, denn er kam mir ſogleich entgegen, indem er ſagte, daß er entſchloſſen ſei, jene Skizze nicht drucken zu laſſen. Das iſt mir ſehr lieb, ſagte ich, denn nun habe ich doch die Hoffnung, daß Sie ſie ausführen werden. — In einem Vierteljahre, ſagte er, wäre es getan, allein woher will die Ruhe kommen! Der Tag macht gar zu viele Anſprüche an mich; es hält ſchwer, mich ſo ſehr abzuſondern und zu iſolieren. Dieſen Morgen war der Erbgroßherzog bei mir, auf morgen mittag hat ſich die Großherzogin melden laſſen. Ich habe ſolche Beſuche als eine hohe Gnade zu ſchätzen, ſie verſchönern mein Leben; allein ſie nehmen doch mein Inneres in Anſpruch, ich muß doch bedenken, was ich dieſen hohen Perſonen immer Neues vorlegen und wie ich ſie würdig unterhalten will.

Und doch, ſagte ich, haben Sie vorigen Winter die Helena vollendet, und Sie waren doch nicht weniger geſtört als jetzt. — Freilich, ſagte Goethe, es geht auch, und muß auch gehen, allein es iſt ſchwer. — Es iſt nur gut, ſagte ich, daß Sie ein ſo ausführliches Schema haben. — Das Schema iſt wohl da, ſagte Goethe, allein das Schwierigſte iſt noch zu tun; und bei der Ausführung hängt doch alles gar zu ſehr vom Glück ab. Die Klaſſiſche Walpurgisnacht muß in Reimen geſchrieben werden, und doch muß alles einen antiken Charakter tragen. Eine ſolche Versart zu finden, iſt nicht leicht. Und nun den Dialog! — Iſt denn der nicht im Schema mit erfunden? ſagte ich. — Wohl das Was, antwortete Goethe, aber

nicht das Wie. Und dann bedenken Sie nur, was alles in jener tollen Nacht zur Sprache kommt! Faufts Rede an die Proſerpina, um dieſe zu bewegen, daß ſie die Helena herausgibt; was muß das nicht für eine Rede ſein, da die Proſerpina ſelbſt zu Tränen davon gerührt wird! Dieſes alles iſt nicht leicht zu machen und hängt ſehr viel vom Glück ab, ja faſt ganz von der Stimmung und Kraft des Augenblicks.

[2468.] Januar 17. Eckermann.

In der letzten Zeit, wo Goethe ſich mitunter nicht ganz wohl befand, hatten wir in ſeiner nach dem Garten gehenden Arbeitsſtube gegeſſen. Heute war wieder in dem ſogenannten Urbinozimmer gedeckt, welches ich als ein gutes Zeichen nahm. Als ich hereintrat, fand ich Goethe und ſeinen Sohn; beide bewillkommneten mich freundlich in ihrer naiven liebevollen Art; Goethe ſelbſt ſchien in der heiterſten Stimmung, wie dieſes an ſeinem höchſt belebten Geſicht zu bemerken war. Durch die offene Tür des angrenzenden ſogenannten Deckenzimmers ſah ich, über einen großen Kupferſtich gebogen, den Herrn Kanzler von Müller; er trat bald zu uns herein, und ich freute mich, ihn als angenehme Tiſchgeſellſchaft zu begrüßen. Frau von Goethe wurde noch erwartet, doch ſetzten wir uns vorläufig zu Tiſche. Es ward mit Bewunderung von dem Kupferſtich geſprochen, und Goethe erzählte mir, es ſei ein Werk des berühmten Gérard in Paris, womit dieſer ihm in den letzten Tagen ein Geſchenk gemacht. Gehen Sie geſchwind hin, fügte er hinzu, und nehmen Sie noch ein paar Augen voll, ehe die Suppe kommt.

Ich tat nach ſeinem Wunſche und meiner Neigung; ich freute mich an dem Anblick des bewundernswürdigen Werks, nicht weniger an der Unterſchrift des Malers, wodurch er es Goethen als einen Beweis ſeiner Achtung zueignet. Ich konnte jedoch nicht lange betrachten, Frau von Goethe trat herein, und ich eilte nach meinem Platz zurück. Nicht wahr, ſagte Goethe, das iſt etwas Großes? Man kann es tage- und wochenlang ſtudieren, ehe man die reichen Gedanken und Vollkommenheiten alle herausfindet. Dieſes, ſagte er, ſoll Ihnen auf andere Tage vorbehalten bleiben.

Wir waren bei Tiſche ſehr heiter. Der Kanzler teilte einen Brief eines bedeutenden Mannes aus Paris, *Saint-Aignan*, mit, der zur Zeit der franzöſiſchen Okkupation als Geſandter hier einen ſchweren Poſten behauptet und von jener Zeit her mit Weimar ein freundliches Verhältnis fortgeſetzt hatte. Er gedachte des Großherzogs und Goethes und pries Weimar glücklich, wo das Genie mit der höchſten Gewalt ein ſo vertrautes Verhältnis haben könne.

Frau von Goethe brachte in die Unterhaltung große Anmut. Es war von einigen Anſchaffungen die Rede, womit ſie den jungen Goethe neckte, und wozu dieſer ſich nicht verſtehen wollte. Man muß den ſchönen Frauen nicht gar zu viel angewöhnen, ſagte Goethe, denn ſie gehen leicht ins Grenzenloſe. Napoleon erhielt noch auf Elba Rechnungen von Putzmacherinnen, die er bezahlen ſollte. Doch mochte er in ſolchen Dingen leicht zu wenig tun als zu viel. Früher in den Tuilerien wurden einſt in ſeinem Beiſein ſeiner Gemahlin von einem Modehändler koſtbare Sachen präſentiert. Als Napoleon aber keine Miene machte, etwas zu kaufen, gab ihm der Mann zu verſtehen, daß er doch wenig in dieſer Hinſicht für ſeine Gemahlin tue. Hierauf ſagte Napoleon kein Wort, aber er ſah ihn mit einem ſolchen Blick an, daß der Mann ſeine Sachen ſogleich zuſammenpackte und ſich nie wieder ſehen ließ. — Tat er dieſes als Konſul? fragte Frau von Goethe. — Wahrſcheinlich als Kaiſer, antwortete Goethe, denn ſonſt wäre ſein Blick wohl nicht ſo furchtbar geweſen. Aber ich muß über den Mann lachen, dem der Blick in die Glieder fuhr und der ſich wahrſcheinlich ſchon geköpft oder erſchoſſen ſah.

Wir waren in der heiterſten Laune und ſprachen über Napoleon weiter fort. Ich möchte, ſagte der junge Goethe, alle ſeine Taten in trefflichen Gemälden oder Kupferſtichen beſitzen und damit ein großes Zimmer dekorieren. — Das müßte ſehr groß ſein, erwiderte Goethe, und doch würden die Bilder nicht hineingehen, ſo groß ſind ſeine Taten.

Der Kanzler brachte Ludens Geſchichte der Deutſchen ins Geſpräch, und ich hatte zu bewundern, mit welcher Gewandtheit und Eindringlichkeit der junge Goethe dasjenige, was öffentliche Blätter an dem Buche zu tadeln gefunden, aus der Zeit, in der es geſchrieben, und den

nationalen Empfindungen und Rückſichten, die dabei in dem Verfaſſer gelebt, herzuleiten wußte. Es ergab ſich, daß Napoleons Kriege erſt jene des Cäſar aufgeſchloſſen. Früher, ſagte Goethe, war Cäſars Buch freilich nicht viel mehr als ein bloßes Exerzitium gelehrter Schulen.

Von der altdeutſchen Zeit kam das Geſpräch auf die gotiſche. Es war von einem Bücherſchrank die Rede, der einen gotiſchen Charakter habe; ſodann kam man auf den neueſten Geſchmack, ganze Zimmer in altdeutſcher und gotiſcher Art einzurichten und in einer ſolchen Umgebung einer veralteten Zeit zu wohnen.

In einem Hauſe, ſagte Goethe, wo ſo viele Zimmer ſind, daß man einige derſelben leer ſtehen läßt und im ganzen Jahre vielleicht nur drei-, viermal hineinkommt, mag eine ſolche Liebhaberei hingehen und man mag auch ein gotiſches Zimmer haben, ſo wie ich es ganz hübſch finde, daß Madame Panckoucke in Paris ein chineſiſches hat. Allein ſein Wohnzimmer mit ſo fremder und veralteter Umgebung auszuſtaffieren, kann ich gar nicht loben. Es iſt immer eine Art von Maskerade, die auf die Länge in keiner Hinſicht wohltun kann, vielmehr auf den Menſchen, der ſich damit befaßt, einen nachteiligen Einfluß haben muß. Denn ſo etwas ſteht im Widerſpruch mit dem lebendigen Tage, in welchen wir geſetzt ſind, und wie es aus einer leeren und hohlen Geſinnungs- und Denkungsweiſe hervorgeht, ſo wird es darin beſtärken. Es mag wohl einer an einem luſtigen Winterabend als Türke zur Maskerade gehen, allein was würden wir von einem Menſchen halten, der ein ganzes Jahr ſich in einer ſolchen Maske zeigen wollte? Wir würden von ihm denken, daß er entweder ſchon verrückt ſei, oder daß er doch die größte Anlage habe, es ſehr bald zu werden.

Wir fanden Goethes Worte über einen ſo ſehr ins Leben eingreifenden Gegenſtand durchaus überzeugend, und da keiner der Anweſenden etwas davon als leiſen Vorwurf auf ſich ſelbſt beziehen konnte, ſo fühlten wir ihre Wahrheit in der heiterſten Stimmung.

Das Geſpräch lenkte ſich auf das Theater, und Goethe neckte mich, daß ich am letzten Montag abend es ihm geopfert. Er iſt nun drei Jahre hier, ſagte er, zu den übrigen gewendet, und dies iſt der erſte Abend, wo er mir zuliebe im Theater gefehlt hat; ich muß ihm das hoch anrechnen. Ich hatte ihn eingeladen, und er hatte

verſprochen zu kommen, aber doch zweifelte ich, daß er Wort halten würde, beſonders als es halb ſieben ſchlug und er noch nicht da war. Ja, ich hätte mich ſogar gefreut, wenn er nicht gekommen wäre; ich hätte doch ſagen können: Das iſt ein ganz verrückter Menſch, dem das Theater über ſeine liebſten Freunde geht und der ſich durch nichts von ſeiner hartnäckigen Neigung abwenden läßt. Aber ich habe Sie auch entſchädigt! Nicht wahr? Habe ich Ihnen nicht ſchöne Sachen vorgelegt? Goethe zielte mit dieſen Worten auf die neue Novelle.

Wir ſprachen ſodann über Schillers Fiesco, der am letzten Sonnabend war gegeben worden. Ich habe das Stück zum erſten Male geſehen, ſagte ich, und es hat mich nun ſehr beſchäftigt, ob man nicht die ganz rohen Szenen mildern könnte; allein ich finde, daß ſich wenig daran tun läßt, ohne den Charakter des Ganzen zu verletzen.

Sie haben ganz recht, es geht nicht, erwiderte Goethe, Schiller hat ſehr oft mit mir darüber geſprochen, denn er ſelbſt konnte ſeine erſten Stücke nicht leiden, und er ließ ſie, während wir am Theater waren, nie ſpielen. Nun fehlte es uns aber an Stücken, und wir hätten gern jene drei gewaltſamen Erſtlinge dem Repertoire gewonnen. Es wollte aber nicht gehen, es war alles zu ſehr miteinander verwachſen, ſo daß Schiller ſelbſt an dem Unternehmen verzweifelte und ſich genötigt ſah, ſeinen Vorſatz aufzugeben und die Stücke zu laſſen wie ſie waren.

Es iſt ſchade darum, ſagte ich; denn trotz aller Roheiten ſind ſie mir doch tauſendmal lieber als die ſchwachen, weichen, forcierten und unnatürlichen Stücke einiger unſerer neueſten Tragiker. Bei Schiller ſpricht doch immer ein grandioſer Geiſt und Charakter.

Das wollte ich meinen, ſagte Goethe. Schiller mochte ſich ſtellen wie er wollte, er konnte gar nichts machen, was nicht immer bei weitem größer herauskam als das Beſte dieſer Neuern; ja wenn Schiller ſich die Nägel beſchnitt, war er größer als dieſe Herren.

Wir lachten und freuten uns des gewaltigen Gleichniſſes.

Aber ich habe doch Perſonen gekannt, fuhr Goethe fort, die ſich über die erſten Stücke Schillers gar nicht zufrieden geben konnten. Eines Sommers in einem Bade ging ich durch einen eingeſchloſſenen ſehr ſchmalen Weg,

der zu einer Mühle führte. Es begegnete mir der Fürſt *Putiatin*, und da in demſelben Augenblick einige mit Mehlſäcken beladene Maultiere auf uns zukamen, ſo mußten wir ausweichen und in ein kleines Haus treten. Hier, in einem engen Stübchen, gerieten wir nach Art dieſes Fürſten ſogleich in tiefe Geſpräche über göttliche und menſchliche Dinge; wir kamen auch auf Schillers Räuber, und der Fürſt äußerte ſich folgendermaßen: Wäre ich Gott geweſen, ſagte er, im Begriff die Welt zu erſchaffen, und ich hätte in dem Augenblick vorausgeſehen, daß Schillers Räuber darin würden geſchrieben werden, ich hätte die Welt nicht erſchaffen. Wir mußten lachen. Was ſagen Sie dazu? ſagte Goethe; das war doch eine Abneigung, die ein wenig weit ging und die man ſich kaum erklären konnte.

Von dieſer Abneigung, verſetzte ich, haben dagegen unſere jungen Leute, beſonders unſere Studenten, gar nichts. Die trefflichſten, reifſten Stücke von Schiller und anderen können gegeben werden, und man ſieht von jungen Leuten und Studierenden wenige oder gar keine im Theater; aber man gebe Schillers Räuber oder Schillers Fiesco, und das Haus iſt faſt allein von Studenten gefüllt. — Das war, verſetzte Goethe, vor funfzig Jahren wie jetzt und wird wahrſcheinlich nach funfzig Jahren nicht anders ſein. Was ein junger Menſch geſchrieben hat, wird auch wieder am beſten von jungen Leuten genoſſen werden. Und dann denke man nicht, daß die Welt ſo ſehr in der Kultur und gutem Geſchmack vorſchritte, daß ſelbſt die Jugend ſchon über eine ſolche rohere Epoche hinaus wäre! Wenn auch die Welt im ganzen vorſchreitet, die Jugend muß doch immer wieder von vorne anfangen und als Individuum die Epochen der Weltkultur durchmachen. Mich irritiert das nicht mehr, und ich habe längſt einen Vers darauf gemacht, der ſo lautet:

Johannisfeuer ſei unverwehrt,
Die Freude nie verloren!
Beſen werden immer ſtumpf gekehrt
Und Jungens immer geboren.

Ich brauche nur zum Fenſter hinauszuſehen, um in ſtraßenkehrenden Beſen und herumlaufenden Kindern die Symbole der ſich ewig abnutzenden und immer ſich verjüngenden Welt beſtändig vor Augen zu haben. Kinder-

ſpiele und Jugendvergnügungen erhalten ſich daher und pflanzen ſich von Jahrhundert zu Jahrhundert fort; denn ſo abſurd ſie auch einem reiferen Alter erſcheinen mögen, Kinder bleiben doch immer Kinder und ſind ſich zu allen Zeiten ähnlich. Deshalb ſoll man auch die Johannisfeuer nicht verbieten und den lieben Kindern die Freude daran nicht verderben.

Unter ſolchen und ähnlichen heiteren Unterhaltungen gingen die Stunden des Tiſches ſchnell vorüber. Wir jüngeren Leute gingen ſodann hinauf in die oberen Zimmer, während der Kanzler bei Goethe blieb.

[2469.] Januar 18. Eckermann.

Auf dieſen Abend hatte Goethe mir den Schluß der Novelle verſprochen. Ich ging $^1/_2$7 Uhr zu ihm und fand ihn in ſeiner traulichen Arbeitsſtube allein. Ich ſetzte mich zu ihm an den Tiſch, und nachdem wir die nächſten Tagesereigniſſe beſprochen hatten, ſtand Goethe auf und gab mir die erwünſchten letzten Bogen. Da leſen Sie den Schluß, ſagte er. Ich begann. Goethe ging derweile im Zimmer auf und ab und ſtand abwechſelnd am Ofen. Ich las wie gewöhnlich leiſe für mich. ~

Nicht ohne Rührung hatte ich die Handlung des Schluſſes leſen können. Doch wußte ich nicht, was ich ſagen ſollte, ich war überraſcht, aber nicht befriedigt. Es war mir als wäre der Ausgang zu einſam, zu ideal, zu lyriſch, und als hätten wenigſtens einige der übrigen Figuren wieder hervortreten und, das Ganze abſchließend, dem Ende mehr Breite geben ſollen.

Goethe merkte, daß ich einen Zweifel im Herzen hatte, und ſuchte mich ins Gleiche zu bringen. Hätte ich, ſagte er, einige der übrigen Figuren am Ende wieder hervortreten laſſen, ſo wäre der Schluß proſaiſch geworden. Und was ſollten ſie handeln und ſagen, da alles abgetan war? Der Fürſt mit den Seinigen iſt in die Stadt geritten, wo ſeine Hilfe nötig ſein wird; Honorio, ſobald er hört, daß der Löwe oben in Sicherheit iſt, wird mit ſeinen Jägern folgen; der Mann aber wird ſehr bald mit dem eiſernen Käfig aus der Stadt da ſein und den Löwen darin zurückführen. Dieſes ſind alles Dinge, die man vorausſieht und die deshalb nicht geſagt und ausgeführt werden müſſen. Täte man es, ſo würde man proſaiſch werden.

Aber ein ideeller, ja lyriſcher Schluß war nötig und mußte folgen; denn nach der pathetiſchen Rede des Mannes, die ſchon poetiſche Proſa iſt, mußte eine Steigerung kommen, ich mußte zur lyriſchen Poeſie, ja zum Liede ſelbſt übergehen.

Um für den Gang dieſer Novelle ein Gleichnis zu haben, fuhr Goethe fort, ſo denken Sie ſich aus der Wurzel hervorſchießend ein grünes Gewächs, das eine Weile aus einem ſtarken Stengel kräftige grüne Blätter nach den Seiten austreibt und zuletzt mit einer Blume endet. Die Blume war unerwartet, überraſchend, aber ſie mußte kommen; ja das grüne Blätterwerk war nur für ſie da und wäre ohne ſie nicht der Mühe wert geweſen.

Bei dieſen Worten atmete ich leicht auf, es fiel mir wie Schuppen vom Auge, und eine Ahnung von der Trefflichkeit dieſer wunderbaren Kompoſition fing an ſich in mir zu regen.

Goethe fuhr fort: Zu zeigen, wie das Unbändige, Unüberwindliche oft beſſer durch Liebe und Frömmigkeit als durch Gewalt bezwungen werde, war die Aufgabe dieſer Novelle, und dieſes ſchöne Ziel, welches ſich im Kinde und Löwen darſtellt, reizte mich zur Ausführung. Dies iſt das Ideelle, dies die Blume. Und das grüne Blätterwerk der durchaus realen Expoſition iſt nur dieſerwegen da und nur dieſerwegen etwas wert. Denn was ſoll das Reale an ſich? Wir haben Freude daran, wenn es mit Wahrheit dargeſtellt iſt, ja es kann uns auch von gewiſſen Dingen eine deutlichere Erkenntnis geben; aber der eigentliche Gewinn für unſere höhere Natur liegt doch allein im Idealen, das aus dem Herzen des Dichters hervorging.

Wie ſehr Goethe recht hatte, empfand ich lebhaft, da der Schluß ſeiner Novelle noch in mir fortwirkte und eine Stimmung von Frömmigkeit in mir hervorgebracht hatte, wie ich ſie lange nicht in dem Grade empfunden. Wie rein und innig, dachte ich bei mir ſelbſt, müſſen doch in einem ſo hohen Alter noch die Gefühle des Dichters ſein, daß er etwas ſo Schönes hat machen können! Ich enthielt mich nicht, mich darüber gegen Goethe auszuſprechen, ſowie überhaupt mich zu freuen, daß dieſe in ihrer Art einzige Produktion doch nun exiſtiere.

Es iſt mir lieb, ſagte Goethe, wenn Sie zufrieden ſind, und ich freue mich nun ſelbſt, daß ich einen Gegen-

ſtand, den ich ſeit dreißig Jahren in mir herumgetragen, nun endlich los bin. Schiller und Humboldt, denen ich damals mein Vorhaben mitteilte, rieten mir ab, weil ſie nicht wiſſen konnten, was in der Sache lag, und weil nur der Dichter allein weiß, welche Reize er ſeinem Gegenſtande zu geben fähig iſt. Man ſoll daher nie jemanden fragen, wenn man etwas ſchreiben will. Hätte Schiller mich vor ſeinem Wallenſtein gefragt, ob er ihn ſchreiben ſolle, ich hätte ihm ſicherlich abgeraten, denn ich hätte nie denken können, daß aus ſolchem Gegenſtande überall ein ſo treffliches Theaterſtück wäre zu machen geweſen. Schiller war gegen eine Behandlung meines Gegenſtandes in Hexametern, wie ich es damals gleich nach Hermann und Dorothea willens war; er riet zu den achtzeiligen Stanzen. Sie ſehen aber wohl, daß ich mit der Proſa jetzt am beſten gefahren bin. Denn es kam ſehr auf genaue Zeichnung der Lokalität an, wobei man doch in ſolchen Reimen wäre geniert geweſen. Und dann ließ ſich auch der anfänglich ganz reale und am Schluß ganz ideelle Charakter der Novelle in Proſa am beſten geben, ſowie ſich auch die Liederchen jetzt gar hübſch ausnehmen, welches doch ſo wenig in Hexametern als in den achtzeiligen Reimen möglich geweſen wäre.

Die übrigen einzelnen Erzählungen und Novellen der Wanderjahre kamen zur Sprache, und es ward bemerkt, daß jede ſich von der anderen durch einen beſonderen Charakter und Ton unterſcheide.

Woher dieſes entſtanden, ſagte Goethe, will ich Ihnen erklären. Ich ging dabei zu Werke wie ein Maler, der bei gewiſſen Gegenſtänden gewiſſe Farben vermeidet und gewiſſe andere dagegen vorwalten läßt. Er wird z. B. bei einer Morgenlandſchaft viel Blau auf ſeine Palette ſetzen, aber wenig Gelb. Malt er dagegen einen Abend, ſo wird er viel Gelb nehmen und die blaue Farbe faſt ganz fehlen laſſen. Auf eine ähnliche Weiſe verfuhr ich bei meinen verſchiedenartigen ſchriftſtelleriſchen Produktionen, und wenn man ihnen einen verſchiedenen Charakter zugeſteht, ſo mag es daher rühren.

Ich dachte bei mir, daß dies eine höchſt kluge Maxime ſei, und freute mich, daß Goethe ſie ausgeſprochen.

Sodann hatte ich, vorzüglich bei dieſer letzten Novelle, noch das Detail zu bewundern, womit beſonders das Landſchaftliche dargeſtellt war.

Ich habe, ſagte Goethe, niemals die Natur poetiſcher Zwecke wegen betrachtet. Aber weil mein früheres Landſchaftszeichnen und dann mein ſpäteres Naturforſchen mich zu einem beſtändigen genauen Anſehen der natürlichen Gegenſtände trieb, ſo habe ich die Natur bis in ihre kleinſten Details nach und nach auswendig gelernt, dergeſtalt, daß, wenn ich als Poet etwas brauche, es mir zu Gebote ſteht und ich nicht leicht gegen die Wahrheit fehle. In Schillern lag dieſes Naturbetrachten nicht. Was in ſeinem Tell von Schweizer-Lokalität iſt, habe ich ihm alles erzählt; aber er war ein ſo bewundernswürdiger Geiſt, daß er ſelbſt nach ſolchen Erzählungen etwas machen konnte, das Realität hatte.

Das Geſpräch lenkte ſich nun ganz auf Schiller, und Goethe fuhr folgendermaßen fort:

Schillers eigentliche Produktivität lag im Idealen, und es läßt ſich ſagen, daß er ſo wenig in der deutſchen als einer anderen Literatur ſeinesgleichen hat. Von Lord Byron hat er noch das meiſte; doch dieſer iſt ihm an Welt überlegen. Ich hätte gerne geſehen, daß Schiller den Lord Byron erlebt hätte, und da hätt' es mich wundern ſollen, was er zu einem ſo verwandten Geiſte würde geſagt haben. Ob wohl Byron bei Schillers Leben ſchon etwas publiziert hat?

Ich zweifelte, konnte es aber nicht mit Gewißheit ſagen. Goethe nahm daher das Konverſations-Lexikon und las den Artikel über Byron vor, wobei er nicht fehlen ließ, manche flüchtige Bemerkung einzuſchalten. Es fand ſich, daß Lord Byron vor 1807 nichts hatte drucken laſſen, und daß alſo Schiller nichts von ihm geſehen.

Durch alle Werke Schillers, fuhr Goethe fort, geht die Idee von Freiheit, und dieſe Idee nahm eine andere Geſtalt an, ſowie Schiller in ſeiner Kultur weiter ging und ſelbſt ein anderer wurde. In ſeiner Jugend war es die phyſiſche Freiheit, die ihm zu ſchaffen machte und die in ſeine Dichtungen überging, in ſeinem ſpäteren Leben die ideelle.

Es iſt mit der Freiheit ein wunderlich Ding, und jeder hat leicht genug, wenn er ſich nur zu begnügen und zu finden weiß. Und was hilft uns ein Überfluß von Freiheit, die wir nicht gebrauchen können! Sehen Sie dieſes Zimmer und dieſe angrenzende Kammer, in

der Sie durch die offene Tür mein Bette ſehen, beide ſind nicht groß, ſie ſind ohnedies durch vielerlei Bedarf, Bücher, Manuſkripte und Kunſtſachen eingeengt, aber ſie ſind mir genug, ich habe den ganzen Winter darin gewohnt und meine vorderen Zimmer faſt nicht betreten. Was habe ich nun von meinem geräumigen Hauſe gehabt und von der Freiheit, von einem Zimmer ins andere zu gehen, da ich nicht das Bedürfnis hatte, ſie zu benutzen!

Hat einer nur ſo viel Freiheit, um geſund zu leben und ſein Gewerbe zu treiben, ſo hat er genug, und ſo viel hat leicht ein jeder. Und dann ſind wir alle nur frei unter gewiſſen Bedingungen, die wir erfüllen müſſen. Der Bürger iſt ſo frei wie der Adelige, ſobald er ſich in den Grenzen hält, die ihm von Gott durch ſeinen Stand, worin er geboren, angewieſen. Der Adelige iſt ſo frei wie der Fürſt; denn wenn er bei Hofe nur das wenige Zeremoniell beobachtet, ſo darf er ſich als ſeinesgleichen fühlen. Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, ſondern eben, daß wir etwas verehren, das über uns iſt. Denn indem wir es verehren, heben wir uns zu ihm hinauf und legen durch unſere Anerkennung an den Tag, daß wir ſelber das Höhere in uns tragen und wert ſind, ſeinesgleichen zu ſein. Ich bin bei meinen Reiſen oft auf norddeutſche Kaufleute geſtoßen, welche glaubten meinesgleichen zu ſein, wenn ſie ſich roh zu mir an den Tiſch ſetzten. Dadurch waren ſie es nicht; allein ſie wären es geweſen, wenn ſie mich hätten zu ſchätzen und zu behandeln gewußt.

Daß nun dieſe phyſiſche Freiheit Schillern in ſeiner Jugend ſo viel zu ſchaffen machte, lag zwar teils in der Natur ſeines Geiſtes, größerenteils aber ſchrieb es ſich von dem Drucke her, den er in der Militärſchule hatte leiden müſſen.

Dann aber in ſeinem reiferen Leben, wo er der phyſiſchen Freiheit genug hatte, ging er zur ideellen über, und ich möchte faſt ſagen, daß dieſe Idee ihn getötet hat; denn er machte dadurch Anforderungen an ſeine phyſiſche Natur, die für ſeine Kräfte zu gewaltſam waren.

Der Großherzog beſtimmte Schillern bei ſeiner Hierherkunft einen Gehalt von jährlich tauſend Talern und erbot ſich, ihm das Doppelte zu geben, im Fall er durch Krankheit verhindert ſein ſollte zu arbeiten. Schiller

lehnte dieſes letzte Anerbieten ab und machte nie davon Gebrauch. Ich habe das Talent, ſagte er, und muß mir ſelber helfen können. Nun aber, bei ſeiner vergrößerten Familie in den letzten Jahren, mußte er der Exiſtenz wegen jährlich zwei Stücke ſchreiben, und um dieſes zu vollbringen, trieb er ſich, auch an ſolchen Tagen und Wochen zu arbeiten, in denen er nicht wohl war; ſein Talent ſollte ihm zu jeder Stunde gehorchen und zu Gebote ſtehen.

Schiller hat nie viel getrunken, er war ſehr mäßig; aber in ſolchen Augenblicken körperlicher Schwäche ſuchte er ſeine Kräfte durch etwas Likör oder ähnliches Spirituoſes zu ſteigern. Dies aber zehrte an ſeiner Geſundheit und war auch den Produktionen ſelbſt ſchädlich. Denn was geſcheite Köpfe an ſeinen Sachen ausſetzen, leite ich aus dieſer Quelle her. Alle ſolche Stellen, von denen ſie ſagen, daß ſie nicht juſt ſind, möchte ich pathologiſche Stellen nennen, indem er ſie nämlich an ſolchen Tagen geſchrieben hat, wo es ihm an Kräften fehlte, um die rechten und wahren Motive zu finden. Ich habe vor dem kategoriſchen Imperativ allen Reſpekt, ich weiß wie viel Gutes aus ihm hervorgehen kann, allein man muß es damit nicht zu weit treiben, denn ſonſt führet dieſe Idee der ideellen Freiheit ſicher zu nichts Gutem.

Unter dieſen intereſſanten Äußerungen und ähnlichen Geſprächen über Lord Byron und berühmte deutſche Literatoren, von denen Schiller geſagt, daß Kotzebue ihm lieber, weil er doch etwas hervorbringe, waren die Abendſtunden ſchnell vorübergegangen, und Goethe gab mir die Novelle mit, um ſie für mich zu Hauſe nochmals in der Stille zu betrachten.

[2470.] Januar 21. Eckermann.

Ich ging dieſen Abend halb achte zu Goethe und blieb ein Stündchen bei ihm. Er zeigte mir einen Band neuer franzöſiſcher Gedichte der Demoiſelle Gay und ſprach darüber mit großem Lobe. Die Franzoſen, ſagte er, machen ſich heraus, und es iſt der Mühe wert, daß man ſich nach ihnen umſieht. Ich bin mit Fleiß darüber her, mir von dem Stande der neueſten franzöſiſchen Literatur einen Begriff zu machen und, wenn es glückt, mich auch darüber auszuſprechen. Es iſt mir höchſt intereſſant zu

ſehen, daß diejenigen Elemente bei ihnen erſt anfangen zu wirken, die bei uns längſt durchgegangen ſind. Das mittlere Talent iſt freilich immer in der Zeit befangen und muß ſich aus denjenigen Elementen nähren, die in ihr liegen. Es iſt bei ihnen bis auf die neueſte Frömmigkeit alles dasſelbige wie bei uns, nur daß es bei ihnen ein wenig galanter und geiſtreicher zum Vorſchein kommt.

Was ſagen aber Eure Exzellenz zu Béranger und dem Verfaſſer der Stücke der Clara Gazul, *Mérimée?*

Dieſe nehme ich aus, ſagte Goethe, das ſind große Talente, die ein Fundament in ſich ſelber haben und ſich von der Geſinnungsweiſe des Tages frei erhalten. — Dieſes zu hören iſt mir ſehr lieb, ſagte ich, denn ich hatte über dieſe beiden ungefähr dieſelbige Empfindung.

Das Geſpräch wendete ſich von der franzöſiſchen Literatur auf die deutſche. Da will ich Ihnen doch etwas zeigen, ſagte Goethe, das für Sie Intereſſe haben wird. Reichen Sie mir doch einen der Bände, die vor Ihnen liegen. Solger iſt Ihnen bekannt? — Allerdings, ſagte ich, ich habe ihn ſogar lieb. Ich beſitze ſeine Überſetzung des Sophokles, und ſowohl dieſe als die Vorrede dazu gaben mir längſt von ihm eine hohe Meinung. — Sie wiſſen, er iſt vor mehreren Jahren geſtorben, ſagte Goethe, und man hat jetzt eine Sammlung ſeiner nachgelaſſenen Schriften und Briefe herausgegeben. In ſeinen philoſophiſchen Unterſuchungen, die er in der Form der Platoniſchen Dialoge gibt, iſt er nicht ſo glücklich, aber ſeine Briefe ſind vortrefflich. In einem derſelben ſchreibt er an Tieck über die Wahlverwandtſchaften, und dieſen muß ich Ihnen vorleſen, denn es iſt nicht leicht etwas Beſſeres über jenen Roman geſagt worden.

Goethe las mir die treffliche Abhandlung vor, und wir beſprachen ſie punktweiſe, indem wir die von einem großen Charakter zeugenden Anſichten und die Konſequenz ſeiner Ableitungen und Folgerungen bewunderten. Obgleich Solger zugeſtand, daß das Faktum in den Wahlverwandtſchaften aus der Natur aller Charaktere hervorgehe, ſo tadelte er doch den Charakter des Eduard.

Ich kann ihm nicht verdenken, ſagte Goethe, daß er den Eduard nicht leiden mag, ich mag ihn ſelber nicht leiden, aber ich mußte ihn ſo machen, um das Faktum hervorzubringen. Er hat übrigens viele Wahrheit; denn man findet in den höheren Ständen Leute genug, bei

denen ganz wie bei ihm der Eigenſinn an die Stelle des Charakters tritt.

Hoch vor allen ſtellte Solger den Architekten, denn wenn alle übrigen Perſonen des Romans ſich liebend und ſchwach zeigten, ſo ſei er der einzige, der ſich ſtark und frei erhalte. Und eben das Schöne an ſeiner Natur ſei nicht ſowohl dieſes, daß er in die Verirrungen der übrigen Charaktere nicht hineingerate, ſondern daß der Dichter ihn ſo groß gemacht, daß er nicht hineingeraten könne.

Wir freuten uns über dieſes Wort. Das iſt freilich ſehr ſchön, ſagte Goethe. — Ich habe, ſagte ich, den Charakter des Architekten auch immer ſehr bedeutend und liebenswürdig gefunden, allein daß er eben deswegen ſo vortrefflich ſei, daß er vermöge ſeiner Natur in jene Verwicklungen der Liebe nicht hineingeraten könne, daran habe ich freilich nicht gedacht. — Wundern Sie ſich darum nicht, ſagte Goethe; denn ich habe ſelber nicht daran gedacht, als ich ihn machte. Aber Solger hat recht, es liegt allerdings in ihm.

Dieſer Aufſatz, fuhr Goethe fort, iſt ſchon im Jahre 1809 geſchrieben, und es hätte mich damals freuen können, ein ſo gutes Wort über die Wahlverwandtſchaften zu hören, während man in jener Zeit und ſpäter mir eben nicht viel Angenehmes über jenen Roman erzeigte.

Solger hat, wie ich aus dieſen Briefen ſehe, viel Liebe zu mir gehabt; er beklagt ſich in einem derſelben, daß ich ihm auf den Sophokles, den er mir zugeſendet, nicht einmal geantwortet. Lieber Gott! — aber wie das bei mir geht! Es iſt nicht zu verwundern. Ich habe große Herren gekannt, denen man viel zuſendete. Dieſe machten ſich gewiſſe Formulare und Redensarten, womit ſie jedes erwiderten, und ſo ſchrieben ſie Briefe zu Hunderten, die ſich alle gleich und alle Phraſe waren. In mir aber lag dieſes nie. Wenn ich nicht jemanden etwas Beſonderes und Gehöriges ſagen konnte, wie es in der jedesmaligen Sache lag, ſo ſchrieb ich lieber gar nicht. Oberflächliche Redensarten hielt ich für unwürdig, und ſo iſt es denn gekommen, daß ich manchem wackern Manne, dem ich gerne geſchrieben hätte, nicht antworten konnte. Sie ſehen ja ſelbſt, wie das bei mir geht und welche Zuſendungen von allen Ecken und Enden täglich bei mir einlaufen, und müſſen geſtehen, daß dazu mehr als ein Menſchen-

leben gehören würde, wenn man alles nur flüchtig erwidern wollte. Aber um Solger tut es mir leid; er ist gar zu vortrefflich und hätte vor vielen andern etwas Freundliches verdient.

Ich brachte das Gespräch auf die Novelle, die ich nun zu Hause wiederholt gelesen und betrachtet hatte. Der ganze Anfang, sagte ich, ist nichts als Exposition, aber es ist darin nichts vorgeführt als das Notwendige, und das Notwendige mit Anmut, so daß man nicht glaubt, es sei eines andern wegen da, sondern es wolle bloß für sich selber sein und für sich selber gelten.

Es ist mir lieb, sagte Goethe, wenn Sie dieses so finden. Doch eins muß ich noch tun. Nach den Gesetzen einer guten Exposition nämlich muß ich die Besitzer der Tiere schon vorne auftreten lassen. Wenn die Fürstin und der Oheim an der Bude vorbeireiten, müssen die Leute heraustreten und die Fürstin bitten, auch ihre Bude mit einem Besuch zu beglücken. — Gewiß, sagte ich, Sie haben recht; denn da alles übrige in der Exposition angedeutet ist, so müssen es auch diese Leute werden, und es liegt ganz in der Sache, da sie sich gewöhnlich an der Kasse aufhalten, daß sie die Fürstin nicht so unangefochten werden vorbeireiten lassen. — Sie sehen, sagte Goethe, daß man an einer solchen Arbeit, wenn sie auch schon im ganzen fertig daliegt, im einzelnen noch immer zu tun hat.

Goethe erzählte mir sodann von einem Ausländer, der in dieser Zeit ihn hin und wieder besucht und davon gesprochen, wie er dieses und jenes von seinen Werken übersetzen wolle. Er ist ein guter Mensch, sagte Goethe, doch in literarischer Hinsicht bezeigt er sich als ein wahrer Dilettant. Denn er kann noch kein Deutsch und spricht schon von Übersetzungen, die er machen, und von Porträts, die er ihnen will vordrucken lassen. Das ist aber eben das Wesen der Dilettanten, daß sie die Schwierigkeiten nicht kennen, die in einer Sache liegen, und daß sie immer etwas unternehmen wollen, wozu sie keine Kräfte haben.

[2471.] Januar 29. Eckermann.

Begleitet von dem Manuskript der Novelle und einer Ausgabe des Béranger ging ich gegen sieben Uhr zu Goethe. Ich fand Herrn Soret bei ihm in Gesprächen

über die neue franzöſiſche Literatur. Ich hörte mit Intereſſe zu, und es kam zur Sprache, daß die neueſten Talente hinſichtlich guter Verſe ſehr viel von Delille gelernt. Da Herrn Soret, als einem geborenen Genfer, das Deutſche nicht ganz geläufig war, Goethe aber im Franzöſiſchen ſich ziemlich bequem ausdrückt, ſo ging die Unterhaltung franzöſiſch und nur an ſolchen Stellen deutſch, wo ich mich in das Geſpräch miſchte. Ich zog den Béranger aus der Taſche und überreichte ihn Goethe, der dieſe trefflichen Lieder von neuem zu leſen wünſchte. Das den Gedichten vorſtehende Porträt fand Herr Soret nicht ähnlich. Goethe freute ſich, die zierliche Ausgabe in Händen zu halten. Dieſe Lieder, ſagte er, ſind vollkommen und als das Beſte in ihrer Art anzuſehen, beſonders wenn man ſich das Gejodel des Refrains hinzudenkt, denn ſonſt ſind ſie als Lieder faſt zu ernſt, zu geiſtreich, zu epigrammatiſch. Ich werde durch Béranger immer an den Horaz und Hafis erinnert, die beide auch über ihrer Zeit ſtanden und die Sittenverderbnis ſpottend und ſpielend zur Sprache brachten. Béranger hat zu ſeiner Umgebung dieſelbige Stellung. Weil er aber aus niederem Stande heraufgekommen, ſo iſt ihm das Liederliche und Gemeine nicht allzu verhaßt, und er behandelt es noch mit einer gewiſſen Neigung.

Viel Ähnliches ward noch über Béranger und andere neuere Franzoſen hin und her geſprochen, bis Herr Soret an den Hof ging und ich mit Goethe allein blieb.

Ein verſiegeltes Paket lag auf dem Tiſch. Goethe legte ſeine Hand darauf. Was iſt das? ſagte er. Es iſt die Helena, die an Cotta zum Druck abgeht. Ich empfand bei dieſen Worten mehr als ich ſagen konnte, ich fühlte die Bedeutung des Augenblicks. Denn wie bei einem neuerbauten Schiff, das zuerſt in die See geht und wovon man nicht weiß, welche Schickſale es erleben wird, ſo iſt es auch mit dem Gedankenwerk eines großen Meiſters, das zuerſt in die Welt hinaustritt, um für viele Zeiten zu wirken und mannigfaltige Schickſale zu erzeugen und zu erleben.

Ich habe, ſagte Goethe, bis jetzt immer noch Kleinigkeiten daran zu tun und nachzuhelfen gefunden. Endlich aber muß es genug ſein, und ich bin nun froh, daß es zur Post geht und ich mich mit befreiter Seele zu etwas anderem wenden kann. Es mag nun ſeine Schickſale er-

leben! Was mich tröſtet, iſt, daß die Kultur in Deutſchland doch jetzt unglaublich hoch ſteht und man alſo nicht zu fürchten hat, daß eine ſolche Produktion lange unverſtanden und ohne Wirkung bleiben werde.

Es ſteckt ein ganzes Altertum darin, ſagte ich. — Ja, ſagte Goethe, die Philologen werden daran zu tun finden. — Für den antiken Teil, ſagte ich, fürchte ich nicht, denn es iſt da das große Detail, die gründlichſte Entfaltung des einzelnen, wo jedes geradezu das ſagt, was es ſagen ſoll. Allein der moderne, romantiſche Teil iſt ſehr ſchwer, denn eine halbe Weltgeſchichte ſteckt dahinter; die Behandlung iſt bei ſo großem Stoff nur andeutend und macht ſehr große Anſprüche an den Leſer. — Aber doch, ſagte Goethe, iſt alles ſinnlich und wird, auf dem Theater gedacht, jedem gut in die Augen fallen. Und mehr habe ich nicht gewollt. Wenn es nur ſo iſt, daß die Menge der Zuſchauer Freude an der Erſcheinung hat; dem Eingeweihten wird zugleich der höhere Sinn nicht entgehen, wie es ja auch bei der Zauberflöte und andern Dingen der Fall iſt.

Es wird, ſagte ich, auf der Bühne einen ungewohnten Eindruck machen, daß ein Stück als Tragödie anfängt und als Oper endigt. Doch es gehört etwas dazu, die Großheit dieſer Perſonen darzuſtellen und die erhabenen Reden und Verſe zu ſprechen. — Der erſte Teil, ſagte Goethe, erfordert die erſten Künſtler der Tragödie, ſowie nachher im Teile der Oper die Rollen mit den erſten Sängern und Sängerinnen beſetzt werden müſſen. Die Rolle der Helena kann nicht von einer, ſondern ſie muß von zwei großen Künſtlerinnen geſpielt werden; denn es iſt ein ſeltener Fall, daß eine Sängerin zugleich als tragiſche Künſtlerin von hinlänglicher Bedeutung iſt.

Das Ganze, ſagte ich, wird zu großer Pracht und Mannigfaltigkeit in Dekorationen und Garderobe Anlaß geben, und ich kann nicht leugnen, ich freue mich darauf, es auf der Bühne zu ſehen. Wenn nur ein recht großer Komponiſt ſich daran machte! — Es müßte einer ſein, ſagte Goethe, der wie Meyerbeer lange in Italien gelebt hat, ſo daß er ſeine deutſche Natur mit der italieniſchen Art und Weiſe verbände. Doch das wird ſich ſchon finden, und ich habe keinen Zweifel; ich freue mich nur, daß ich es los bin. Auf den Gedanken, daß der Chor nicht wieder in die Unterwelt hinab will,

ſondern auf der heitern Oberfläche der Erde ſich den Elementen zuwirft, tue ich mir wirklich etwas zugute. — Es iſt eine neue Art von Unſterblichkeit, ſagte ich.

Nun, fuhr Goethe fort, wie ſteht es mit der Novelle? — Ich habe ſie mitgebracht, ſagte ich. Nachdem ich ſie nochmals geleſen, finde ich, daß Euer Exzellenz die intendierte Änderung nicht machen dürfen. Es tut gar gute Wirkung, wenn die Leute beim getöteten Tiger zuerſt als durchaus fremde neue Weſen mit ihren abweichenden wunderlichen Kleidungen und Manieren hervortreten und ſich als Beſitzer der Tiere ankündigen. Brächten Sie ſie aber ſchon früher, in der Expoſition, ſo würde dieſe Wirkung gänzlich geſchwächt, ja vernichtet werden.

Sie haben recht, ſagte Goethe, ich muß es laſſen wie es iſt. Ohne Frage, Sie haben ganz recht. Es muß auch beim erſten Entwurf in mir gelegen haben, die Leute nicht früher zu bringen, eben weil ich ſie ausgelaſſen. Dieſe intendierte Änderung war eine Forderung des Verſtandes, und ich wäre dadurch bald zu einem Fehler verleitet worden. Es iſt aber dieſes ein merkwürdiger äſthetiſcher Fall, daß man von einer Regel abweichen muß, um keinen Fehler zu begehen.

Es kam ſodann zur Sprache, welchen Titel man der Novelle geben ſolle; wir taten manche Vorſchläge, einige waren gut für den Anfang, andere gut für das Ende, doch fand ſich keiner, der für das Ganze paſſend und alſo der rechte geweſen wäre. Wiſſen Sie was, ſagte Goethe, wir wollen es die Novelle nennen; denn was iſt eine Novelle anders als eine ſich ereignete unerhörte Begebenheit. Dies iſt der eigentliche Begriff, und ſo vieles, was in Deutſchland unter dem Titel Novelle geht, iſt gar keine Novelle, ſondern bloß Erzählung oder was Sie ſonſt wollen. In jenem urſprünglichen Sinne einer unerhörten Begebenheit kommt auch die Novelle in den Wahlverwandtſchaften vor.

Wenn man es recht bedenkt, ſagte ich, ſo entſteht doch ein Gedicht immer ohne Titel und iſt ohne Titel das was es iſt, ſo daß man alſo glauben ſollte, der Titel gehöre gar nicht zur Sache. — Er gehört auch nicht dazu, ſagte Goethe; die alten Gedichte hatten gar keine Titel, es iſt dies ein Gebrauch der Neuern, von denen auch die Gedichte der Alten erſt in einer ſpäteren Zeit Titel erhalten haben. Doch dieſer Gebrauch iſt von der Not-

wendigkeit herbeigeführt, bei einer ausgebreiteten Literatur die Sachen zu nennen und voneinander zu unterſcheiden.

Hier, ſagte Goethe, haben Sie etwas Neues; leſen Sie! Mit dieſen Worten reichte er mir eine Überſetzung eines ſerbiſchen Gedichts von Herrn Gerhard. Ich las mit großem Vergnügen, denn das Gedicht war ſehr ſchön und die Überſetzung ſo einfach und klar, daß man im Anſchauen des Gegenſtandes nie geſtört wurde. Das Gedicht führte den Titel: Die Gefängnisſchlüſſel. Ich ſage hier nichts von dem Gang der Handlung; der Schluß indes kam mir abgeriſſen und ein wenig unbefriedigend vor.

Das iſt, ſagte Goethe, eben das Schöne; denn dadurch läßt es einen Stachel im Herzen zurück, und die Phantaſie des Leſers iſt angeregt, ſich ſelbſt alle Möglichkeiten auszubilden, die nun folgen können. Der Schluß hinterläßt den Stoff zu einem ganzen Trauerſpiele, allein er iſt von der Art, wie ſchon vieles dageweſen iſt. Dagegen das im Gedicht Dargeſtellte iſt das eigentlich Neue und Schöne, und der Dichter verfuhr ſehr weiſe, daß er nur dieſes ausbildete und das andere dem Leſer überließ. Ich teilte das Gedicht gern in Kunſt und Altertum mit, allein es iſt zu lang; dagegen habe ich mir dieſe drei gereimten von Gerhard ausgebeten, die ich im nächſten Hefte werde abdrucken laſſen. Was ſagen Sie zu dieſem? Hören Sie.

Goethe las nun zuerſt das Lied vom Alten, der ein junges Mädchen liebt, ſodann das Trinklied der Weiber, und zuletzt das energiſche: Tanz uns vor, Theodor. Jedes las er in einem andern Tone und andern Schwunge, vortrefflich, ſo daß man nicht leicht etwas Vollkommeneres hören konnte.

Wir mußten Herrn Gerhard loben, daß er die jedesmaligen Versarten und Refrains durchaus glücklich und im Charakter gewählt und alles leicht und vollkommen ausgeführt hatte, ſo daß man nicht wußte, wie er es hätte beſſer machen ſollen. Da ſieht man, ſagte Goethe, was bei einem ſolchen Talent wie Gerhard die große techniſche Übung tut. Und dann kommt ihm zugute, daß er kein eigentliches gelehrtes Metier, ſondern ein ſolches treibt, das ihn täglich aufs praktiſche Leben weiſet. Auch hat er die vielen Reiſen in England und anderen Ländern gemacht, wodurch er denn bei ſeinem auf das

Reale gehenden Sinn über unſere gelehrten jungen Dichter manche Avantagen hat. Wenn er ſich immer an gute Überlieferungen hält und nur dieſe bearbeitet, ſo wird er nicht leicht etwas Schlechtes machen. Alle eigenen Erfindungen dagegen erfordern ſehr viel und ſind eine ſchwere Sache.

Hieran knüpften ſich manche Betrachtungen über die Produktionen unſerer neueſten jungen Dichter, und es ward bemerkt, daß faſt keiner von ihnen mit einer guten Proſa aufgetreten.

Die Sache iſt ſehr einfach, ſagte Goethe. Um Proſa zu ſchreiben, muß man etwas zu ſagen haben; wer aber nichts zu ſagen hat, der kann doch Verſe und Reime machen, wo denn ein Wort das andere gibt und zuletzt etwas herauskommt, das zwar nichts iſt, aber doch ausſieht als wäre es was.

[2472.] Januar 31. Eckermann.

Bei Goethe zu Tiſch. In dieſen Tagen, ſeit ich Sie nicht geſehen, ſagte er, habe ich vieles und mancherlei geleſen, beſonders auch einen chineſiſchen Roman, der mich noch beſchäftigt und der mir im hohen Grade merkwürdig erſcheint. — Chineſiſchen Roman? ſagte ich. Der muß wohl sehr fremdartig ausſehen. — Nicht ſo ſehr als man glauben ſollte, ſagte Goethe. Die Menſchen denken, handeln und empfinden faſt ebenſo wie wir, und man fühlt ſich ſehr bald als ihresgleichen, nur daß bei ihnen alles klarer, reinlicher und ſittlicher zugeht. Es iſt bei ihnen alles verſtändig, bürgerlich, ohne große Leidenſchaft und poetiſchen Schwung und hat dadurch viele Ähnlichkeit mit meinem Hermann und Dorothea, ſowie mit den engliſchen Romanen des Richardſon. Es unterſcheidet ſich aber wieder dadurch, daß bei ihnen die äußere Natur neben den menſchlichen Figuren immer mitlebt. Die Goldfiſche in den Teichen hört man immer plätſchern, die Vögel auf den Zweigen ſingen immerfort, der Tag iſt immer heiter und ſonnig, die Nacht immer klar; vom Mond iſt viel die Rede, allein er verändert die Landſchaft nicht, ſein Schein iſt ſo helle gedacht, wie der Tag ſelber. Und das Innere der Häuſer ſo nett und zierlich wie ihre Bilder. Z. B.: Ich hörte die lieblichen Mädchen lachen, und als ich ſie zu Geſicht bekam, ſaßen ſie auf feinen Rohrſtühlen. Da haben Sie gleich die

allerliebſte Situation, denn Rohrſtühle kann man ſich gar nicht ohne die größte Leichtigkeit und Zierlichkeit denken. Und nun eine Unzahl von Legenden, die immer in der Erzählung nebenher gehen und gleichſam ſprichwörtlich angewendet werden. Z. B. von einem Mädchen, das ſo leicht und zierlich von Füßen war, daß ſie auf einer Blume balancieren konnte, ohne die Blume zu knicken. Und von einem jungen Manne, der ſich ſo ſittlich und brav hielt, daß er in ſeinem dreißigſten Jahre die Ehre hatte, mit dem Kaiſer zu reden. Und ferner von Liebespaaren, die in einem langen Umgange ſich ſo enthaltſam bewieſen, daß, als ſie einſt genötigt waren eine Nacht in einem Zimmer miteinander zuzubringen, ſie in Geſprächen die Stunden durchwachten, ohne ſich zu berühren. Und ſo unzählige von Legenden, die alle auf das Sittliche und Schickliche gehen. Aber eben durch dieſe ſtrenge Mäßigung in allem hat ſich denn auch das chineſiſche Reich ſeit Jahrtauſenden erhalten und wird dadurch ferner beſtehen.

Einen höchſt merkwürdigen Gegenſatz zu dieſem chineſiſchen Roman, fuhr Goethe fort, habe ich in den Liedern von Béranger, denen faſt allen ein unſittlicher, liederlicher Stoff zum Grunde liegt und die mir im hohen Grade zuwider ſein würden, wenn nicht ein ſo großes Talent wie Béranger die Gegenſtände behandelt hätte, wodurch ſie denn erträglich, ja ſogar anmutig werden. Aber ſagen Sie ſelbſt, iſt es nicht höchſt merkwürdig, daß die Stoffe des chineſiſchen Dichters ſo durchaus ſittlich, und diejenigen des jetzigen erſten Dichters von Frankreich ganz das Gegenteil ſind?

Ein ſolches Talent wie Béranger, ſagte ich, würde an ſittlichen Stoffen nichts zu tun finden. — Sie haben recht, ſagte Goethe; eben an den Verkehrtheiten der Zeit offenbart und entwickelt Béranger ſeine beſſere Natur. — Aber, ſagte ich, iſt denn dieſer chineſiſche Roman vielleicht einer ihrer vorzüglichſten? — Keineswegs, ſagte Goethe; die Chineſen haben deren zu Tauſenden und hatten ihrer ſchon, als unſere Vorfahren noch in den Wäldern lebten.

Ich ſehe immer mehr, fuhr Goethe fort, daß die Poeſie ein Gemeingut der Menſchheit iſt, und daß ſie überall und zu allen Zeiten in Hunderten und aber Hunderten von Menſchen hervortritt. Einer macht es

ein wenig beſſer als der andere und ſchwimmt ein wenig länger oben als der andere, das iſt alles. Der Herr von Matthiſſon muß daher nicht denken, er wäre es, und ich muß nicht denken, ich wäre es, ſondern jeder muß ſich eben ſagen, daß es mit der poetiſchen Gabe keine ſo ſeltene Sache ſei, und daß niemand eben beſondere Urſache habe, ſich viel darauf einzubilden, wenn er ein gutes Gedicht macht. Aber freilich wenn wir Deutſchen nicht aus dem engen Kreiſe unſerer eigenen Umgebung hinausblicken, ſo kommen wir gar zu leicht in dieſen pedantiſchen Dünkel. Ich ſehe mich daher gern bei fremden Nationen um und rate jedem, es auch ſeinerſeits zu tun. Nationalliteratur will jetzt nicht viel ſagen, die Epoche der Weltliteratur iſt an der Zeit, und jeder muß jetzt dazu wirken, dieſe Epoche zu beſchleunigen. Aber auch bei ſolcher Schätzung des Ausländiſchen dürfen wir nicht bei etwas Beſonderem haften bleiben und dieſes für muſterhaft anſehen wollen. Wir müſſen nicht denken, das Chineſiſche wäre es, oder das Serbiſche, oder Calderon, oder die Nibelungen; ſondern im Bedürfnis von etwas Muſterhaftem müſſen wir immer zu den alten Griechen zurückgehen, in deren Werken ſtets der ſchöne Menſch dargeſtellt iſt. Alles übrige müſſen wir nur hiſtoriſch betrachten, und das Gute, ſo weit es gehen will, uns daraus aneignen.

Ich freute mich, Goethe in einer Folge über einen ſo wichtigen Gegenſtand reden zu hören. Das Geklingel vorbeifahrender Schlitten lockte uns zum Fenſter; denn wir erwarteten, daß der große Zug, der dieſen Morgen nach Belvedere vorbeiging, wieder zurückkommen würde. Goethe ſetzte indes ſeine lehrreichen Äußerungen fort. Von Alexander Manzoni war die Rede, und er erzählte mir, daß Graf Reinhard Herrn Manzoni vor nicht langer Zeit in Paris geſehen, wo er als ein junger Autor von Namen in der Geſellſchaft wohl aufgenommen geweſen ſei, und daß er jetzt wieder in der Nähe von Mailand auf ſeinem Landgute mit einer jungen Familie und ſeiner Mutter glücklich lebe.

Manzoni, fuhr Goethe fort, fehlt weiter nichts, als daß er ſelbſt nicht weiß, welch ein guter Poet er iſt und welche Rechte ihm als ſolchem zuſtehen. Er hat gar zu viel Reſpekt vor der Geſchichte und fügt aus dieſem Grunde ſeinen Stücken immer gern einige Auseinander-

ſetzungen hinzu, in denen er nachweiſt, wie treu er den Einzelheiten der Geſchichte geblieben. Nun mögen ſeine Fakta hiſtoriſch ſein, aber ſeine Charaktere ſind es doch nicht, ſo wenig es mein Thoas und meine Iphigenia ſind. Kein Dichter hat je die hiſtoriſchen Charaktere gekannt, die er darſtellte; hätte er ſie aber gekannt, ſo hätte er ſie ſchwerlich ſo gebrauchen können. Der Dichter muß wiſſen, welche Wirkungen er hervorbringen will, und danach die Natur ſeiner Charaktere einrichten. Hätte ich den Egmont ſo machen wollen, wie ihn die Geſchichte meldet, als Vater von einem Dutzend Kindern, ſo würde ſein leichtſinniges Handeln ſehr abſurd erſchienen ſein. Ich mußte alſo einen anderen Egmont haben, wie er beſſer mit ſeinen Handlungen und meinen dichteriſchen Abſichten in Harmonie ſtände; und dies iſt, wie Klärchen ſagt, mein Egmont.

Und wozu wären denn die Poeten, wenn ſie bloß die Geſchichte eines Hiſtorikers wiederholen wollten! Der Dichter muß weiter gehen und uns womöglich etwas Höheres und Beſſeres geben. Die Charaktere des Sophokles tragen alle etwas von der hohen Seele des großen Dichters, ſowie Charaktere des Shakeſpeare von der ſeinigen. Und ſo iſt es recht, und ſo ſoll man es machen. Ja Shakeſpeare geht noch weiter und macht ſeine Römer zu Engländern, und zwar wieder mit Recht; denn ſonſt hätte ihn ſeine Nation nicht verſtanden.

Darin, fuhr Goethe fort, waren nun wieder die Griechen groß, daß ſie weniger auf die Treue eines hiſtoriſchen Faktums gingen, als darauf wie es der Dichter behandelte. Zum Glück haben wir jetzt an den Philoktetен ein herrliches Beiſpiel, welches Sujet alle drei großen Tragiker behandelt haben, und Sophokles zuletzt und am beſten. Dieſes Dichters treffliches Stück iſt glücklicherweiſe ganz auf uns gekommen; dagegen von den Philoktetен des Äſchylus und Euripides hat man Bruchſtücke aufgefunden, aus denen hinreichend zu ſehen iſt, wie ſie ihren Gegenſtand behandelt haben. Wollte es meine Zeit mir erlauben, ſo würde ich dieſe Stücke reſtaurieren, ſowie ich es mit dem Phaethon des Euripides getan, und es ſollte mir keine unangenehme und unnütze Arbeit ſein.

Bei dieſem Sujet war die Aufgabe ganz einfach: nämlich den Philoktet nebſt dem Bogen von der Inſel

Lemnos zu holen. Aber die Art, wie dieſes geſchieht, das war nun die Sache der Dichter, und darin konnte jeder die Kraft ſeiner Erfindung zeigen und einer es dem anderen zuvortun. Der Ulyß ſoll ihn holen, aber ſoll er vom Philoktet erkannt werden oder nicht, und wodurch ſoll er unkenntlich ſein? Soll der Ulyß allein gehen, oder ſoll er Begleiter haben, und wer ſoll ihn begleiten? Beim Äſchylus iſt der Gefährte unbekannt, beim Euripides iſt es der Diomed, beim Sophokles der Sohn des Achill. Ferner, in welchem Zuſtande ſoll man den Philoktet finden? Soll die Inſel bewohnt ſein oder nicht, und wenn bewohnt, ſoll ſich eine mitleidige Seele ſeiner angenommen haben oder nicht? Und ſo hundert andere Dinge, die alle in der Willkür der Dichter lagen und in deren Wahl oder Nichtwahl der eine vor dem andern ſeine höhere Weisheit zeigen konnte. Hierin liegt's, und ſo ſollten es die jetzigen Dichter auch machen, und nicht immer fragen, ob ein Sujet ſchon behandelt worden oder nicht, wo ſie denn immer in Süden und Norden nach unerhörten Begebenheiten ſuchen, die oft barbariſch genug ſind, und die dann auch bloß als Begebenheiten wirken. Aber freilich, ein einfaches Sujet durch eine meiſterhafte Behandlung zu etwas zu machen, erfordert Geiſt und großes Talent, und daran fehlt es.

Vorbeifahrende Schlitten zogen uns wieder ans Fenſter; der erwartete Zug von Belvedere war es aber wieder nicht. Wir ſprachen und ſcherzten unbedeutende Dinge hin und her; dann fragte ich Goethe, wie es mit der Novelle ſtehe.

Ich habe ſie dieſer Tage ruhen laſſen, ſagte er, aber eins muß doch noch in der Expoſition geſchehen. Der Löwe nämlich muß brüllen, wenn die Fürſtin an der Bude vorbeireitet; wobei ich denn einige gute Reflexionen über die Furchtbarkeit des gewaltigen Tieres anſtellen laſſen kann.

Dieſer Gedanke iſt ſehr glücklich, ſagte ich; denn dadurch entſteht eine Expoſition, die nicht allein an ſich, an ihrer Stelle, gut und notwendig iſt, ſondern wodurch auch alles Folgende eine größere Wirkung gewinnt. Bis jetzt erſchien der Löwe faſt zu ſanft, indem er gar keine Spuren von Wildheit zeigte. Dadurch aber, daß er brüllt, läßt er uns wenigſtens ſeine Furchtbarkeit ahnen, und wenn er ſodann ſpäter ſanft der Flöte des Kindes folgt, ſo wird dieſes eine deſto größere Wirkung tun.

Dieſe Art, zu ändern und zu beſſern, ſagte Goethe, iſt nun die rechte, wo man noch ein Unvollkommenes durch fortgeſetzte Erfindungen zum Vollendeten ſteigert. Aber ein Gemachtes immer wieder neu zu machen und weiter zu treiben, wie z. B. Walter Scott mit meiner Mignon getan, die er außer ihren übrigen Eigenheiten noch taubſtumm ſein läßt: dieſe Art, zu ändern, kann ich nicht loben.

[2473.] Februar 1. Eckermann.

Goethe erzählte mir von einem Beſuch des Kronprinzen von Preußen in Begleitung des Großherzogs. Auch die Prinzen Karl und Wilhelm von Preußen, ſagte er, waren dieſen Morgen bei mir. Der Kronprinz blieb mit dem Großherzog gegen drei Stunden, und es kam mancherlei zur Sprache, welches mir von dem Geiſt, Geſchmack, den Kenntniſſen und der Denkweiſe dieſes jungen Fürſten eine hohe Meinung gab.

Goethe hatte einen Band der Farbenlehre vor ſich liegen. Ich bin, ſagte er, Ihnen noch immer eine Antwort wegen des Phänomens der farbigen Schatten ſchuldig. Da dieſes aber vieles vorausſetzt und mit vielem anderen zuſammenhängt, ſo will ich Ihnen auch heute keine aus dem Ganzen herausgeriſſene Erklärung geben, vielmehr habe ich gedacht, daß es gut ſein würde, wenn wir die Abende, die wir zuſammenkommen, die ganze Farbenlehre miteinander durchleſen. Dadurch haben wir immer einen ſoliden Gegenſtand der Unterhaltung, und Sie ſelbſt werden ſich die ganze Lehre zu eigen machen, ſo daß Sie kaum merken, wie Sie dazu kommen. Das Überlieferte fängt bei Ihnen an zu leben und wieder produktiv zu werden, wodurch ich denn vorausſehe, daß dieſe Wiſſenſchaft ſehr bald Ihr Eigentum ſein wird. Nun leſen Sie den erſten Abſchnitt.

Mit dieſen Worten legte Goethe mir das aufgeſchlagene Buch vor. Ich fühlte mich ſehr beglückt durch die gute Abſicht, die er mit mir hatte. Ich las von den phyſiologiſchen Farben die erſten Paragraphen.

Sie ſehen, ſagte Goethe, es iſt nichts außer uns, was nicht zugleich in uns wäre, und wie die äußere Welt ihre Farben hat, ſo hat ſie auch das Auge. Da es nun bei dieſer Wiſſenſchaft ganz vorzüglich auf ſcharfe Sonderung des Objektiven vom Subjektiven ankommt, ſo habe

ich billig mit den Farben, die dem Auge gehören, den Anfang gemacht, damit wir bei allen Wahrnehmungen immer wohl unterſcheiden, ob die Farbe auch wirklich außer uns exiſtiere, oder ob es eine bloße Scheinfarbe ſei, die ſich das Auge ſelbſt erzeugt hat. Ich denke alſo, daß ich den Vortrag dieſer Wiſſenſchaft beim rechten Ende angefaßt habe, indem ich zunächſt das Organ berichtige, durch welches alle Wahrnehmungen und Beobachtungen geſchehen müſſen.

Ich las weiter bis zu den intereſſanten Paragraphen von den geforderten Farben, wo gelehrt wird, daß das Auge das Bedürfnis des Wechſels habe, indem es nie gerne bei derſelbigen Farbe verweile, ſondern ſogleich eine andere fordere und zwar ſo lebhaft, daß es ſich ſolche ſelbſt erzeuge, wenn es ſie nicht wirklich vorfinde.

Dieſes brachte ein großes Geſetz zur Sprache, das durch die ganze Natur geht und worauf alles Leben und alle Freude des Lebens beruhet. Es iſt dieſes, ſagte Goethe, nicht allein mit allen anderen Sinnen ſo, ſondern auch mit unſerem höheren geiſtigen Weſen; aber weil das Auge ein ſo vorzüglicher Sinn iſt, ſo tritt dieſes Geſetz des geforderten Wechſels ſo auffallend bei den Farben hervor und wird uns bei ihnen ſo vor allen deutlich bewußt. Wir haben Tänze, die uns im hohen Grade wohlgefallen, weil Dur und Moll in ihnen wechſelt, wogegen aber Tänze aus bloßem Dur oder bloßem Moll ſogleich ermüden.

Dasſelbe Geſetz, ſagte ich, ſcheint einem guten Stil zum Grunde zu liegen, bei welchem wir gern einen Klang vermeiden, der ſoeben gehört wurde. Auch beim Theater wäre mit dieſem Geſetz viel zu machen, wenn man es gut anzuwenden wüßte. Stücke, beſonders Trauerſpiele, in denen ein einziger Ton ohne Wechſel durchgeht, haben etwas Läſtiges und Ermüdendes, und wenn nun das Orcheſter bei einem traurigen Stück auch in den Zwiſchenakten traurige, niederſchlagende Muſik hören läßt, ſo wird man von einem unerträglichen Gefühl gepeinigt, dem man gern auf alle Weiſe entfliehen möchte.

Vielleicht, ſagte Goethe, beruhen auch die eingeflochtenen heiteren Szenen in den Shakeſpeareſchen Trauerſpielen auf dieſem Geſetz des geforderten Wechſels; allein auf die höhere Tragödie der Griechen ſcheint es nicht anwendbar, vielmehr geht bei dieſer ein gewiſſer Grundton durch das Ganze.

Die griechiſche Tragödie, ſagte ich, iſt auch nicht von ſolcher Länge, daß ſie bei einem durchgehenden gleichen Ton ermüden könnte, und dann wechſeln auch Chöre und Dialog, und der erhabene Sinn iſt von ſolcher Art, daß er nicht läſtig werden kann, indem immer eine gewiſſe tüchtige Realität zum Grunde liegt, die ſtets heiterer Natur iſt.

Sie mögen recht haben, ſagte Goethe, und es wäre wohl der Mühe wert, zu unterſuchen, inwiefern auch die griechiſche Tragödie dem allgemeinen Geſetze des geforderten Wechſels unterworfen iſt. Aber Sie ſehen, wie alles aneinanderhängt, und wie ſogar ein Geſetz der Farbenlehre auf eine Unterſuchung der griechiſchen Tragödie führen kann. Nur muß man ſich hüten, es mit einem ſolchen Geſetz zu weit treiben und es als Grundlage für vieles andere machen zu wollen; vielmehr geht man ſicherer, wenn man es immer nur als ein Analogon, als ein Beiſpiel gebraucht und anwendet.

Wir ſprachen über die Art, wie Goethe ſeine Farbenlehre vorgetragen, daß er nämlich dabei alles aus großen Urgeſetzen abgeleitet und die einzelnen Erſcheinungen immer darauf zurückgeführt habe, woraus denn das Faßliche und ein großer Gewinn für den Geiſt hervorgehe.

Dieſes mag ſein, ſagte Goethe, und Sie mögen mich deshalb loben, aber dieſe Methode erfordert denn auch Schüler, die nicht in der Zerſtreuung leben und die fähig ſind, die Sache wieder im Grunde aufzufaſſen. Es ſind einige recht hübſche Leute in meiner Farbenlehre heraufgekommen, allein das Unglück iſt, ſie bleiben nicht auf geradem Wege, ſondern ehe ich es mir verſehe, weichen ſie ab und gehen einer Idee nach, ſtatt das Objekt immer gehörig im Auge zu behalten. Aber ein guter Kopf, dem es zugleich um die Wahrheit zu tun wäre, könnte noch immer viel leiſten.

Wir ſprachen von Profeſſoren, die, nachdem das Beſſere gefunden, immer noch die Newtonſche Lehre vortragen. Dies iſt nicht zu verwundern, ſagte Goethe; ſolche Leute gehen im Irrtum fort, weil ſie ihm ihre Exiſtenz verdanken. Sie müßten umlernen, und das wäre eine ſehr unbequeme Sache — Aber, ſagte ich, wie können ihre Experimente die Wahrheit beweiſen, da der Grund ihrer Lehre falſch iſt? — Sie beweiſen auch die Wahrheit nicht, ſagte Goethe, und das iſt auch keineswegs ihre

Abſicht, ſondern es liegt ihnen bloß daran, ihre Meinung zu beweiſen. Deshalb verbergen ſie auch alle ſolche Experimente, wodurch die Wahrheit an den Tag kommen und die Unhaltbarkeit ihrer Lehre ſich darlegen könnte.

Und dann, um von den Schülern zu reden, welchem von ihnen wäre es denn um die Wahrheit zu tun? Das ſind auch Leute wie andere und völlig zufrieden, wenn ſie über die Sache empiriſch mitſchwatzen können. Das iſt alles. Die Menſchen ſind überhaupt eigener Natur: ſobald ein See zugefroren iſt, ſind ſie gleich zu Hunderten darauf und amüſieren ſich auf der glatten Oberfläche; aber wem fällt es ein, zu unterſuchen, wie tief er iſt und welche Arten von Fiſchen unter dem Eiſe hin und her ſchwimmen? Niebuhr hat jetzt einen Handelstraktat zwiſchen Rom und Karthago entdeckt aus einer ſehr frühen Zeit, woraus es erwieſen iſt, daß alle Geſchichten des Livius vom frühen Zuſtande des römiſchen Volkes nichts als Fabeln ſind, indem aus jenem Traktat erſichtlich, daß Rom ſchon ſehr früh in einem weit höheren Zuſtande der Kultur ſich befunden, als aus dem Livius hervorgeht. Aber wenn Sie nun glauben, daß dieſer entdeckte Traktat in der bisherigen Lehrart der römiſchen Geſchichte eine große Reform hervorbringen werde, ſo ſind Sie im Irrtum. Denken Sie nur immer an den gefrorenen See: ſo ſind die Leute, ich habe ſie kennen gelernt, ſo ſind ſie und nicht anders.

Aber doch, ſagte ich, kann es Ihnen nicht gereuen, daß Sie die Farbenlehre geſchrieben; denn nicht allein daß Sie dadurch ein feſtes Gebäude dieſer trefflichen Wiſſenſchaft gegründet, ſondern Sie haben auch darin ein Muſter wiſſenſchaftlicher Behandlung aufgeſtellt, woran man ſich bei Behandlung ähnlicher Gegenſtände immer halten kann.

Es gereut mich auch keineswegs, ſagte Goethe, obgleich ich die Mühe eines halben Lebens hineingeſteckt habe. Ich hätte vielleicht ein halbes Dutzend Trauerſpiele mehr geſchrieben, das iſt alles, und dazu werden ſich noch Leute genug nach mir finden.

Aber Sie haben recht, ich denke auch, die Behandlung wäre gut; es iſt Methode darin. In derſelbigen Art habe ich auch eine Tonlehre geſchrieben, ſowie auch meine Metamorphoſe der Pflanzen auf derſelbigen Anſchauungs- und Ableitungsweiſe beruht.

Mit meiner Metamorphoſe der Pflanzen ging es mir eigen; ich kam dazu wie Herſchel zu ſeinen Entdeckungen. Herſchel nämlich war ſo arm, daß er ſich kein Fernrohr anſchaffen konnte, ſondern daß er genötigt war, ſich ſelber eins zu machen. Aber dies war ſein Glück; denn dieſes ſelbſtfabrizierte war beſſer als alle anderen, und er machte damit ſeine großen Entdeckungen. In die Botanik war ich auf empiriſchem Wege hereingekommen. Nun weiß ich noch recht gut, daß mir bei der Bildung der Geſchlechter die Lehre zu weitläuftig wurde, als daß ich den Mut hatte, ſie zu faſſen. Das trieb mich an, der Sache auf eigenem Wege nachzuſpüren und dasjenige zu finden, was allen Pflanzen ohne Unterſchied gemein wäre, und ſo entdeckte ich das Geſetz der Metamorphoſe.

Der Botanik nun im einzelnen weiter nachzugehen, liegt gar nicht in meinem Wege, das überlaſſe ich anderen, die es mir auch darin weit zuvortun. Mir lag bloß daran, die einzelnen Erſcheinungen auf ein allgemeines Grundgeſetz zurückzuführen.

So auch hat die Mineralogie nur in einer doppelten Hinſicht Intereſſe für mich gehabt: zunächſt nämlich ihres großen praktiſchen Nutzens wegen, und dann um darin ein Dokument über die Bildung der Urwelt zu finden, wozu die Wernerſche Lehre Hoffnung machte. Seit man nun aber nach des trefflichen Mannes Tode in dieſer Wiſſenſchaft das Oberſte zu unterſt kehrt, gehe ich in dieſem Fache öffentlich nicht weiter mit, ſondern halte mich im ſtillen in meiner Überzeugung fort.

In der Farbenlehre ſteht mir nun noch die Entwickelung des Regenbogens bevor, woran ich zunächſt gehen werde. Es iſt dieſes eine äußerſt ſchwierige Aufgabe, die ich jedoch zu löſen hoffe. Es iſt mir aus dieſem Grunde lieb, jetzt mit Ihnen die Farbenlehre wieder durchzugehen, wodurch ſich denn, zumal bei Ihrem Intereſſe für die Sache, alles wieder anfriſchet.

Ich habe mich, fuhr Goethe fort, in den Naturwiſſenſchaften ziemlich nach allen Seiten hin verſucht: jedoch gingen meine Richtungen immer nur auf ſolche Gegenſtände, die mich irdiſch umgaben und die unmittelbar durch die Sinne wahrgenommen werden konnten; weshalb ich mich denn auch nie mit Aſtronomie beſchäftigt habe, weil hierbei die Sinne nicht mehr ausreichen, ſondern weil man hier ſchon zu Inſtrumenten,

Berechnungen und Mechanik ſeine Zuflucht nehmen muß, die ein eigenes Leben erfordern und die nicht meine Sache waren.

Wenn ich aber in denen Gegenſtänden, die in meinem Wege lagen, etwas geleiſtet, ſo kam mir dabei zugute, daß mein Leben in eine Zeit fiel, die an großen Entdeckungen in der Natur reicher war als irgendeine andere. Schon als Kind begegnete mir Franklins Lehre von der Elektrizität, welches Geſetz er damals ſoeben gefunden hatte. Und ſo folgte durch mein ganzes Leben, bis zu dieſer Stunde, eine große Entdeckung der andern; wodurch ich denn nicht allein früh auf die Natur hingeleitet, ſondern auch ſpäter immerfort in der bedeutendſten Anregung erhalten wurde.

Jetzt werden Vorſchritte getan, auch auf den Wegen, die ich einleitete, wie ich ſie nicht ahnden konnte, und es iſt mir wie einem, der der Morgenröte entgegengeht und über den Glanz der Sonne erſtaunt, wenn dieſe hervorleuchtet.

Unter den Deutſchen nannte Goethe bei dieſer Gelegenheit die Namen Carus, d'Alton, Meyer in Königsberg mit Bewunderung.

Wenn nur die Menſchen, fuhr Goethe fort, das Rechte, nachdem es gefunden, nicht wieder umkehrten und verdüſterten, ſo wäre ich zufrieden; denn es täte der Menſchheit ein Poſitives not, das man ihr von Generation zu Generation überlieferte, und es wäre doch gut, wenn das Poſitive zugleich das Rechte und Wahre wäre. In dieſer Hinſicht ſollte es mich freuen, wenn man in den Naturwiſſenſchaften aufs Reine käme und ſodann im Rechten beharrte, und nicht wieder tranſzendierte, nachdem im Faßlichen alles getan worden. Aber die Menſchen können keine Ruhe halten, und ehe man es ſich verſieht, iſt die Verwirrung wieder obenauf.

So rütteln ſie jetzt an den fünf Büchern Moſes, und wenn die vernichtende Kritik irgend ſchädlich iſt, ſo iſt ſie es in Religionsſachen; denn hierbei beruhet alles auf dem Glauben, zu welchem man nicht zurückkehren kann, wenn man ihn einmal verloren hat.

In der Poeſie iſt die vernichtende Kritik nicht ſo ſchädlich. Wolf hat den Homer zerſtört, doch dem Gedicht hat er nichts anhaben können; denn dieſes Gedicht hat die Wunderkraft wie die Helden Walhallas, die ſich

des Morgens in Stücke hauen und Mittags ſich wieder mit heilen Gliedern zu Tiſche ſetzen.

Goethe war in der beſten Laune, und ich war glücklich, ihn abermals über ſo bedeutende Dinge reden zu hören. Wir wollen uns nur, ſagte er, im ſtillen auf dem rechten Wege forthalten und die übrigen gehen laſſen; das iſt das beſte.

[2474.] Februar 7. Eckermann.

Goethe ſchalt heute auf gewiſſe Kritiker, die nicht mit Leſſing zufrieden ſind und an ihn ungehörige Forderungen machen.

Wenn man, ſagte er, die Stücke von Leſſing mit denen der Alten vergleicht und ſie ſchlecht und miſerabel findet, was ſoll man da ſagen! Bedauert doch den außerordentlichen Menſchen, daß er in einer ſo erbärmlichen Zeit leben mußte, die ihm keine beſſeren Stoffe gab, als in ſeinen Stücken verarbeitet ſind! Bedauert ihn doch, daß er in ſeiner Minna von Barnhelm an den Händeln der Sachſen und Preußen teilnehmen mußte, weil er nichts Beſſeres fand! Auch daß er immerfort polemiſch wirkte und wirken mußte, lag in der Schlechtigkeit ſeiner Zeit. In der Emilia Galotti hatte er ſeine Piken auf die Fürſten, im Nathan auf die Pfaffen.

[2475.] Februar 16. Eckermann.

Ich erzählte Goethen, daß ich in dieſen Tagen Winckelmanns Schrift Über die Nachahmung griechiſcher Kunſtwerke geleſen, wobei ich geſtand, daß es mir oft vorgekommen, als ſei Winckelmann damals noch nicht völlig klar über ſeine Gegenſtände geweſen.

Sie haben allerdings recht, ſagte Goethe, man trifft ihn mitunter in einem gewiſſen Taſten; allein, was das Große iſt, ſein Taſten weiſet immer auf etwas hin; er iſt dem Kolumbus ähnlich, als er die Neue Welt zwar noch nicht entdeckt hatte, aber ſie doch ſchon ahndungsvoll im Sinne trug. Man lernt nichts, wenn man ihn lieſet, aber man wird etwas.

Meyer iſt nun weiter geſchritten und hat die Kenntnis der Kunſt auf ihren Gipfel gebracht. Seine Kunſtgeſchichte iſt ein ewiges Werk, allein er wäre das nicht geworden, wenn er ſich nicht in der Jugend an Winckelmann hinaufgebildet hätte und auf deſſen Wegen fortge-

gangen wäre. Da ſieht man abermals, was ein großer Vorgänger tut, und was es heißt, wenn man ſich dieſen gehörig zunutze macht.

[2476.] Februar 21. Eckermann.

Bei Goethe zu Tiſch. Er ſprach viel und mit Bewunderung über Alexander von Humboldt, deſſen Werk über Cuba und Columbien er zu leſen angefangen, und deſſen Anſichten über das Projekt eines Durchſtiches der Landenge von Panama für ihn ein ganz beſonderes Intereſſe zu haben ſchienen. Humboldt, ſagte Goethe, hat mit großer Sachkenntnis noch andere Punkte angegeben, wo man mit Benutzung einiger in den Mexikaniſchen Meerbuſen fließenden Ströme vielleicht noch vorteilhafter zum Ziele käme als bei Panama. Dies iſt nun alles der Zukunft und einem großen Unternehmungsgeiſte vorbehalten. So viel iſt aber gewiß, gelänge ein Durchſtich der Art, daß man mit Schiffen von jeder Ladung und jeder Größe durch ſolchen Kanal aus dem Mexikaniſchen Meerbuſen in den Stillen Ozean fahren könnte, ſo würden daraus für die ganze ziviliſierte und nichtziviliſierte Menſchheit ganz unberechenbare Reſultate hervorgehen. Wundern ſollte es mich aber, wenn die Vereinigten Staaten es ſich ſollten entgehen laſſen, ein ſolches Werk in ihre Hände zu bekommen. Es iſt vorauszuſehen, daß dieſer jugendliche Staat, bei ſeiner entſchiedenen Tendenz nach Weſten, in dreißig bis vierzig Jahren auch die großen Landſtrecken jenſeits der Felſengebirge in Beſitz genommen und bevölkert haben wird. Es iſt ferner vorauszuſehen, daß an dieſer ganzen Küſte des Stillen Ozeans, wo die Natur bereits die geräumigſten und ſicherſten Häfen gebildet hat, nach und nach ſehr bedeutende Handelsſtädte entſtehen werden, zur Vermittelung eines großen Verkehrs zwiſchen China nebſt Oſtindien und den Vereinigten Staaten. In ſolchem Fall wäre es aber nicht bloß wünſchenswert, ſondern faſt notwendig, daß ſowohl Handels- als Kriegsſchiffe zwiſchen der nordamerikaniſchen weſtlichen und öſtlichen Küſte eine raſchere Verbindung unterhielten, als es bisher durch die langweilige, widerwärtige und koſtſpielige Fahrt um das Kap Horn möglich geweſen. Ich wiederhole alſo: es iſt für die Vereinigten Staaten durchaus unerläßlich, daß ſie ſich eine Durchfahrt aus dem Mexikaniſchen Meerbuſen in den

Stillen Ozean bewerkſtelligen, und ich bin gewiß, daß ſie es erreichen.

Dieſes möchte ich erleben; aber ich werde es nicht. Zweitens möchte ich erleben, eine Verbindung der Donau mit dem Rhein hergeſtellt zu ſehen. Aber dieſes Unternehmen iſt gleichfalls ſo rieſenhaft, daß ich an der Ausführung zweifle, zumal in Erwägung unſerer deutſchen Mittel. Und endlich drittens möchte ich die Engländer im Beſitz eines Kanals von Suez ſehen. Dieſe drei großen Dinge möchte ich erleben, und es wäre wohl der Mühe wert, ihnen zuliebe es noch einige funfzig Jahre auszuhalten.

[2477.] Februar 22. K. v. Holtei.

Der Berliner Hofſchauſpieler Krüger*, zum Beſuch in Weimar anweſend, hatte ſich die Erlaubnis erbeten, die junge, talentvolle Schauſpielerin *Auguſte Sutorius* bei Goethe einzuführen, und dieſer empfing ſie denn nun in ſeiner feierlichen Viſitenmanier, in welche ſich die Schülerin des Wiener Theatertons ſchwer zu finden wußte. ~ Krüger ~ kam auf den unſeligen Gedanken, einzuwerfen: Demoiſelle Sutorius hat auch ſchon die Sophie in den Mitſchuldigen ~ geſpielt, worauf die in der Literatur völlig Unbewanderte mit lebhafteſtem Widerwillen erwidert: Ach, ich bitt', Herr Krüger, reden Sie mir nicht von dem grauslichen Stück, das iſt mir meine zuwiderſte Rolle. Und Goethe, während Krüger auf eine Öffnung in der Diele rechnet, durch die er zu Kellertiefen verſinken möchte, ſpricht mit antiker Ruhe: Nun, nun, das iſt ja ſchön.

[2478.] März 1. Eckermann.

Bei Goethe zu Tiſch. Er erzählte mir, daß er eine Sendung vom Grafen Sternberg und Zauper erhalten, die ihm Freude mache. Sodann verhandelten wir viel über die Farbenlehre, über die ſubjektiven prismatiſchen Verſuche, und über die Geſetze, nach denen der Regenbogen ſich bildet. Er freute ſich über meine fortwährend ſich vergrößernde Teilnahme an dieſen ſchwierigen Gegenſtänden.

[2479.] März 1. F. v. Müller.

Von $4^1/_2$ bis nach 6 Uhr bei Goethe. Anfangs waren lange Geſprächspauſen, dann recht munter und

* Goethes Tagebuch nennt den Regiſſeur Wagener.

mitteilend. Über den ſchlechten Zuſtand der Akademie bei Gelegenheit der Kaſſation des Dr. Schenkiſchen Diploms. Dergleichen iſt kein Vergehen, ſondern eine reine Folge, und die läßt ſich nicht beſtrafen. Es iſt niemanden Ernſt; das ſchlendert ſo hin. Familienkonnexionen entſcheiden. Da gibt es dann am Ende Kataſtrophen à la Hetzler.

Großes Lob Vogels *von Vogelſtein:* Die neueren Künſtler verſtehen gar kein Bild mehr zu machen, ſie haben das Falſche, Unnatürliche zur Maxime erhoben. Man probiere einmal, ſchneide ſolch ein Bild in der Mitte durch und man wird das obere Teil vielleicht recht brav gemalt finden, treu — lebendig, aber das untere Teil wird dann in ſeiner ganzen Nichtigkeit hervortreten. Als ob nicht jeder Teil zum Ganzen paſſen müßte, um ein Ganzes zu geſtalten.

[2480.] März 21. Eckermann.

Goethe zeigte mir ein Büchelchen von Hinrichs über das Weſen der antiken Tragödie. Ich habe es mit großem Intereſſe geleſen, ſagte er. Hinrichs hat beſonders den Ödip und die Antigone von Sophokles als Grundlage genommen, um daran ſeine Anſichten zu entwickeln. Es iſt ſehr merkwürdig, und ich will es Ihnen mitgeben, damit Sie es auch leſen und wir darüber ſprechen können. Ich bin nun keineswegs ſeiner Meinung; aber es iſt im hohen Grade lehrreich, zu ſehen wie ein ſo durch und durch philoſophiſch gebildeter Menſch von dem eigentümlichen Standpunkt ſeiner Schule aus ein dichteriſches Kunſtwerk anſieht. Ich will heute nichts weiter ſagen, um Ihnen nicht vorzugreifen. Leſen Sie nur, und Sie werden ſehen, daß man dabei zu allerlei Gedanken kommt.

[2481.] März 28. Eckermann.

Ich brachte Goethen das Buch von Hinrichs zurück, das ich indes eifrig geleſen. Auch hatte ich ſämtliche Stücke des Sophokles abermals durchgenommen, um im vollkommenen Beſitz des Gegenſtandes zu ſein.

Nun, ſagte Goethe, wie haben Sie ihn gefunden? Nicht wahr, er geht den Dingen zu Leibe?

Ganz wunderlich, ſagte ich, geht es mir mit dieſem Buche. Es hat keins ſo viele Gedanken in mir angeregt

als dieſes, und doch bin ich mit keinem ſo oft in Widerſpruch geraten, als gerade mit dieſem.

Das iſt's eben! ſagte Goethe. Das Gleiche läßt uns in Ruhe; aber der Widerſpruch iſt es, der uns produktiv macht.

Seine Intentionen, ſagte ich, ſind mir im hohen Grade reſpektabel erſchienen; auch haftet er keineswegs an der Oberfläche der Dinge. Allein er verliert ſich oft ſo ſehr im Feinen und Innerlichen der Verhältniſſe, und zwar auf ſo ſubjektive Weiſe, daß er darüber die wahre Anſchauung des Gegenſtandes im einzelnen wie die Überſicht des Ganzen verliert, und man in den Fall kommt, ſich und den Gegenſtänden Gewalt antun zu müſſen, um ſo zu denken wie er. Auch iſt es mir oft vorgekommen, als wären meine Organe zu grob, um die ungewöhnliche Subtilität ſeiner Unterſcheidungen aufzufaſſen.

Wären Sie philoſophiſch präpariert wie er, ſagte Goethe, ſo würde es beſſer gehen. Wenn ich aber ehrlich ſagen ſoll, ſo tut es mir leid, daß ein ohne Zweifel kräftig geborener Menſch von der norddeutſchen Seeküſte wie Hinrichs durch die Hegelſche Philoſophie ſo zugerichtet worden, daß ein unbefangenes natürliches Anſchauen und Denken bei ihm ausgetrieben, und eine künſtliche und ſchwerfällige Art und Weiſe ſowohl des Denkens wie des Ausdrucks ihm nach und nach angebildet worden, ſo daß wir in ſeinem Buche auf Stellen geraten, wo unſer Verſtand durchaus ſtille ſteht und man nicht mehr weiß, was man lieſet.

Das iſt mir nicht beſſer gegangen, ſagte ich. Doch habe ich mich gefreut, auch auf Stellen zu ſtoßen, die mir durchaus menſchlich und klar erſchienen ſind, wie z. B. ſeine Relation der Fabel des Ödip.

Hierbei, ſagte Goethe, mußte er ſich freilich ſcharf an der Sache halten. Es gibt aber in ſeinem Buche nicht wenige Stellen, bei denen der Gedanke nicht rückt und fortſchreitet und wobei ſich die dunkele Sprache immer auf demſelbigen Fleck und immer in demſelbigen Kreiſe bewegt, völlig ſo wie das Einmaleins der Hexe in meinem Fauſt. Geben Sie mir doch einmal das Buch. Von ſeiner ſechſten Vorleſung, über den Chor, habe ich ſo viel wie gar nichts verſtanden. Was ſagen Sie z. B. zu dieſem, welches nahe am Ende ſteht:

Dieſe Wirklichkeit (nämlich des Volkslebens) iſt als die wahre Bedeutung derſelben deshalb auch allein nur ihre wahr-

hafte Wirklichkeit, die zugleich als ſich ſelber die Wahrheit und Gewißheit darum die allgemeine geiſtige Gewißheit ausmacht, welche Gewißheit zugleich die verſöhnende Gewißheit des Chors iſt, ſo daß allein in dieſer Gewißheit, die ſich als das Reſultat der geſamten Bewegung der tragiſchen Handlung erwieſen, der Chor erſt wahrhaft dem allgemeinen Volksbewußtſein gemäß ſich verhält und als ſolcher nicht bloß das Volk mehr vorſtellt, ſondern ſelbſt an und für ſich dasſelbe ſeiner Gewißheit nach iſt.

Ich dächte, wir hätten genug! Was ſollen erſt die Engländer und Franzoſen von der Sprache unſerer Philoſophen denken, wenn wir Deutſchen ſie ſelber nicht verſtehen.

Und trotz alledem, ſagte ich, ſind wir darüber einig, daß dem Buche ein edles Wollen zugrunde liege, und daß es die Eigenſchaft habe, Gedanken zu erregen.

Seine Idee von Familie und Staat, ſagte Goethe, und daraus hervorgehen könnenden tragiſchen Konflikten iſt allerdings gut und fruchtbar; doch kann ich nicht zugeben, daß ſie für die tragiſche Kunſt die beſte oder gar die einzig richtige ſei.

Freilich leben wir alle in Familien und im Staat, und es trifft uns nicht leicht ein tragiſches Schickſal, das uns nicht als Glieder von beiden träfe. Doch können wir auch ganz gut tragiſche Perſonen ſein, und wären wir bloße Familien- oder wären wir bloße Staatsglieder. Denn es kommt im Grunde bloß auf den Konflikt an, der keine Auflöſung zuläßt, und dieſer kann entſtehen aus dem Widerſpruche welcher Verhältniſſe er wolle, wenn er nur einen echten Naturgrund hinter ſich hat und nur ein echt tragiſcher iſt. So geht der Ajas zugrunde an dem Dämon verletzten Ehrgefühls, und der Herkules an dem Dämon liebender Eiferſucht. In beiden Fällen iſt nicht der geringſte Konflikt von Familienpietät und Staatstugend vorhanden, welches doch nach Hinrichs die Elemente der griechiſchen Tragödie ſein ſollen.

Man ſieht deutlich, ſagte ich, daß er bei dieſer Theorie bloß die Antigone im Sinne hätte. Auch ſcheint er bloß den Charakter und die Handlungsweiſe dieſer Heldin vor Augen gehabt zu haben, als er die Behauptung hinſtellte, daß die Familienpietät am reinſten im Weibe erſcheine und am allerreinſten in der Schweſter, und daß die Schweſter nur den Bruder ganz rein und geſchlechtslos lieben könne.

Ich dächte, erwiderte Goethe, daß die Liebe von Schweſter zur Schweſter noch reiner und geſchlechtsloſer wäre! Wir müßten denn nicht wiſſen, daß unzählige Fälle vorgekommen ſind, wo zwiſchen Schweſter und Bruder, bekannter- und unbekannterweiſe, die ſinnlichſte Neigung ſtattgefunden.

Überhaupt, fuhr Goethe fort, werden Sie bemerkt haben, daß Hinrichs bei Betrachtung der griechiſchen Tragödie ganz von der Idee ausgeht, und daß er ſich auch den Sophokles als einen ſolchen denkt, der bei Erfindung und Anordnung ſeiner Stücke gleichfalls von der Idee ausging und danach ſeine Charaktere und deren Geſchlecht und Stand beſtimmte. Sophokles ging aber bei ſeinen Stücken keineswegs von einer Idee aus, vielmehr ergriff er irgendeine längſt fertige Sage ſeines Volkes, worin bereits eine gute Idee vorhanden, und dachte nur darauf, dieſe für das Theater ſo gut und wirkſam als möglich darzuſtellen. Den Ajas wollen die Atreiden auch nicht beerdigen laſſen, aber ſo wie in der Antigone die Schweſter für den Bruder ſtrebt, ſo ſtrebt im Ajas der Bruder für den Bruder. Daß ſich des unbeerdigten Polyneikes die Schweſter und des gefallenen Ajas der Bruder annimmt, iſt zufällig und gehört nicht der Erfindung des Dichters, ſondern der Überlieferung, welcher der Dichter folgte und folgen mußte.

Auch was er über die Handlungsweiſe des Kreon ſagt, verſetzte ich, ſcheint ebenſowenig Stich zu halten. Er ſucht durchzuführen, daß dieſer bei dem Verbot der Beerdigung des Polyneikes aus reiner Staatstugend handle; und da nun Kreon nicht bloß ein Mann, ſondern auch ein Fürſt iſt, ſo ſtellt er den Satz auf, daß, da der Mann die tragiſche Macht des Staates vorſtelle, dieſes kein anderer ſein könne als derjenige, welcher die Perſönlichkeit des Staates ſelber ſei, nämlich der Fürſt, und daß von allen Perſonen der Mann als Fürſt diejenige Perſon ſei, welche die ſittliche Staatstugend übe.

Das ſind Behauptungen, erwiderte Goethe mit einigem Lächeln, an die wohl niemand glauben wird. Kreon handelt auch keineswegs aus Staatstugend, ſondern aus Haß gegen den Toten. Wenn Polyneikes ſein väterliches Erbteil, woraus man ihn gewaltſam vertrieben, wieder zu erobern ſuchte, ſo lag darin keineswegs ein ſo unerhörtes Vergehen gegen den Staat, daß ſein Tod

nicht genug gewesen wäre, und daß es noch der Bestrafung des unschuldigen Leichnams bedurft hätte.

Man sollte überhaupt nie eine Handlungsweise eine Staatstugend nennen, die gegen die Tugend im allgemeinen geht. Wenn Kreon den Polyneikes zu beerdigen verbietet und durch den verwesenden Leichnam nicht bloß die Luft verpestet, sondern auch Ursache ist, daß Hunde und Raubvögel die abgerissenen Stücke des Toten umherschleppen und damit sogar die Altäre besudeln, so ist eine solche, Menschen und Götter beleidigende Handlungsweise keinesweges eine Staatstugend, sondern vielmehr ein Staatsverbrechen. Auch hat er das ganze Stück gegen sich: er hat die Ältesten des Staats, welche den Chor bilden, gegen sich; er hat das Volk im allgemeinen gegen sich; er hat den Teiresias gegen sich; er hat seine eigene Familie gegen sich. Er aber hört nicht, sondern frevelt eigensinnig fort, bis er alle die Seinigen zugrunde gerichtet hat und er selber am Ende nur noch ein Schatten ist.

Und doch, sagte ich, wenn man ihn reden hört, so sollte man glauben, daß er einiges Recht habe.

Das ist's eben, erwiderte Goethe, worin Sophokles ein Meister ist, und worin überhaupt das Leben des Dramatischen besteht. Seine Charaktere besitzen alle eine solche Redegabe und wissen die Motive ihrer Handlungsweise so überzeugend darzulegen, daß der Zuhörer fast immer auf der Seite dessen ist, der zuletzt gesprochen hat.

Man sieht, er hat in seiner Jugend eine sehr tüchtige rhetorische Bildung genossen, wodurch er denn geübt worden, alle in einer Sache liegenden Gründe und Scheingründe aufzusuchen. Doch verleitete ihn diese seine große Fähigkeit auch zu Fehlern, indem er mitunter in den Fall kam, zu weit zu gehen.

So kommt in der Antigone eine Stelle vor, die mir immer als ein Flecken erscheint, und worum ich vieles geben möchte, wenn ein tüchtiger Philologe uns bewiese, sie wäre eingeschoben und unecht.

Nachdem nämlich die Heldin im Laufe des Stückes die herrlichsten Gründe für ihre Handlung ausgesprochen und den Edelmut der reinsten Seele entwickelt hat, bringt sie zuletzt, als sie zum Tode geht, ein Motiv vor, das ganz schlecht ist und fast ans Komische streift.

Sie sagt, daß sie das, was sie für ihren Bruder getan, wenn sie Mutter gewesen wäre, nicht für ihre gestorbenen

Kinder und nicht für ihren geſtorbenen Gatten getan haben würde. Denn, ſagt ſie, wäre mir ein Gatte geſtorben, ſo hätte ich einen anderen genommen, und wären mir Kinder geſtorben, ſo hätte ich mir von dem neuen Gatten andere Kinder zeugen laſſen. Allein mit meinem Bruder iſt es ein anderes. Einen Bruder kann ich nicht wiederbekommen, denn da mein Vater und meine Mutter tot ſind, ſo iſt niemand da, der ihn zeugen könnte.

Dies iſt wenigſtens der nackte Sinn dieſer Stelle, die nach meinem Gefühl in dem Munde einer zum Tode gehenden Heldin die tragiſche Stimmung ſtört, und die mir überhaupt ſehr geſucht und gar zu ſehr als ein dialektiſches Kalcul erſcheint. Wie geſagt, ich möchte ſehr gerne, daß ein guter Philologe uns bewieſe, die Stelle ſei unecht.

Wir ſprachen darauf über Sophokles weiter, und daß er bei ſeinen Stücken weniger eine ſittliche Tendenz vor Augen gehabt, als eine tüchtige Behandlung ſeines jedesmaligen Gegenſtandes, beſonders mit Rückſicht auf theatraliſche Wirkung.

Ich habe nichts dawider, ſagte Goethe, daß ein dramatiſcher Dichter eine ſittliche Wirkung vor Augen habe, allein wenn es ſich darum handelt, ſeinen Gegenſtand klar und wirkſam vor den Augen des Zuſchauers vorüberzuführen, ſo können ihm dabei ſeine ſittlichen Endzwecke wenig helfen, und er muß vielmehr ein großes Vermögen der Darſtellung und Kenntnis der Bretter beſitzen, um zu wiſſen, was zu tun und zu laſſen. Liegt im Gegenſtande eine ſittliche Wirkung, ſo wird ſie auch hervorgehen, und hätte der Dichter weiter nichts im Auge als ſeines Gegenſtandes wirkſame und kunſtgemäße Behandlung. Hat ein Poet den hohen Gehalt der Seele wie Sophokles, ſo wird ſeine Wirkung immer ſittlich ſein, er mag ſich ſtellen wie er wolle. Übrigens kannte er die Bretter und verſtand ſein Metier wie einer.

Wie ſehr er das Theater kannte, verſetzte ich, und wie ſehr er eine theatraliſche Wirkung im Auge hatte, ſieht man an ſeinem Philoktet und der großen Ähnlichlichkeit, die dieſes Stück in der Anordnung und dem Gange der Handlung mit dem Ödip in Kolonos hat.

In beiden Stücken ſehen wir den Helden in einem hilfloſen Zuſtande, beide alt und an körperlichen Gebrechen leidend. Der Ödip hat als Stütze die führende

Tochter zur Seite, der Philoktet den Bogen. Nun geht die Ähnlichkeit weiter. Beide hat man in ihrem Leiden verſtoßen; aber nachdem das Orakel über beide ausgeſagt, daß nur mit ihrer Hilfe der Sieg erlangt werden könne, ſo ſucht man beider wieder habhaft zu werden. Zum Philoktet kommt der Odyſſeus, zum Ödip der Kreon. Beide beginnen ihre Reden mit Liſt und ſüßen Worten; als aber dieſe nichts fruchten, ſo brauchen ſie Gewalt, und wir ſehen den Philoktet des Bogens und den Ödip der Tochter beraubt.

Solche Gewalttätigkeiten, ſagte Goethe, gaben Anlaß zu trefflichen Wechſelreden, und ſolche hilfloſe Zuſtände erregten die Gemüter des hörenden und ſchauenden Volkes, weshalb denn ſolche Situationen vom Dichter, dem es um Wirkung auf ſein Publikum zu tun war, gerne herbeigeführt wurden. Um dieſe Wirkung beim Ödip zu verſtärken, läßt ihn Sophokles als ſchwachen Greis auftreten, da er doch allen Umſtänden nach noch ein Mann in ſeiner beſten Blüte ſein mußte. Aber in ſo rüſtigem Alter konnte ihn der Dichter in dieſem Stück nicht gebrauchen, er hätte keine Wirkung getan, und er machte ihn daher zu einem ſchwachen hilfsbedürftigen Greiſe.

Die Ähnlichkeit mit dem Philoktet, fuhr ich fort, geht weiter. Beide Helden des Stückes ſind nicht handelnd, ſondern duldend. Dagegen hat jeder dieſer paſſiven Helden der handelnden Figuren zwei gegen ſich: der Ödip den Kreon und Polyneikes, der Philoktet den Neoptolemos und Odyß. Und zwei ſolcher gegenwirkenden Figuren waren nötig, um den Gegenſtand von allen Seiten zur Sprache zu bringen, und um auch für das Stück ſelbſt die gehörige Fülle und Körperlichkeit zu gewinnen.

Sie könnten noch hinzufügen, nahm Goethe das Wort, daß beide Stücke auch darin Ähnlichkeit haben, daß wir in beiden die höchſt wirkſame Situation eines freudigen Wechſels ſehen, indem dem einen Helden in ſeiner Troſtloſigkeit die geliebte Tochter, und dem anderen der nicht weniger geliebte Bogen zurückgegeben wird.

Auch ſind die verſöhnenden Ausgänge beider Stücke ſich ähnlich, indem beide Helden aus ihren Leiden Erlöſung erlangen: der Ödip, indem er ſelig entrückt wird, der Philoktet aber, indem wir durch Götterſpruch ſeine Heilung vor Ilion durch den Äsculap vorausſehen.

Wenn wir übrigens, fuhr Goethe fort, für unſere modernen Zwecke lernen wollen uns auf dem Theater zu benehmen, ſo wäre Molière der Mann, an den wir uns zu wenden hätten.

Kennen Sie ſeinen Malade imaginaire? Es iſt darin ein Szene, die mir, ſo oft ich das Stück leſe, immer als Symbol einer vollkommenen Bretterkenntnis erſcheint. Ich meine die Szene, wo der eingebildete Kranke ſeine kleine Tochter Louiſon befragt, ob nicht in dem Zimmer ihrer älteren Schweſter ein junger Mann geweſen.

Nun hätte ein anderer, der das Metier nicht ſo gut verſtand wie Molière, die kleine Louiſon das Faktum ſogleich ganz einfach erzählen laſſen, und es wäre getan geweſen.

Was bringt aber Molière durch allerlei retardierende Motive in dieſe Examination für Leben und Wirkung, indem er die kleine Louiſon zuerſt tun läßt als verſtehe ſie ihren Vater nicht; dann leugnet, daß ſie etwas wiſſe, dann von der Rute bedroht, wie tot hinfällt; dann, als der Vater in Verzweiflung ausbricht, aus ihrer fingierten Ohnmacht wieder ſchelmiſch-heiter aufſpringt, und zuletzt nach und nach alles geſteht.

Dieſe meine Andeutung gibt Ihnen von dem Leben jenes Auftritts nur den allermagerſten Begriff; aber leſen Sie die Szene ſelbſt und durchdringen Sie ſich von ihrem theatraliſchen Werte, und Sie werden geſtehen, daß darin mehr praktiſche Lehre enthalten als in ſämtlichen Theorien.

Ich kenne und liebe Molière, fuhr Goethe fort, ſeit meiner Jugend und habe während meines ganzen Lebens von ihm gelernt. Ich unterlaſſe nicht, jährlich von ihm einige Stücke zu leſen, um mich immer im Verkehr des Vortrefflichen zu erhalten. Es iſt nicht bloß das vollendete künſtleriſche Verfahren, was mich an ihm entzückt, ſondern vorzüglich auch das liebenswürdige Naturell, das hochgebildete Innere des Dichters. Es iſt in ihm eine Grazie und ein Takt für das Schickliche und ein Ton des feinen Umgangs, wie es ſeine angeborene ſchöne Natur nur im täglichen Verkehr mit den vorzüglichſten Menſchen ſeines Jahrhunderts erreichen konnte. Von Menander kenne ich nur die wenigen Bruchſtücke, aber dieſe geben mir von ihm gleichfalls eine ſo hohe Idee, daß ich dieſen großen Griechen für den einzigen Menſchen halte, der mit Molière wäre zu vergleichen geweſen.

Ich bin glücklich, erwiderte ich, Sie ſo gut über Molière reden zu hören. Das klingt freilich ein wenig anders als Herr von Schlegel! Ich habe noch in dieſen Tagen in ſeinen Vorleſungen über dramatiſche Poeſie mit großem Widerwillen verſchluckt, was er über Molière ſagt. Er behandelt ihn, wie Sie wiſſen, ganz von oben herab, als einen gemeinen Poſſenreißer, der die gute Geſellſchaft nur aus der Ferne geſehen und deſſen Gewerbe es geweſen zur Ergetzung ſeines Herrn allerlei Schwänke zu erfinden. In ſolchen niedrig-luſtigen Schwänken ſei er noch am glücklichſten geweſen, doch habe er das Beſte geſtohlen. Zu der höheren Gattung des Luſtſpiels habe er ſich zwingen müſſen, und es ſei ihm nie damit gelungen.

Einem Menſchen wie Schlegel, erwiderte Goethe, iſt freilich eine ſo tüchtige Natur wie Molière ein wahrer Dorn im Auge; er fühlt, daß er von ihm keine Ader hat, er kann ihn nicht ausſtehen. Der Miſanthrop, den ich, als eins meiner liebſten Stücke in der Welt, immer wieder leſe, iſt ihm zuwider; den Tartuffe lobt er gezwungenerweiſe ein bißchen, aber er ſetzt ihn ſogleich wieder herab, ſo viel er nur kann. Daß Molière die Affektationen gelehrter Frauen lächerlich gemacht, kann Schlegel ihm nicht verzeihen; er fühlt wahrſcheinlich, wie einer meiner Freunde bemerkte, daß er ihn ſelbſt lächerlich gemacht haben würde, wenn er mit ihm gelebt hätte.

Es iſt nicht zu leugnen, fuhr Goethe fort, Schlegel weiß unendlich viel, und man erſchrickt faſt über ſeine außerordentlichen Kenntniſſe und ſeine große Beleſenheit. Allein damit iſt es nicht getan. Alle Gelehrſamkeit iſt noch kein Urteil. Seine Kritik iſt durchaus einſeitig, indem er faſt bei allen Theaterſtücken bloß das Skelett der Fabel und Anordnung vor Augen hat und immer nur kleine Ähnlichkeiten mit großen Vorgängern nachweiſet, ohne ſich im mindeſten darum zu bekümmern, was der Autor uns von anmutigem Leben und Bildung einer hohen Seele entgegenbringt. Was helfen aber alle Künſte des Talents, wenn aus einem Theaterſtücke uns nicht eine liebenswürdige oder große Perſönlichkeit des Autors entgegenkommt, dieſes Einzige, was in die Kultur des Volkes übergeht!

In der Art und Weiſe wie Schlegel das franzöſiſche Theater behandelt, finde ich das Rezept zu einem ſchlechten

Rezenſenten, dem jedes Organ für die Verehrung des Vortrefflichen mangelt, und der über eine tüchtige Natur und einen großen Charakter hingeht, als wäre es Spreu und Stoppel.

Den Shakeſpeare und Calderon dagegen, verſetzte ich, behandelt er gerecht und ſogar mit entſchiedener Neigung.

Beide, erwiderte Goethe, ſind freilich der Art, daß man über ſie nicht Gutes genug ſagen kann, wiewohl ich mich auch nicht wundern würde, wenn Schlegel ſie gleichfalls ganz ſchmählich herabgeſetzt hätte. So iſt er auch gegen Äſchylus und Sophokles gerecht, allein dies ſcheint nicht ſowohl zu geſchehen weil er von ihrem ganz außerordentlichen Werte lebendig durchdrungen wäre, als weil es bei den Philologen herkömmlich iſt, beide ſehr hoch zu ſtellen. Denn im Grunde reicht doch Schlegels eigenes Perſönchen nicht hin, ſo hohe Naturen zu begreifen und gehörig zu ſchätzen. Wäre dies, ſo müßte er auch gegen Euripides gerecht ſein und auch gegen dieſen ganz anders zu Werke gehen als er getan. Von dieſem weiß er aber, daß die Philologen ihn nicht eben ſonderlich hoch halten, und er verſpürt daher kein geringes Behagen, daß es ihm, auf ſo große Autorität hin, vergönnt iſt, über dieſen großen Alten ganz ſchändlich herzufallen und ihn zu ſchulmeiſtern wie er nur kann.

Ich habe nichts dawider, daß Euripides ſeine Fehler habe; allein er war von Sophokles und Äſchylus doch immerhin ein ſehr ehrenwerter Mitſtreiter. Wenn er nicht den hohen Ernſt und die ſtrenge Kunſtvollendung ſeiner beiden Vorgänger beſaß und dagegen als Theaterdichter die Dinge ein wenig läßlicher und menſchlicher traktierte, ſo kannte er wahrſcheinlich ſeine Athenienſer hinreichend, um zu wiſſen, daß der von ihm angeſtimmte Ton für ſeine Zeitgenoſſen eben der rechte ſei. Ein Dichter aber, den Sokrates ſeinen Freund nannte, den Ariſtoteles hochſtellte, den Menander bewunderte und um den Sophokles und die Stadt Athen bei der Nachricht von ſeinem Tode Trauerkleider anlegte, mußte doch wohl in der Tat etwas ſein. Wenn ein moderner Menſch wie Schlegel an einem ſo großen Alten Fehler zu rügen hätte, ſo ſollte es billig nicht anders geſchehen als auf den Knien.

[2482.] März. J. Schwabe.

Goethe ~ ſagte ~ die Idee, dereinſt nach ſeinem Tode neben den Gebeinen des durch innige Freundſchaft wie durch geiſtige Größe und Dichterruhm ihm gleich naheſtehenden Schiller zu ruhen, in hohem Grade zu. Goethe ſelbſt beauftragte den Oberbaudirektor Coudray, den Riß zu einem, für Schiller und ihn beſtimmten gemeinſchaftlichen einfachen Grabmonumente zu entwerfen. Nach dem hierauf von Coudray gefertigten Entwurf, der Goethes Genehmigung erhielt, ſollten die beiden von außen ſichtbaren Särge dicht nebeneinander ſtehen.

[2483.] April 1. Eckermann.

Abends bei Goethe. Ich ſprach mit ihm über die geſtrige Vorſtellung ſeiner Iphigenie, worin Herr Krüger vom Königlichen Theater zu Berlin den Oreſt ſpielte und zwar zu großem Beifall.

Das Stück, ſagte Goethe, hat ſeine Schwierigkeiten. Es iſt reich an innerem Leben, aber arm an äußerem. Daß aber das innere Leben hervorgekehrt werde, darin liegt's. Es iſt voll der wirkſamſten Mittel, die aus den mannigfaltigſten Greueln hervorwachſen, die dem Stücke zugrunde liegen. Das gedruckte Wort iſt freilich nur ein matter Widerſchein von dem Leben, das in mir bei der Erfindung rege war. Aber der Schauſpieler muß uns zu dieſer erſten Glut, die den Dichter ſeinem Sujet gegenüber beſeelte, wieder zurückbringen. Wir wollen von der Meerluft friſch angewehte, kraftvolle Griechen und Helden ſehen, die, von mannigfaltigen Übeln und Gefahren geängſtigt und bedrängt, ſtark herausreden, was ihnen das Herz im Buſen gebietet; aber wir wollen keine ſchwächlich empfindenden Schauſpieler, die ihre Rollen nur ſo obenhin auswendig gelernt haben, am wenigſten aber ſolche, die ihre Rollen nicht einmal können.

Ich muß geſtehen, es hat mir noch nie gelingen wollen, eine vollendete Aufführung meiner Iphigenie zu erleben. Das war auch die Urſache, warum ich geſtern nicht hineinging. Denn ich leide entſetzlich, wenn ich mich mit dieſen Geſpenſtern herumſchlagen muß, die nicht ſo zur Erſcheinung kommen, wie ſie ſollten.

Mit dem Oreſt, wie Herr Krüger ihn gab, ſagte ich, würden Sie wahrſcheinlich zufrieden geweſen ſein. Sein Spiel hatte eine Deutlichkeit, daß nichts begreiflicher,

nichts faßlicher war als ſeine Rolle. Es drang ſich alles ein, und ich werde ſeine Bewegungen und Worte nicht vergeſſen.

Dasjenige, was in dieſer Rolle der exaltierten Anſchauung, der Viſion gehört, trat durch ſeine körperlichen Bewegungen und den veränderten abwechſelnden Ton ſeiner Stimme ſo aus ſeinem Innern heraus, daß man es mit leiblichen Augen zu ſehen glaubte. Beim Anblick dieſes Oreſt hätte Schiller die Furien ſicher nicht vermißt; ſie waren hinter ihm her, ſie waren um ihn herum.

Die bedeutende Stelle, wo Oreſt, aus ſeiner Ermattung erwachend, ſich in die Unterwelt verſetzt glaubt, gelang zu hohem Erſtaunen. Man ſah die Reihen der Ahnherrn in Geſprächen wandeln, man ſah Oreſt ſich ihnen geſellen, ſie befragen und ſich an ſie anſchließen. Man fühlte ſich ſelbſt verſetzt und in die Mitte dieſer Seligen mit aufgenommen: ſo rein und tief war die Empfindung des Künſtlers und ſo groß ſein Vermögen, das Unfaßlichſte uns vor die Augen zu bringen.

Ihr ſeid doch noch Leute, auf die ſich wirken läßt! erwiderte Goethe lachend. Aber fahren Sie fort und ſagen Sie weiter. Er ſcheint alſo wirklich gut geweſen zu ſein und ſeine körperlichen Mittel von Bedeutung?

Sein Organ, ſagte ich, war rein und wohltönend, auch viel geübt und dadurch der höchſten Biegſamkeit und Mannigfaltigkeit fähig. Phyſiſche Kraft und körperliche Gewandtheit ſtanden ihm ſodann bei Ausführung aller Schwierigkeiten zur Seite; es ſchien, daß er es ſein Leben lang an der mannigfaltigſten körperlichen Ausbildung und Übung nicht hatte fehlen laſſen.

Ein Schauſpieler, ſagte Goethe, ſollte eigentlich auch bei einem Bildhauer und Maler in die Lehre gehen. So iſt ihm, um einen griechiſchen Helden darzuſtellen, durchaus nötig, daß er die auf uns gekommenen antiken Bildwerke wohl ſtudiert und ſich die ungeſuchte Grazie ihres Sitzens, Stehens und Gehens wohl eingeprägt habe.

Auch iſt es mit dem Körperlichen noch nicht getan. Er muß auch durch ein fleißiges Studium der beſten alten und neuen Schriftſteller ſeinem Geiſte eine große Ausbildung geben, welches ihm denn nicht bloß zum Verſtändnis ſeiner Rolle zugute kommen, ſondern auch ſeinem ganzen Weſen und ſeiner Haltung einen höheren Anſtrich geben wird. Doch erzählen Sie weiter! Was war denn noch ſonſt Gutes an ihm zu bemerken?

Es ſchien mir, ſagte ich, als habe ihm eine große Liebe für ſeinen Gegenſtand beigewohnt. Er hatte durch ein emſiges Studium ſich alles Einzelne klar gemacht, ſo daß er in ſeinem Helden mit großer Freiheit lebte und webte, und nichts übrig blieb, was nicht durchaus wäre das Seinige geworden. Hieraus entſtand denn ein richtiger Ausdruck und eine richtige Betonung jedes einzelnen Wortes, und eine ſolche Sicherheit, daß für ihn der Souffleur eine ganz überflüſſige Perſon war.

Das freut mich, ſagte Goethe, und ſo iſt es recht. Nichts iſt ſchrecklicher, als wenn die Schauſpieler nicht Herr ihrer Rolle ſind und bei jedem neuen Satze nach dem Souffleur horchen müſſen, wodurch ihr Spiel ſogleich null iſt und ſogleich ohne alle Kraft und Leben. Wenn bei einem Stück wie meine Iphigenie die Schauſpieler in ihren Rollen nicht durchaus feſt ſind, ſo iſt es beſſer, die Aufführung zu unterlaſſen. Denn das Stück kann bloß Erfolg haben, wenn alles ſicher, raſch und lebendig geht.

Nun, nun, es iſt mir lieb, daß es mit Krügern ſo gut abgelaufen. Zelter hatte ihn mir empfohlen, und es wäre mir fatal geweſen, wenn es mit ihm nicht ſo gut gegangen wäre, wie es iſt. Ich werde ihm auch meinerſeits einen kleinen Spaß machen und ihm ein hübſch eingebundenes Exemplar der Iphigenie zum Andenken verehren mit einigen eingeſchriebenen Verſen in bezug auf ſein Spiel.

Das Geſpräch lenkte ſich auf die Antigone von Sophokles, auf die darin waltende hohe Sittlichkeit und endlich auf die Frage: wie das Sittliche in die Welt gekommen.

Durch Gott ſelber, erwiderte Goethe, wie alles andere Gute. Es iſt kein Produkt menſchlicher Reflexion, ſondern es iſt angeſchaffene und angeborene ſchöne Natur. Es iſt mehr oder weniger den Menſchen im allgemeinen angeſchaffen, im hohen Grade aber einzelnen ganz vorzüglich begabten Gemütern. Dieſe haben durch große Taten oder Lehren ihr göttliches Innere offenbart, welches ſodann durch die Schönheit ſeiner Erſcheinung die Liebe der Menſchen ergriff und zur Verehrung und Nacheiferung gewaltig fortzog.

Der Wert des ſittlich Schönen und Guten aber konnte durch Erfahrung und Weisheit zum Bewußtſein gelangen, indem das Schlechte ſich in ſeinen Folgen als ein ſolches

erwies, welches das Glück des Einzelnen wie des Ganzen zerſtörte, dagegen das Edle und Rechte als ein ſolches, welches das beſondere und allgemeine Glück herbeiführte und befeſtigte. So konnte das Sittlich-Schöne zur Lehre werden und ſich als ein Ausgeſprochenes über ganze Völkerſchaften verbreiten.

Ich las neulich irgendwo die Meinung ausgeſprochen, verſetzte ich, die griechiſche Tragödie habe ſich die Schönheit des Sittlichen zum beſonderen Gegenſtande gemacht.

Nicht ſowohl das Sittliche, erwiderte Goethe, als das rein Menſchliche in ſeinem ganzen Umfange, beſonders aber in den Richtungen, wo es, mit einer rohen Macht und Satzung in Konflikt geratend, tragiſcher Natur werden konnte. In dieſer Region lag denn freilich auch das Sittliche, als ein Hauptteil der menſchlichen Natur.

Das Sittliche der Antigone iſt übrigens nicht von Sophokles erfunden, ſondern es lag im Sujet, welches aber Sophokles um ſo lieber wählen mochte, als es neben der ſittlichen Schönheit ſo viel Dramatiſch-Wirkſames in ſich hatte.

Goethe ſprach ſodann über den Charakter des Kreon und der Ismene und über die Notwendigkeit dieſer beiden Figuren zur Entwickelung der ſchönen Seele der Heldin.

Alles Edle, ſagte er, iſt an ſich ſtiller Natur und ſcheint zu ſchlafen, bis es durch Widerſpruch geweckt und herausgefordert wird. Ein ſolcher Widerſpruch iſt Kreon, welcher teils der Antigone wegen da iſt, damit ſich ihre edle Natur und das Recht, was auf ihrer Seite liegt, an ihm hervorkehre, teils aber um ſein ſelbſt willen, damit ſein unſeliger Irrtum uns als ein Haſſenswürdiges erſcheine.

Da aber Sophokles uns das hohe Innere ſeiner Heldin auch vor der Tat zeigen wollte, ſo mußte noch ein anderer Widerſpruch da ſein, woran ſich ihr Charakter entwickeln konnte, und das iſt die Schweſter Ismene. In dieſer hat der Dichter uns nebenbei ein ſchönes Maß des Gewöhnlichen gegeben, woran uns die ein ſolches Maß weit überſteigende Höhe der Antigone deſto auffallender ſichtbar wird.

Das Geſpräch wendete ſich auf dramatiſche Schriftſteller im allgemeinen, und welche bedeutende Wirkung auf die große Maſſe des Volks von ihnen ausgehe und ausgehen könne.

Ein großer dramatiſcher Dichter, ſagte Goethe, wenn er zugleich produktiv iſt und ihm eine mächtige edle Geſinnung beiwohnt, die alle ſeine Werke durchdringt, kann erreichen, daß die Seele ſeiner Stücke zur Seele des Volkes wird. Ich dächte, das wäre etwas, das wohl der Mühe wert wäre. Von Corneille ging eine Wirkung aus, die fähig war, Heldenſeelen zu bilden. Das war etwas für Napoleon, der ein Heldenvolk nötig hatte; weshalb er denn von Corneille ſagte, daß, wenn er noch lebte, er ihn zum Fürſten machen würde. Ein dramatiſcher Dichter, der ſeine Beſtimmung kennt, ſoll daher unabläſſig an ſeiner höheren Entwickelung arbeiten, damit die Wirkung, die von ihm auf das Volk ausgeht, eine wohltätige und edle ſei.

Man ſtudiere nicht die Mitgeborenen und Mitſtrebenden, ſondern große Menſchen der Vorzeit, deren Werke ſeit Jahrhunderten gleichen Wert und gleiches Anſehen behalten haben. Ein wirklich hochbegabter Menſch wird das Bedürfnis dazu ohnedies in ſich fühlen, und grade dieſes Bedürfnis des Umganges mit großen Vorgängern iſt das Zeichen einer höheren Anlage. Man ſtudiere Molière, man ſtudiere Shakeſpeare, aber vor allen Dingen die alten Griechen und immer die Griechen.

Für hochbegabte Naturen, bemerkte ich, mag das Studium der Schriften des Altertums allerdings ganz unſchätzbar ſein; allein im allgemeinen ſcheint es auf den perſönlichen Charakter wenig Einfluß auszuüben. Wenn das wäre, ſo müßten ja alle Philologen und Theologen die vortrefflichſten Menſchen ſein. Dies iſt aber keineswegs der Fall, und es ſind ſolche Kenner der griechiſchen und lateiniſchen Schriften des Altertums eben tüchtige Leute oder auch arme Wichte, je nach den guten oder ſchlechten Eigenſchaften, die Gott in ihre Natur gelegt oder die ſie von Vater und Mutter mitbrachten.

Dagegen iſt nichts zu erinnern, erwiderte Goethe; aber damit iſt durchaus nicht geſagt, daß das Studium der Schriften des Altertums für die Bildung eines Charakters überall ohne Wirkung wäre. Ein Lump bleibt freilich ein Lump, und eine kleinliche Natur wird durch einen ſelbſt täglichen Verkehr mit der Großheit antiker Geſinnung um keinen Zoll größer werden. Allein ein edler Menſch, in deſſen Seele Gott die Fähigkeit künftiger Charaktergröße und Geiſteshoheit gelegt, wird durch

die Bekanntſchaft und den vertraulichen Umgang mit den erhabenen Naturen griechiſcher und römiſcher Vorzeit ſich auf das herrlichſte entwickeln und mit jedem Tage zuſehends zu ähnlicher Größe heranwachſen.

[2484.] April 11. Eckermann.

Ich ging dieſen Mittag um 1 Uhr zu Goethe, der mich vor Tiſch zu einer Spazierfahrt hatte einladen laſſen. Wir fuhren die Straße nach Erfurt. Das Wetter war ſehr ſchön, die Kornfelder zu beiden Seiten des Weges erquickten das Auge mit dem lebhafteſten Grün; Goethe ſchien in ſeinen Empfindungen heiter und jung wie der beginnende Lenz, in ſeinen Worten aber alt an Weisheit.

Ich ſage immer und wiederhole es, begann er, die Welt könnte nicht beſtehen, wenn ſie nicht ſo einfach wäre. Dieſer elende Boden wird nun ſchon tauſend Jahre bebaut, und ſeine Kräfte ſind immer dieſelbigen. Ein wenig Regen, ein wenig Sonne, und es wird jeden Frühling wieder grün, und ſo fort. — Ich fand auf dieſe Worte nichts zu erwidern und hinzuzuſetzen. Goethe ließ ſeine Blicke über die grünenden Felder ſchweifen, ſodann aber wieder zu mir gewendet, fuhr er über andere Dinge folgendermaßen fort:

Ich habe in dieſen Tagen eine wunderliche Lektüre gehabt, nämlich die Briefe Jacobis und ſeiner Freunde. Dies iſt ein höchſt merkwürdiges Buch, und Sie müſſen es leſen, nicht um etwas daraus zu lernen, ſondern um in den Zuſtand damaliger Kultur und Literatur hineinzublicken, von dem man keinen Begriff hat. Man ſieht lauter gewiſſermaßen bedeutende Menſchen, aber keine Spur von gleicher Richtung und gemeinſamem Intereſſe, ſondern jeder rund abgeſchloſſen für ſich und ſeinen eigenen Weg gehend, ohne im geringſten an den Beſtrebungen des anderen teilzunehmen. Sie ſind mir vorgekommen wie die Billardkugeln, die auf der grünen Decke blind durcheinanderlaufen, ohne voneinander zu wiſſen, und die, ſobald ſie ſich berühren, nur deſto weiter auseinanderfahren.

Ich lachte über das treffende Gleichnis. Ich erkundigte mich nach den korreſpondierenden Perſonen, und Goethe nannte ſie mir, indem er mir über jeden etwas Beſonderes ſagte.

Jacobi war eigentlich ein geborener Diplomat, ein ſchöner Mann von ſchlankem Wuchs, feinen vornehmen Weſens, der als Geſandter ganz an ſeinem Platz geweſen wäre. Zum Poeten und Philoſophen fehlte ihm etwas, um beides zu ſein.

Sein Verhältnis zu mir war eigener Art. Er hatte mich perſönlich lieb, ohne an meinen Beſtrebungen teilzunehmen oder ſie wohl gar zu billigen. Es bedurfte daher der Freundſchaft, um uns aneinander zu halten. Dagegen war mein Verhältnis mit Schiller ſo einzig, weil wir das herrlichſte Bindungsmittel in unſern gemeinſamen Beſtrebungen fanden und es für uns keiner ſogenannten beſonderen Freundſchaft weiter bedurfte.

Ich fragte nach Leſſing, ob auch dieſer in den Briefen vorkomme. Nein, ſagte Goethe, aber Herder und Wieland.

Herdern war es nicht wohl bei dieſen Verbindungen; er ſtand zu hoch, als daß ihm das hohle Weſen auf die Länge nicht hätte läſtig werden ſollen, ſowie auch Hamann dieſe Leute mit überlegenem Geiſte behandelte.

Wieland, wie immer, erſcheint auch in dieſen Briefen durchaus heiter und wie zu Hauſe. An keiner beſonderen Meinung hängend, war er gewandt genug, um in alles einzugehen. Er war einem Rohre ähnlich, das der Wind der Meinungen hin und her bewegte, das aber auf ſeinem Wurzelchen immer feſte blieb.

Mein perſönliches Verhältnis zu Wieland war immer ſehr gut, beſonders in der früheren Zeit, wo er mir allein gehörte. Seine kleinen Erzählungen hat er auf meine Anregung geſchrieben. Als aber Herder nach Weimar kam, wurde Wieland mir ungetreu; Herder nahm ihn mir weg, denn dieſes Mannes perſönliche Anziehungskraft war ſehr groß.

Der Wagen wendete ſich zum Rückwege. Wir ſahen gegen Oſten vielfaches Regengewölk, das ſich ineinanderſchob. Dieſe Wolken, ſagte ich, ſind doch ſo weit gebildet, daß ſie jeden Augenblick als Regen niederzugehen drohen. Wäre es möglich, daß ſie ſich wieder auflöſten, wenn das Barometer ſtiege? — Ja, ſagte Goethe, dieſe Wolken würden ſogleich von oben herein verzehrt und aufgeſponnen werden wie ein Rocken. So ſtark iſt mein Glauben an das Barometer. Ja, ich ſage immer und behaupte: wäre in jener Nacht der großen Überſchwem-

mung von Petersburg das Barometer geſtiegen, die Welle hätte nicht herangekonnt.

Mein Sohn glaubt beim Wetter an den Einfluß des Mondes, und Sie glauben vielleicht auch daran, und ich verdenke es euch nicht; denn der Mond erſcheint als ein zu bedeutendes Geſtirn, als daß man ihm nicht eine entſchiedene Einwirkung auf unſere Erde zuſchreiben ſollte; allein die Veränderung des Wetters, der höhere oder tiefere Stand des Barometers rührt nicht vom Mondwechſel her, ſondern iſt rein telluriſch.

Ich denke mir die Erde mit ihrem Dunſtkreiſe gleichnisweiſe als ein großes lebendiges Weſen, das im ewigen Ein- und Ausatmen begriffen iſt. Atmet die Erde ein, ſo zieht ſie den Dunſtkreis an ſich, ſo daß er in die Nähe ihrer Oberfläche herankommt und ſich verdichtet bis zu Wolken und Regen. Dieſen Zuſtand nenne ich die Waſſerbejahung; dauerte er über alle Ordnung fort, ſo würde er die Erde erſäufen. Dies aber gibt ſie nicht zu; ſie atmet wieder aus und entläßt die Waſſerdünſte nach oben, wo ſie ſich in den ganzen Raum der hohen Atmoſphäre ausbreiten und ſich dergeſtalt verdünnen, daß nicht allein die Sonne glänzend herdurchgeht, ſondern auch ſogar die ewige Finſternis des unendlichen Raumes als friſches Blau herdurchgeſehen wird. Dieſen Zuſtand der Atmoſphäre nenne ich die Waſſerverneinung. Denn wie bei dem entgegengeſetzten nicht allein häufiges Waſſer von oben kommt, ſondern auch die Feuchtigkeit der Erde nicht verdunſten und abtrocknen will, ſo kommt dagegen bei dieſem Zuſtande nicht allein keine Feuchtigkeit von oben, ſondern auch die Näſſe der Erde ſelbſt verfliegt und geht aufwärts, ſo daß bei einer Dauer über alle Ordnung hinaus die Erde auch ohne Sonnenſchein zu vertrocknen und zu verdörren Gefahr liefe.

So ſprach Goethe über dieſen wichtigen Gegenſtand, und ich hörte ihm mit großer Aufmerkſamkeit zu.

Die Sache iſt ſehr einfach, fuhr er fort, und ſo am Einfachen, Durchgreifenden halte ich mich und gehe ihm nach, ohne mich durch einzelne Abweichungen irre leiten zu laſſen. Hoher Barometer: Trockenheit, Oſtwind; tiefer Barometer: Näſſe, Weſtwind; dies iſt das herrſchende Geſetz, woran ich mich halte. Wehet aber einmal bei hohem Barometer und Oſtwind ein naſſer Nebel her, oder haben wir blauen Himmel bei Weſtwind, ſo küm-

mert mich dieſes nicht und macht meinen Glauben an das herrſchende Geſetz nicht irre, ſondern ich ſehe daraus bloß, daß auch manches Mitwirkende exiſtiert, dem man nicht ſogleich beikommen kann.

Ich will Ihnen* etwas ſagen, woran Sie ſich im Leben halten mögen. Es gibt in der Natur ein Zugängliches und Unzugängliches. Dieſes unterſcheide und bedenke man wohl und habe Reſpekt. Es iſt uns ſchon geholfen, wenn wir es überall nur wiſſen, wiewohl es immer ſehr ſchwer bleibt, zu ſehen wo das Eine aufhört und das Andere beginnt. Wer es nicht weiß, quält ſich vielleicht lebenslänglich am Unzugänglichen ab, ohne je der Wahrheit nahe zu kommen. Wer es aber weiß und klug iſt, wird ſich am Zugänglichen halten, und indem er in dieſer Region nach allen Seiten geht und ſich befeſtigt, wird er ſogar auf dieſem Wege dem Unzugänglichen etwas abgewinnen können, wiewohl er hier doch zuletzt geſtehen wird, daß manchen Dingen nur bis zu einem gewiſſen Grade beizukommen iſt und die Natur immer etwas Problematiſches hinter ſich behalte, welches zu ergründen die menſchlichen Fähigkeiten nicht hinreichen.

Unter dieſen Worten waren wir wieder in die Stadt hereingefahren. Das Geſpräch lenkte ſich auf unbedeutende Gegenſtände, wobei jene hohen Anſichten noch eine Weile in meinem Innern fortleben konnten.

Wir waren zu früh zurückgekehrt, um ſogleich an Tiſch zu gehen, und Goethe zeigte mir vorher noch eine Landſchaft von Rubens, und zwar einen Sommerabend. Links im Vordergrunde ſah man Feldarbeiter nach Hauſe gehen; in der Mitte des Bildes folgte eine Herde Schafe ihrem Hirten dem Dorfe zu; rechts tiefer im Bilde ſtand ein Heuwagen, um welchen Arbeiter mit Aufladen beſchäftigt waren, abgeſpannte Pferde graſeten nebenbei; ſodann abſeits in Wieſen und Gebüſch zerſtreut weideten mehrere Stuten mit ihren Fohlen, denen man anſah, daß ſie auch in der Nacht draußen bleiben würden. Verſchiedene Dörfer und eine Stadt ſchloſſen den hellen Horizont des Bildes, worin man den Begriff von Tätigkeit und Ruhe auf das anmutigſte ausgedrückt fand.

Das Ganze ſchien mir mit ſolcher Wahrheit zuſammenzuhängen und das Einzelne lag mir mit ſolcher

* Dieſer Abſatz von F. v. Müller verfaßt und Eckermann zur Benutzung überlaſſen.

Treue vor Augen, daß ich die Meinung äußerte: Rubens habe dieſes Bild wohl ganz nach der Natur abgeſchrieben.

Keineswegs, ſagte Goethe, ein ſo vollkommenes Bild iſt niemals in der Natur geſehen worden, ſondern wir verdanken dieſe Kompoſition dem poetiſchen Geiſte des Malers. Aber der große Rubens hatte ein ſo außerordentliches Gedächtnis, daß er die ganze Natur im Kopfe trug und ſie ihm in ihren Einzelnheiten immer zu Befehl war. Daher kommt dieſe Wahrheit des Ganzen und Einzelnen, ſo daß wir glauben, alles ſei eine reine Kopie nach der Natur. Jetzt wird eine ſolche Landſchaft gar nicht mehr gemacht, dieſe Art zu empfinden und die Natur zu ſehen iſt ganz verſchwunden, es mangelt unſeren Malern an Poeſie.

Und dann ſind unſere jungen Talente ſich ſelber überlaſſen, es fehlen die lebendigen Meiſter, die ſie in die Geheimniſſe der Kunſt einführen. Zwar iſt auch von den Toten etwas zu lernen, allein dieſes iſt, wie es ſich zeigt, mehr ein Abſehen von Einzelnheiten als ein Eindringen in eines Meiſters tiefere Art zu denken und zu verfahren.

Frau und Herr von Goethe traten herein, und wir ſetzten uns zu Tiſche. Die Geſpräche wechſelten über heitere Gegenſtände des Tages: Theater, Bälle und Hof, flüchtig hin und her. Bald aber waren wir wieder auf ernſtere Dinge geraten, und wir ſahen uns in einem Geſpräch über Religionslehren in England tief befangen.

Ihr müßtet wie ich, ſagte Goethe, ſeit funfzig Jahren die Kirchengeſchichte ſtudiert haben, um zu begreifen, wie das alles zuſammenhängt. Dagegen iſt es höchſt merkwürdig, mit welchen Lehren die Mohammedaner ihre Erziehung beginnen. Als Grundlage in der Religion befeſtigen ſie ihre Jugend zunächſt in der Überzeugung, daß dem Menſchen nichts begegnen könne, als was ihm von einer alles leitenden Gottheit längſt beſtimmt worden; und ſomit ſind ſie denn für ihr ganzes Leben ausgerüſtet und beruhigt und bedürfen kaum eines Weiteren.

Ich will nicht unterſuchen, was an dieſer Lehre Wahres oder Falſches, Nützliches oder Schädliches ſein mag, aber im Grunde liegt von dieſem Glauben doch etwas in uns allen, auch ohne daß es uns gelehrt worden. Die Kugel, auf der mein Name nicht geſchrieben ſteht, wird mich nicht treffen, ſagt der Soldat in der Schlacht; und

wie ſollte er ohne dieſe Zuverſicht in den dringendſten Gefahren Mut und Heiterkeit behalten! Die Lehre des chriſtlichen Glaubens: Kein Sperling fällt vom Dache ohne den Willen eures Vaters, iſt aus derſelbigen Quelle hervorgegangen und deutet auf eine Vorſehung, die das Kleinſte im Auge hält und ohne deren Willen und Zulaſſen nichts geſchehen kann.

Sodann ihren Unterricht in der Philoſophie beginnen die Mohammedaner mit der Lehre: daß nichts exiſtiere, wovon ſich nicht das Gegenteil ſagen laſſe, und ſo üben ſie den Geiſt der Jugend, indem ſie ihre Aufgaben darin beſtehen laſſen, von jeder aufgeſtellten Behauptung die entgegengeſetzte Meinung zu finden und auszuſprechen, woraus eine große Gewandtheit im Denken und Reden hervorgehen muß.

Nun aber, nachdem von jedem aufgeſtellten Satze das Gegenteil behauptet worden, entſteht der Zweifel, welches denn von beiden das eigentlich Wahre ſei. Im Zweifel aber iſt kein Verharren, ſondern er treibt den Geiſt zu näherer Unterſuchung und Prüfung, woraus denn, wenn dieſe auf eine vollkommene Weiſe geſchieht, die Gewißheit hervorgeht, welches das Ziel iſt, worin der Menſch ſeine völlige Beruhigung findet.

Sie ſehen, daß dieſer Lehre nichts fehlt, und daß wir mit allen unſeren Syſtemen nicht weiter ſind, und daß überhaupt niemand weiter gelangen kann.

Ich werde dadurch, ſagte ich, an die Griechen erinnert, deren philoſophiſche Erziehungsweiſe eine ähnliche geweſen ſein muß, wie uns dieſes ihre Tragödie beweiſet, deren Weſen im Verlauf der Handlung auch ganz und gar auf dem Widerſpruch beruhet, indem niemand der redenden Perſonen etwas behaupten kann, wovon der andere nicht ebenſo klug das Gegenteil zu ſagen wüßte.

Sie haben vollkommen recht, ſagte Goethe; auch fehlt der Zweifel nicht, welcher im Zuſchauer oder Leſer erweckt wird; ſowie wir denn am Schluß durch das Schickſal zur Gewißheit gelangen, welches ſich an das Sittliche anſchließt und deſſen Partei führt.

Wir ſtanden von Tiſch auf, und Goethe nahm mich mit hinab in den Garten, um unſere Geſpräche fortzuſetzen.

An Leſſing, ſagte ich, iſt es merkwürdig, daß er in ſeinen theoretiſchen Schriften, z. B. im Laokoon, nie gerade-

zu auf Reſultate losgeht, ſondern uns immer erſt jenen philoſophiſchen Weg durch Meinung, Gegenmeinung und Zweifel herumführt, ehe er uns endlich zu einer Art von Gewißheit gelangen läßt. Wir ſehen mehr die Operation des Denkens und Findens, als daß wir große Anſichten und große Wahrheiten erhielten, die unſer eigenes Denken anzuregen und uns ſelbſt produktiv zu machen geeignet wären.

Sie haben wohl recht, ſagte Goethe. Leſſing ſoll ſelbſt einmal geäußert haben, daß, wenn Gott ihm die Wahrheit geben wolle, er ſich dieſes Geſchenk verbitten, vielmehr die Mühe vorziehen würde, ſie ſelber zu ſuchen.

Jenes philoſophiſche Syſtem der Mohammedaner iſt ein artiger Maßſtab, den man an ſich und andere anlegen kann, um zu erfahren, auf welcher Stufe geiſtiger Tugend man denn eigentlich ſtehe.

Leſſing hält ſich, ſeiner polemiſchen Natur nach, am liebſten in der Region der Widerſprüche und Zweifel auf; das Unterſcheiden iſt ſeine Sache, und dabei kam ihm ſein großer Verſtand auf das herrlichſte zuſtatten. Mich ſelbſt werden Sie dagegen ganz anders finden; ich habe mich nie auf Widerſprüche eingelaſſen, die Zweifel habe ich in meinem Innern auszugleichen geſucht, und nur die gefundenen Reſultate habe ich ausgeſprochen.

Ich fragte Goethe, welchen der neueren Philoſophen er für den vorzüglichſten halte.

Kant, ſagte er, iſt der vorzüglichſte, ohne allen Zweifel. Er iſt auch derjenige, deſſen Lehre ſich fortwirkend erwieſen hat und die in unſere deutſche Kultur am tiefſten eingedrungen iſt. Er hat auch auf Sie gewirkt, ohne daß Sie ihn geleſen haben. Jetzt brauchen Sie ihn nicht mehr, denn was er Ihnen geben konnte, beſitzen Sie ſchon. Wenn Sie einmal ſpäter etwas von ihm leſen wollen, ſo empfehle ich Ihnen ſeine Kritik der Urteilskraft, worin er die Rhetorik vortrefflich, die Poeſie leidlich, die bildende Kunſt aber unzulänglich behandelt hat.

Haben Euer Exzellenz je zu Kant ein perſönliches Verhältnis gehabt? fragte ich.

Nein, ſagte Goethe. Kant hat nie von mir Notiz genommen, wiewohl ich aus eigener Natur einen ähnlichen Weg ging als er. Meine Metamorphoſe der Pflanzen habe ich geſchrieben, ehe ich etwas von Kant wußte, und doch iſt ſie ganz im Sinne ſeiner Lehre. Die Unter-

ſcheidung des Subjekts vom Objekt, und ferner die Anſicht, daß jedes Geſchöpf um ſein ſelbſt willen exiſtiert, und nicht etwa der Korkbaum gewachſen iſt, damit wir unſere Flaſchen pfropfen können: dieſes hatte Kant mit mir gemein, und ich freute mich, ihm hierin zu begegnen. Später ſchrieb ich die Lehre vom Verſuch, welche als Kritik von Subjekt und Objekt und als Vermittelung von beiden anzuſehen iſt.

Schiller pflegte mir immer das Studium der Kantſchen Philoſophie zu widerraten. Er ſagte gewöhnlich, Kant könne mir nichts geben. Er ſelbſt ſtudierte ihn dagegen eifrig, und ich habe ihn auch ſtudiert, und zwar nicht ohne Gewinn.

Unter dieſen Geſprächen gingen wir im Garten auf und ab. Die Wolken hatten ſich indes verdichtet und es fing an zu tröpfeln, ſo daß wir genötigt waren uns in das Haus zurückzuziehen, wo wir denn unſere Unterhaltungen noch eine Weile fortſetzten.

[2485.] April 18. Eckermann.

Mit Goethe vor Tiſch ſpazieren gefahren eine Strecke die Straße nach Erfurt hinaus. Es begegnete uns allerhand Frachtfuhrwerk mit Waren für die Leipziger Meſſe. Auch einige Züge Koppelpferde, worunter ſehr ſchöne Tiere.

Ich muß über die Äſthetiker lachen, ſagte Goethe, welche ſich abquälen, dasjenige Unausſprechliche, wofür wir den Ausdruck ‚ſchön' gebrauchen, durch einige abſtrakte Worte in einen Begriff zu bringen. Das Schöne iſt ein Urphänomen, das zwar nie ſelber zur Erſcheinung kommt, deſſen Abglanz aber in tauſend verſchiedenen Äußerungen des ſchaffenden Geiſtes ſichtbar wird und ſo mannigfaltig und ſo verſchiedenartig iſt als die Natur ſelber.

Ich habe oft ausſprechen hören, ſagte ich, die Natur ſei immer ſchön; ſie ſei die Verzweiflung des Künſtlers, indem er ſelten fähig ſei, ſie ganz zu erreichen.

Ich weiß wohl, erwiderte Goethe, daß die Natur oft einen unerreichbaren Zauber entfaltet; allein ich bin keineswegs der Meinung, daß ſie in allen ihren Äußerungen ſchön ſei. Ihre Intentionen ſind zwar immer gut, allein die Bedingungen ſind es nicht, die dazu gehören, ſie ſtets vollkommen zur Erſcheinung gelangen zu laſſen.

So ist die Eiche ein Baum, der sehr schön sein kann. Doch wie viel günstige Umstände müssen zusammentreffen, ehe es der Natur einmal gelingt, ihn wahrhaft schön hervorzubringen! Wächst die Eiche im Dickicht des Waldes heran, von bedeutenden Nachbarstämmen umgeben, so wird ihre Tendenz immer nach oben gehen, immer nach freier Luft und Licht. Nach den Seiten hin wird sie nur wenige schwache Äste treiben, und auch diese werden im Laufe des Jahrhunderts wieder verkümmern und abfallen. Hat sie aber endlich erreicht, sich mit ihrem Gipfel oben im Freien zu fühlen, so wird sie sich beruhigen und nun anfangen, sich nach den Seiten hin auszubreiten und eine Krone zu bilden. Allein sie ist auf dieser Stufe bereits über ihr mittleres Alter hinaus, ihr vieljähriger Trieb nach oben hat ihre frischesten Kräfte hingenommen, und ihr Bestreben, sich jetzt noch nach der Breite hin mächtig zu erweisen, wird nicht mehr den rechten Erfolg haben. Hoch, stark und schlankstämmig wird sie nach vollendetem Wuchse dastehen, doch ohne ein solches Verhältnis zwischen Stamm und Krone, um in der Tat schön zu sein.

Wächst hinwieder die Eiche an feuchten, sumpfigen Orten und ist der Boden zu nahrhaft, so wird sie, bei gehörigem Raum, frühzeitig viele Äste und Zweige nach allen Seiten treiben; es werden jedoch die widerstrebenden, retardierenden Einwirkungen fehlen, das Knorrige, Eigensinnige, Zackige wird sich nicht entwickeln, und aus einiger Ferne gesehen wird der Baum ein schwaches, lindenartiges Ansehen gewinnen, und er wird nicht schön sein, wenigstens nicht als Eiche.

Wächst sie endlich an bergigen Abhängen, auf dürftigem, steinichtem Erdreich, so wird sie zwar im Übermaß zackig und knorrig erscheinen, allein es wird ihr an freier Entwickelung fehlen, sie wird in ihrem Wuchs frühzeitig kümmern und stocken, und sie wird nie erreichen, daß man von ihr sage: es walte in ihr etwas, das fähig sei uns in Erstaunen zu setzen.

Ich freute mich dieser guten Worte. Sehr schöne Eichen, sagte ich, habe ich gesehen, als ich vor einigen Jahren von Göttingen aus mitunter kleine Touren ins Wesertal machte. Besonders mächtig fand ich sie im Solling in der Gegend von Höxter.

Ein sandiger oder mit Sand gemischter Boden, fuhr Goethe fort, wo ihr nach allen Richtungen hin mächtige

Wurzeln zu treiben vergönnt iſt, ſcheint ihr am günſtigſten zu ſein. Und dann will ſie einen Stand, der ihr gehörigen Raum gewährt, alle Einwirkungen von Licht und Sonne und Regen und Wind von allen Seiten her in ſich aufzunehmen. Im behaglichen Schutz vor Wind und Wetter herangewachſen, wird aus ihr nichts; aber ein hundertjähriger Kampf mit den Elementen macht ſie ſtark und mächtig, ſo daß nach vollendetem Wuchs ihre Gegenwart uns Erſtaunen und Bewunderung einflößt.

Könnte man nicht aus dieſen Ihren Andeutungen, verſetzte ich, ein Reſultat ziehen und ſagen: ein Geſchöpf ſei dann ſchön, wenn es zu dem Gipfel ſeiner natürlichen Entwickelung gelangt ſei?

Recht wohl, erwiderte Goethe; doch müßte man zuvor ausſprechen, was man unter dem Gipfel der natürlichen Entwickelung wolle verſtanden haben.

Ich würde damit, erwiderte ich, diejenige Periode des Wachstums bezeichnen, wo der Charakter, der dieſem oder jenem Geſchöpf eigentümlich iſt, vollkommen ausgeprägt erſcheint.

In dieſem Sinne, erwiderte Goethe, wäre nichts dagegen einzuwenden, beſonders wenn man noch hinzufügte, daß zu ſolchem vollkommen ausgeprägten Charakter zugleich gehöre, daß der Bau der verſchiedenen Glieder eines Geſchöpfes deſſen Naturbeſtimmung angemeſſen und alſo zweckmäßig ſei.

So wäre z. B. ein mannbares Mädchen, deſſen Naturbeſtimmung iſt, Kinder zu gebären und Kinder zu ſäugen, nicht ſchön ohne gehörige Breite des Beckens und ohne gehörige Fülle der Brüſte. Doch wäre auch ein Zuviel nicht ſchön, denn das würde über das Zweckmäßige hinausgehen.

Warum konnten wir vorhin einige der Reitpferde, die uns begegneten, ſchön nennen, als eben wegen der Zweckmäßigkeit ihres Baues? Es war nicht bloß das Zierliche, Leichte, Graziöſe ihrer Bewegungen, ſondern noch etwas mehr, worüber ein guter Reuter und Pferdekenner reden müßte und wovon wir anderen bloß den allgemeinen Eindruck empfinden.

Könnte man nicht auch, ſagte ich, einen Karrengaul ſchön nennen, wie uns vorhin einige ſehr ſtarke vor den Frachtwagen der Brabanter Fuhrleute begegneten?

Allerdings! erwiderte Goethe; und warum nicht? Ein Maler fände an dem ſtark ausgeprägten Charakter, an dem mächtigen Ausdruck von Knochen, Sehnen und Muskeln eines ſolchen Tieres wahrſcheinlich noch ein weit mannigfaltigeres Spiel von allerlei Schönheiten als an dem milderen, egaleren Charakter eines zierlichen Reitpferdes.

Die Hauptſache iſt immer, fuhr Goethe fort, daß die Raſſe rein und der Menſch nicht ſeine verſtümmelnde Hand angelegt hat. Ein Pferd, dem Schweif und Mähne abgeſchnitten, ein Hund mit geſtutzten Ohren, ein Baum, dem man die mächtigſten Zweige genommen und das übrige kugelförmig geſchnitzelt hat, und über alles eine Jungfrau, deren Leib von Jugend auf durch Schnürbrüſte verdorben und entſtellt worden, alles dieſes ſind Dinge, von denen ſich der gute Geſchmack abwendet und die bloß in dem Schönheitskatechismus der Philiſter ihre Stelle haben.

Unter dieſen und ähnlichen Geſprächen waren wir wieder zurückgekehrt. Wir machten vor Tiſch noch einige Gänge im Hausgarten. Das Wetter war ſehr ſchön; die Frühlingsſonne fing an mächtig zu werden und an Büſchen und Hecken ſchon allerlei Laub und Blüten hervorzulocken. Goethe war voller Gedanken und Hoffnungen eines genußreichen Sommers.

Darauf bei Tiſch waren wir ſehr heiter. Der junge Goethe hatte die Helena ſeines Vaters geleſen und ſprach darüber mit vieler Einſicht eines natürlichen Verſtandes. Über den im antiken Sinne gedichteten Teil ließ er eine entſchiedene Freude blicken, während ihm die opernartige romantiſche Hälfte, wie man merken konnte, beim Leſen nicht lebendig geworden.

Du haſt im Grunde recht, und es iſt ein eigenes Ding, ſagte Goethe. Man kann zwar nicht ſagen, daß das Vernünftige immer ſchön ſei; allein das Schöne iſt doch immer vernünftig, oder wenigſtens es ſollte ſo ſein. Der antike Teil gefällt dir aus dem Grunde, weil er faßlich iſt, weil du die einzelnen Teile überſehen und du meiner Vernunft mit der deinigen beikommen kannſt. In der zweiten Hälfte iſt zwar auch allerlei Verſtand und Vernunft gebraucht und verarbeitet worden, allein es iſt ſchwer und erfordert einiges Studium, ehe man den Dingen beikommt und ehe man mit eigener Vernunft die Vernunft des Autors wieder herausfindet.

Goethe ſprach darauf mit allerlei Lob und Anerkennung über die Gedichte der Madame Taſtü, mit deren Lektüre er ſich in dieſen Tagen beſchäftiget.

Als die übrigen gingen und ich mich auch anſchickte zu gehen, bat er mich, noch ein wenig zu bleiben. Er ließ ein Portefeuille mit Kupferſtichen und Radierungen niederländiſcher Meiſter herbeibringen.

Ich will Sie doch, ſagte er, zum Nachtiſch noch mit etwas Gutem traktieren. Mit dieſen Worten legte er mir ein Blatt vor, eine Landſchaft von Rubens. Sie haben, ſagte er, dieſes Bild zwar ſchon bei mir geſehen; allein man kann etwas Vortreffliches nicht oft genug betrachten, und diesmal handelt es ſich noch dazu um etwas ganz Beſonderes. Möchten Sie mir wohl ſagen, was Sie ſehen?

Nun, ſagte ich, wenn ich von der Tiefe anfange, ſo haben wir im äußerſten Hintergrunde einen ſehr hellen Himmel, wie eben nach Sonnenuntergang. Dann gleichfalls in der äußerſten Ferne ein Dorf und eine Stadt in der Helle des Abendlichtes. In der Mitte des Bildes ſodann einen Weg, worauf eine Herde Schafe dem Dorfe zueilet. Rechts im Bilde allerlei Heuhaufen und einen Wagen, der ſoeben vollgeladen worden. Angeſchirrte Pferde graſen in der Nähe. Ferner, ſeitwärts in Gebüſchen zerſtreut, mehrere weidende Stuten mit ihren Fohlen, die das Anſehen haben, als würden ſie in der Nacht draußen bleiben. Sodann näher dem Vordergrunde zu eine Gruppe großer Bäume und zuletzt, ganz im Vordergrunde links verſchiedene nach Hauſe gehende Arbeiter.

Gut, ſagte Goethe, das wäre wohl alles. Aber die Hauptſache fehlt noch. Alle dieſe Dinge, die wir dargeſtellt ſehen: die Herde Schafe, der Wagen mit Heu, die Pferde, die nach Hauſe gehenden Feldarbeiter, von welcher Seite ſind ſie beleuchtet?

Sie haben das Licht, ſagte ich, auf der uns zugekehrten Seite und werfen die Schatten in das Bild hinein. Beſonders die nach Hauſe gehenden Feldarbeiter im Vordergrunde ſind ſehr im Hellen, welches einen trefflichen Effekt tut.

Wodurch hat aber Rubens dieſe ſchöne Wirkung hervorgebracht?

Dadurch, antwortete ich, daß er dieſe hellen Figuren auf einem dunkeln Grunde erſcheinen läßt.

Aber dieſer dunkle Grund, erwiderte Goethe, wodurch entſteht er?

Es iſt der mächtige Schatten, ſagte ich, den die Baumgruppe den Figuren entgegenwirft. — Aber wie, fuhr ich mit Überraſchung fort, die Figuren werfen den Schatten in das Bild hinein, die Baumgruppe dagegen wirft den Schatten dem Beſchauer entgegen! Da haben wir ja das Licht von zwei entgegengeſetzten Seiten, welches aber ja gegen alle Natur iſt!

Das iſt eben der Punkt, erwiderte Goethe mit einigem Lächeln. Das iſt es, wodurch Rubens ſich groß erweiſet und an den Tag legt, daß er mit freiem Geiſte über der Natur ſteht und ſie ſeinen höheren Zwecken gemäß traktiert. Das doppelte Licht iſt allerdings gewaltſam, und Sie können immerhin ſagen, es ſei gegen die Natur. Allein wenn es gegen die Natur iſt, ſo ſage ich zugleich, es ſei höher als die Natur, ſo ſage ich, es ſei der kühne Griff des Meiſters, wodurch er auf geniale Weiſe an den Tag legt, daß die Kunſt der natürlichen Notwendigkeit nicht durchaus unterworfen iſt, ſondern ihre eigenen Geſetze hat.

Der Künſtler, fuhr Goethe fort, muß freilich die Natur im einzelnen treu und fromm nachbilden, er darf in dem Knochenbau und der Lage von Sehnen und Muskeln eines Tieres nicht willkürlich ändern, ſo daß dadurch der eigentümliche Charakter verletzt würde. Denn das hieße die Natur vernichten, allein in den höhern Regionen des künſtleriſchen Verfahrens, wodurch ein Bild zum eigentlichen Bilde wird, hat er ein freieres Spiel, und er darf hier ſogar zu Fiktionen ſchreiten, wie Rubens in dieſer Landſchaft mit dem doppelten Lichte getan.

Der Künſtler hat zur Natur ein zwiefaches Verhältnis: er iſt ihr Herr und ihr Sklave zugleich. Er iſt ihr Sklave, inſofern er mit irdiſchen Mitteln wirken muß, um verſtanden zu werden; ihr Herr aber, inſofern er dieſe irdiſchen Mittel ſeinen höheren Intentionen unterwirft und ihnen dienſtbar macht.

Der Künſtler will zur Welt durch ein Ganzes ſprechen; dieſes Ganze aber findet er nicht in der Natur, ſondern es iſt die Frucht ſeines eigenen Geiſtes oder, wenn Sie wollen, des Anwehens eines befruchtenden göttlichen Odems.

Betrachten wir dieſe Landſchaft von Rubens nur ſo obenhin, ſo kommt uns alles ſo natürlich vor, als ſei

er nur geradezu von der Natur abgeſchrieben. Es iſt aber nicht ſo. Ein ſo ſchönes Bild iſt nie in der Natur geſehen worden, ebenſowenig als eine Landſchaft von Pouſſin oder Claude Lorrain, die uns auch ſehr natürlich erſcheint, die wir aber gleichfalls in der Wirklichkeit vergebens ſuchen.

Ließen ſich nicht auch, ſagte ich, ähnliche kühne Züge künſtleriſcher Fiktion wie dieſes doppelte Licht von Rubens in der Literatur finden?

Da brauchten wir nicht eben weit zu gehen, erwiderte Goethe nach einigem Nachdenken. Ich könnte ſie Ihnen im Shakeſpeare zu Dutzenden nachweiſen. Nehmen Sie nur den Macbeth. Als die Lady ihren Gemahl zur Tat begeiſtern will, ſagt ſie:

Ich habe Kinder aufgeſäugt –

Ob dieſes wahr iſt oder nicht, kommt gar nicht darauf an, aber die Lady ſagt es, und ſie muß es ſagen, um ihrer Rede dadurch Nachdruck zu geben. Im ſpäteren Verlauf des Stückes aber, als Macduff die Nachricht von dem Untergange der Seinen erfährt, ruft er im wilden Grimme aus:

Er hat keine Kinder! uſw.

Dieſe Worte des Macduff kommen alſo mit denen der Lady in Widerſpruch; aber das kümmert Shakeſpeare nicht. Ihm kommt es auf die Kraft der jedesmaligen Rede an, und ſo wie die Lady zum höchſten Nachdruck ihrer Worte ſagen mußte: Ich habe Kinder aufgeſäugt, ſo mußte auch zu ebendieſem Zwecke Macduff ſagen: Er hat keine Kinder!

Überall, fuhr Goethe fort, ſollen wir es mit dem Pinſelſtriche eines Malers oder dem Worte eines Dichters nicht ſo genau und kleinlich nehmen, vielmehr ſollen wir ein Kunſtwerk, das mit kühnem und freiem Geiſte gemacht worden, auch womöglich mit ebenſolchem Geiſte wieder anſchauen und genießen.

So wäre es töricht, wenn man aus den Worten des Macbeth:

Gebier mir keine Töchter uſw.

den Schluß ziehen wollte, die Lady ſei ein ganz jugendliches Weſen, das noch nicht geboren habe. Und ebenſo töricht wäre es, wenn man weiter gehen und verlangen wollte, die Lady müſſe auf der Bühne als eine ſolche ſehr jugendliche Perſon dargeſtellt werden.

Shakeſpeare läßt den Macbeth dieſe Worte keineswegs ſagen, um damit die Jugend der Lady zu beweiſen, ſondern dieſe Worte, wie die vorhin angeführten der Lady und des Macduff, ſind bloß rhetoriſcher Zwecke wegen da und wollen weiter nichts beweiſen, als daß der Dichter ſeine Perſonen jedesmal das reden läßt, was eben an dieſer Stelle gehörig, wirkſam und gut iſt, ohne ſich viel und ängſtlich zu bekümmern und zu kalkulieren, ob dieſe Worte vielleicht mit einer andern Stelle in ſcheinbaren Widerſpruch geraten möchten.

Überhaupt hat Shakeſpeare bei ſeinen Stücken ſchwerlich daran gedacht, daß ſie als gedruckte Buchſtaben vorliegen würden, die man überzählen und gegeneinander vergleichen und berechnen möchte; vielmehr hatte er die Bühne vor Augen, als er ſchrieb; er ſah ſeine Stücke als ein Bewegliches, Lebendiges an, das von den Brettern herab den Augen und Ohren raſch vorüberfließen würde, das man nicht feſthalten und im einzelnen bekritteln könnte, und wobei es bloß darauf ankam, immer nur im gegenwärtigen Moment wirkſam und bedeutend zu ſein.

[2486.] April 22. J. J. A. Ampère an ſeinen Vater.

Je suis à Weimar; j'ai vu Goethe, qui m'a reçu à bras ouverts. Tu sais qu'il s'était donné la peine de traduire mes deux premiers articles sur lui. Ayant perdu le manuscrit du second, il l'a retraduit encore une fois pour le prochain numéro de son journal.

J'ai eu le plaisir de me lire en feuille à mon arrivée à Weimar. J'ai trouvé le grand homme très-bon, très-simple, très-bien portant et très-aimable; il m'a beaucoup parlé de mon père et m'a dit qu'on n'avait ici son appareil. ~

Me voilà à Weimar, établi pour une quinzaine au moins. Goethe a beaucoup d'admiration pour le Globe, pour Clara Gazul,* il m'a parlé avec reconnaissance des bontés distinguées que M. Cuvier a pour lui et de la lettre charmante que sa fille lui a écrite.

[2487.] April 22. J. J. A. Ampère an Madame Récamier.

Je suis arrivé ici à quatre heures de matin. ~

Mais il faut vous dire un mot de Goethe, que j'ai déjà vu. C'est le plus simple et le plus aimable des

* Deckname für Proſper Mérimée.

hommes. Je m'attendais à quelque raideur, à des habitudes d'idole, qui seraient excusables: pas l'ombre de cela; il m'a parlé français quoique je lui aie offert de parler allemand; j'espère qu'il laissera là cette politesse et que je l'entendrai dans sa langue. Il m'a entretenu des découvertes de mon père, qu'il connaît très-bien; de M. Cousin, qu'il admire fort, et du Globe, qu'il goûte beaucoup, de la traduction d'Albert. Je me trouvais ainsi en pays de connaissance. Je n'ai pas découvert chez lui une nuance d'affectation ou de prétention. Il a la physionomie triste et une expression sereine. À peine arrivé j'ai eu le temps de faire la conquête d'un homme qui me sera très-précieux, parce qu'il est une manière de confident, de secrétaire de Goethe. Goethe a désiré que je logeasse là où loge ce monsieur; ainsi je me trouverai naturellement dans l'intimité du grand homme. Tout prend la tournure d'un séjour de deux ou trois semaines.

[2488.] April 22./Mai 9. J. J. A. Ampère.

Je suis ici très-agréablement; je vois souvent Goethe, j'ai dîné la semaine dernière trois fois chez lui en petit comité, faveur qu'il accorde très-rarement aux étrangers. J'ai pu pénétrer plus avant dans son âme, l'entendre parler plusieurs heures de suite, s'épancher avec une verve et une chaleur qui ont cinquante ans de moins que lui. Ce qu'il y a d'admirable, c'est qu'il est au courant de tout, s'intéresse à tout, est présent à tout; il raconte nos vaudevilles nouveaux comme s'il venait de les voir, sait par cœur les chansons de Béranger; il ne se fait rien en Allemagne sans qu'il y prenne part. Ses traits ressemblent beaucoup au portrait qu'il a envoyé à Mlle Cuvier, et que Mme de Goethe, sa belle-fille, m'a donné; mais il faut placer sur ses lèvres sévères, un peu dédaigneuses, le sourire de bonhomie qui y erre sans cesse, et dans ses yeux une flamme extraordinaire qui en jaillit par moments, pour avoir l'idée de Goethe quand il est lui-même, c'est-à-dire en famille. Avec du monde, il est plus froid, mais sans raideur dans ses manières. Sa taille est droite comme un jonc; c'est véritablement une nature d'une force prodigieuse.

Je viens de lire Héléna, épisode de la suite de Faust, qu'il a composé l'hiver passé, à soixante-dix-sept ans, et

qui paraîtra dans quinze jours avec la première livraison de ses œuvres complètes. C'est un ouvrage très-extraordinaire, on y trouve des passages d'une puissance, d'une grâce incomparable.

[2489.] April 22./Mai 9. J. J. A. Ampère an Madame Récamier.

Goethe est un homme prodigieux; il est charmant pour moi. Il s'intéresse à tout, a des idées sur tout, de l'admiration pour tout ce qui en peut admettre; et avec sa robe de chambre bien blanche qui lui donne l'air d'un gros mouton blanc, entre son fils, sa belle-fille et ses deux petits enfants, qui jouent avec lui, parlant de Schiller, de leurs travaux communs, de ce que celui-ci voulait faire, de ce qu'il aurait fait, de ses propres ouvrages, de ses intentions, de ses souvenirs, il est le plus intéressant et le plus aimable des hommes. Il a une conscience naïve de sa gloire qui ne peut déplaire, parce qu'il est occupé des autres talents et véritablement sensible à tout ce qui se fait de bon en tous genres.

À genoux devant Molière et La Fontaine, il admire Athalie et goûte Bérénice. À propos du Tasse il prétend avoir fait de grandes recherches et dit que l'histoire se rapproche beaucoup de la manière dont il a traité son sujet. Il soutient que la prison est un conte, ce qui vous fera plaisir; il croit à l'amour du Tasse et à celui de la princesse, mais toujours à distance, toujours romanesque, et sans ces plates et absurdes propositions d'épouser de M. Alexandre Duval.

J'ai lu en manuscrit un ouvrage très-extraordinaire de lui, qui va paraître; c'est une épisode ou plutôt un intermède destiné à trouver place dans la suite de Faust qui n'est pas encore faite. C'est, comme il l'intitule lui-même, une fantasmagorie à peu près intraduisible; mais, à travers beaucoup de bizarrerie et assez d'obscurité, pleine de profondeur, de poésie et de grâce. Depuis de siége de Troie jusqu'au siége de Missolonghi, la mythologie grecque, le moyen âge, le temps actuel, Lord Byron, tout s'y trouve. C'est un rêve d'un grand sens, et cette conception, dans laquelle, bon ou mauvais, tout est créé, est sortie d'une tête presque octogénaire.

[2490.] April 24. Eckermann.

Auguſt Wilhelm v. Schlegel iſt hier. Goethe machte mit ihm vor Tiſch eine Spazierfahrt ums Webicht und

gab ihm zu Ehren dieſen Abend einen großen Tee, wobei auch Schlegels Reiſegefährte, Herr Dr. Laſſen, gegenwärtig. Alles in Weimar, was irgend Namen und Rang hatte, war dazu eingeladen, ſo daß das Getreibe in Goethes Zimmern groß war. Herr von Schlegel war ganz von Damen umringt, denen er aufgerollte ſchmale Streifen mit indiſchen Götterbildern vorzeigte, ſowie den ganzen Text von zwei großen indiſchen Gedichten, von denen außer ihm ſelbſt und Dr. Laſſen wahrſcheinlich niemand etwas verſtand. Schlegel war höchſt ſauber angezogen und höchſt jugendlichen, blühenden Anſehens, ſo daß einige der Anweſenden behaupten wollten, er ſcheine nicht unerfahren in Anwendung kosmetiſcher Mittel.

Goethe zog mich in ein Fenſter. Nun, wie gefällt er Ihnen? — Noch ganz ſo wie ſonſt, erwiderte ich. Er iſt freilich in vieler Hinſicht kein Mann, fuhr Goethe fort, aber doch kann man ihm ſeiner vielſeitigen gelehrten Kenntniſſe und ſeiner großen Verdienſte wegen ſchon etwas zugute halten.

[2491.] April 25. Eckermann.

Bei Goethe zu Tiſch mit Herrn Dr. Laſſen. Schlegel war heute abermals an Hof zur Tafel gezogen. Herr Laſſen entwickelte große Kenntniſſe der indiſchen Poeſie, die Goethen höchſt willkommen zu ſein ſchienen, um ſein eigenes immerhin nur ſehr lückenhaftes Wiſſen in dieſen Dingen zu ergänzen.

Ich war abends wieder einige Augenblicke bei Goethe. Er erzählte mir, daß Schlegel in der Dämmerung bei ihm geweſen, und daß er mit ihm ein höchſt bedeutendes Geſpräch über literariſche und hiſtoriſche Gegenſtände geführt, das für ihn ſehr belehrend geweſen. Nur muß man, fügte er hinzu, keine Trauben von den Dornen und keine Feigen von den Diſteln verlangen; übrigens iſt alles ganz vortrefflich.

[2492.] Mai 3. Eckermann.

Die höchſt gelungene Überſetzung der dramatiſchen Werke Goethes von Stapfer hat in dem zu Paris erſcheinenden Globe des vorigen Jahres durch Herrn J. J. Ampère eine Beurteilung gefunden, die nicht weniger vortrefflich iſt, und die Goethen ſo angenehm berührte,

daß er ſehr oft darauf zurückkam und ſich ſehr oft mit großer Anerkennung darüber ausließ.

Der Standpunkt des Herrn Ampère, ſagte er, iſt ein ſehr hoher. Wenn deutſche Rezenſenten bei ähnlichen Anläſſen gern von der Philoſophie ausgehen und bei Betrachtung und Beſprechung eines dichteriſchen Erzeugniſſes auf eine Weiſe verfahren, daß dasjenige, was ſie zu deſſen Aufklärung beibringen, nur Philoſophen ihrer eigenen Schule zugänglich, für andere Leute aber weit dunkler iſt als das Werk, das ſie erläutern wollen, ſelber, ſo benimmt ſich dagegen Herr Ampère durchaus praktiſch und menſchlich. Als einer, der das Metier aus dem Grunde kennt, zeigt er die Verwandtſchaft des Erzeugten mit dem Erzeuger und beurteilt die verſchiedenen poetiſchen Produktionen als verſchiedene Früchte verſchiedener Lebensepochen des Dichters.

Er hat den abwechſelnden Gang meiner irdiſchen Laufbahn und meiner Seelenzuſtände im tiefſten ſtudiert und ſogar die Fähigkeit gehabt, das zu ſehen, was ich nicht ausgeſprochen und was ſozuſagen nur zwiſchen den Zeilen zu leſen war. Wie richtig hat er bemerkt, daß ich in den erſten zehn Jahren meines weimariſchen Dienſt- und Hoflebens ſo gut wie gar nichts gemacht, daß die Verzweiflung mich nach Italien getrieben, und daß ich dort, mit neuer Luſt zum Schaffen, die Geſchichte des Taſſo ergriffen, um mich in Behandlung dieſes angemeſſenen Stoffes von demjenigen freizumachen, was mir noch aus meinen weimariſchen Eindrücken und Erinnerungen Schmerzliches und Läſtiges anklebte. Sehr treffend nennt er daher auch den Taſſo einen geſteigerten Werther.

Sodann über den Fauſt äußert er ſich nicht weniger geiſtreich, indem er nicht bloß das düſtere, unbefriedigte Streben der Hauptfigur, ſondern auch den Hohn und die herbe Ironie des Mephiſtopheles als Teile meines eigenen Weſens bezeichnet.

In dieſer und ähnlicher anerkennenden Weiſe ſprach Goethe über Herrn Ampère ſehr oft; wir faßten für ihn ein entſchiedenes Intereſſe, wir ſuchten uns ſeine Perſönlichkeit klar zu machen, und wenn uns dieſes auch nicht gelingen konnte, ſo waren wir doch darüber einig, daß es ein Mann von mittleren Jahren ſein müſſe, um die Wechſelwirkung von Leben und Dichten ſo aus dem Grunde zu verſtehen.

Sehr überraſcht waren wir daher, als Herr Ampère vor einigen Tagen in Weimar eintraf und ſich uns als ein lebensfroher Jüngling von einigen zwanzig Jahren darſtellte; und nicht weniger überraſcht waren wir, als er gegen uns im Laufe eines weitern Verkehrs äußerte, daß ſämtliche Mitarbeiter des Globe, deſſen Weisheit, Mäßigung und hohe Bildungsſtufe wir oft bewundert, lauter junge Leute wären wie er.

Ich begreife wohl, ſagte ich, daß einer jung ſein kann, um Bedeutendes zu produzieren und, gleich Merimée, im zwanzigſten Jahre treffliche Stücke zu ſchreiben; allein daß einem bei ähnlich jungen Jahren eine ſolche Überſicht und ſo tiefe Einblicke zu Gebote ſtehen, um eine ſolche Höhe des Urteils zu beſitzen wie die Herren des Globe, das iſt mir durchaus etwas Neues.

Ihnen in Ihrer Heide, erwiderte Goethe, iſt es freilich nicht ſo leicht geworden, und auch wir andern im mittlern Deutſchland haben unſer bißchen Weisheit ſchwer genug erkaufen müſſen. Denn wir führen doch im Grunde alle ein iſoliertes armſeliges Leben! Aus dem eigentlichen Volke kommt uns ſehr wenig Kultur entgegen, und unſere ſämtlichen Talente und guten Köpfe ſind über ganz Deutſchland ausgeſäet. Da ſitzt einer in Wien, ein andrer in Berlin, ein anderer in Königsberg, ein anderer in Bonn oder Düſſeldorf, alle durch fünfzig bis hundert Meilen von einander getrennt, ſo daß perſönliche Berührungen und ein perſönlicher Austauſch von Gedanken zu den Seltenheiten gehört. Was dies aber wäre, empfinde ich, wenn Männer wie Alexander von Humboldt hier durchkommen, und mich in dem, was ich ſuche und mir zu wiſſen nötig, in einem einzigen Tage weiter bringen, als ich ſonſt auf meinem einſamen Wege in Jahren nicht erreicht hätte.

Nun aber denken Sie ſich eine Stadt wie Paris, wo die vorzüglichſten Köpfe eines großen Reichs auf einem einzigen Fleck beiſammen ſind und in täglichem Verkehr, Kampf und Wetteifer ſich gegenſeitig belehren und ſteigern, wo das Beſte aus allen Reichen der Natur und Kunſt des ganzen Erdbodens der täglichen Anſchauung offen ſteht; dieſe Weltſtadt denken Sie ſich, wo jeder Gang über eine Brücke oder einen Platz an eine große Vergangenheit erinnert, und wo an jeder Straßenecke ein Stück Geſchichte ſich entwickelt hat! Und zu dieſem

allen denken Sie sich nicht das Paris einer dumpfen geistlosen Zeit, sondern das Paris des neunzehnten Jahrhunderts, in welchem seit drei Menschenaltern durch Männer wie Molière, Voltaire, Diderot und ihresgleichen eine solche Fülle von Geist in Kurs gesetzt ist, wie sie sich auf der ganzen Erde auf einem einzigen Fleck nicht zum zweiten Male findet, und Sie werden begreifen, daß ein guter Kopf wie Ampère, in solcher Fülle aufgewachsen, in seinem vierundzwanzigsten Jahre wohl etwas sein kann.

Sie sagten doch vorhin, fuhr Goethe fort, Sie könnten sich sehr wohl denken, daß einer in seinem zwanzigsten Jahre so gute Stücke schreiben könne wie Merimée. Ich habe gar nichts dawider, und bin auch im ganzen recht wohl Ihrer Meinung, daß eine jugendlich-tüchtige Produktion leichter sei als ein jugendlich-tüchtiges Urteil. Allein in Deutschland soll einer es wohl bleiben lassen, so jung wie Merimée etwas so Reifes hervorzubringen, als er in den Stücken seiner Clara Gazul getan. Es ist wahr, Schiller war recht jung, als er seine Räuber, seine Kabale und Liebe und seinen Fiesco schrieb; allein wenn wir aufrichtig sein wollen, so sind doch alle diese Stücke mehr Äußerungen eines außergewöhnlichen Talents, als daß sie von großer Bildungsreife des Autors zeugten. Daran ist aber nicht Schiller schuld, sondern der Kulturzustand seiner Nation und die große Schwierigkeit, die wir alle erfahren, uns auf einsamem Wege durchzuhelfen.

Nehmen Sie dagegen Béranger. Er ist der Sohn armer Eltern, der Abkömmling eines armen Schneiders, dann armer Buchdruckerlehrling, dann mit kleinem Gehalte angestellt in irgendeinem Bureau; er hat nie eine gelehrte Schule, nie eine Universität besucht, und doch sind seine Lieder so voll reifer Bildung, so voll Grazie, so voll Geist und feinster Ironie und von einer solchen Kunstvollendung und meisterhaften Behandlung der Sprache, daß er nicht bloß die Bewunderung von Frankreich, sondern des ganzen gebildeten Europas ist.

Denken Sie sich aber diesen selben Béranger, anstatt in Paris geboren und in dieser Weltstadt herangekommen, als den Sohn eines armen Schneiders zu Jena oder Weimar, und lassen Sie ihn seine Laufbahn an gedachten kleinen Orten gleich kümmerlich fortsetzen, und fragen Sie sich, welche Früchte dieser selbe Baum, in einem sol-

chen Boden und in einer ſolchen Atmoſphäre aufgewachſen, wohl würde getragen haben.

Alſo, mein Guter, ich wiederhole: es kommt darauf an, daß in einer Nation viel Geiſt und tüchtige Bildung in Kurs ſei, wenn ein Talent ſich ſchnell und freudig entwickeln ſoll.

Wir bewundern die Tragödien der alten Griechen; allein recht beſehen ſollten wir mehr die Zeit und die Nation bewundern, in der ſie möglich waren, als die einzelnen Verfaſſer. Denn wenn auch dieſe Stücke unter ſich ein wenig verſchieden, und wenn auch der eine dieſer Poeten ein wenig größer und vollendeter erſcheint als der andere, ſo trägt doch, im großen und ganzen betrachtet, alles nur einen einzigen durchgehenden Charakter. Dies iſt der Charakter des Großartigen, des Tüchtigen, des Geſunden, des Menſchlich-Vollendeten, der hohen Lebensweisheit, der erhabenen Denkungsweiſe, der reinkräftigen Anſchauung, und welche Eigenſchaften man noch ſonſt aufzählen könnte. Finden ſich nun aber alle dieſe Eigenſchaften nicht bloß in den auf uns gekommenen dramatiſchen, ſondern auch in den lyriſchen und epiſchen Werken; finden wir ſie ferner bei den Philoſophen, Rhetoren und Geſchichtſchreibern, und in gleich hohem Grade in den auf uns gekommenen Werken der bildenden Kunſt: ſo muß man ſich wohl überzeugen, daß ſolche Eigenſchaften nicht bloß einzelnen Perſonen anhaften, ſondern daß ſie der Nation und der ganzen Zeit angehörten und in ihr in Kurs waren.

Nehmen Sie Burns. Wodurch iſt er groß, als daß die alten Lieder ſeiner Vorfahren im Munde des Volkes lebten, daß ſie ihm ſozuſagen bei der Wiege geſungen wurden, daß er als Knabe unter ihnen heranwuchs und die hohe Vortrefflichkeit dieſer Muſter ſich ihm ſo einlebte, daß er darin eine lebendige Baſis hatte, worauf er weiterſchreiten konnte. Und ferner, wodurch iſt er groß, als daß ſeine eigenen Lieder in ſeinem Volke ſogleich empfängliche Ohren fanden, daß ſie ihm alſobald im Felde von Schnittern und Binderinnen entgegenklangen, und er in der Schenke von heiteren Geſellen damit begrüßt wurde. Da konnte es freilich etwas werden!

Wie ärmlich ſieht es dagegen bei uns Deutſchen aus! Was lebte denn in meiner Jugend von unſeren nicht weniger bedeutenden alten Liedern im eigentlichen Volke?

Herder und ſeine Nachfolger mußten erſt anfangen, ſie zu ſammeln und der Vergeſſenheit zu entreißen; dann hatte man ſie doch wenigſtens gedruckt in Bibliotheken. Und ſpäter, was haben nicht Bürger und Voß für Lieder gedichtet! Wer wollte ſagen, daß ſie geringer und weniger volkstümlich wären als die des vortrefflichen Burns! Allein was iſt davon lebendig geworden, ſo daß es uns aus dem Volke wieder entgegenklänge? Sie ſind geſchrieben und gedruckt worden und ſtehen in Bibliotheken, ganz gemäß dem allgemeinen Loſe deutſcher Dichter. Von meinen eigenen Liedern was lebt denn? Es wird wohl eins und das andere einmal von einem hübſchen Mädchen am Klaviere geſungen, allein im eigentlichen Volke iſt alles ſtille. Mit welchen Empfindungen muß ich der Zeit gedenken, wo italieniſche Fiſcher mir Stellen des Taſſo ſangen!

Wir Deutſchen ſind von geſtern. Wir haben zwar ſeit einem Jahrhundert ganz tüchtig kultiviert; allein es können noch ein paar Jahrhunderte hingehen, ehe bei unſeren Landsleuten ſo viel Geiſt und höhere Kultur eindringe und allgemein werde, daß ſie gleich den Griechen der Schönheit huldigen, daß ſie ſich für ein hübſches Lied begeiſtern, und daß man von ihnen wird ſagen können, es ſei lange her, daß ſie Barbaren geweſen.

[2493.] Mai 4. Eckermann.

Zu Ehren Ampères und ſeines Freundes Stapfer großes Diner bei Goethe. Die Unterhaltung war laut, heiter und bunt durcheinander. Ampère erzählte Goethen viel von Merimée, Alfred de Vigny und anderen bedeutenden Talenten. Auch ward ſehr viel über Béranger geſprochen, deſſen unvergleichliche Lieder Goethe ſehr oft in Gedanken hat. Es kam zur Erwähnung, ob Bérangers heitere Liebeslieder vor ſeinen politiſchen den Vorzug verdienten; wobei Goethe ſeine Meinung dahin entwickelte, daß im allgemeinen ein rein poetiſcher Stoff einem politiſchen ſo ſehr voranſtehe, als die reine ewige Naturwahrheit der Parteianſicht.

Übrigens, fuhr er fort, hat Béranger in ſeinen politiſchen Gedichten ſich als Wohltäter ſeiner Nation erwieſen. Nach der Invaſion der Alliierten fanden die Franzoſen in ihm das beſte Organ ihrer gedrückten Gefühle. Er richtete ſie auf durch vielfache Erinnerungen

an den Ruhm der Waffen unter dem Kaiſer, deſſen Andenken noch in jeder Hütte lebendig, und deſſen große Eigenſchaften der Dichter liebt, ohne jedoch eine Fortſetzung ſeiner deſpotiſchen Herrſchaft zu wünſchen. Jetzt, unter den Bourbonen, ſcheint es ihm nicht zu behagen. Es iſt freilich ein ſchwach gewordenes Geſchlecht! Und der jetzige Franzoſe will auf dem Throne große Eigenſchaften, obgleich er gern ſelber mitherrſcht und ſelber gern ein Wort mitredet.

Nach Tiſch verbreitete ſich die Geſellſchaft im Garten, und Goethe winkte mir zu einer Spazierfahrt um das Gehölz auf dem Wege nach Tiefurt.

Er war im Wagen ſehr gut und liebevoll. Er freute ſich, daß mit Ampère ein ſo hübſches Verhältnis angeknüpft worden, wovon er ſich für die Anerkennung und Verbreitung der deutſchen Literatur in Frankreich die ſchönſten Folgen verſpreche.

Ampère, fügte er hinzu, ſteht freilich in ſeiner Bildung ſo hoch, daß die nationalen Vorurteile, Apprehenſionen und Borniertheiten vieler ſeiner Landsleute weit hinter ihm liegen und er ſeinem Geiſte nach weit mehr ein Weltbürger iſt, als ein Bürger von Paris. Ich ſehe übrigens die Zeit kommen, wo er in Frankreich Tauſende haben wird, die ihm gleich denken.

[2494.] (Mai 5.) K. v. Holtei.

Während ich nun mit mir ſelbſt kapitulierte, wie ich mich bei Goethe einführen und wie ich am beſten vermeiden könnte, eine gar zu alberne Figur zu machen, erinnerte ich mich plötzlich, daß ich ihm ſchon früher einige meiner verſifizierten Verſuche zugeſendet, und daß er mir durch unſern Wolff, ſein ehemaliges theatraliſches Schoßkind, einige majeſtätiſch-huldreiche Floskeln über das kleine Verſpiel Die Farben hatte zuſtellen laſſen. Er hatte, von meinen Arbeiten mit jenem redend, den bezeichnenden Ausdruck gebraucht: Dieſer Menſch iſt ſo eine Art von Improviſator auf dem Papiere; es ſcheint ihm ſehr leicht zu werden, aber er ſollte ſich's nicht ſo leicht machen! — Vielleicht, dacht' ich, gibt das den Anknüpfungspunkt für ein Geſpräch, — denn meine Angſt, daß er nicht reden werde (man hatte mir in Weimar zugeflüſtert, er gäbe bisweilen, wenn er übler Laune ſei, dergleichen ſtumme Audienzen!), war fürchterlich. ~

Es ſchlug 11 Uhr, als ich im Empfangszimmer ſtand, und ich blieb, nachdem der Diener mich hineingeſchoben, einige Minuten mir ſelbſt überlaſſen. ~

Nun, ſo iſt es mir denn lieb, daß ich Sie auch einmal zu ſehen bekomme! Mit dieſen Worten trat er ein und nahm, nachdem er mich zum Sitzen genötigt, neben mir Platz. Verbindliche und möglichſt ſchön geſtellte Redensarten von meiner Seite ſchienen keinen Eindruck zu machen; wenigſtens lockten ſie keine Erwiderung hervor. Er führte den in irgend einem Wohlgeruch gebadeten Zipfel ſeines weißen Tuches von Zeit zu Zeit an die Naſe und ließ mich ſprechen. Drei- oder viermal erneute ich den Angriff; immer prallt' ich wie von einer ſteinernen Mauer wieder ab. Je geiſtreicher ich zu ſein mir Mühe gab, deſto abgeſchmackter mag ich ihm wohl geſchienen haben; denn es dämmerte in mir ſelbſt ſo etwas vom Bewußtſein eigener Gebrechlichkeit auf. Ein guter Geiſt gab mir die Erinnerung ein, daß ich in Paris den Duvalſchen Taſſo ſpielen ſehen; den macht' ich zu meinem Zauberſtabe, — und, ſiehe da, der Fels gab Waſſer. Aus Paris kommen Sie? Und was machen unſre Freunde, die Globiſten? (Mitarbeiter an dem Journal Le Globe.) Auf dieſe Frage wußt' ich freilich verzweifelt wenig zu antworten, aber da ſie andere Fragen erzeugte, in deren Beantwortung ich beſſer beſtand, ſo kam doch bald einiges Leben in die einſame Stunde. Ich fühlte wieder Grund und Boden unter meinen Füßen. Je mehr ich mich gehen ließ, meinem natürlichen Weſen getreu, ohne weitere Anſprüche auf zarten Ausdruck, deſto lebendiger wurde der alte Herr. Einige Male tat er, als ob er lachen wollte. Und als ich ihm erzählte, daß ein franzöſiſcher Kritiker nach Aufführung des Duvalſchen Taſſo geſchrieben hätte: M. Alexandre Duval, en estropiant le Tasse de Schiller, da lachte er wirklich. So wurde denn aus den zehn Minuten, die ich mir als längſte Audienzfriſt geträumt hatte, eine raſch genug durchplauderte Stunde. Als es 12 Uhr ſchlug, erhob er ſich und ſprach: Wenn der Prophet nicht zum Berge kommt, ſo muß der Berg zum Propheten kommen. Da ich nicht mehr zu Hofe gehe, ſo erweiſen die höchſten Herrſchaften mir die Gnade: — alſo will es ſich ziemen, dieſelben zu empfangen. Dabei gab er mir ein Entlaſſungszeichen, welches ich, da ich nun erſt in Zug gekommen war und gern noch weiter geplaudert

hätte, wahrſcheinlich mit ſehr unzufriedener oder betrübter Miene aufnahm. Als ich ſchon an der Ausgangstür ſtand, rief er, als ob er bemerkt hätte, wie ſchwer mir das Scheiden wurde, mich noch einmal zurück und ſagte: Wollen Sie mit uns ſpeiſen, ſo werden Sie um 2 Uhr willkommen ſein. ~

Goethes Schwiegertochter, Ottilie, war unpäßlich; ſtatt ihrer erſchien deren Schweſter Fräulein Ulrike von Pogwiſch bei Tafel. Außer Auguſt von Goethe waren noch ein paar Herren zugegen — meines Bedünkens der Kanzler von Müller und Profeſſor Riemer. Der Alte ſprach viel und trank nicht wenig. Die Unterhaltung war lebhaft, ungezwungen und ohne Prätenſion. Das Deſſert ſtand noch nicht auf dem Tiſche, als ich mich ſchon vollkommen eingebürgert ſah. Ich redete, was mir in den Sinn kam, ohne Bedenken, ob es in Goethes Kram tauge oder nicht. Dies Verfahren beobachtete ich bei ſpäterem Aufenthalte, wo ich häufig auch in größerer Geſellſchaft dort ſpeiſete, unerſchütterlich und kam damit am beſten fort. Denn ob ich mir gleich bisweilen — wie man ſich auszudrücken pflegt — das Maul verbrannte, entging ich doch dem Vorwurf der Ziererei, den ſo viele in ähnlicher Lage auf ſich geladen haben. — Gegen Ende der Tafel traten die Enkel Walther und Wolf, zwei muntere Knaben, ein und gaben, vom Großvater aufgemuntert, allerlei Schwänke zum beſten. Unter andern ſangen ſie auch einige Lieder aus meinen auf der Bühne gegebenen Stücken. Der Alte ſagte dann, indem er ihnen Näſchereien reichte: Nun ſeht euch einmal dieſen Mann an; das iſt der, welcher das dumme Zeug gemacht hat.

[2495.] Mai 5./6. M. Oppenheim.

Beim Vater Goethe war ich Samstag zum erſtenmal. Wenn man auch den Dichter durch den Staatsmann vermißt, ſo fand ich ihn doch nicht hochtrabend, wie man ihn beſchreibt. Vielmehr er erſchien mir als ein recht gutmütig-ehrwürdiger Greis. Heute ließ er mich zum zweitenmal zu ſich bitten, wobei ich ihm auch meine zwei Bilder vorſtellte, denen er wirklich eine ſehr lange Aufmerkſamkeit ſchenkte, mir nur Schmeichelhaftes darüber ſagte und ſich dann ausbat, ſie ein bißchen bei ihm ſtehen zu laſſen, weil, — wie er ſich ausdrückte — Sachen, über die man lange gedacht und gearbeitet hat, auch lange Zeit betrachtet werden müſſen.

[2496.] Mai 6. Eckermann.

Abermalige Tiſchgeſellſchaft bei Goethe, wobei dieſelbigen Perſonen zugegen wie vorgeſtern. Man ſprach ſehr viel über die Helena und den Taſſo. Goethe erzählte uns darauf, wie er im Jahre 1797 den Plan gehabt, die Sage vom Tell als epiſches Gedicht in Hexametern zu behandeln.

Ich beſuchte, ſagte er, im gedachten Jahre noch einmal die kleinen Kantone um den Vierwaldſtätter See, und dieſe reizende, herrliche und großartige Natur machte auf mich abermals einen ſolchen Eindruck, daß es mich anlockte, die Abwechſelung und Fülle einer ſo unvergleichlichen Landſchaft in einem Gedicht darzuſtellen. Um aber in meine Darſtellung mehr Reiz, Intereſſe und Leben zu bringen, hielt ich es für gut, den höchſt bedeutenden Grund und Boden mit ebenſo bedeutenden menſchlichen Figuren zu ſtaffieren, wo denn die Sage vom Tell mir als ſehr erwünſcht zuſtatten kam.

Den Tell dachte ich mir als einen urkräftigen, in ſich ſelbſt zufriedenen, kindlich-unbewußten Heldenmenſchen, der als Laſtträger die Kantone durchwandert, überall gekannt und geliebt iſt, überall hilfreich, übrigens ruhig ſein Gewerbe treibend, für Weib und Kind ſorgend, und ſich nicht kümmernd, wer Herr oder Knecht ſei.

Den Geßler dachte ich mir dagegen zwar als einen Tyrannen, aber als einen von der behaglichen Sorte, der gelegentlich Gutes tut, wenn es ihm Spaß macht, und gelegentlich Schlechtes tut, wenn es ihm Spaß macht, und dem übrigens das Volk und deſſen Wohl und Wehe ſo völlig gleichgültige Dinge ſind, als ob ſie gar nicht exiſtierten.

Das Höhere und Beſſere der menſchlichen Natur dagegen, die Liebe zum heimatlichen Boden, das Gefühl der Freiheit und Sicherheit unter dem Schutze vaterländiſcher Geſetze, das Gefühl ferner der Schmach, ſich von einem fremden Wüſtling unterjocht und gelegentlich mißhandelt zu ſehen, und endlich die zum Entſchluß reifende Willenskraft, ein ſo verhaßtes Joch abzuwerfen, alles dieſes Höhere und Gute hatte ich den bekannten edlen Männern Walther Fürſt, Stauffacher, Winkelried und anderen zugeteilt, und dieſes waren meine eigentlichen Helden, meine mit Bewußtſein handelnden höheren Kräfte, während der Tell und Geßler zwar auch gelegent-

lich handelnd auftraten, aber im ganzen mehr Figuren paſſiver Natur waren.

Von dieſem ſchönen Gegenſtande war ich ganz voll, und ich ſummte dazu ſchon gelegentlich meine Hexameter. Ich ſah den See im ruhigen Mondſchein, erleuchtete Nebel in den Tiefen der Gebirge. Ich ſah ihn im Glanz der lieblichſten Morgenſonne, ein Jauchzen und Leben in Wald und Wieſen. Dann ſtellte ich einen Sturm dar, einen Gewitterſturm, der ſich aus den Schluchten auf den See wirft. Auch fehlte es nicht an nächtlicher Stille und an heimlichen Zuſammenkünften über Brücken und Stegen.

Von allem dieſem erzählte ich Schillern, in deſſen Seele ſich meine Landſchaften und meine handelnden Figuren zu einem Drama bildeten. Und da ich andere Dinge zu tun hatte und die Ausführung meines Vorſatzes ſich immer weiter verſchob, ſo trat ich meinen Gegenſtand Schillern völlig ab, der denn darauf ſein bewundernswürdiges Gedicht ſchrieb.

Wir freuten uns dieſer Mitteilung, die allen intereſſant zu hören war. Ich machte bemerklich, daß es mir vorkomme, als ob die in Terzinen geſchriebene prächtige Beſchreibung des Sonnenaufganges in der erſten Szene vom zweiten Teile des Fauſt aus der Erinnerung jener Natureindrücke des Vierwaldſtätter Sees entſtanden ſein möchte.

Ich will es nicht leugnen, ſagte Goethe, daß dieſe Anſchauungen dort herrühren; ja ich hätte ohne die friſchen Eindrücke jener wundervollen Natur den Inhalt der Terzinen gar nicht denken können. Das iſt aber auch alles, was ich aus dem Golde meiner Tell-Lokalitäten mir gemünzt habe. Das übrige ließ ich Schillern, der denn auch davon, wie wir wiſſen, den ſchönſten Gebrauch gemacht.

Das Geſpräch wendete ſich auf den Taſſo, und welche Idee Goethe darin zur Anſchauung zu bringen geſucht.

Idee? ſagte Goethe — daß ich nicht wüßte! Ich hatte das Leben Taſſos, ich hatte mein eigenes Leben, und indem ich zwei ſo wunderliche Figuren mit ihren Eigenheiten zuſammenwarf, entſtand mir das Bild des Taſſo, dem ich als proſaiſchen Kontraſt den Antonio entgegenſtellte, wozu es mir auch nicht an Vorbildern fehlte. Die weiteren Hof-, Lebens- und Liebesverhältniſſe waren

übrigens in Weimar wie in Ferrara, und ich kann mit Recht von meiner Darſtellung ſagen: ſie iſt Bein von meinem Bein und Fleiſch von meinem Fleiſch.

Die Deutſchen ſind übrigens wunderliche Leute! Sie machen ſich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die ſie überall ſuchen und überall hineinlegen, das Leben ſchwerer als billig. Ei, ſo habt doch endlich einmal die Courage, euch den Eindrücken hinzugeben, euch ergötzen zu laſſen, euch rühren zu laſſen, euch erheben zu laſſen, ja euch belehren und zu etwas Großem entflammen und ermutigen zu laſſen; aber denkt nur nicht immer, es wäre alles eitel, wenn es nicht irgend abſtrakter Gedanke und Idee wäre!

Da kommen ſie und fragen, welche Idee ich in meinem Fauſt zu verkörpern geſucht. Als ob ich das ſelber wüßte und ausſprechen könnte! Vom Himmel durch die Welt zur Hölle, das wäre zur Not etwas; aber das iſt keine Idee, ſondern Gang der Handlung. Und ferner, daß der Teufel die Wette verliert, und daß ein aus ſchweren Verirrungen immerfort zum Beſſeren aufſtrebender Menſch zu erlöſen ſei, das iſt zwar ein wirkſamer, manches erklärender guter Gedanke, aber es iſt keine Idee, die dem Ganzen und jeder einzelnen Szene im beſonderen zugrunde liege. Es hätte auch in der Tat ein ſchönes Ding werden müſſen, wenn ich ein ſo reiches, buntes und ſo höchſt mannigfaltiges Leben, wie ich es im Fauſt zur Anſchauung gebracht, auf die magere Schnur einer einzigen durchgehenden Idee hätte reihen wollen!

Es war im ganzen, fuhr Goethe fort, nicht meine Art, als Poet nach Verkörperung von etwas Abſtraktem zu ſtreben. Ich empfing in meinem Innern Eindrücke, und zwar Eindrücke ſinnlicher, lebensvoller, lieblicher, bunter, hundertfältiger Art, wie eine rege Einbildungskraft es mir darbot; und ich hatte als Poet weiter nichts zu tun, als ſolche Anſchauungen und Eindrücke in mir künſtleriſch zu ründen und auszubilden und durch eine lebendige Darſtellung ſo zum Vorſchein zu bringen, daß andere dieſelbigen Eindrücke erhielten, wenn ſie mein Dargeſtelltes hörten oder laſen.

Wollte ich jedoch einmal als Poet irgendeine Idee darſtellen, ſo tat ich es in kleinen Gedichten, wo eine entſchiedene Einheit herrſchen konnte und welches zu überſehen war, wie z. B. Die Metamorphoſe der Tiere,

die der Pflanzen, das Gedicht Vermächtnis,* und viele andere. Das einzige Produkt von größerem Umfang, wo ich mir bewußt bin, nach Darſtellung einer durchgreifenden Idee gearbeitet zu haben, wären etwa meine Wahlverwandtſchaften. Der Roman iſt dadurch für den Verſtand faßlich geworden; aber ich will nicht ſagen, daß er dadurch beſſer geworden wäre! Vielmehr bin ich der Meinung: je inkommenſurabler und für den Verſtand unfaßlicher eine poetiſche Produktion, deſto beſſer.

[2497.] Mai 15. K. v. Holtei.

Irgendein unangenehmer häuflicher Vorfall, eine kleine Familienſzene, machte ihn verdrießlich, und er ſprach dieſen Verdruß zum höchſten Erſtaunen des Hofes und der ganzen Stadt dadurch aus, daß er urplötzlich vom raſcheſten Entſchluſſe getrieben ſeine Wohnung mied und das kleine Gartenhaus am Park bezog. Mit dieſem, ſeinen Verehrern völlig unerklärlichen Wechſel des gewohnten Aufenthaltes war denn auch der Wille: allein und ungeſtört zu bleiben, entſchieden ausgeſprochen, und ich würde Weimar verlaſſen haben, ohne ihn noch einmal zu ſehen, wenn nicht Eckermann in ſeiner unerſchöpflichen Gutmütigkeit mir ein Abſchiedsſtündchen vermittelt hätte. Hab' ich mir's nur eingebildet, oder hatte der unerforſchliche Greis im ländlichen Häuschen andere Formen angenommen, — mir erſchien er, als ich mich dort einfand, zugänglicher, wie in den ſtädtiſchen Räumen, milder, mitteilender. Als ich ihm das Erſtaunen ſchilderte, in welches dieſe ſeine Überſiedelung Weimar verſetzt habe, ſagt' er mit einem faſt wehmütigen Ausdrucke: Wir haben hier in dieſem Gartenhäuschen tüchtige Jahre verlebt, und weil es denn mit uns ſich auch dem Abſchluſſe nähert, ſo mag ſich die Schlange in den Schwanz beißen, damit es ende, wo es begonnen.

[2498.] April 22./Mai 16. J. J. A. Ampère.

Nous sommes arrivés à Weimar à deux heures. Nous avions, en cette ville, deux visites intéressantes à faire. On ne peut passer par Weimar sans aller présenter l'hommage de son admiration au célèbre Goethe, le Nestor

* Das Gedicht Vermächtnis hat Goethe damals nicht nennen können, da es erſt 1829 entſtand.

de la littérature allemande, et sans chercher à entendre le pianiste admirable Hummel. Ce dernier, pour lequel nous avions aussi une lettre de recommandation, était parti pour enchanter les oreilles autrichiennes, et nous espérons bien le retrouver à Vienne. Nous avons été d'autant plus contrariés de cette absence, que nous comptions beaucoup sur M. Hummel, auquel nous étions recommandés d'une manière pressante, pour nous introduire, nous et notre lettre, près de l'auteur de Werther, qu'on dit très-défiant. Cependant, M. Goethe voulut bien répondre au domestique que j'envoyai chez lui pour savoir s'il consentait à nous recevoir, qu'il nous attendait à cinq heures. ~ Sa maison est située derrière le parc du grand-duc. Un joli perron conduit à une vaste antichambre, d'où un large escalier, qui se divise après quelques marches, et aboutit d'abord à l'appartement de la *belle*-fille de M. Goethe et du mari de cette dame, vous laisse à la porte qui ouvre le logement de l'auteur de Werther. Sur le seuil de cette porte, une mosaïque fort bien travaillée présente d'abord aux visiteurs et aux amis le mot Salve; on traverse un cabinet garni d'un grand nombre de bustes et d'antiques, et, en suivant une assez longue galerie, on arrive dans la bibliotheque qui tient à la chambre à coucher du grand homme. Cette bibliothèque paraît lui servir de cabinet de travail; c'est là que nous avons été reçus avec une politesse germanique, c'est à dire peu démonstrative, mais qui ne manquait pas d'un certain air de cordialité et de bonté. M. Goethe a passé en revue un certain nombre de nos hommes de lettres les plus remarquables. Il nous a fait un grand éloge de l'ermite de la Chaussée-d'Antin, *Jouy*, dont l'ermitage ne pouvait pas être une solitude, car il était connu et recherché de toute l'Europe. En parlant de l'imitation française de quelques-uns de ses propres ouvrages, il nous a dit qu'il concevait peu comment M. Duval avait pu mettre au théâtre le drame du Tasse. Il nous a assuré qu'en écrivant la pièce allemande, il ne l'avait pas destinée à la représentation, ne la jugeant pas susceptible d'un effet dramatique, et que c'était par la faveur particulière qu'on attachait en Allemagne à ses ouvrages, qu'on avait voulu représenter celui-ci. Beaucoup d'éloges pour Casimir Delavigne, pour Scribe; une approbation marquée pour le vaudeville intitulé La mère au bal et la fille à la

maison, ont terminé cette séance. Goethe, qui paraît âgé de soixante ans (il en a soixante-treize), ne semble pas trop éloigné de l'idée de venir un jour visiter la France; il se tient au courant de toutes les nouveautés de ce pays par la lecture du Globe, journal qu'il parait affectionner: On dit ce journal un peu lourd; c'est peut-être à cause de cela que nous l'aimons, nous autres Germains, qu'on n'accuse pas d'être légers. Il a semblé surtout partager les opinions du rédacteur des articles Musique dans cette feuille. Goethe parle français avec un peu de difficulté, mais cependant avec correction; on ne s'aperçoit de cette difficulté que par l'intervalle qu'il met entre chaque mot; elle n'est d'ailleurs pas sans une espèce de charme, et donne même souvent de la valeur à ce qu'il dit. Sa taille est moyenne, plutôt grande que petite; sa figure est noble et parfois très-expressive, son habitude sérieuse; il a le nez prononcé, la bouche presque entièrement dégarnie de dents, mais sa complexion paraît robuste.

[2499.] Mai 16. J. J. A. Ampére.

J'ai enfin quitté Weimar; Goethe m'a donné sa médaille, m'a embrassé et je suis parti tout attendri. La dernière heure que nous avons passée ensemble avait vraiment quelque chose de solennel et de touchant. Nous étions assis sur le même banc, dans le jardin d'une petite maison rustique d'où l'on a la vue du parc, et où il a écrit Iphigénie il y a quarante ans. Tous les arbres ont été plantés par lui; c'est sous ces arbres que nous étions assis et que nous regardions le parc, éclairé par la lumière du soir. ~ Il était serein, gai même, me parlant, avec beaucoup de finesse et cette légère ironie, qui lui va si bien, des mœurs de mes Chinois, à propos du roman de M. Abel Rémusat, racontant d'autres romans chinois qu'il a lus il y a un demi-siècle, et dont les incidents lui sont présents.

[2500.] Mai 22. Spenerſche Zeitung.

Prinzeſſin Maria vermählte ſich mit dem Prinzen Karl von Preußen. Von der Bevölkerung Weimars wurde ihr ein feſtlicher Abſchied bereitet, der blumengeſchmückte Brautwagen fuhr durch die Stadt.

Am Ende der vierfachen Lindenallee, welche durch dieſes Wäldchen führt, hielt plötzlich der Wagen an,

denn Goethe, zu Fuß, bloß von einem Bedienten im dichten Menſchengedränge begleitet, erwartete dort die ihm teure Scheidende, welche ihn erſt wenige Tage vorher mit einem Beſuche erfreut hatte. Er überreichte der Herzogin ein Abſchiedsgedicht und dieſe wäre zu dem gefeierten Greiſe aus dem Wagen geſtiegen, wenn derſelbe nicht dagegen Vorſtellungen getan und ſich mit herzlichem Glückwunſch ſchnell entfernt hätte. Goethe ging darauf zu Fuß durch das Menſchengedränge nach der Stadt zurück; es war ſeit Jahren zum erſten Male, daß er ſich wieder auf belebter Straße zeigte.

[2501.] Mai 6./22. M. Oppenheim.

Wir waren dort die zwei intereſſanten Fremden — mit allen dort damals noch lebenden Berühmtheiten kamen wir in Berührung — mit Goethe, der mich einen Jüngling von 60 Jahren nannte (das doch beweiſt, daß ich kein dummes Jüngelchen geweſen ſein muß). Als ich vom Großherzog den Profeſſorentitel bekam, bedankte ich mich auch bei Goethe; da ſagte er: Ein Titel und ein Orden hält im Gedränge manchen Puff ab.

[2502.] (Mai/Juni.) E. Genaſt.

Auf dem Rückwege *von Kaſſel* hielt ich mich einige Tage bei meinem Vater auf, dem Goethe bereits zu wiſſen getan, daß wir bei ihm zu Mittag eſſen ſollten. Ich hatte ihn faſt zwei Jahre nicht geſehen und fand ihn ſehr wohl auf; bei Tafel war er äußerſt heiter. Er liebte es, mit Schauſpielern über das Theater zu ſprechen, und ſo mußte ich ihm von meinen jüngſten Kunſtreiſen alles erzählen, was ich Anerkennenswertes bemerkt und getroffen. Außer dieſem zog ihn mein Zuſammenſein in Breslau mit Baron Ferdinand von L. an, den er ~ zu Anfang dieſes Jahrhunderts in Lauchſtädt hatte kennen lernen. Ich erzählte ihm viele Anekdoten, die L. geliefert, und namentlich das Selbſtgeſpräch in und unter dem Bett, *unter das er ſich gelegt hatte, um ſich ſelbſt für Betrunkenheit zu beſtrafen*, ſetzte Goethes Lachmuskeln außerordentlich in Tätigkeit. Er erzählte nun auch ſeinerſeits, auf welche Weiſe er in Lauchſtädt die Bekanntſchaft dieſes Originals gemacht. Auf einem einſamen Spaziergange durch die Felder war ihm auf einem Rain ein langer Mann im Militärrock mit verſchränkten Armen begegnet, dicht vor

ihm ſtehen geblieben und hatte ſtatt der üblichen Begrüßung eine Strophe aus dem Lied der Parzen nicht ohne Geſchick rezitiert. Das iſt unter allen Schöpfungen die ſchönſte, womit Ew. Exzellenz die Welt beglückt haben. Weder Taſſo noch Arioſt haben Ähnliches geſchrieben, und ſelbſt Schiller, den ich ſo hoch verehre, läßt öfter ſeiner Phantaſie in ſeinen Dichtungen zu freien Spielraum, wodurch er die Wahrheit hier und da beeinträchtigt, aber Ew. Exzellenz halten in beiden das richtige Maß. Ich habe die Ehre, Ew. Exzellenz in mir den Baron Ferdinand von L. vorzuſtellen. — So ſprach der Mann, fuhr Goethe fort, und ich wandelte längere Zeit mit ihm in der ſchattigen Lindenallee auf und ab, mich an ſeinem Urteil über die alten und neuen Dichter ergötzend. ~

Beim Abſchied drückte er mir die Hand und fügte hinzu: Grüße herzlichſt dein liebes Weib, und mag dich dein Weg bald wieder über Weimar führen!

[2503.] Juni 11./19. K. Graf Sternberg.

Freund Goethe hat mich mit gewohnter Freundlichkeit aufgenommen. Sein Geiſt iſt noch wunderbar geſund und friſch und zwingt den etwas hinfälligen Körper durch geiſtige Gewalt noch feſtzuhalten. Er ſprach mit mir gleich von unſerem Monatsblatt *der Geſellſchaft des vaterländiſchen Muſeums in Böhmen*, lobt das Unternehmen und wünſcht ſoviel wie möglich die älteren Hajekſchen Sagen, wie Horimir und Semir, in ſelbem erſcheinen zu ſehen, um uns an die ſerbiſche Literatur anzuſchließen. Er hat ſich hierüber im erſten Hefte des ſechſten Bandes Über Kunſt und Altertum p. 197 ausgeſprochen, welches er mir mit folgenden eingeſchriebenen Worten zuſchickte:

Wenn mit jugendlichen Scharen
Wir beblümte Wege gehn,
Iſt die Welt doch gar ſo ſchön;
Aber wenn bei hohen Jahren
Sich ein Edler uns geſellt,
O, wie herrlich iſt die Welt!

~ Der Aufſatz von Dobrovsky, Was die guten Schriftſteller für Böhmen geleiſtet, hat ihn auch beſonders angeſprochen; er findet es ſehr verſtändig, daß wir uns

auf Böhmen einſchließen, wodurch ſich unſere Zeitſchrift von allen unterſcheidet, die alles aufnehmen und eben dadurch ſich unter ſich gar nicht unterſcheiden, als inſofern ſie beſſere oder ſchlechtere Mitarbeiter haben; die Poeſie aber ſei weltbürgerlich und um ſo mehr intereſſant, als ſie ſich national zeigt.

[2504.] Juni 11./19. K. Graf Sternberg.

Ich teilte ihm meinen Plan wegen der Verſammlung der Naturforſcher mit: er billigte meine Anſicht und ermutigte mich recht ſehr, eine nähere geiſtige Verbindung zwiſchen Süd- und Norddeutſchland im ausgedehnteſten Sinne zu vermitteln.

Wir fuhren eines Tages zuſammen nach Tiefurt, dem Luſtſchloß und Garten der Herzogin Amalie, Mutter des Großherzogs, wo Goethe ſeine Jugendjahre in Geſellſchaft von Wieland, Herder, ſpäter auch Schiller uſw. verlebt hatte. Herr von Knebel, ſein älteſter Freund, hatte dieſe nun 50jährigen Bäume gepflanzt; die Bilder der Vorzeit zogen an ſeinem Geiſt vorüber: hier hatte Wieland geſeſſen, dort Herder einen Aufſatz geleſen, da wurde ein Stück von Goethe aufgeführt; es verjüngte ſich die Zeit um ihn her, er ſprach mit Wärme herrliche Worte: ich werde dieſe Stunden nie vergeſſen. Am folgenden Morgen ſchickte er mir das neueſte Heft von Kunſt und Altertum.

[2505.] Juni 20. Eckermann.

Der Familientiſch zu fünf Kuverts ſtand gedeckt, die Zimmer waren leer und kühl, welches bei der großen Hitze ſehr wohl tat. Ich trat in das geräumige an den Speiſeſaal angrenzende Zimmer, worin der gewirkte Fußteppich liegt und die koloſſale Büſte der Juno ſteht. Ich war nicht lange allein auf- und abgegangen, als Goethe, aus ſeinem Arbeitszimmer kommend, hereintrat und mich in ſeiner herzlichen Art liebevoll begrüßte und anredete. Er ſetzte ſich auf einen Stuhl am Fenſter. Nehmen Sie ſich auch ein Stühlchen, ſagte er, und ſetzen Sie ſich zu mir; wir wollen ein wenig reden, bis die übrigen kommen. Es iſt mir lieb, daß Sie doch auch den Grafen Sternberg bei mir haben kennen gelernt; er iſt wieder abgereiſt, und ich bin nun ganz wieder in der gewohnten Tätigkeit und Ruhe.

Die Perſönlichkeit des Grafen, ſagte ich, iſt mir ſehr bedeutend erſchienen, nicht weniger ſeine großen Kenntniſſe; denn das Geſpräch mochte ſich lenken wohin es wollte, er war überall zu Hauſe und ſprach über alles gründlich und umſichtig und mit großer Leichtigkeit.

Ja, ſagte Goethe, er iſt ein höchſt bedeutender Mann, und ſein Wirkungskreis und ſeine Verbindungen in Deutſchland ſind groß. Als Botaniker iſt er durch ſeine Flora subterranea in ganz Europa bekannt; ſo auch iſt er als Mineraloge von großer Bedeutung. Kennen Sie ſeine Geſchichte? — Nein, ſagte ich, aber ich möchte gern etwas über ihn erfahren. Ich ſah ihn als Grafen und Weltmann, zugleich als vielſeitigen tiefen Gelehrten: dieſes iſt mir ein Problem, das ich gern möchte gelöſt ſehen. Goethe erzählte mir darauf, wie der Graf, als Jüngling zum geiſtlichen Stande beſtimmt, in Rom ſeine Studien begonnen, darauf aber, nachdem Öſterreich gewiſſe Vergünſtigungen zurückgenommen, nach Neapel gegangen ſei. Und ſo erzählte Goethe weiter, gründlich, intereſſant und bedeutend, ein merkwürdiges Leben, der Art, daß es die Wanderjahre zieren würde, das ich aber hier zu wiederholen mich nicht geſchickt fühle. Ich war höchſt glücklich, ihm zuzuhören, und dankte ihm mit meiner ganzen Seele. Das Geſpräch lenkte ſich nun auf die böhmiſchen Schulen und ihre großen Vorzüge, beſonders in bezug auf eine gründliche äſthetiſche Bildung.

Herr und Frau von Goethe und Fräulein Ulrike von Pogwiſch waren indeſſen auch hereingekommen, und wir ſetzten uns zu Tiſch. Die Geſpräche wechſelten heiter und mannigfaltig, beſonders aber waren die Frömmler einiger norddeutſchen Städte ein oft wiederkehrender Gegenſtand. Es ward bemerkt, daß dieſe pietiſtiſchen Abſonderungen ganze Familien miteinander uneins gemacht und zerſprengt hätten. Ich konnte einen ähnlichen Fall erzählen, wo ich faſt einen trefflichen Freund verloren, weil es ihm nicht gelingen wollte, mich zu ſeiner Meinung zu bekehren. Dieſer, ſagte ich, war ganz von dem Glauben durchdrungen, daß alles Verdienſt und alle guten Werke nichts ſeien, und daß der Menſch bloß durch die Gnade Chriſti ein gutes Verhältnis zur Gottheit gewinnen könne. — Etwas Ähnliches, ſagte Frau von Goethe, hat auch eine Freundin zu mir geſagt, aber

ich weiß noch immer nicht, was es mit dieſen guten Werken und dieſer Gnade für eine Bewandtnis hat.

So wie alle dieſe Dinge, ſagte Goethe, heutiges Tages in der Welt in Kurs und Geſpräch ſind, iſt es nichts als ein Mantſch, und vielleicht niemand von euch weiß wo es herkommt. Ich will es euch ſagen. Die Lehre von den guten Werken, daß nämlich der Menſch durch Gutestun, Vermächtniſſe und milde Stiftungen eine Sünde abverdienen und ſich überhaupt in der Gnade Gottes dadurch heben könne, iſt katholiſch. Die Reformatoren aber, aus Oppoſition, verwarfen dieſe Lehre und ſetzten dafür an die Stelle, daß der Menſch einzig und allein trachten müſſe, die Verdienſte Chriſti zu erkennen und ſich ſeiner Gnaden teilhaftig zu machen, welches denn freilich auch zu guten Werken führe. So iſt es; aber heutiges Tags wird alles durcheinander gemengt und verwechſelt, und niemand weiß woher die Dinge kommen.

Ich bemerkte mehr in Gedanken, als daß ich es ausſprach, daß die verſchiedene Meinung in Religionsſachen doch von jeher die Menſchen entzweit und zu Feinden gemacht habe, ja daß ſogar der erſte Mord durch eine Abweichung in der Verehrung Gottes herbeigeführt ſei. Ich ſagte, daß ich dieſer Tage Byrons Kain geleſen und beſonders den dritten Akt und die Motivierung des Totſchlags bewundert habe.

Nicht wahr, ſagte Goethe, das iſt vortrefflich motiviert! Es iſt von ſo einziger Schönheit, daß es in der Welt nicht zum zweitenmal vorhanden iſt.

Der Kain, ſagte ich, war doch anfänglich in England verboten, jetzt aber lieſet ihn jedermann, und die reiſenden jungen Engländer führen gewöhnlich einen kompletten Byron mit ſich.

Es iſt auch Torheit, ſagte Goethe; denn im Grunde ſteht im ganzen Kain doch nichts, als was die engliſchen Biſchöfe ſelber lehren.

Der Kanzler ließ ſich melden und trat herein und ſetzte ſich zu uns an den Tiſch. So auch kamen Goethes Enkel, Walter und Wolfgang, nacheinander geſprungen. Wolf ſchmiegte ſich an den Kanzler. Hole dem Herrn Kanzler, ſagte Goethe, dein Stammbuch und zeige ihm deine Prinzeß* und was dir der Graf Sternberg geſchrieben.

* Marie Luiſe Alexandrine von Sachſen-Weimar.

Wolf ſprang hinauf und kam bald mit dem Buche zurück. Der Kanzler betrachtete das Porträt der Prinzeß mit beigeſchriebenen Verſen von Goethe. Er durchblätterte das Buch ferner und traf auf Zelters Inſchrift und las laut heraus: Lerne gehorchen!

Das iſt doch das einzige vernünftige Wort, ſagte Goethe lachend, was im ganzen Buche ſteht. Ja, Zelter iſt immer grandios und tüchtig! Ich gehe jetzt mit Riemer ſeine Briefe durch, die ganz unſchätzbare Sachen enthalten. Beſonders ſind die Briefe, die er mir auf Reiſen geſchrieben, von vorzüglichem Wert; denn da hat er als tüchtiger Baumeiſter und Muſikus den Vorteil, daß es ihm nie an bedeutenden Gegenſtänden des Urteils fehlt. Sowie er in eine Stadt eintritt, ſtehen die Gebäude vor ihm und ſagen ihm, was ſie Verdienſtliches und Mangelhaftes an ſich tragen. Sodann ziehen die Muſikvereine ihn ſogleich in ihre Mitte und zeigen ſich dem Meiſter in ihren Tugenden und Schwächen. Wenn ein Geſchwindſchreiber ſeine Geſpräche mit ſeinen muſikaliſchen Schülern aufgeſchrieben hätte, ſo beſäßen wir etwas ganz Einziges in ſeiner Art. Denn in dieſen Dingen iſt Zelter genial und groß und trifft immer den Nagel auf den Kopf.

[2506.] Juni 20. F. v. Müller.

Ich traf ihn mit ſeinen Kindern und Enkeln, auch Eckermann noch bei Tiſche, höchſt milde und munter, vergnügt und mitteilend. Über Galls Verlangen ſeines Kopfabguſſes; Verweigerung der Mitteilung ſeines Briefes an Gries *mit dem Danke des Großherzogs für die Widmung der Überſetzung von Arioſts Raſendem Roland:* nicht als ob vor mir Geheimes darin, ſondern weil ihm ſo viel Unangenehmes im langen Leben aus Mitteilung der Briefe entſtanden, daß er ſich ſolche wie eine üble Angewöhnung abzugewöhnen trachte.

Stammbuchsinſchriften von Sternberg. Deſſen oft verhehlte Gemütlichkeit. Man kömmt mit ihm ſtets weiter.

Über Schützens Plattheit gegen Haug, die Goethe mit der Platitude in Ampères Brief verglich. Ich verteidigte letztern gar ſehr. Das Übel kommt immer daher, erwiderte Goethe, daß die Leute, beſonders die Fremden, das Naive des Augenblickes nicht zu würdigen wiſſen, durch Wiedererzählung es zur Plattheit umprägen.

Überhaupt iſt es immer gefährlich, zum Publikum von der Gegenwart zu ſprechen.

Seltſames Schickſal von Goethes Gedicht* an ſeines Enkels Walter Geburtstag im Jahr 1818, das er anonym übergab und das ſehr geſcholten wurde.

Durchblättern vieler Mappen mit Zeichnungen und Kupferſtichen.

Freiheit, ſagte er, iſt nichts als die Möglichkeit, unter allen Bedingungen das Vernünftige zu tun. Das Abſolute ſteht noch über dem Vernünftigen. Darum handeln Souveräns oft unvernünftig, um ſich in der abſoluten Freiheit zu erhalten.

Goethe mißbilligte Juliens Weggeben ihres Bildes der Großherzogin. Nach $3^1/_2$ ſtündigem heiteren Verweilen verließ ich ihn um 7 Uhr abends.

[2507.] Juli 5. Eckermann.

Heute gegen Abend begegnete Goethe mir am Park von einer Spazierfahrt zurückkommend. Im Vorbeifahren winkte er mir mit der Hand, daß ich ihn beſuchen möchte. Ich wendete daher ſogleich um nach ſeinem Hauſe, wo ich den Oberbaudirektor Coudray fand. Goethe ſtieg aus, und wir gingen mit ihm die Treppen hinauf. Wir ſetzten uns in dem ſogenannten Junozimmer um einen runden Tiſch. Wir hatten nicht lange geredet, als auch der Kanzler hereintrat und ſich zu uns geſellte. Das Geſpräch wendete ſich um politiſche Gegenſtände: Wellingtons Geſandtſchaft nach Petersburg und deren wahrſcheinliche Folgen, Kapodiſtrias, die verzögerte Befreiung Griechenlands, die Beſchränkung der Türken auf Konſtantinopel und dergleichen. Auch frühere Zeiten unter Napoleon kamen zur Sprache, beſonders aber über den Herzog von Enghien und ſein unvorſichtiges revolutionäres Betragen ward viel geredet.

Sodann kam man auf friedlichere Dinge, und Wielands Grab zu Osmannſtedt war ein vielbeſprochener Gegenſtand unſerer Unterhaltung. Oberbaudirektor Coudray erzählte, daß er mit einer eiſernen Einfaſſung des Grabes beſchäftigt ſei. Er gab uns von ſeiner Intention eine deutliche Idee, indem er die Form des eiſernen Gitterwerks auf ein Stück Papier vor unſeren Augen hinzeichnete.

* Wiegenlied dem jungen Mineralogen.

Als der Kanzler und Coudray gingen, bat Goethe mich, noch ein wenig bei ihm zu bleiben. Da ich in Jahrtauſenden lebe, ſagte er, ſo kommt es mir immer wunderlich vor, wenn ich von Statuen und Monumenten höre. Ich kann nicht an eine Bildſäule denken, die einem verdienten Manne geſetzt wird, ohne ſie im Geiſte ſchon von künftigen Kriegern umgeworfen und zerſchlagen zu ſehen. Coudrays Eiſenſtäbe um das Wielandſche Grab ſehe ich ſchon als Hufeiſen unter den Pferdefüßen einer künftigen Kavallerie blinken und ich kann noch dazu ſagen, daß ich bereits einen ähnlichen Fall in Frankfurt erlebt habe. Das Wielandſche Grab liegt überdies viel zu nahe an der Ilm; der Fluß braucht in ſeiner raſchen Biegung kaum einhundert Jahre am Ufer fortzuzehren, und er wird die Toten erreicht haben.

Wir ſcherzten mit gutem Humor über die entſetzliche Unbeſtändigkeit der irdiſchen Dinge und nahmen ſodann Coudrays Zeichnung wieder zur Hand und freuten uns an den zarten und kräftigen Zügen der engliſchen Bleifeder, die dem Zeichner ſo zu Willen geweſen war, daß der Gedanke unmittelbar ohne den geringſten Verluſt auf dem Papiere ſtand.

Dies führte das Geſpräch auf Handzeichnungen, und Goethe zeigte mir eine ganz vortreffliche eines italieniſchen Meiſters, den Knaben Jeſus darſtellend im Tempel unter den Schriftgelehrten. Daneben zeigte er mir einen Kupferſtich, der nach dem ausgeführten Bilde gemacht war, und man konnte viele Betrachtungen anſtellen, die alle zugunſten der Handzeichnung hinausliefen.

Ich bin in dieſer Zeit ſo glücklich geweſen, ſagte Goethe, viele treffliche Handzeichnungen berühmter Meiſter um ein Billiges zu kaufen. Solche Zeichnungen ſind unſchätzbar, nicht allein weil ſie die rein geiſtige Intention des Künſtlers geben, ſondern auch, weil ſie uns unmittelbar in die Stimmung verſetzen, in welcher der Künſtler ſich in dem Augenblick des Schaffens befand. Aus dieſer Zeichnung des Jeſusknaben im Tempel blickt aus allen Zügen große Klarheit und heitere ſtille Entſchiedenheit im Gemüte des Künſtlers, welche wohltätige Stimmung in uns übergeht, ſowie wir das Bild betrachten. Zudem hat die bildende Kunſt den großen Vorteil, daß ſie rein objektiver Natur iſt und uns zu ſich herannötiget, ohne unſere Empfindungen heftig anzuregen. Ein ſolches

Werk ſteht da und ſpricht entweder gar nicht, oder auf eine ganz entſchiedene Weiſe. Ein Gedicht dagegen macht einen weit vageren Eindruck, es erregt die Empfindungen, und bei jedem andere, nach der Natur und Fähigkeit des Hörers.

Ich habe, ſagte ich, dieſer Tage den trefflichen engliſchen Roman Roderik Random von Smollett geleſen; dieſer kam dem Eindruck einer guten Handzeichnung ſehr nahe. Eine unmittelbare Darſtellung, keine Spur von einer Hinneigung zum Sentimentalen, ſondern das wirkliche Leben ſteht vor uns, wie es iſt, oft widerwärtig und abſcheulich genug, aber im ganzen immer heiteren Eindruckes wegen der ganz entſchiedenen Realität.

Ich habe den Roderik Random oft rühmen hören, ſagte Goethe, und glaube, was Sie mir von ihm erwähnen; doch ich habe ihn nie geleſen. Kennen Sie den Raſſelas von Johnſon? Leſen Sie ihn doch auch einmal und ſagen Sie mir, wie Sie ihn finden. Ich verſprach dieſes zu tun.

Auch in Lord Byron, ſagte ich, finde ich häufig Darſtellungen, die ganz unmittelbar daſtehen und uns rein den Gegenſtand geben, ohne unſer inneres Sentiment auf eine andere Weiſe anzuregen, als es eine unmittelbare Handzeichnung eines guten Malers tut. Beſonders der Don Juan iſt an ſolchen Stellen reich.

Ja, ſagte Goethe, darin iſt Lord Byron groß; ſeine Darſtellungen haben eine ſo leicht hingeworfene Realität, als wären ſie improviſiert. Von Don Juan kenne ich wenig; allein aus ſeinen anderen Gedichten ſind mir ſolche Stellen im Gedächtnis, beſonders Seeſtücke, wo hin und wieder ein Segel herausblickt, ganz unſchätzbar, ſo daß man ſogar die Waſſerluft mit zu empfinden glaubt.

In ſeinem Don Juan, ſagte ich, habe ich beſonders die Darſtellung der Stadt London bewundert, die man aus ſeinen leichten Verſen heraus mit Augen zu ſehen wähnt. Und dabei macht er ſich keineswegs viele Skrupel, ob ein Gegenſtand poetiſch ſei oder nicht, ſondern er ergreift und gebraucht alles, wie es ihm vorkommt, bis auf die gekräuſelten Perücken vor den Fenſtern der Haarſchneider und bis auf die Männer, welche die Straßenlaternen mit Öl verſehen.

Unſere deutſchen Äſthetiker, ſagte Goethe, reden zwar viel von poetiſchen und unpoetiſchen Gegenſtänden,

und ſie mögen auch in gewiſſer Hinſicht nicht ganz unrecht haben; allein im Grunde bleibt kein realer Gegenſtand unpoetiſch, ſobald der Dichter ihn gehörig zu gebrauchen weiß.

Sehr wahr! ſagte ich, und ich möchte wohl, daß dieſe Anſicht zur allgemeinen Maxime würde. Wir ſprachen darauf über die Beiden Foscari, wobei ich die Bemerkung machte, das Byron ganz vortreffliche Frauen zeichne.

Seine Frauen, ſagte Goethe, ſind gut. Es iſt aber auch das einzige Gefäß, was uns Neueren noch geblieben iſt, um unſere Idealität hineinzugießen. Mit den Männern iſt nichts zu tun. Im Achill und Odyſſeus, dem Tapferſten und Klügſten, hat der Homer alles vorweggenommen.

Übrigens, fuhr ich fort, haben die Foscari wegen der durchgehenden Folterqualen etwas Apprehenſives, und man begreift kaum, wie Byron im Inneren dieſes peinlichen Gegenſtandes ſo lange leben konnte, um das Stück zu machen.

Dergleichen war ganz Byrons Element, ſagte Goethe; er war ein ewiger Selbſtquäler, ſolche Gegenſtände waren daher ſeine Lieblingsthemata, wie Sie aus allen ſeinen Sachen ſehen, unter denen faſt nicht ein einziges heiteres Sujet iſt. Aber nicht wahr, die Darſtellung iſt auch bei den Foscari zu loben?

Sie iſt vortrefflich, ſagte ich; jedes Wort iſt ſtark, bedeutend und zum Ziele führend, ſowie ich überhaupt bis jetzt in Byron noch keine matte Zeile gefunden habe. Es iſt mir immer, als ſähe ich ihn aus den Meereswellen kommen, friſch und durchdrungen von ſchöpferiſchen Urkräften. — Sie haben ganz recht, ſagte Goethe, es iſt ſo. — Je mehr ich ihn leſe, fuhr ich fort, je mehr bewundere ich die Größe ſeines Talents, und Sie haben ganz recht getan, ihm in der Helena das unſterbliche Denkmal der Liebe zu ſetzen.

Ich konnte als Repräſentanten der neueſten poetiſchen Zeit, ſagte Goethe, niemand gebrauchen als ihn, der ohne Frage als das größte Talent des Jahrhunderts anzuſehen iſt. Und dann, Byron iſt nicht antik und iſt nicht romantiſch, ſondern er iſt wie der gegenwärtige Tag ſelbſt. Einen ſolchen mußte ich haben. Auch paßte er übrigens ganz wegen ſeines unbefriedigten Naturells und ſeiner kriegeriſchen Tendenz, woran er in Miſſolunghi zugrunde

ging. Eine Abhandlung über Byron zu ſchreiben, iſt nicht bequem und rätlich, aber gelegentlich ihn zu ehren und auf ihn im einzelnen hinzuweiſen, werde ich auch in der Folge nicht unterlaſſen.

Da die Helena einmal zur Sprache gebracht war, ſo redete Goethe darüber weiter. Ich hatte den Schluß, ſagte er, früher ganz anders im Sinne, ich hatte ihn mir auf verſchiedene Weiſe ausgebildet und einmal auch recht gut; aber ich will es euch nicht verraten. Dann brachte mir die Zeit dieſes mit Lord Byron und Miſſolunghi, und ich ließ gern alles übrige fahren. Aber haben Sie bemerkt, der Chor fällt bei dem Trauergeſang ganz aus der Rolle? Er iſt früher und durchgehends antik gehalten oder verleugnet doch nie ſeine Mädchennatur, hier aber wird er mit einem Male ernſt und hoch reflektierend und ſpricht Dinge aus, woran er nie gedacht hat und auch nie hat denken können.

Allerdings, ſagte ich, habe ich dieſes bemerkt; allein ſeitdem ich Rubens' Landſchaft mit den doppelten Schatten geſehen, und ſeitdem der Begriff der Fiktionen mir aufgegangen iſt, kann mich dergleichen nicht irremachen. Solche kleine Widerſprüche können bei einer dadurch erreichten höheren Schönheit nicht in Betracht kommen. Das Lied mußte nun einmal geſungen werden, und da kein anderer Chor gegenwärtig war, ſo mußten es die Mädchen ſingen.

Mich ſoll nur wundern, ſagte Goethe lachend, was die deutſchen Kritiker dazu ſagen werden; ob ſie werden Freiheit und Kühnheit genug haben, darüber hinwegzukommen. Den Franzoſen wird der Verſtand im Wege ſein, und ſie werden nicht bedenken, daß die Phantaſie ihre eigenen Geſetze hat, denen der Verſtand nicht beikommen kann und ſoll. Wenn durch die Phantaſie nicht Dinge entſtänden, die für den Verſtand ewig problematiſch bleiben, ſo wäre überhaupt zu der Phantaſie nicht viel. Dies iſt es, wodurch ſich die Poeſie von der Proſa unterſcheidet, bei welcher der Verſtand immer zu Hauſe iſt und ſein mag und ſoll.

Ich freute mich dieſes bedeutenden Wortes und merkte es mir. Darauf ſchickte ich mich an zum Gehen; denn es war gegen 10 Uhr geworden. Wir ſaßen ohne Licht, die helle Sommernacht leuchtete aus Norden über den Ettersberg herüber.

[2508.] Juli 9. Eckermann.

Ich fand Goethe allein, in Betrachtung der Gipspaſten nach dem Stoſchiſchen Kabinett. Man iſt in Berlin ſo freundlich geweſen, ſagte er, mir dieſe ganze Sammlung zur Anſicht herzuſenden; ich kenne die ſchönen Sachen ſchon dem größten Teile nach, hier aber ſehe ich ſie in der belehrenden Folge, wie Winckelmann ſie geordnet hat; auch benutze ich ſeine Beſchreibung und ſehe ſeine Meinung nach in Fällen, wo ich ſelber zweifle.

Wir hatten nicht lange geredet, als der Kanzler hereintrat und ſich zu uns ſetzte. Er erzählte uns Nachrichten aus öffentlichen Blättern, unter andern von einem Wärter einer Menagerie, der aus Gelüſte nach Löwenfleiſch einen Löwen getötet und ſich ein gutes Stück davon zubereitet habe. Mich wundert, ſagte Goethe, daß er nicht einen Affen genommen hat, welches ein gar zarter ſchmackhafter Biſſen ſein ſoll. Wir ſprachen über die Häßlichkeit dieſer Beſtien, und daß ſie deſto unangenehmer, je ähnlicher die Raſſe dem Menſchen ſei. Ich begreife nicht, ſagte der Kanzler, wie fürſtliche Perſonen ſolche Tiere in ihrer Nähe dulden, ja vielleicht gar Gefallen daran finden können. — Fürſtliche Perſonen, ſagte Goethe, werden ſo viel mit widerwärtigen Menſchen geplagt, daß ſie die widerwärtigeren Tiere als ein Heilmittel gegen dergleichen unangenehme Eindrücke betrachten. Uns anderen ſind Affen und Geſchrei der Papageien mit Recht widerwärtig, weil wir dieſe Tiere hier in einer Umgebung ſehen, für die ſie nicht gemacht ſind. Wären wir aber in dem Fall, auf Elefanten unter Palmen zu reiten, ſo würden wir in einem ſolchen Element Affen und Papageien ganz gehörig, ja vielleicht gar erfreulich finden. Aber, wie geſagt, die Fürſten haben recht, etwas Widerwärtiges mit etwas noch Widerwärtigerem zu vertreiben. — Hierbei, ſagte ich, fällt mir ein Vers ein, den Sie vielleicht ſelber nicht mehr wiſſen:

Wollen die Menſchen Beſtien ſein,
So bringt nur Tiere zur Stube herein:
Das Widerwärtige wird ſich mindern;
Wir ſind eben alle von Adams Kindern.

Goethe lachte. Ja, ſagte er, es iſt ſo. Eine Roheit kann nur durch eine andere ausgetrieben werden, die noch gewaltiger iſt. Ich erinnere mich eines Falles aus

meiner früheren Zeit, wo es unter den Adeligen hin und wieder noch recht beſtialiſche Herren gab, daß bei Tafel in einer vorzüglichen Geſellſchaft und in Anweſenheit von Frauen ein reicher Edelmann ſehr maſſive Reden führte zur Unbequemlichkeit und zum Ärgernis aller, die ihn hören mußten. Mit Worten war gegen ihn nichts auszurichten. Ein entſchloſſener anſehnlicher Herr, der ihm gegenüberſaß, wählte daher ein anderes Mittel, indem er ſehr laut eine grobe Unanſtändigkeit beging, worüber alle erſchraken und jener Grobian mit, ſo daß er ſich gedämpft fühlte und nicht wieder den Mund auftat. Das Geſpräch nahm von dieſem Augenblick an eine anmutige heitere Wendung zur Freude aller Anweſenden, und man wußte jenem entſchloſſenen Herrn für ſeine unerhörte Kühnheit vielen Dank in Erwägung der trefflichen Wirkung, die ſie getan hatte.

Nachdem wir uns an dieſer heiteren Anekdote ergötzt hatten, brachte der Kanzler das Geſpräch auf die neueſten Zuſtände zwiſchen der Oppoſitions- und der miniſteriellen Partei zu Paris, indem er eine kräftige Rede faſt wörtlich rezitierte, die ein äußerſt kühner Demokrat zu ſeiner Verteidigung vor Gericht gegen die Miniſter gehalten. Wir hatten Gelegenheit, das glückliche Gedächtnis des Kanzlers abermals zu bewundern. Über jene Angelegenheit und beſonders das einſchränkende Preßgeſetz ward zwiſchen Goethe und dem Kanzler viel hin und wieder geſprochen; es war ein reichhaltiges Thema, wobei ſich Goethe wie immer als milder Ariſtokrat erwies, jener Freund aber wie bisher ſcheinbar auf der Seite des Volkes feſthielt.

Mir iſt für die Franzoſen in keiner Hinſicht bange, ſagte Goethe; ſie ſtehen auf einer ſolchen Höhe welthiſtoriſcher Anſicht, daß der Geiſt auf keine Weiſe mehr zu unterdrücken iſt. Das einſchränkende Geſetz wird nur wohltätig wirken, zumal da die Einſchränkungen nichts Weſentliches betreffen, ſondern nur gegen Perſönlichkeiten gehen. Eine Oppoſition, die keine Grenzen hat, wird platt. Die Einſchränkung aber nötigt ſie, geiſtreich zu ſein, und dies iſt ein ſehr großer Vorteil. Direkt und grob ſeine Meinung herauszuſagen, mag nur entſchuldigt werden können und gut ſein, wenn man durchaus recht hat. Eine Partei aber hat nicht durchaus recht, eben weil ſie Partei iſt, und ihr ſteht daher die indirekte

Weiſe wohl, worin die Franzoſen von je große Muſter waren. Zu meinem Diener ſage ich geradezu: Hans, zieh mir die Stiefel aus! Das verſteht er. Bin ich aber mit einem Freunde und ich wünſche von ihm dieſen Dienſt, ſo kann ich mich nicht ſo direkt ausdrücken, ſondern ich muß auf eine anmutige, freundliche Wendung ſinnen, wodurch ich ihn zu dieſem Liebesdienſt bewege. Die Nötigung regt den Geiſt auf, und aus dieſem Grunde, wie geſagt, iſt mir die Einſchränkung der Preßfreiheit ſogar lieb. Die Franzoſen haben bisher immer den Ruhm gehabt, die geiſtreichſte Nation zu ſein, und ſie verdienen es zu bleiben. Wir Deutſchen fallen mit unſerer Meinung gern gerade heraus und haben es im indirekten noch nicht ſehr weit gebracht.

Die Pariſer Parteien, fuhr Goethe fort, könnten noch größer ſein als ſie ſind, wenn ſie noch liberaler und freier wären und ſich gegenſeitig noch mehr zugeſtänden als ſie tun. Sie ſtehen auf einer höheren Stufe welthiſtoriſcher Anſicht als die Engländer, deren Parlament gegeneinander wirkende gewaltige Kräfte ſind, die ſich paralyſieren, und wo die große Einſicht eines einzelnen Mühe hat durchzudringen, wie wir an Canning und den vielen Quengeleien ſehen, die man dieſem großen Staatsmanne macht.

Wir ſtanden auf, um zu gehen. Goethe aber war ſo voller Leben, daß das Geſpräch noch eine Weile ſtehend fortgeſetzt wurde. Dann entließ er uns liebevoll.

[2509.] Juli 15. Eckermann.

Ich ging dieſen Abend nach 8 Uhr zu Goethe, den ich ſoeben aus ſeinem Garten zurückgekehrt fand. Sehen Sie nur, was da liegt! ſagte er; ein Roman in drei Bänden, und zwar von wem? von Manzoni! Ich betrachtete die Bücher, die ſehr ſchön eingebunden waren und eine Inſchrift an Goethe enthielten. Manzoni iſt fleißig, ſagte ich. — Ja, das regt ſich, ſagte Goethe. — Ich kenne nichts von Manzoni, ſagte ich, als ſeine Ode auf Napoleon, die ich dieſer Tage in Ihrer Überſetzung abermals geleſen und im hohen Grade bewundert habe. Jede Strophe iſt ein Bild! — Sie haben recht, ſagte Goethe, die Ode iſt vortrefflich. Aber finden Sie, daß in Deutſchland einer davon redet? Es iſt ſo gut als ob ſie gar nicht da wäre, und doch iſt ſie das beſte Gedicht, was über dieſen Gegenſtand gemacht worden.

Goethe fuhr fort, die engliſchen Zeitungen zu leſen, in welcher Beſchäftigung ich ihn beim Hereintreten gefunden. Ich nahm einen Band von Carlyles Überſetzung deutſcher Romane in die Hände, und zwar den Teil, welcher Muſäus und Fouqué enthielt. ~

Während ich dieſes geleſen, hatte Goethe ſich in ſeine hinteren Zimmer zurückgezogen. Er ſendete mir ſeinen Bedienten mit der Einladung, ein wenig nachzukommen, welches ich tat. Setzen Sie ſich noch ein wenig zu mir, ſagte er, daß wir noch einige Worte miteinander reden. Da iſt auch eine Überſetzung des Sophokles *von Thudichum* angekommen, ſie lieſet ſich gut und ſcheint ſehr brav zu ſein; ich will ſie doch einmal mit Solger vergleichen. Nun, was ſagen Sie zu Carlyle? Ich erzählte ihm, was ich über Fouqué geleſen. Iſt das nicht ſehr artig? ſagte Goethe; ja, überm Meere gibt es auch geſcheite Leute, die uns kennen und zu würdigen wiſſen.

Indeſſen, fuhr Goethe fort, fehlt es in anderen Fächern uns Deutſchen auch nicht an guten Köpfen. Ich habe in den Berliner Jahrbüchern die Rezenſion eines Hiſtorikers über Schloſſer geleſen, die ſehr groß iſt. Sie iſt Heinrich Leo unterſchrieben, von welchem ich noch nichts gehört habe und nach welchem wir uns doch erkundigen müſſen. Er ſteht höher als die Franzoſen, welches in geſchichtlicher Hinſicht doch etwas heißen will. Jene haften zu ſehr am Realen und können das Ideelle nicht zu Kopf bringen, dieſes aber beſitzt der Deutſche in ganzer Freiheit. Über das indiſche Kaſtenweſen hat er die trefflichſten Anſichten. Man ſpricht immer viel von Ariſtokratie und Demokratie, die Sache iſt ganz einfach dieſe: In der Jugend, wo wir nichts beſitzen oder doch den ruhigen Beſitz nicht zu ſchätzen wiſſen, ſind wir Demokraten; ſind wir aber in einem langen Leben zu Eigentum gekommen, ſo wünſchen wir dieſes nicht allein geſichert, ſondern wir wünſchen auch, daß unſere Kinder und Enkel das Erworbene ruhig genießen mögen. Deshalb ſind wir im Alter immer Ariſtokraten ohne Ausnahme, wenn wir auch in der Jugend uns zu anderen Geſinnungen hinneigten. Leo ſpricht über dieſen Punkt mit großem Geiſte.

Im äſthetiſchen Fach ſieht es freilich bei uns am ſchwächſten aus, und wir können lange warten, bis wir auf einen Mann wie Carlyle ſtoßen. Es iſt aber ſehr

artig, daß wir jetzt, bei dem engen Verkehr zwiſchen Franzoſen, Engländern und Deutſchen, in den Fall kommen, uns einander zu korrigieren. Das iſt der große Nutzen, der bei einer Weltliteratur herauskommt und der ſich immer mehr zeigen wird. Carlyle hat das Leben von Schiller geſchrieben und ihn überall ſo beurteilt, wie ihn nicht leicht ein Deutſcher beurteilen wird. Dagegen ſind wir über Shakeſpeare und Byron im klaren und wiſſen deren Verdienſte vielleicht beſſer zu ſchätzen als die Engländer ſelber.

[2510.] Juli 16. F. v. Müller an Henriette Freifrau v. Beaulieu.

Erſt dieſen Abend fand ich die rechte Stunde, Goethen nach einem langen Zweigeſpräch über Helena Ihre inhaltsreichen, geiſtvollen Worte zu zeigen. Er war ungemein davon erbaut, überraſcht, ergriffen: Kurios, dieſe Analyſe fängt genial genug von hinten an, überſpringt keck und frei den ganzen erſten Teil, trifft geradezu den wichtigſten Punkt und ſchafft ſich im Analyſieren und Reproduzieren alſobald ein neues, höchſt dichteriſches und erhabenes Weſen. Kurios, kurios, aber ſehr geiſtreich, ſehr liebenswürdig.

Beſonders iſt das Greifen des Feuers als Spielzeug und die Andeutung: Das Gewand bleibt in den Händen der Kraft, höchſt originell und zart ausgeſprochen.

Nun, ein ſolcher Leſer entſchädigt für tauſend alberne Dunſe und Plattköpfe. Aber ſie iſt auch aus unſerer guten Zeit, hat unſere ganze Bildungsperiode mit durchgemacht, und da müßte es ſchlimm ſein, wenn Kraft und Schönheit in einem ſolchen Individuum vereint nicht ein beſſeres und höheres Urteil als alle Immermanne, Tiecke und Raupachs unſerer neuen Zeit haben wollte.

Ja, wenn dieſe Frau ſich nicht ſo ſehr in der Welt verſchloſſen hätte — da hättet Ihr erſt ſehen ſollen, zu welchem Gipfel weibliche Kraft anzuſteigen vermag.

[2511.] Juli 16. F. v. Müller.

~ Mit Goethe allein oben im Zimmer bis gegen 10 Uhr. Seine große Freude über Olympiens Niederſchreibung des Heleneneindruckes. Geſchenk von Schillers Bild in Steindruck. Der letzte Chor in der Helena ſei bloß darum weit ausgeführter als die übrigen, weil ja

jede Symphonie mit einem Verein aller Inſtrumente brillant zu endigen ſtrebe.

Bei aller Muße und Abtrennung von der Welt getraue er ſich jetzt noch den Fauſt in drei Monaten zu beenden.

Immermanns Rezenſion der Kleiſtſchen Schriften ward ſehr getadelt: Die Herren ſchaffen und künſteln ſich neue Theorien, um ihre Mittelmäßigkeit für bedeutend ausgeben zu können. Wir wollen ſie gewähren laſſen, unſern Weg ſtill fortgehen und nach einigen Jahrhunderten noch von uns reden laſſen.

Ich mag nichts Näheres von der Hegelſchen Philoſophie wiſſen, wiewohl Hegel ſelbſt mir ziemlich zuſagt. So viel Philoſophie, als ich bis zu meinem ſeligen Ende brauche, habe ich noch allenfalls im Vorrat, eigentlich brauche ich gar keine. Couſin hat nichts mir Widerſtrebendes, aber er begreift nicht, daß es wohl eklektiſche Philoſophen, aber keine eklektiſche Philoſophie geben kann. Die Sache iſt ſo gewaltig ſchwer, ſonſt hätten die guten Menſchen ſich nicht ſeit Jahrtauſenden ſo damit abgequält. Und ſie werden es nie ganz treffen. Gott hat das nicht gewollt, ſonſt müßte er ſie anders machen. Jeder muß ſelbſt zuſehen, wie er ſich durchhilft.

Viel ward über die Methode des Zeitgebrauchs geſprochen: Sonſt hatte ich einen gewiſſen Zyklus von fünf oder ſieben Tagen, worin ich die Beſchäftigung verteilte; da konnte ich unglaublich viel leiſten.

Klopſtock war klein, beleibt, zierlich, ſehr diplomatiſchen Anſtandes, noblen Sitten, ans Pedantiſche etwas ſtreifend, aber geiſtreicheren Blickes, als alle ſeine Bilder.

[2512.] Juli 18. Eckermann.

Ich habe Ihnen zu verkündigen, war heute Goethes erſtes Wort bei Tiſch, daß Manzonis Roman, *I promessi sposi* alles überflügelt, was wir in dieſer Art kennen. Ich brauche Ihnen nichts weiter zu ſagen, als daß das Innere, alles was aus der Seele des Dichters kommt, durchaus vollkommen iſt, und daß das Äußere, alle Zeichnung von Lokalitäten und dergleichen, gegen die großen innern Eigenſchaften um kein Haar zurückſteht. Das will etwas heißen. Ich war verwundert und erfreut, dieſes zu hören. Der Eindruck beim Leſen, fuhr Goethe fort, iſt der Art,

daß man immer von der Rührung in die Bewunderung fällt und von der Bewunderung wieder in die Rührung, ſo daß man aus einer von dieſen beiden großen Wirkungen gar nicht herauskommt. Ich dächte, höher könnte man es nicht treiben. In dieſem Roman ſieht man erſt recht, was Manzoni iſt. Hier kommt ſein vollendetes Inneres zum Vorſchein, welches er bei ſeinen dramatiſchen Sachen zu entwickeln keine Gelegenheit hatte. Ich will nun gleich hinterher den beſten Roman von Walter Scott leſen, etwa den Waverley, den ich noch nicht kenne, und ich werde ſehen, wie Manzoni ſich gegen dieſen großen engliſchen Schriftſteller ausnehmen wird. Manzonis innere Bildung erſcheint hier auf einer ſolchen Höhe, daß ihm ſchwerlich etwas gleichkommen kann; ſie beglückt uns als eine durchaus reife Frucht. Und eine Klarheit in der Behandlung und Darſtellung des einzelnen wie der italieniſche Himmel ſelber! — Sind auch Spuren von Sentimentalität in ihm? fragte ich. — Durchaus nicht, antwortet Goethe. Er hat Sentiment, aber er iſt ohne alle Sentimentalität; die Zuſtände ſind männlich und rein empfunden. Ich will heute nichts weiter ſagen, ich bin noch im erſten Bande, bald aber ſollen Sie mehr hören.

[2513.] Juli 21. Eckermann.

Als ich dieſen Abend zu Goethe ins Zimmer trat, fand ich ihn im Leſen von Manzonis Roman. Ich bin ſchon im dritten Bande, ſagte er, indem er das Buch an die Seite legte, und komme dabei zu vielen neuen Gedanken. Sie wiſſen, Ariſtoteles ſagt vom Trauerſpiele, es müſſe Furcht erregen, wenn es gut ſein ſolle. Es gilt dieſes jedoch nicht bloß von der Tragödie, ſondern auch von mancher andern Dichtung. Sie finden es in meinem Gott und die Bajadere, Sie finden es in jedem guten Luſtſpiele und zwar bei der Verwickelung, ja Sie finden es ſogar in den Sieben Mädchen in Uniform *von Angely*, indem wir doch immer nicht wiſſen können, wie der Spaß für die guten Dinger abläuft. Dieſe Furcht nun kann doppelter Art ſein: ſie kann beſtehen in Angſt, oder ſie kann auch beſtehen in Bangigkeit. Dieſe letztere Empfindung wird in uns rege, wenn wir ein moraliſches Übel auf die handelnden Perſonen heranrücken und ſich über ſie verbreiten ſehen, wie z. B. in den Wahlver-

wandtſchaften. Die Angſt aber entſteht im Leſer oder Zuſchauer, wenn die handelnden Perſonen von einer phyſiſchen Gefahr bedroht werden, z. B. in den Galeerenſklaven *von Th. Hell* und im Freiſchütz; ja in der Szene der Wolfsſchlucht bleibt es nicht einmal bei der Angſt, ſondern es erfolgt eine totale Vernichtung in allen, die es ſehen.

Von dieſer Angſt nun machte Manzoni Gebrauch und zwar mit wunderbarem Glück, indem er ſie in Rührung auflöſt und uns durch dieſe Empfindung zur Bewunderung führt. Das Gefühl der Angſt iſt ſtoffartig und wird in jedem Leſer entſtehen; die Bewunderung aber entſpringt aus der Einſicht, wie vortrefflich der Autor ſich in jedem Falle benahm, und nur der Kenner wird mit dieſer Empfindung beglückt werden. Was ſagen Sie zu dieſer Äſthetik? Wäre ich jünger, ſo würde ich nach dieſer Theorie etwas ſchreiben, wenn auch nicht ein Werk von ſolchem Umfange wie dieſes von Manzoni.

Ich bin nun wirklich ſehr begierig, was die Herren vom Globe zu dieſem Roman ſagen werden; ſie ſind geſcheit genug, um das Vortreffliche daran zu erkennen; auch iſt die ganze Tendenz des Werks ein rechtes Waſſer auf die Mühle dieſer Liberalen, wiewohl ſich Manzoni ſehr mäßig gehalten hat. Doch nehmen die Franzoſen ſelten ein Werk mit ſo reiner Neigung auf wie wir; ſie bequemen ſich nicht gern zu dem Standpunkte des Autors, ſondern ſie finden ſelbſt bei dem Beſten immer leicht etwas, das nicht nach ihrem Sinne iſt und das der Autor hätte ſollen anders machen.

Goethe erzählte mir ſodann einige Stellen des Romans, um mir eine Probe zu geben, mit welchem Geiſte er geſchrieben. Es kommen, fuhr er ſodann fort, Manzoni vorzüglich vier Dinge zuſtatten, die zu der großen Vortrefflichkeit ſeines Werks beitragen. Zunächſt, daß er ein ausgezeichneter Hiſtoriker iſt, wodurch denn ſeine Dichtung die große Würde und Tüchtigkeit bekommen hat, die ſie über alles dasjenige weit hinaushebt, was man gewöhnlich ſich unter Roman vorſtellt. Zweitens iſt ihm die katholiſche Religion vorteilhaft, aus der viele Verhältniſſe poetiſcher Art hervorgehen, die er als Proteſtant nicht gehabt haben würde. Sowie es drittens ſeinem Werke zugute kommt, daß der Autor in revolutionären Reibungen viel gelitten, die, wenn er auch perſönlich

nicht darin verflochten geweſen, doch ſeine Freunde getroffen und teils zugrunde gerichtet haben. Und endlich viertens iſt es dieſem Romane günſtig, daß die Handlung in der reizenden Gegend am Comerſee vorgeht, deren Eindrücke ſich dem Dichter von Jugend auf eingeprägt haben und die er alſo in- und auswendig kennt. Daher entſpringt nun auch ein großes Hauptverdienſt des Werks, nämlich die Deutlichkeit und das bewundernswürdige Detail in Zeichnung der Lokalität.

[2514.] Juli 23. Eckermann.

Als ich dieſen Abend gegen acht Uhr in Goethes Hauſe anfragte, hörte ich, er ſei noch nicht vom Garten zurückgekehrt. Ich ging ihm daher entgegen und fand ihn im Park auf einer Bank unter kühlen Linden ſitzen, ſeinen Enkel Wolfgang an ſeiner Seite.

Goethe ſchien ſich meiner Annäherung zu freuen und winkte mir, neben ihm Platz zu nehmen. Wir hatten kaum die erſten flüchtigen Reden des Zuſammentreffens abgetan, als das Geſpräch ſich wieder auf Manzoni wendete.

Ich ſagte Ihnen doch neulich, begann Goethe, daß unſerm Dichter in dieſem Roman der Hiſtoriker zugute käme, jetzt aber im dritten Bande finde ich, daß der Hiſtoriker dem Poeten einen böſen Streich ſpielt, indem Herr Manzoni mit einemmal den Rock des Poeten auszieht und eine ganze Weile als nackter Hiſtoriker daſteht. Und zwar geſchieht dieſes bei einer Beſchreibung von Krieg, Hungersnot und Peſtilenz, welche Dinge ſchon an ſich widerwärtiger Art ſind und die nun durch das umſtändliche Detail einer trockenen chronikhaften Schilderung unerträglich werden. Der deutſche Überſetzer muß dieſen Fehler zu vermeiden ſuchen, er muß die Beſchreibung des Kriegs und der Hungersnot um einen guten Teil, und die der Peſt um zwei Dritteile zuſammenſchmelzen, ſo daß nur ſoviel übrig bleibt, als nötig iſt, um die handelnden Perſonen darin zu verflechten. Hätte Manzoni einen ratgebenden Freund zur Seite gehabt, er hätte dieſen Fehler ſehr leicht vermeiden können. Aber er hatte als Hiſtoriker zu großen Reſpekt vor der Realität. Dies macht ihm ſchon bei ſeinen dramatiſchen Werken zu ſchaffen, wo er ſich jedoch dadurch hilft, daß er den überflüſſigen geſchichtlichen Stoff

als Noten beigibt. In dieſem Falle aber hat er ſich nicht ſo zu helfen gewußt und ſich von dem hiſtoriſchen Vorrat nicht trennen können. Dies iſt ſehr merkwürdig. Doch ſobald die Perſonen des Romans wieder auftreten, ſteht der Poet in voller Glorie wieder da und nötigt uns wieder zu der gewohnten Bewunderung.

Wir ſtanden auf und lenkten unſere Schritte dem Hauſe zu.

Man ſollte kaum begreifen, fuhr Goethe fort, wie ein Dichter wie Manzoni, der eine ſo bewunderungswürdige Kompoſition zu machen verſteht, nur einen Augenblick gegen die Poeſie hat fehlen können. Doch die Sache iſt einfach; ſie iſt dieſe.

Manzoni iſt ein geborener Poet, ſo wie Schiller einer war. Doch unſere Zeit iſt ſo ſchlecht, daß dem Dichter im umgebenden menſchlichen Leben keine brauchbare Natur mehr begegnet. Um ſich nun aufzuerbauen, griff Schiller zu zwei großen Dingen: zur Philoſophie und Geſchichte; Manzoni zur Geſchichte allein. Schillers Wallenſtein iſt ſo groß, daß in ſeiner Art zum zweitenmal nicht etwas Ähnliches vorhanden iſt; aber Sie werden finden, daß eben dieſe beiden gewaltigen Hilfen, die Geſchichte und Philoſophie, dem Werke an verſchiedenen Teilen im Wege ſind und ſeinen reinen poetiſchen Sukzeß hindern. So leidet Manzoni durch ein Übergewicht der Geſchichte.

Euer Exzellenz, ſagte ich, ſprechen große Dinge aus, und ich bin glücklich, Ihnen zuzuhören. — Manzoni, ſagte Goethe, hilft uns zu guten Gedanken. Er wollte in Äußerung ſeiner Betrachtungen fortfahren, als der Kanzler an der Pforte von Goethes Hausgarten uns entgegentrat und ſo das Geſpräch unterbrochen wurde. Er geſellte ſich als ein Willkommener zu uns, und wir begleiteten Goethe die kleine Treppe hinauf durch das Büſtenzimmer in den länglichen Saal, wo die Rouleaux niedergelaſſen waren und auf dem Tiſch am Fenſter zwei Lichter brannten. Wir ſetzten uns um den Tiſch, wo dann zwiſchen Goethe und dem Kanzler Gegenſtände aller Art verhandelt wurden.

[2515.] Juli 25. Eckermann.

Goethe hat in dieſen Tagen einen Brief von Walter Scott erhalten, der ihm große Freude machte. Er zeigte

ihn mir heute, und da ihm die engliſche Handſchrift etwas ſehr unleſerlich vorkam, ſo bat er mich, ihm den Inhalt zu überſetzen. Es ſcheint, daß Goethe dem berühmten engliſchen Dichter zuerſt geſchrieben hatte und daß dieſer Brief darauf eine Erwiderung iſt. ~

Goethe hatte, wie geſagt, über dieſen Brief große Freude. Er war übrigens der Meinung, als enthalte er zu viel Ehrenvolles für ihn, als daß er nicht ſehr vieles davon auf Rechnung der Höflichkeit eines Mannes von Rang und hoher Weltbildung zu ſetzen habe.

Er erwähnte ſodann die gute und herzliche Art, womit Walter Scott ſeine Familienverhältniſſe zur Sprache bringe, welche ihn als Zeichen eines brüderlichen Vertrauens im hohen Grade beglücke.

Ich bin nun wirklich, fuhr er fort, auf ſein Leben Napoleons begierig, welches er mir ankündigt. Ich höre ſo viel Widerſprechendes und Leidenſchaftliches über das Buch, daß ich im voraus gewiß bin, es wird auf jeden Fall ſehr bedeutend ſein.

Ich fragte nach Lockhart,* und ob er ſich ſeiner noch erinnere.

Noch ſehr wohl, erwiderte Goethe. Seine Perſönlichkeit macht einen entſchiedenen Eindruck, ſo daß man ihn ſo bald nicht wieder vergißt. Er ſoll, wie ich von reiſenden Engländern und meiner Schwiegertochter höre, ein junger Mann ſein, von dem man in der Literatur gute Dinge erwartet.

Übrigens wundere ich mich faſt, daß Walter Scott kein Wort über Carlyle ſagt, der doch eine ſo entſchiedene Richtung auf das Deutſche hat, daß er ihm ſicher bekannt ſein muß.

An Carlyle iſt es bewunderungswürdig, daß er bei Beurteilung unſerer deutſchen Schriftſteller beſonders den geiſtigen und ſittlichen Kern als das eigentlich Wirkſame im Auge hat. Carlyle iſt eine moraliſche Macht von großer Bedeutung. Es iſt in ihm viel Zukunft vorhanden, und es iſt gar nicht abzuſehen, was er alles leiſten und wirken wird.

* Walter Scott's Schwiegerſohn, der in jenem Briefe erwähnt war.

[2516.] Juli 31. F. v. Müller.

Mit Pölchau von Berlin bei Goethe. Sein großes Intereſſe an der Logierſchen Erfindung*, einer neuen einfacheren Muſiklehre. Die Maler bedürften auch eines Logier.

[2517.] Auguſt 8. F. v. Müller.

Abends traf ich Goethen zu Bett, an Erkältung kränkelnd, doch munter. Ich erzählte viel von Turgeniew, er viel vom Globe. Was iſt die Feindſeligkeit anders als ein Herausheben der ſchwachen Seiten?

[2518.] Auguſt 9. F. v. Müller.

Heute fand ich ihn wohler. Über Duelle: Was kommt auf ein Menſchenleben an? Eine einzige Schlacht rafft Tauſende weg. Es iſt wichtiger, daß das Prinzip des Ehrenpunkts, eine gewiſſe Garantie gegen rohe Tätlichkeiten, lebendig erhalten werde.

Die Geſetze proſkribieren ja alle in mehr oder weniger Jahren, das iſt bekannt. Der praktiſche Juriſt muß ſich über die einzelnen Fälle geſchickt und mit Wohlwollen hinauszuhelfen ſuchen.

[2519.] Auguſt 12. F. v. Müller.

Er ſprach viel über Cannings Tod. Man hefte ſich klügelnd bei ſolchen großen, folgereichen Vorfällen an die Einzelheiten vermeintlicher Urſachen. Darin liegt es nicht; es mußte ſo kommen, wenn auch das einzelne anders geſchehen wäre. Dieſer Glaube an eine ſpezielle Vorſehung trat auch ſchon einſt in ſeinem Parkgarten klar hervor, als er mir Vogels ärztliche Hilfe zu ſuchen anriet. Unſer Leben kann ſicherlich durch die Ärzte um keinen Tag verlängert werden, wir leben ſo lange es Gott beſtimmt hat; aber es iſt ein großer Unterſchied, ob wir jämmerlich, wie arme Hunde leben, oder wohl und friſch, und darauf vermag ein kluger Arzt viel.

Von *Prinz* Bernhards Reiſe ſagte er: Sie quält ſich zu lange im Anfang an den engliſchen Küſten umher; ich hätte gleich in media re mit Boſton angefangen.

* Logier, Joh. Bernh., Syſtem der Muſikwiſſenſchaft. Berlin 1822.

[2520.] Auguſt 23. F. v. Müller.

Ich traf ihn mit ſeinem Sohne und Töpfern noch bei Tiſche. Tagebücher der Jenaiſchen Bibliotheksmänner wurden vorgezeigt und deren ausnehmender Nutzen, wie überhaupt der Tagebücher und Agenda, geprieſen. Wir ſchätzen ohnehin die Gegenwart zu wenig, ſagte er, tun die meiſten Dinge nur fronweiſe ab, um ihrer los zu werden. Eine tägliche Überſicht des Geleiſteten und Erlebten macht erſt, daß man ſeines Tuns gewahr und froh werde, ſie führt zur Gewiſſenhaftigkeit. Was iſt die Tugend anderes als das wahrhaft Paſſende in jedem Zuſtande? Fehler und Irrtümer treten bei ſolcher täglichen Buchführung von ſelbſt hervor, die Beleuchtung des Vergangenen wuchert für die Zukunft. Wir lernen den Moment würdigen, wenn wir ihn alſobald zu einem hiſtoriſchen machen.

Das Geſpräch kam auf die Sängerin Sontag und nahm die heiterſte und humoriſtiſchſte Wendung. Von Goethes Gedicht auf ſie, das ihr noch verborgen, nur durch ein zweites könne es produzibel werden. Sie beſitze ein wahrhaft charakteriſtiſches Profil, eigenſinnige Selbſtändigkeit und grandioſe Feſthaltung an Ideen ausdrückend, faſt proſerpinenartig; aber nur einmal, bei einer raſchen Wendung des Geſichts, als ſie etwas widerſprechen zu müſſen glaubte, ſei dieſes Profil hervorgetreten. Und gerade deshalb achte und liebe ich ſie, verſicherte er, nicht der ſentimentalen oder graziös-naiven Mienen wegen, die ſie ſich antrillert.

Inſchriften in der Prinzeß und in der Silveſter Stammbuch heute verfaßt, aber noch ſekretiert. Halb ironiſche Scherze mit ſeinem Sohne: Siehe da, der iſt ordentlich liederlich, nicht ganz, aber doch faſt wie der Vater.

Witz auf Witz entquoll den beredten Lippen, heiterſte und pikanteſte Ausfälle nach allen Seiten. Ich wirke nun fünfzig Jahre in meinen öffentlichen Geſchäften nach meiner Weiſe, als Menſch, nicht kanzleimäßig, nicht ſo direkt und folglich etwas minder platt. Ich ſuche jeden Untergebenen frei im gemeſſenen Kreiſe ſich bewegen zu laſſen, damit er auch fühle, daß er ein Menſch ſei. Es kommt alles auf den Geiſt an, den man einem öffentlichen Weſen einhaucht und auf Folge.

Zelters herrliches Bild von Begas. Spazierfahrt mit Goethe. Über Ekendahl. Die Sachſen, vornehmlich die Oſt-

frieſen, hatten von jeher mehr Kultur als die ſüdlicheren Deutſchen. Was iſt Kultur anderes als ein höherer Begriff von politiſchen und militäriſchen Verhältniſſen? Auf die Kunſt ſich in der Welt zu betragen und nach Erfordern dreinzuſchlagen, kommt es bei den Nationen an. Über Gagern, deſſen Häuslichkeit ich ihm ſchilderte, er über Truchſeß.

Als er auf die Frau Großfürſtin zu ſprechen kam, äußerte er, wie er ſie ganz vorzüglich wegen ihrer entſchiedenen praktiſchen Richtung, großen Aufmerkſamkeit auf alles und vorurteilsfreien Auffaſſung der menſchlichen Zuſtände verehre. Immer ſei ſie gegen ihn dieſelbe, gerade da wieder anknüpfend, wo ſie zuletzt mit ihm zu irgendeinem Punkte gelangt ſei. Wieviel ſie (die Großherzogin) an Meyer habe, wiſſe ſie wohl und halte ihn darum ſo feſt.

Nichts iſt mir fataler, als wenn die Leute ſagen: Sie ſehen wohl aus, oder beſſer wie das vorige Mal. Welch alberne Anmaßung, ſofort abnehmen zu wollen, wie es einem zumute iſt.

[2521.] Auguſt 25. G. Parthey.

Nach einem beträchtlichen Umwege gelangte ich endlich an das Haus und ſtieg die flachen Treppen, die ich aus Zelters Beſchreibung ſchon kannte, nicht ohne Herzklopfen hinan. Oben fand ich einen Diener, der mich in einen geräumigen Saal führte und Zelters Brief nebſt meiner Karte nach Goethes Zimmer trug. Nicht lange war ich allein, da öffnete ſich die Tür und er trat mit freundlich ernſter Miene herein. Wir ſetzten uns und er begann: Mein Freund Zelter ſchreibt mir, daß Sie den Orient beſucht haben; von wo aus haben Sie die Reiſe begonnen? — Zunächſt von Malta aus, nachdem ich vorher Italien und Sizilien geſehen. — Bleiben wir vorläufig bei Malta ſtehen. Dieſer dürre Kalkfelſen zwiſchen Sizilien und Afrika muß einen eigentümlichen Charakter haben.

Hierüber konnte ich nun ausführlich berichten, da ich in Malta zwei Monate auf eine Schiffsgelegenheit nach Alexandrien warten mußte. Die merkwürdig-feſte Lage von Lavaletta mit ihren vielen trefflichen Häfen, die ſeltene Fruchtbarkeit im Innern, die eigentümliche Seeſalzbereitung, die Miſchung der Sprache aus italieniſchen

und arabiſchen Elementen, der klägliche Fall des Malteſerordens im Jahre 1798 — das alles wurde mit größtem Bedachte, aber in der eingehendſten Weiſe beſprochen. Überall trafen ſeine Fragen den Punkt, worauf es ankam, und eine große ruhige Weltanſchauung leuchtete aus den einzelnen Bemerkungen. Wohl hatte ich mir aus Zelters Geſprächen einen gewaltigen Goethe konſtruiert, aber die Wirklichkeit übertraf alles Gedachte und Eingebildete. Der ſonore Baß ſeiner Stimme hatte noch mit 78 Jahren eine ungemeine Weichheit und war der feinſten Modulationen fähig. Bei aller innerlichen Freude über mein Glück ließ ich mich nicht von unnötiger Redſeligkeit hinreißen. ~ Auch wußte ich wohl, daß es für das größte Laſter gilt, einen Beſuch, und beſonders einen erſten Beſuch, über die Gebühr zu verlängern. Daher wartete ich bei jedem ſchicklichen Abſchnitte auf ein Zeichen zum Aufbruche und auf den vornehmen Entlaſſungsbückling. Aber es kam ganz anders und über alle meine Erwartung.

Das Geſpräch über Malta ging ſeinen ununterbrochenen Gang; manchmal kam es mir wie ein Examen vor. In Lavaletta hatte ich täglich mehrere Stunden auf der öffentlichen Bibliothek zugebracht und mich etwas in der Literatur umgeſehen. Der gelehrte Bibliothekar Dr. Bellanti war mein erſter Lehrer im Arabiſchen und machte mich auf die wichtigſten Werke aufmerkſam; daher konnte ich über das meiſte guten Beſcheid geben und beſtrebte mich, der klaren Präziſion der Fragen auch in den Antworten nahe zu kommen. — Endlich erhob ſich Goethe und ich ſchickte mich zum Abſchiede an. Wir haben, ſagte er mit der größten Freundlichkeit, noch ſo viel über Ihre orientaliſche Reiſe zu ſprechen, daß ich Sie bitte, ſolange Sie bei uns verweilen, alle Tage bei mir zu Mittag zu eſſen. Wenn Sie heute um 2 Uhr ſich einfinden wollen, ſo wird mir dies ſehr angenehm ſein. ~

Ich ~ war zur beſtimmten Zeit wieder bei Goethe; ich fand ſeinen Sohn, den Kammerjunker und deſſen Frau, den Kunſt-Meyer und Dr. Eckermann, die Geheimräte Töpfer und Conta. Frau von Goethe machte die angenehmſte Wirtin und wies mir einen Platz zwiſchen ihrem Manne und ihrem Schwiegervater an. Anfangs drehte ſich das Geſpräch um Tagesneuigkeiten und All-

tagsgeſchichten, die der Kammerjunker mit großer Emphaſe vortrug. Der alte Herr hielt ſich ſtill, und wenn er zuweilen einen Brocken mit hineinwarf, ſo zeigte ſich immer der richtigſte geſunde Menſchenverſtand und die praktiſche Lebensweisheit einer ruhigen Überlegung. Er fragte mich nach den Berliner Zuſtänden, nach ſeinem Freunde Zelter, nach dem Theater und andern, gleichgültigen Dingen.

Gegen das Ende der Mahlzeit ſagte er mir: Mit welchem Schiffe haben Sie Ihre Reiſe von Malta fortgeſetzt? Ich erwiderte, daß im Anfange des Herbſtes die dalmatiniſchen Fahrzeuge, welche nach Ägypten gehen, um Korn zu holen, gern in Malta anlegen, um engliſche Manufakturwaren einzunehmen, die nicht bloß nach Ägypten, ſondern auch nach den oſtindiſchen Beſitzungen der Engländer verführt werden. Auf einer ſolchen Brigg aus Raguſa hätte ich die Fahrt in zehn Tagen zurückgelegt. — Nun war das Reiſegeſpräch wieder in Gang gebracht und wurde von ihm im Fluſſe erhalten. Man ſah, daß er ſich vorgeſetzt hatte, von den Ereigniſſen meiner levantiniſchen Wanderung ganz nach der Reihe und Schritt vor Schritt Kenntnis zu nehmen. Einzelne deſultoriſche Fragen ſeines Sohnes, der bald von den Moſcheen in Konſtantinopel, bald von den Pyramiden bei Memphis etwas wiſſen wollte, machten den alten Herrn gar nicht irre, und da ich ſeine Abſicht bald merkte, ſo kehrte ich immer gleich in die rechte Ordnung zurück. ∼

Die großartigen Unternehmungen des Paſcha Mehmed Ali, des kühnen Regenerators von Ägypten, fanden Goethes vollſte Anerkennung, wogegen der Kammerjunker ſich an der mörderiſchen Vertilgung der Mamlucken auf der Zitadelle von Kairo ergötzte. — Dann ging es in bequemer Nilfahrt bis zur Katarakte von Wadi-Halfa und auf Kamelen bis nach Dongola, wo das ſüdliche Kreuz hochaufgerichtet am nächtlichen Firmamente leuchtet, und wo die von ∼ Ehrenberg erbaute Zitadelle der ſüdlichſte Punkt (+ 18° N. Br.) meiner Wanderung war.

Das Mahl verlängerte ſich auf dieſe Weiſe bis 6 Uhr, wo wir nilabwärts bis zur reizenden windſtillen Nilinſel Philä mit ihren zierlichen Tempeln und der unvergleichlichen Pracht ihres Abendhimmels zurückgekehrt waren. Beim Abſchied bat ich um die Vergunſt, morgen und

übermorgen nicht kommen zu dürfen, weil ich nach Jena hinüberfahren wollte, um die dortige Bibliothek kennen zu lernen, aber am achtundzwanzigſten würde ich nicht verfehlen, meinen Glückwunſch zu dem feſtlichen Tage darzubringen. ~

Der alte Herr trug mir einen herzlichen Gruß an ſeinen Freund Knebel auf, an dem ich einen ganz jungen Mann von 83 Jahren finden werde, der zwar ſchon von 1763—73 in Potsdam als Offizier geſtanden, aber kürzlich erſt ſich verheiratet habe und Vater von zwei muntern Knaben ſei.

[2522.] Auguſt 25. F. v. Müller.

Nach Tiſch bei Goethe, wo ich Parthey, Conta, Vogel und Eckermann noch bei Tiſch traf. ~ Goethe machte artige Späße über das Abfüttern ſeiner Enkel, denen er ſtets den Magen zu verderben beſchuldigt wird. Ausfragen Partheys nach Ägypten.

[2523.] Auguſt 28. M. J. Seidel.

Gegen 11 Uhr mittags fuhren Seine Majeſtät der König und unſer Sereniſſimus, der Großherzog, bei Goethen vor.

Goethe war den Tag beſonders gut gelaunt, er war froh und heiter, und wie verjüngt erſchien er der Geſellſchaft, die ſehr zahlreich war, denn er nahm alle Beſuche an, ſprach mit jedem und freute ſich der vielen Teilnahme, die wir an ihm nahmen; da traten der Großherzog und der König ein, ſchon angemeldet; die Anweſenden traten zurück. Der König ging auf ihn zu, bezeugte durch huldvolle Worte ſeine Freude, ihm dieſe Überraſchung vorbehalten zu haben, und zog aus ſeiner Rocktaſche ein rotes Käſtchen hervor, worin der Zivilverdienſtorden der königlich bayriſchen Krone, Großkreuz und Stern ſich befanden, welches er Goethen mit den Worten überreichte: Hier (auf Goethes Bruſt deutend), wird ſich wohl noch ein Plätzchen finden, wo Sie dieſes anheften können. Alles bezeugte ſeine Teilnahme und Freude, Goethe war ſehr überraſcht, unterhielt ſich dann über eine Stunde noch mit den fürſtlichen Perſonen, die ſich teilweiſe auch zu den Anweſenden gewendet hatten. Der König war über alles entzückt, was er ſah und hörte, und nach 12 Uhr beurlaubten ſich die fürſtlichen Perſonen.

[2524.] Auguſt 28. Ludwig König von Bayern.

Ein ſchnelles Beförderungsmittel iſt die Eiſenbahn, um von einem Ort zum anderen verſetzt zu werden, aber das Innere der Städte umgeht ſie, als wenn ſie nicht beſtänden, und vom Genuß der ſchönen Natur nicht mehr die Rede davon ſein kann, ~ einer eingepackten, willenloſen Ware gleich ſchießt durch die ſchönſten Naturſchönheiten der Menſch, Länder lernt er keine mehr kennen. Der Duft der Pflaume iſt weg, äußerte mir bereits 1827 Goethe, und doch gab es damalen in Deutſchland keine Dampfeiſenbahn.

[2525.] Auguſt 28. E. Gans.

Gans war am Vormittage in Goethes Haus gekommen, als gerade König Ludwig I. von Bayern eingetroffen war, und hatte ſich bei der dadurch entſtandenen Aufregung und bei der großen Zahl zum Geburtstage aufwartender Perſonen unbemerkt wieder entfernt, war aber auf Veranlaſſung von Müllers nachher nochmals zu Goethe gegangen.

Ich wurde ohne die geringſte Schwierigkeit angenommen und da alle Gratulanten ſich bereits entfernt hatten, ſo wurde mir das Glück zuteil, mich mit Goethe ungefähr eine halbe Stunde lang in einem kleinen Kabinette unterhalten zu dürfen. Das Geſpräch betraf die Berliner Univerſität, die Neigung für philoſophiſche Studien auf derſelben, die Wirkſamkeit, welche Hegel fortwährend daſelbſt ausübe, und endlich die Jahrbücher *für wiſſenſchaftliche Kritik*, welche Goethe zu intereſſieren ſchienen. Er meinte, wenn die Philoſophie es ſich zur Pflicht mache, auch auf die Sachen und Gegenſtände, welche ſie behandelt, Rückſicht zu nehmen, ſo dürfte ſie um ſo wirkſamer werden, je mehr ſie freilich auch mit den Empirikern zu tun bekomme; nur werde immer die Frage entſtehen, ob es zugleich möglich ſei, ein großer Forſcher und Beobachter und auch ein bedeutender Verallgemeinerer und Zuſammenfaſſer zu ſein. Es zeige ſich namentlich jetzt an Cuvier und Geoffroy de St. Hilaire, daß die Eigenſchaften in der Regel ganz verſchiedenen Menſchen zuteil würden. Er traue Hegel zwar ſehr viele Kenntniſſe in der Natur wie in der Geſchichte zu, ob aber ſeine philoſophiſchen Gedanken ſich nicht immer nach den neuen Entdeckungen, die man doch ſtets machen würde, modifizieren müßten, und dadurch ſelber ihr Kategoriſches

verlören, könne er zu fragen doch nicht unterlaſſen. Ich erwiderte, daß eine Philoſophie ja gar nicht darauf Anſpruch mache, für alle Zeiten eine Gedankenpreſſe zu ſein, daß ſie nur ihre Zeit vorſtellen, und daß mit den neuen Schritten, welche die Geſchichte und die mit ihr gehenden Entdeckungen machen würden, ſie auch gern bereit ſei, ihr Typiſches in flüſſige Entwicklung zu verwandeln. Dieſe Beſcheidenheit des philoſophiſchen Bewußtſeins ſchien Goethe zu gefallen, und er kam nunmehr auf die Jahrbücher. Ihm mißfiel eine gewiſſe Schwerfälligkeit und Weitläufigkeit, welche in den einzelnen Abhandlungen läge; er tadelte meine Rezenſion über Savignys Geſchichte des römiſchen Rechts im Mittelalter aus dem Geſichtspunkte, daß ich den Autor nötigen wollte, etwas anderes zu tun, als er im Sinne habe; aber mit dem Brechen der Anonymität war er ganz einverſtanden und hoffte, indem er mich entließ, die Jahrbücher würden realiſieren, was die Jenaer Literaturzeitung einmal verſprochen habe. Was mich betrifft, ſagte er, ſo will ich ſehr gern den Anteil nehmen, den meine Beſchäftigungen mir geſtatten. Vor meinem Weggehen lud er mich für alle folgenden Tage, die ich noch in Weimar ſein würde, zum Mittageſſen ein.

[2526.] Auguſt 28. G. Parthey.

Ich hatte verſprochen, den Kanzler von Müller gegen 2 Uhr von Goethes Hauſe zu dem großen Feſtmahle abzuholen. Da ich ~ etwas zu früh kam, ſo fand ich Goethen allein. Er knüpfte gleich ein Geſpräch an, nicht über meine Reiſen, ſondern erkundigte ſich nach der Stellung, die Hegel in Berlin einnähme. Ich ~ erwiderte in möglichſter Kürze, daß Hegel perſönlich der höchſten Achtung genieße, daß die Schwerfälligkeit ſeines Vortrags anfangs viele abgeſchreckt, daß man ſich aber bald überzeugt habe, die Verworrenheit ſei nur an der Oberfläche, und unter der herben Schale liege der ſüße Kern eines ganz fertigen, in ſeiner Konſequenz ſtaunenswerten philoſophiſchen Gebäudes. Er erging ſich nun im allgemeinen über die Philoſophie und ſagte: Kant iſt der erſte geweſen, der ein ordentliches Fundament gelegt. Auf dieſem Grunde hat man denn in verſchiedenen Richtungen weiter gebaut: Schelling hat das Objekt, die unendliche Breite der Natur, vorangeſtellt; Fichte faßte vorzugsweiſe

das Subjekt auf: daher ſtammt ſein Ich und Nicht-Ich, womit man in ſpekulativer Hinſicht nicht viel anfangen kann. Seine Subjektivität kömmt aber auf einer andern Seite herrlich zum Vorſchein, nämlich in ſeinem Patriotismus. Wie groß ſind die Reden an die deutſche Nation! Da war es an der Stelle, das Subjekt hervorzuheben. Wo Objekt und Subjekt ſich berühren, da iſt Leben; wenn Hegel mit ſeiner Identitätsphiloſophie ſich mitten zwiſchen Objekt und Subjekt hineinſtellt und dieſen Platz behauptet, ſo wollen wir ihn loben.

Inzwiſchen hatten Müller, der Kammerjunker von Goethe und Hofrat Riemer ſich eingefunden. ~ Meine freudige Überraſchung war nicht gering, als Goethe mir beim Abſchiede ſagte: Wir ſind mit Ihrer Reiſe noch lange nicht fertig; Sie kommen doch morgen mittag?

[2527.] Auguſt 28. F. v. Müller.

Ankunft des Königs von Bayern. Dann bei Goethe bis nach 1 Uhr. Schöner Geſang der Ilme (?). Herrliche Stickerei der Riemer. Goethe ſehr munter und gemütlich. Ergreifender Moment der königlichen Umarmung und Ordenserteilung. Gans und Parthey wurden von mir dem Großherzog vorgeſtellt.

Die Menge bewegte ſich in den Vorderzimmern hin und her, während die Fürſten mit Goethe konverſierten. Der König trank aus dem Rubinbecher auf ſein Wohl. Später mit Gersdorff allein eine halbe Stunde bei Goethe, der mir viel Schönes über die Rezenſionen in den Berliner Jahrbüchern äußerte. — Nach Tafel ~ eine Viertelſtunde bei Goethen mit Coudray. Beſprechung morgender Mittagseinladung.

[2528.] Auguſt 28. F. Wagener.

Goethe erinnerte ſich gern ſeiner in früherer Zeit errichteten Bekanntſchaften und freundſchaftlichen Verhältniſſe, und wußte es jedem herzlichen Dank, der ſeinem Gedächtnis darin zu Hilfe kam. Einen ſolchen Fall nun hatte ich einſt Gelegenheit, auf angenehme Weiſe herbeizuführen. Der geachtete, und in Rückſicht auf ſeine Bemühungen um die dramatiſche Kunſt hochverdiente Hofrat D. Schütte in Bremen teilte mir einſt in einem freundſchaftlichen Schreiben nach Weimar mancherlei literariſche Beziehungen mit, in denen er vor vielen Jahren zu Goethe

geſtanden, und wohin namentlich ſeine demſelben eingeſandten Beiträge zu Gerbers Tonkünſtler-Lexikon, welches Goethe damals in beſondere Affektion genommen hatte, gehörten. Seit jener Zeit aber war er Goethen aus dem Geſicht gekommen und der beſcheidene Mann hatte den vielfach in Anſpruch genommenen Dichter, der unterdeſſen auch die höchſte Staatswürde erklommen, nicht geradezu an das ſonſt zwiſchen ihnen beſtandene Verhältnis erinnern wollen. Als ich am 30.* Auguſt 1827, infolge einer erhaltenen Einladung zu Goethe, Gelegenheit hatte, mich demſelben zu nähern, benutzte ich einen Moment, in welchem er ſich ausſchließlich mit mir unterhielt, das Andenken des wackeren Hofrat Schütte bei ihm aufzufriſchen. Er ſtutzte, ſprach wiederholt und vor ſich hin den ebengenannten Namen aus, und ſagte endlich: Ich begreife nicht, wie ich den Ehrenmann, deſſen ich mich nun gar wohl erinnere, ſo ganz vergeſſen konnte. Das muß gut gemacht werden, und zwar bald. Schreiben Sie ihm, daß er unverzüglich von mir hören ſolle. — Am 7. September erhielt ich darauf von Goethe ein Schreiben, dem eine Sendung an Hofrat D. Schütte beigefügt war.

[2529.] Auguſt 29. E. Gans.

Ich fand faſt alle Gäſte ſchon verſammelt; es waren meiſt diejenigen, die an dem vorigen Tage als Dichter und Anordner des Feſtes aufgetreten waren. Goethe war im großen Koſtüme, mit allen ſeinen Orden angetan, und von Frauen nur ſeine Schwiegertochter und ihre Schweſter, Fräulein von Pogwiſch, gegenwärtig. Als man zu Tiſch gehen wollte, nahm Goethe Herrn Dr. Parthey aus Berlin und mich bei der Hand, führte uns zur Tafel, ſetzte ſich zwiſchen uns und meinte, daß er ſich mit Abſicht den Platz zwiſchen den Berlinern vorbehalten habe, die ſo gütig geweſen wären, geſtern an ſeinem Feſte zu erſcheinen. In der Nähe eines ſolchen monumentalen Rieſenwerks, wie mein Nachbar war, bedurfte es erſt einiger Zeit, um mich von Erſtaunen, Befangenheit und anderen erſtarrenden Momenten und Einflüſſen zu erholen; nach und nach taute ich auf, endlich fühlte ich mich warm und heimiſch, und glaubte nun nicht allein Beſcheid auf die an mich getanen Fragen

* Richtig am 28.

geben zu müſſen, ſondern wohl auch bisweilen, freilich verſchämt und nicht recht ſicher, mit etwas mir Angehörigem hervorzutreten. Das Geſpräch wandte ſich an dieſem Tage auf Perſonen, namentlich auf ſolche, die Goethe nahe befreundet waren. Er ſprach mit höchſter Anerkennung und Liebe von Zelter, deſſen Porträt er vor wenigen Tagen erhalten hatte; er fragte nach deſſen Schüler Felix Mendelsſohn-Bartholdy und prophezeite dieſem große Erfolge; endlich redete er auch von Schiller und namentlich von deſſen Stücke Maria Stuart. Auf meine Bemerkung, daß ich die Rolle des Leiceſter eigentlich niemals hätte gut ſpielen ſehen, und daß ſie ſelbſt Wolff, den ich als Schauſpieler ſonſt ſehr verehrte, nur mittelmäßig gegeben, erwiderte Goethe, daß dieſe Rolle ein vorzüglich gut durchdachter Charakter ſei, daß überhaupt Maria Stuart zu den beſten Schillerſchen Arbeiten gehöre, und daß ihm wohl mancher Schauſpieler vorgekommen wäre, der die Rolle des Leiceſter recht treffend geſpielt habe.

Als einige Anweſende die Rede auf das geſtrige Erſcheinen des Königs von Bayern und auf das Erhebende eines ſolchen Beſuches brachten, meinte Goethe ſich zu mir wendend: Nun, wenn ich mich auch rückſichtlich Preußens nicht einer ſolchen Ehre zu erfreuen habe, ſo bin ich doch Ihrem Vaterlande den größten Dank für den Schutz ſchuldig, den es mir in Beziehung auf mein Eigentum, das heißt auf die Herausgabe meiner Werke, gewährt hat. Er forderte nunmehr ſeinen Sohn auf, die Urkunde zu holen, in welcher das förmliche Privilegium ausgefertigt ſich befand, und die von Sr. Majeſtät dem Könige und dem Generalpoſtmeiſter von Nagler unterſchrieben war. Er hielt dieſes Privilegium in einer prächtigen Rolle verwahrt und ſagte uns, indem er ſie öffnete: Sehen Sie, das iſt der beſte Orden! — Hierauf wurde noch mancherlei über Nachdruck verhandelt, wie wünſchenswert ein allgemeines Geſetz gegen dieſe offene Wunde aller Autoren ſei, und woher es käme, daß nur beſtimmte Länder, wie z. B. Preußen, der Ehre teilhaftig ſeien, ihn in der Geſetzgebung als Unrecht bezeichnet zu haben. — Nachdem die Tafel aufgehoben war, ſagte mir Goethe im Weggehen: Wenn Sie morgen* noch in Weimar ſind, ſo kommen Sie und eſſen Sie mit uns en famille!

* Geſchah jedoch erſt am 31. Auguſt.

[2530.[Auguſt 29. G. Parthey.

Bei Goethe hatte ſich zu Mittag eine zahlreichere Geſellſchaft eingefunden, die auf die anmutigſte Weiſe durch Frau von Goethe und ihre jüngere Schweſter, Fräulein Ulrike von Pogwiſch, belebt wurde. ~ Außerdem waren anweſend: Konſiſtorialdirektor Peucer, Baurat Coudray, Profeſſor Gans aus Berlin, Hofrat Riemer, Regierungsrat Töpfer, Dr. Eckermann. Goethe gab uns beiden Berlinern, dem Profeſſor Gans und mir, die Ehrenplätze an ſeiner Seite und zeigte ſich überaus heiter.

Es war viel von dem franzöſiſchen Journal Le Globe die Rede, in welchem einige jüngere franzöſiſche Talente den ſchwachen Verſuch machten, der deutſchen Literatur, die ſie meiſt nur aus Überſetzungen kannten, gerecht zu werden und beſonders Goethes Verdienſte zu würdigen. Gans tat ſich ein wenig darauf zugute, daß er der erſte geweſen, der auf den Globe in Deutſchland aufmerkſam gemacht. Goethe ſprach einige goldene Worte über Literatur im allgemeinen: wie jeder Schriftſteller unbewußt und unbeirrt ſeinen Stein zu dem Gebäude herbeiſchleppe; wenn man es dann im ganzen beſchaue, ſo käme jeder nur inſofern zur Geltung, als er ſeinen Platz richtig ausfülle.

Das Geſpräch war ſtets ein allgemein belebtes, ſo daß von meinen Reiſen nicht noch beſonders die Rede ſein konnte. Dies war mir auch recht lieb; denn ſo glücklich es mich machte, Goethen allein oder auch einem kleinen Kreiſe die Bilder des fernen Oſtens vorzuführen, ſo widerſtand es meinem Gefühle, an einer großen Tafel die wohlfeile Rolle des amüſanten Erzählers zu ſpielen. — Gar zu artig war es, daß, als Eckermann wegen ſeines häufigen Theaterbeſuches und wegen ſeiner Neigung zu einer jungen Schauſpielerin aufgezogen wurde, Goethe ſelbſt an dieſen Neckereien in der gutmütigſten Weiſe teilnahm. ~

Goethe fragte, ob ich zu Waſſer von Ägypten nach Syrien gegangen, oder zu Lande den Spuren des neuen Alexander gefolgt ſei. Ich erwiderte, daß eine ruhige Meerfahrt von drei Tagen mich von Damiette nach Akre gebracht. Die Lage von Jeruſalem auf zerſchnittenem Hügellande, mit der ernſten Bergkette am Toten Meere als Hintergrund, erregte Goethes ganze Aufmerkſamkeit. Ich bedauerte nun in meinem Herzen, den Plan von

Jeruſalem in Halle bei Geſenius gelaſſen zu haben, indeſſen war mir die Sache ſo gegenwärtig, daß ich auf Goethes klare und präziſe Fragen gute Auskunft geben konnte und zuletzt hoffen durfte, ihm ein anſchauliches Bild jener welthiſtoriſchen Örtlichkeit gegeben zu haben. An die von mir beſuchten ſyriſchen Küſtenſtädte Jaffa, Akre, Tyrus, Sidon, Beirut knüpften ſich überall die ſchönſten hiſtoriſchen Erinnerungen, und im Innern des Landes waren Tiberias, Bethlehem, Nazareth, endlich das grüne Damaskus in der gelben Wüſte nicht weniger merkwürdig.

Dies Geſpräch zog ſich wieder bis gegen 6 Uhr hin; die Geſellſchaft bewegte ſich ungezwungen im Saale auf und ab; ich wartete auf einen ſchicklichen Moment, um mit dankerfülltem Herzen Abſchied zu nehmen; aber wer beſchreibt mein freudiges Erſtaunen, als Goethe auf mich zu kam und mich auch zu morgen Mittag einlad: Weil wir ja noch ſo manches zu beſprechen haben.

[2531.] Auguſt 30. G. Parthey.

Der Mittag bei Goethe wurde ganz en famille zugebracht; denn außer ſeinem Sohne, ſeiner Schwiegertochter und Fräulein von Pogwiſch war nur noch der Kanzler von Müller zugegen, deſſen freie offene Natur, große Geiſtesſchärfe und eminente Geſchäftstätigkeit bei Goethe die vollſte Anerkennung fanden. Der ehrwürdige Patriarch war in der heiterſten Laune und ſtrahlte wie eine Sonne Behagen aus. ~*

Meine orientaliſche Reiſe wurde nun in Beirut an der ſyriſchen Küſte wieder aufgenommen; wir ſegelten nach Larneka in Cypern hinüber, dann bei Rhodus, Samos, Chios vorbei, an Kleinaſien entlang bis Smyrna. Goethe verweilte lange bei den weitläufigen Ruinen von Epheſus in der einſt ſo fruchtbaren, jetzt verſumpften und menſchenleeren Ebene des Kayſtros. Daß Konſtantinopel an Schönheit der Lage mit Neapel wetteifere, iſt bekannt; es ſchien ihm zu gefallen, daß ich für Neapel wegen des Veſuv und des offenen Meeres den Vorzug in Anſpruch nahm. Sehr wunderbar kam es ihm vor, daß ich auf der Rückfahrt von Konſtantinopel nach

* Hier iſt eine ausführliche Schilderung der äußeren Erſcheinung Goethes eingefügt.

Smyrna an der Küſte von Troja neun Tage lang in Froſt und Schneegeſtöber vor Anker gelegen. Aber es mochte im Altertume manchmal nicht anders geweſen ſein: glaubte doch Odyſſeus ſelbſt in einer ſtürmiſchen Nacht unter den Mauern von Ilion zu erfrieren. (Odyſſ. XIV, 462 bis 506.)

Inzwiſchen ging das Tiſchgeſpräch hin und her, aber Goethe kam immer wieder auf meine Reiſe zurück und ließ nicht eher ab, als bis ich nach einer ſehr ſtürmiſchen Winterfahrt von 26 Tagen aus dem Hafen von Smyrna durch den Archipel um das Kap Matapan herum endlich in den Hafen von Trieſt glücklich eingelaufen war.

Später erkundigte er ſich nach Nicolai: wann er geſtorben und wie ich mit ihm verwandt ſei? Ich erwiderte: Nicolai ſei 1811 im 77. Jahre geſtorben; daß er in ſolchem Alter ſeine ſieben Geſchwiſter überlebt, ſei nicht zu verwundern, daß ihm aber auch ſeine Frau und acht Kinder vorangegangen, aus denen nur meine Schweſter und ich, als die Kinder ſeiner älteſten Tochter übrig geblieben, das ſei wohl ein hartes Los zu nennen.

Walter Scotts Romane ſtanden in jenen Jahren in ihrer höchſten Blüte und wurden vom Leſepublikum verſchlungen. Der Kammerjunker äußerte ſich ſehr energiſch gegen dieſen Autor, daß er doch gar zu viel ſchreibe und dafür von dem Verleger ein ganz übermäßiges Honorar erhalte. Lieber Sohn! ſagte Goethe, wenn du ihm ſeine Vielſchreiberei vorhalten wollteſt, die denn doch mehr Kern hat, als unſere modernen deutſchen Romane, ſo würde er dir ganz ruhig ſeine mit Banknoten gefüllte Brieftaſche vorhalten.

Müller machte der Frau von Goethe ſcherzhaft den Krieg, daß ſie ihre beiden Söhne nach der damaligen mediziniſchen Theorie allzumäßig erzöge, und Goethe ſchien ihm in ſeiner Anſicht beizupflichten: Da iſt neulich der Wolfgang zu mir gekommen, nachdem er eben gefrühſtückt hatte; ich fragte ihn, ob er noch ein Stück Brot wolle, und das hat der Knabe denn auch mit einer wahren Andacht verzehrt.

Nach Tiſche wurde im ungezwungenſten Geſpräche beim Kaffee auf- und abſpaziert. ~ Bei dieſer Gelegenheit wurde des unerſchrockenen Benehmens der Herzogin Luiſe gedacht. Müller erzählte darüber, daß ſie nach der unglücklichen Schlacht von Jena furchtlos in Weimar

geblieben ſei und Napoleons Beſuch abgewartet habe. Dieſer kam denn auch und fuhr ſie mit den Worten an: Wie konnte Ihr *Gemahl* ſo toll ſein, mir den Krieg machen zu wollen? — Sire, entgegnete ſie ruhig, ich bin überzeugt, daß Sie ihn verachten würden, wenn er anders gehandelt hätte. Das wirkte, und von nun an behandelte Napoleon ſie mit der höchſten Auszeichnung. — Goethe hörte dieſer Erzählung mit großer Aufmerkſamkeit zu, ſo daß man aus ſeinen Mienen ſchließen durfte, ſie ſei ihm noch nicht bekannt geweſen; aber er ſagte nichts.

Das Geſpräch hatte ſich wie gewöhnlich bis 6 Uhr fortgeſponnen. Endlich mußte doch Abſchied genommen werden, bei dem es mir unmöglich war, die Überfülle freudiger Gefühle in die geeigneten Worte zu faſſen. Als Goethe vernahm, daß ich über Dresden nach Berlin zurückginge, gab er mir die herzlichſten Grüße an Frau von der Recke und an ſeinen alten Freund Zelter mit.

[2532.] Auguſt 30. F. v. Müller.

Ich hatte mich ſelbſt heute bei Goethe zu Mittag eingeladen und fand noch Parthey von Berlin, den Enkel Nicolais. Parthey erzählte uns ſeine Audienz beim Paſcha von Ägypten, dem er ein beſſeres Zeugnis gab, als andere Berichterſtatter. Goethe war damit ſehr einverſtanden, da er den Paſcha immer aus freierem Geſichtspunkte betrachtet hatte. ~

Ich referierte darauf, wie Se. M. der König von Bayern mich geſtern abend vor dem Theater zu einem Beſuch im Schillerſchen Hauſe mitgenommen habe, wie er über die engen Räume, die Schiller bewohnt, gewehklagt und geäußert habe: Hätte ich nur damals ſchon freie Hand gehabt ich hätte ihm Villa di Malta in Rom eingeräumt und dort, dem Kapitol gegenüber, hätte er die Geſchichte des Unterganges von Rom ſchreiben ſollen.

Allein Goethe meinte, Italien würde Schillern nicht zugeſagt, ihn eher erdrückt, als gehoben haben. Seine Individualität ſei durchaus nicht nach außen, nicht realiſtiſch geweſen. Habe er doch nicht einmal die Schweiz beſucht.

Goethe kam ſodann auf die vielerlei Fragen und Singularitäten, die der König ihm vorgelegt, zu ſprechen. Auf manche derſelben habe er ausweichend, zweideutig antworten zu müſſen geglaubt und geradezu erklärt, er

mache es wie in der Normandie, wo, wenn man den Geiſtlichen frage, ob er in die Kirche gehe? immer erwidert werde: C'en est le chemin.

Auch darüber, warum man Goethen den letzten Heiden genannt, habe der König geſprochen, worauf Goethe geäußert: man müſſe ſich doch den Rücken frei halten und ſo lehne er ſich an die Griechen. Übrigens ſei es ihm unſchätzbar den König perſönlich geſehen zu haben; denn nun erſt könne er ſich dies merkwürdige, viel bewegliche Individuum auf dem Throne allmählich erklären und konſtruieren. In derſelben Zeit zu leben und dieſe Individualität, die mit aller Energie ſeines Willens ſo mächtig auf die Zeitgeſtaltung einwirke, nicht durchſchaut zu haben, würde unerſetzlicher Verluſt geweſen ſein.

Über des Königs Abſchiedsworte an die junge Madame Ridel: Geſunde Kinder, leichte Wochen, wurde viel geſtritten. Über Ottiliens Schwangerſchaft wurde viel geſtritten, da ich ſie in Schutz nahm. Goethe meinte, das ſei ein Majeſtätsrecht von natürlichen Dingen natürlich zu ſprechen. Ulrike bemerkte fein: aber daß der König ſich dieſes Rechts bediene, ſei ärgerlich und beleidige die Frauen. Im ganzen war die Unterhaltung höchſt belebt, witzig, anmutig, auch ſaßen wir über drei Stunden. Ich regte Goethen ſehr auf, über Napoleon ſeine Ideen niederzuſchreiben. Goethes junior Herbeibringen ſeiner napoleoniſchen Abbildungen gab dazu Anlaß. Es machte ſichtbar Eindruck auf Goethen; er verſprach es halb und halb. Der Sohn erzählte, daß der Vater dem Kaiſer habe verſprechen müſſen, einen beſſeren Tod Cäſars zu ſchreiben. Dagegen warf mir Goethe vor, daß ich die ſo wohl gelungene Niederſchreibung meiner Erinnerungen nicht fortgeſetzt. Ich gelobte ſie zu vollenden.

Nach Tiſche wurde Goethe immer aufgeregter und herzlicher; es ſei nichts Kleines, ſagte er, einen ſo großen Eindruck, wie die Erſcheinung des Königs, zu verarbeiten, ihn innerlich auszugleichen. Es koſte Mühe dabei aufrecht zu bleiben und nicht zu ſchwindeln. Und es komme ja doch darauf an, ſich dieſe Erſcheinung innerlich nachzubilden, das Bedeutende davon klar und rein ſich zu entwickeln. Auch ſinne er noch auf etwas, wie er dem König ſich dankbar erweiſen möge. Das ſei aber ſehr ſchwer, ja direkt ganz untunlich. Ich möge dazu helfen, erfinden, kombinieren. Darauf ſchlug ich eine römiſche

Elegie vor. Er lobte den Gedanken, meinte aber, er werde ihn nicht auszuführen vermögen; habe er doch auch beim Abſchied der Prinzeß Marie nichts hervorbringen können, wie immer, wenn ſein Gefühl zu mächtig aufgeregt ſei. Aus dem Norden, ſetzte er hinzu, habe ich kürzlich die ſchönſten und zarteſten Äußerungen über meine Trilogie und über Helena vernommen. Jene hat man mit der Perlenſchrift der Tränen geſchrieben genannt.

Wir ſprachen dann über des Großherzogs Äußerungen über Helena. Wie ſchade, äußerte Goethe, daß dieſer großſinnige Fürſt auf der Stufe franzöſiſcher materieller Bildung in Rückſicht auf Poeſie ſtehen geblieben iſt.

[2533.] Auguſt 31. E. Gans.

Den *übernächſten* Tag erſchien ich ebenfalls zur gehörigen Zeit und fand dieſes Mal Goethe in einem Überrocke, wie er von Rauch dargeſtellt worden iſt, auf einem Kanapee ſeines größeren Zimmers ſitzend, und ihm gegenüber den Hofrat Meyer aus Stäfa, der der weimariſchen Kunſtakademie vorſtand und als Künſtler wie als Archäolog hinreichend bekannt iſt. Beide ſaßen lange, ohne ein Wort miteinander zu wechſeln und auch ich wagte es nicht, ſie zum Geſpräche zu bewegen. Einige Töne wurden zwar von der einen wie von der anderen Seite vorgebracht, aber ohne daß dieſe die Bedeutung gehabt hätten, eine Unterredung zu eröffnen. Endlich fragte Meyer nach den Fortſchritten, die der Bau des Muſeums in Berlin mache und rechnete nunmehr Goethen weitläufig vor, was wir in Skulpturen und in Gemälden beſäßen. Es kann was recht Ordentliches werden, ſagte er, und die Anordnung und Aufſtellung, die man vorhat, gefällt mir auch. Jetzt erſchien Goethes Sohn, die Schwiegertochter, Fräulein von Pogwiſch und Herr Eckermann. Der Umſtand, daß mehrere Male bei Tiſch Engländer angemeldet wurden, die im Erbprinzen abgeſtiegen waren, und Frau von Goethe die Aufwartung machen wollten, brachte das Hauptgeſpräch auf England. Ich mußte von meinem Aufenthalt daſelbſt erzählen; Sitten und Eigentümlichkeiten der Engländer wurden geſchildert, und da Canning gerade vor einem halben Monat geſtorben war, ſo gab ſein Leben und ſein Ende Veranlaſſung, ihn mit Pitt und deſſen Vater, dem Grafen Chatham, zu vergleichen.

Goethe ſprach von dem älteren Pitt mit Bewunderung und meinte, es ſei doch in dieſen alten engliſchen Staatsmännern mehr Lebenskraft und Ausdauer, wie in den jetzigen geweſen. Ob dieſes nun in den Perſonen, oder eigentlicher in den Verhältniſſen liege, wurde jetzt beſprochen, und ich war der Meinung, daß die Leitung der heutigen Angelegenheiten ungleich ſchwieriger und verwickelter, als zur Zeit des amerikaniſchen Freiheitskrieges war, daß es alſo nicht wunderbar erſcheinen dürfe, wenn Cannings Lebenskraft durch gebieteriſche Umſtände und durch nicht zu vermeidende Intrigen gebrochen worden ſei. Obgleich Goethe ſelbſt mir nicht uneingeſchränkt eingenommen für die Engländer zu ſein ſchien, ſo lobte er doch die Zartheit ihrer Formen, namentlich in ihrem Umgange mit ihm. ~ So habe z. B. ein Engländer ſeinen Torquato Taſſo ins Engliſche überſetzt, und weil er ihm nicht zumuten wollte, ein Manuſkript durchzuſehen, ſo habe er dasſelbe in einem Exemplare drucken laſſen und ihm, damit er ſeine Bemerkung machen könne, überreicht. — Auch Lord Byrons wurde Erwähnung getan und über ihn dasjenige geſagt, was ſchon aus anderen Berichten hinreichend bekannt iſt.

Die Tafel wurde raſch aufgehoben, und ich fuhr, nachdem ich mich bei Goethe beurlaubt hatte, nach Jena zurück.

[2534.] September Anfang. Nach Johanna Veit geb. Elkan.

Frau Johanna Veit, Witwe von Dr. Moritz Veit *geborene Elkan* ~ beſuchte ~ mit *einem* Zelterſchen Briefe Goethe und wurde von ihm freundlich aufgenommen. Sie mußte viel von Berlin berichten und wurde durch Goethes Fragen und Aufforderungen zu immer weiteren zutraulichen Berichten ermuntert. Von Goethes Bemerkungen ſind der Erzählerin beſonders zwei in Erinnerung geblieben: die eine, angeregt durch ihre Erzählung von dem Bau des alten Muſeums und der infolgedeſſen ſtattgehabten Veränderung des Luſtgartens, der Niederwerfung vieler alter Bäume, daß nämlich die Architekten, wenn ſie ihre Pläne ausführen wollten, nicht auf die Umgebung Rückſicht nehmen könnten; die andere, ein Urteil über zwei junge Berliner, deren Beſuch Goethe damals gehabt, Parthey und Gans. ~ Beide ſeien ſehr tüchtig, Gans ein bedeutender Juriſt.

[2535.] September 5. F. v. Müller.

Dieſen Morgen war Goethe durch Schukoffskys und von Reuterns Beſuch ſo freundlich bewegt, daß ich ihn faſt nie liebenswürdiger, milder und mitteilender geſehen. Was er dieſen Freunden nur irgend Angenehmes, Inniges, Förderndes an Urteil, Wink, Beifall, Liebe zuwenden konnte, holte er hervor oder ſprach es aus. Reuterns Zeichnungen hatten wir ſchon vorher durchgeſehen. Er bewunderte beſonders die Schärfe ſeiner Auffaſſung und Umriſſe. Als ihm gemeldet wurde, daß Voigt wegen des Scharlachfiebers ſeines Kindes nicht nach England reiſen wolle, äußerte er humoriſtiſch: deſto eher ſollte er hin, das iſt ja eine Entwickelungskrankheit; er wird noch manche bekommen müſſen, bis er geſcheit wird. Er ſchien ſich in einer neuen, lang erſehnten, friſchen Lebensatmoſphäre zu befinden, während er mit Reutern von Kunſt- und Naturdarſtellung ſprach. Froh, daß ich die werten Freunde zu längerem Hierbleiben beredet, äußerte er: Meine Zeit iſt ſo eingerichtet, daß für Freunde immer genug da iſt.

[2536.] September 6. F. v. Müller.

Als Schukoffsky, Reutern und ich Goethen gegen Abend beſuchten, fanden wir ihn abgeſpannt, matt und leidend, ſo daß wir nicht lange verweilten. Doch äußerte er launig, als von der Sucht mancher ſein wollenden Kenner, alle Bilder für Kopien zu erklären, geſprochen wurde: So haben ſie uns ja auch manche alte Pergamente wie mit dem Beſen ausgekehrt und weggefegt. Ich will immer lieber eine Kopie für ein Original gelten laſſen, als umgekehrt. Bilde ich mich doch in jenem Glauben an dem Bilde herauf. Nun laßt ſie immerhin gewähren; Sonne, Mond und Sterne müſſen ſie uns doch laſſen und können ſie nicht zu Kopien machen. Und daran haben wir im Notfalle genug. Wer es ernſt und fleißig treibt, wird daran genug finden. Man laſſe ſich nur nicht irren, ſuche vielmehr das eigene Urteil immer mehr zu beſtätigen, in ſich zu befeſtigen.

[2537.] September 7. F. v. Müller.

Viel zu kalt, meiner Meinung nach, nahm Goethe Schukoffskys herrliches Abſchiedsgedicht auf, wiewohl er

etwas Orientaliſches, Tiefes, Prieſterliches darin anerkannte. Er war heute ein ganz anderer wie vorgeſtern. Meyers Nähe mochte einwirken, vor dem er ſich gleichſam ſcheute, Gefühl zu zeigen. Dieſer kam mir heute recht mephiſtopheliſch vor, ſo kalt, ſo weltverachtend, ſo lieblos. Das Gedicht* über Weimar, welches der König von Bayern mir aus Fulda überſchickt hatte, ſchalt Goethe als zu ſubjektiv; es ſei gar nicht poetiſch, die Vergangenheit ſo tragiſch zu behandeln, ſtatt reinen Genuſſes und Anerkennung der Gegenwart, und jene erſt totzuſchlagen, um ſie beſingen zu können. Vielmehr müſſe man die Vergangenheit ſo wie in den römiſchen Elegien behandeln. Graf Loeben habe auch einmal ihm, Goethen, zum Geburtstag vorgeſungen, wie er ihn erſt nach ſeinem Tode recht loben wolle. Weil die Menſchen die Gegenwart nicht zu würdigen, zu beleben wüßten, ſchmachteten ſie ſo nach einer beſſeren Zukunft, kokettierten ſie ſo mit der Vergangenheit. Auch Schukoffsky hätte weit mehr aufs Objekt hingewieſen werden müſſen.

Viel über den Plan des Gedichtes, das ich an den König machen müſſe, und über den Brief, der vorhergehen ſollte. In jenem keine Reflexion, keine Sentiments: reine, glanzvolle Schilderung der Perſönlichkeiten, der Orte, der Zuſtände.

[2538.] Sept. 7. u. ſpäter. F. v. Müller an W. A. Schukoffsky.

Ihre köſtlichen ſalbungsvollen Abſchiedsworte an Goethe haben ihn hocherfreut, ja erbaut. Oft gedenkt er Ihrer mit treuer Neigung und Achtung, forſcht oft bei mir nach Kunde von Ihnen und beklagt gleich mir deren zu entbehren. Geiſt und Geſundheit ſind ihm friſch geblieben, in wenig Tagen wird die dritte Lieferung ſeiner Werke erſcheinen und darin viel Neues. Am zweiten Teil des Fauſt, der ſich in fünf Abteilungen ſpaltet, wovon Helena als die dritte anzuſehen iſt, arbeitet er fortwährend. ~ Goethe ~ *trägt* mir herzlichſte Grüße auf.

[2539.] September 7. W. Zahn.

Es war am 7. September 1827 und ich noch ein junger unbekannter Mann, als ich auf der Reiſe nach Berlin

* Nachruf an Weimar:

Träume her aus einem ſchönern Leben uſw. unter dem 3. September an Müller geſandt.

durch Weimar kam. Mein ganzes Denken drehte ſich um Goethe, und ich beſchloß, dem Gefeierten meine Aufwartung zu machen. Aber es war nicht ganz leicht, zu ihm zu gelangen. Tag für Tag von Beſuchen beſtürmt, hielt er ſich etwas abgeſchloſſen. Der Maler und Dichter Auguſt Kopiſch, der Entdecker der blauen Grotte zu Capri, erzählte mir, wie er dem Dichterfürſten einen langen Brief geſchrieben und darin um eine Audienz gebeten, aber keine Antwort erhalten habe. Ein anderer meiner Bekannten — mir fällt der Name nicht gleich bei — hatte ſich bis ins Haus gewagt und war dann ſchüchtern auf den Hof geſchlichen, um nach einem dienſtbaren Geiſte zu ſpähen. Aber er traf nur zwei Knaben, die Enkel des Dichters, die wild umherrannten und einen großen Lärm trieben. Da öffnete ſich plötzlich ein Fenſter und der Erſehnte lehnte heraus. Mit blitzenden Augen und einer Löwenſtimme rief er herunter: Wollt ihr Lümmel [!?] endlich Ruhe halten! Schrie's und warf klirrend das Fenſter zu. Die Knaben wurden ſtill, und mein Freund rannte erſchreckt davon. — Dieſe unglücklichen Geſchichtchen konnten mich nicht abſchrecken und ich machte mich getroſt auf den Weg, obwohl ich weder einen Namen noch die geringſte Empfehlung aufzuweiſen hatte. ~ Auf dem Flure trat mir ein Diener entgegen, dem ich meinen Namen nannte: Zahn, Maler und Architekt. — Maler und Architekt, wiederholte mechaniſch der Diener, indem er mich zweifelhaft muſterte. Sagen Sie Sr. Exzellenz: Aus Italien kommend. Aus Italien kommend, wiederholte jener und entfernte ſich, worauf er alsbald zurückkehrte und mich bat, ihm zu folgen. ~ Wir ſtiegen eine ſchöne breite Treppe hinan. ~ Mein Führer öffnete, ließ mich eintreten und ich befand mich in einem ſtattlichen Empfangzimmer. ~

Nach wenigen Augenblicken trat Goethe ein. Es iſt eine tauſendmal gebrauchte Phraſe, daß der Dichter an Erſcheinung und Weſen dem griechiſchen Götterkönig geglichen, aber niemand konnte leugnen, daß der Mann, der jetzt vor mir ſtand, ſeinesgleichen ſuchte. Das Alter ließ die hohe, kräftige, Ehrfurcht gebietende Geſtalt nur noch herrlicher erſcheinen. Unter der gewaltigen Stirn blitzten zwei große braune Augen, und das bronzefarbige Antlitz trug den Stempel der Hoheit und Genialität. Er hieß mich ihm gegenüber Platz nehmen und fragte mit

ſeiner ausdrucksvollen, volltönenden Stimme, die jedoch zuweilen den Frankfurter Dialekt anklingen ließ: Waren alſo in Italien? — Drei Jahre, Exzellenz. — Haben vielleicht auch die unterirdiſchen Stätten bei Neapel beſucht? — Das war der eigentliche Zweck meiner Reiſe. Ich hatte mich in einem antiken Hauſe zu Pompeji behaglich eingerichtet, und während zweier Sommer geſchahen alle Ausgrabungen unter meinen Augen. — Freut mich! Höre das gern! ſagte Goethe, der eine gedrungene Redeweiſe liebte und gern die Pronomina wegließ. Er rückte mit ſeinem Stuhle mir näher und fuhr dann lebhaft fort: Habe den Akademien zu Wien und Berlin mehrere Male geraten, junge Künſtler zum Studium der antiken Malereien nach jenen unterirdiſchen Herrlichkeiten zu ſchicken. Um ſo ſchöner, wenn Sie das auf eigene Hand getan. Ja, ja, das Antike muß jedem Künſtler das Vorbild bleiben. Doch vergeſſen wir das Beſte nicht: Haben wohl einige Zeichnungen in Ihrem Reiſekoffer? — Ich habe die ſchönſten der antiken Wandgemälde meiſt gleich nach der Entdeckung durchgezeichnet und farbig nachzubilden geſucht. Wünſchen Exzellenz vielleicht einige davon zu ſehen? — O gewiß, gewiß! fiel Goethe ein; mit freudigem Danke! Kommen Sie nur zum Eſſen wieder. Speiſe gegen 2 Uhr. Werden noch einige Kunſtfreunde finden. Sehne mich ordentlich nach Ihren Bildern. Auf Wiederſehen, mein junger Freund! Und er bot mir ſeine Hand, während er die meinige freundlich drückte.

Als ich mich zur beſtimmten Stunde wieder einſtellte, durchſchritt ich eine Reihe von Zimmern, die alle mit demſelben Kunſtgeſchmack ausgeſtattet waren, und trat in den Speiſeſalon, wo ich Goethe und ſeine anderen Gäſte ſchon anweſend fand. Da war der Oberbaudirektor Coudray, der Kanzler von Müller und der Leibarzt Vogel. ~ Ferner ſah ich den Profeſſor Riemer, Eckermann und Hofrat Meyer. Alle Gäſte und Goethe ſelber waren im Frack. ~ Ich ſaß zwiſchen Goethe und Fräulein Ulrike von Pogwiſch, einem Liebling des Dichters, denn er richtete häufig das Wort an ſie, und nahm ihre Gegenreden mit offenbarem Wohlgefallen auf. Uns gegenüber ſaß Frau Ottilie, die Schwiegertochter des Dichters und die Schweſter von Ulrike. Ich fand die Speiſen äußerſt wohlſchmeckend und den Wein mindeſtens ebenſogut. Vor jedem Gaſte ſtand eine Flaſche Rot- oder Weißwein. Ich

wollte mir einen klaren Kopf für den Nachtiſch erhalten, weshalb ich Waſſer unter meinen Wein goß. Goethe bemerkte es und äußerte tadelnd: Wo haben Sie denn dieſe üble Sitte gelernt? Die Unterhaltung war eine allgemeine, lebendige und nie ſtockende. Goethe leitete ſie meiſterhaft, ohne aber jemanden zu beſchränken. Um ihn ſaßen ſeine lebenden Lexika, die er bei Gelegenheit aufrief, denn er mochte ſich nicht ſelber mit dem Ballaſt der bloßen Stubengelehrſamkeit beſchweren. Riemer vertrat die Philologie, Meyer die Kunſtgeſchichte und Eckermann entrollte ſich als ein endloſer Zitatenknäuel für jedes beliebige Fach. Dazwiſchen lauſchte er mit eingezogenem Atem den Worten des Meiſters, die er wie Orakelſprüche ſofort auswendig zu lernen ſchien. Meyer dagegen, den man wegen ſeiner ſchweizeriſchen Mundart den Kunſchtmeyer nannte, verweilte auf dem Antlitze ſeines alten Jugendfreundes mit rührenden Blicken, die ebenſoviel Zärtlichkeit wie Bewunderung ausdrückten. ~ Das Geſpräch verweilte beſonders bei Italien und ſeinen Kunſtſchätzen. Goethe wußte auch mir die ſchüchterne ungelenke Zunge zu löſen und veranlaßte mich, von meinen Studien im Vatikan zu erzählen. Alle erinnerten ſich mit Entzücken an Rom und prieſen mit Begeiſterung ſeine Herrlichkeit. Nur Fräulein Ulrike glaubte ihrer proteſtantiſchen Entrüſtung gegen den Papſt und ſeine Regierung Luft machen zu müſſen. Der alte Goethe ſchmunzelte überlegen und reichte der Eiferin einen Zahnſtocher hinüber. Räche dich, meine Tochter, mit dieſem hier! ſprach er launig; wobei ich nicht weiß, ob er bei Überreichung dieſer ſeltſamen Waffe eine Anſpielung auf meinen Namen im Sinne hatte. Goethe hatte eine ganze Flaſche geleert und ſchenkte ſich noch aus der zweiten ein Glas ein, während man uns ſchon den Kaffee reichte. Dann erhoben wir uns. Es wurden Tiſche zuſammengeſchoben und darüber weiße Tücher gebreitet, worauf ich meine Zeichnungen entrollte und erklärte. Namentlich gefielen: Leda mit dem Neſt, daraus Kaſtor, Pollux und Helena herausgucken; Achilles und Briſeïs; die Vermählung der Paſithea mit dem Gotte des Schlafes; der thronende Jupiter und der thronende Bacchus — lauter farbige Durchzeichnungen von Pompejaniſchen Wandgemälden, die man unter einer dreißig Fuß tiefen Aſche wieder an die Oberwelt gezogen hatte. Goethe betrach-

tete jedes Gemälde mit Liebe und Inbrunſt und machte dazu die feinſinnigſten, ſchlagendſten Bemerkungen. Sie waren mir Beweis, wie tief dieſer Genius in das Weſen der Kunſt und in die Geheimniſſe des Helleniſchen Geiſtes eingedrungen. Plötzlich erklangen hinter uns ſtraffe Schritte und als ich mich wandte, erblickte ich einen unterſetzten Mann in Feldmütze und kurzem grünſamtnem Jagdrock mit goldenen Schnüren beſetzt. Es war der Großherzog, wie ihn Schwerdgeburth in dieſem Koſtüm und in einem Wagen fahrend ſo trefflich abgebildet hat. Er war durch den Garten gekommen und durch die Hintertür eingetreten, von der er ſtets den Schlüſſel hatte. Goethe begrüßte ihn mit den charakteriſtiſchen Worten: Kommen recht zum Gaſtmahl, königliche Hoheit! Karl Auguſt hatte eine kurze Meerſchaumpfeife in der Hand, aus der er, wo's irgend anging, beſtändig paffte, aber jetzt ließ er ſie ausgehen, denn Goethe verabſcheute den Tabak. Auch gab er ſeinem alten Duzbruder heute das Höflichkeits-Sie. ~

Es war meine Abſicht, am nächſten Tage abzureiſen, aber Goethe drang in mich, mindeſtens noch vierzehn Tage zu verweilen und ihn täglich zu beſuchen. Der Großherzog lud mich für den folgenden Tag zum Eſſen, doch Goethe erklärte ſtatt meiner: Nein, mittags gehört Zahn mir! Und Karl Auguſt widerſprach nicht. Die meiſten der Anweſenden hatten ſich ſchon empfohlen bis auf Coudray, Eckermann und Frau Ottilie. Auch ich wollte gehen, aber Goethe hielt mich zurück und meinte: Habe noch Appetit. Sollen uns noch ein paar Bilder zeigen. Er hatte ſich inzwiſchen des Fracks entledigt und den bequemen Hausrock hervorgeſucht. Dann ſetzte er ſich in einen Armſtuhl, die anderen umſtanden ihn, und die unterdes hereingekommenen Enkel Walter und Wolfgang ſchmiegten ſich an den Großpapa, während ich die Zeichnungen wies. Goethes Bewunderung erregten vorzugsweiſe: Das Opfer der Iphigenia und Hercules, von einem Genius geführt, findet ſeinen Sohn Telephos wieder, wie ihn eine Hirſchkuh ſäugt. Er verſank in ſtille Andacht und brach dann in die Worte aus: Ja, die Alten ſind auf jedem Gebiete der heiligen Kunſt unerreichbar. Sehen Sie, meine Herren, ich glaube auch etwas geleiſtet zu haben, aber gegen einen der großen attiſchen Dichter, wie Äſchylos und Sophokles, bin ich doch gar nichts.

[2540.] September 8. F. v. Müller.

Deshalb vorzüglich, *wegen des Gedichts an den König von Bayern*, war ich heute wieder dort. Er billigte meine Motive, erweiterte aber den Vordergrund, der bis Brückenau gehen müſſe. Abwechſelndes Metrum: Ich muß ja Griechenland kennen, da ich es verteilt habe. Neues Lob meiner Pempelforter Elegie, unerfreulich ſei ihm Alfreds* Buch.

[2541.] September 9. F. v. Müller.

Heute las ich ihm meine Antwort an den König vor, mit der der Großherzog und die Großherzogin ſehr zufrieden geweſen waren. Sie ſchien ihm jedoch nicht ganz zu behagen; doch wollte er in kein Detail eingehen, entſchuldigend, daß er heut zu müd' und ſchlaff zur Kritik ſei: Ihr macht ſchöne Verſe ohne die Verskunſt, ihr haltet paſſende Reden ohne die Rhetorik ſtudiert zu haben. Das geht wohl recht gut eine Zeitlang, aber zuletzt reicht es doch nicht aus.

Er verſprach, ein andermal ſich näher auszuſprechen.

[2542.] September 8. 10. W. Zahn.

An dieſen mir unvergeßlichen Abenden pflegte Goethe beſonders gern von ſeinem Aufenthalt in Italien zu ſprechen. Er gedachte des Malers Kniep, der ihn auf ſeinem Ausfluge nach Sizilien begleitet, und der ihm durch ſeine Pedanterie ſo großes Ergötzen bereitet hatte. Kniep habe ihnen das Eſſen häufig ſelber gekocht; bevor er ſich aber zum Mahle niedergeſetzt, den Bratenrock hervorgeſucht, an dem jeder der talergroßen Knöpfe ſorgfältig in Papier eingeſchlagen geweſen. Nach beendigter Tafel wurden die Knöpfe wieder umwickelt und das koſtbare Kleidungsſtück weggelegt. Rom war dem Dichterfürſten überaus teuer, er kannte darin jedes Gäßchen, jede Winkelſchenke, zumal man in letzteren bekanntlich den beſten Wein erhält. Ja, ſagte er, ich habe meine Zeit gut angewendet, ſie nicht mit Viſiten vertrödelt, ſondern emſig die Stadt und das Volk ſtudiert. ~

* Alfred Nicolovius, Über Goethe. Literariſche und artiſtiſche Nachrichten.

Wie habe ich doch in meinen Römiſchen Elegien geſungen:

Ehret, wen ihr auch wollt! Nun bin ich endlich geborgen! uſw.
Nun entdeckt ihr mich nicht ſo bald in meinem Aſyle,
Das mir Amor, der Fürſt, königlich ſchützend, verlieh.

Kennen Sie auch die Oſteria alla Campana? fragte er weiter. — Die Weinſchenke zur Glocke? Gewiß. Wir deutſchen Künſtler haben noch im vorigen Jahre Ihren Geburtstag dortſelbſt gefeiert. — Iſt der Falerner noch immer gut? — Vortrefflich! — Und was liefert die Küche? — Ah, man erhält Stuffato, eine Art Schmorbraten, Maccaroni und ein Gebackenes, das ſie Fritti nennen. — Es iſt noch alles, wie zu meiner Zeit! ſagte Goethe und ſchmunzelte behaglich. Dann fuhr er fort: In dieſer Oſteria hatte ich meinen gewöhnlichen Verkehr. Hier traf ich die Römerin, die mich zu den Elegien begeiſterte. In Begleitung ihres Oheims kam ſie hierher, und unter den Augen des guten Mannes verabredeten wir unſere Zuſammenkünfte, indem wir den Finger in den verſchütteten Wein tauchten und die Stunde auf den Tiſch ſchrieben. Erinnern Sie ſich wohl: Hier ſtand unſer Tiſch. ~

Aber die köſtliche Vier blieb mir ins Auge geprägt!

[2543.] September 11. F. v. Müller.

Nachmittag traf ich den Künſtler Zahn, der eben aus Pompeji kam, bei Goethe an. Seine Durchzeichnungen Pompejaniſcher Wandgemälde lagen auf dem Fußboden des Salons ausgebreitet. Goethe ſchwelgte in ihrem Anſchauen. Ich erbaue mich daran, ſagte er; denn ich nenn' es erbauen, wenn man zu dem, was man für das Rechte hält, die Beſtätigung und die Belege findet.

[2544.] September 13. F. v. Müller.

Dejeuner im Armbruſt-Schützenverein. Goethe ließ ſeinen Dankestoaſt durch ſeinen Sohn ausbringen, welcher auch ſeine ſilberne Medaille von Bovy zum Geſchenk übergeben mußte und ſpäterhin durch Stiftung einer ſchönen Armbruſt von 1731 ein gar paſſendes gemütliches Impromptu machte.

Ich ſaß neben dem alten Herrn. Ich bin eben im Mittelalter, ſagte er, indem ich Ludens Geſchichte des-

ſelben leſe, und ſo kommt mir die lebendige Anſchauung einer ſolchen Tradition der Vorzeit, wie dieſes Armbruſtſchießen eben recht. Ihr Neuern mit eurem Zentraliſieren, wie wäret ihr wohl imſtande, einem Inſtitut ſo viel Lebenskraft einzuhauchen, wie dieſe Korporation ſeit Jahrhunderten bewährt hat?

Auf der ſinnreich verzierten Torte ſtand:

Ein ewiger Frühling biſt Du uns beglückend,
Ringsum die Welt mit Deinen Gaben ſchmückend.

Bei Tiſch blieb Goethe fortwährend ſehr munter. Als Zahn erzählte, daß man erſt etwa den achten Teil von Pompeji ausgegraben und noch reiche Ernte, aber erſt nach vielen Jahren zu gewärtigen habe, meinte Goethe: Ei nun, um verſtändig und klug zu werden, haben wir ſchon jetzt genug, wenn wir nur wollten.

Unter die ihm verhaßte Jean Paulſche Einſchrift der Frau von Spiegel in Walters Stammbuch: Der Menſch hat dritthalb Minute, eine zum Lächeln, eine zum Seufzen, eine halbe nur zum Lieben; denn mitten in dieſer Minute ſtirbt er, ſchrieb er perſiflierend:

Ihrer ſechzig hat die Stunde,
Über tauſend hat der Tag;
Söhnchen, werde dir die Kunde,
Was man alles leiſten mag.

[2545.] September 15. S. Munk.

Eine geraume Zeit ging ich vor Goethes Hauſe auf und ab, um ihn vielleicht am Fenſter zu ſehen; da es aber nicht gelingen wollte, ſo ließ ich mich nachmittags um fünf Uhr bei ihm melden mit der Bitte, ihn einige Augenblicke ſprechen zu dürfen. Ich hatte das ſeltene Glück, ſogleich vorgelaſſen zu werden, und Goethe unterhielt ſich eine Zeitlang mit mir über meine *orientaliſchen* Studien, ſprach mit vieler Freundlichkeit und Aufmunterung und entließ mich mit vielen Wünſchen für den glücklichen Erfolg meiner Bemühungen.

[2546.] September 15. F. v. Müller.

Nach Tiſche bei Goethe traf ich Profeſſor Heinroth von Leipzig, Frommann, Vogel, Riemer und Zahn, der zugleich Abſchied nahm. Nach kurzer Friſt fuhr ich mit Goethe ſpazieren, gegen Süßenborn zu. Ich unterhielt

ihn von Carlyles Aufſatz über den Charakter ſeiner Schriften. Er erzählte wie er dieſem wackern Mann kürzlich ein Schwänchen überſchickt, nämlich ſeine Taſchenausgabe, den Fauſt, die Medaille, Kupferſtich, eine eiſerne Buſennadel für die Frau uſw. Dieſe Art Menſchen, ſagte er, wie wir auch an Bracebridges ſehen, führen ein viel innigeres, zuſammengenommeneres Leben, als wir in unſerer Zerſtreuung; ſie ſind wie mitten im Weltmeere auf einem engen Kahn vereint, unbekümmert um das Getobe und Gebrauſe um ſie her.

Von Bonſtetten hatte Goethe kürzlich einen herzlichen Brief bekommen, den er mir zu zeigen verſprach.

Als wir bei einem neuen Gebäude vorüber fuhren, das ihm mißfiel, äußerte er: Meine Lehre iſt von jeher dieſe: Fehler kann man begehen, wie man will, nur baue man ſie nicht auf. Kein Beichtvater kann von ſolchen Bauſünden jemals abſolvieren.

Ein Student aus Berlin, nach Paris reiſend, war bei ihm dieſen Nachmittag eingeſprochen und ſofort angenommen worden: Ich ſehe ſolche Leute gern, man tut dabei einen Blick in die weite Welt hinaus und hat die behagliche Empfindung, nicht ſelbſt reiſen zu müſſen.

[2547.] September 15. Soret.

En revenant de Weimar avec le Prince nous avons trouvé Goethe et Wolf au Belvedère; il s'est établi dans ma chambre et a pris quelques rafraichissemens; je prends note de cette visite car il n'en fait guère et l'on peut tenir compte de cette exception à ses habitudes. Tandis que les enfans jouaient de leur côté nous avons pris Genève pour texte de conversation et j'ai fait mes offrandes, qui consistaient principalement en minéraux de Suisse. La lithographie d'Andeoud que je lui ai aussi donnée a paru beaucoup l'amuser et je me souviens qu'il a fait un excellent commentaire sur la pudeur des ecclesiastiques occupés dans la caricature à couper la racine du péché original sur les statues du Musée Roth. Ces bonnes gens placent quelquefois la feuille de figuier à la ceinture d'une Vénus pour avoir un prétexte honnête de l'examiner en détail.

[2548.] September 8./18. W. Zahn.

Nach dem ausdrücklichen Willen Goethes kam ich an den folgenden Tagen wieder, und jedesmal mußte

ich nach dem Eſſen meine Zeichnungen zum beſten geben. Als ich dies am vierten Tage unterließ, fragte Goethe: Wo bleiben denn Ihre Bilder? Exzellenz haben jetzt alles geſehen, was ich beſitze, und bereits zu wiederholten Malen. Ach! entgegnete er, was man alle Tage ſehen ſollte, kann man doch wenigſtens zwei- oder dreimal ſehen; worauf ich meine Mappe von neuem öffnen mußte. ~

An einem Tage, als ich wieder bei Goethe ſpeiſte, erſchien eine Deputation der Armbruſtſchützengilde, welche ſchon ſeit dreihundert Jahren in Weimar beſteht, und lud die Exzellenz, wie ſie's alljährlich zu tun pflegte, feierlichſt zu ihrem Feſte ein. Goethe hatte dieſe Einladung bisher immer ausgeſchlagen, aber diesmal nahm er ſie nach einigem Beſinnen an, was allgemein überraſchte. Gut! erklärte er, werde kommen, aber Zahn muß mit. Goethe war immer ein Glückskind. Auch bei dieſem Feſte traf er mit der Armbruſt das Zentrum, worauf wir uns auf dem Schützenplatze zu einem brillanten Frühſtück niederſetzten. Goethe war überaus heiter und lud zu einem ſolennen Diner ein. Eine große Geſellſchaft war verſammelt, und der edle Wein floß in Strömen. Mit innigem Behagen ſah er einen nach dem andern matt werden und kläglich abfallen. Ihm allein konnte der Wein nichts anhaben. ~

Folgen ein paar ganz unwahrſcheinliche Geſchichtchen über Goethes Trinken.

Die ſchönſten Stunden, die ich mit Goethe verlebte, waren einige Abende, an denen wir ganz allein waren. Dann führte er mich in das Allerheiligſte, in ſein überaus ſchlicht meubliertes Arbeitszimmer, das aber eine gewählte Handbibliothek enthielt. Eine größere war in einem beſonderen Saale aufgeſtellt. Dann ſah ich den großen Mann auch im Schlafrock. Wir aßen kalten Braten, tranken dazu eine Flaſche nach der andern und zuweilen wurde es Mitternacht und darüber, ehe Goethe mich entließ, obwohl er ſonſt zwiſchen 9 und 10 Uhr zu Bett zu gehen pflegte. Er war unerſchöpflich in Fragen und wußte das Beſte und Geheimſte aus mir herauszulocken, ſo daß ich oft über mich ſelbſt in Verwunderung geriet. In dieſen koſtbaren Stunden verſenkte er ſich in die goldenen Erinnerungen ſeines reichen Lebens und ließ mich ganz in ſein großes, ſchönes Herz blicken.

Dieſes Herz war ebenſo groß wie ſein Geiſt. Es kannte nicht den Schatten von Neid, ſondern es umfaßte die ganze Menſchheit mit warmem Wohlwollen, und es hat Hunderten mit Rat und Tat ausgeholfen, aber immer in der Stille, im Verborgenen.

[2549.] September 19. F. v. Müller.

Mit Perowsky bei Goethe: Schon das öftere Mitziehen bei kirchlichen Prozeſſionen gäbe den Kindern in katholiſchen Staaten eine gewiſſe Bildung und Sitte.

[2550.] September 20. F. v. Müller.

Abends eine Stunde bei ihm. Manzonis gedenkend: Wäre ich jünger, ſo hätte ich ſogleich die Sposi promessi à la Cellini bearbeitet. Beim Überſetzen muß man ſich nur ja nicht in unmittelbaren Kampf mit der fremden Sprache einlaſſen. Man muß bis an das Unüberſetzbare herangehen und dieſes reſpektieren; denn darin liegt eben der Wert und der Charakter einer jeden Sprache.

Und als ich ihm von Graf Reinhards Reiſe nach Norwegen erzählte: Welche Verwegenheit für einen Mann ſeines Alters! Doch was einer ausführen kann, das darf er auch unternehmen.

[2551.] September 23. F. v. Müller.

Abends von 6—7 $^{1}/_{4}$ Uhr allein bei ihm. Er hatte eben in einem großen Folianten geleſen. Wir kamen auf den Hofrat Wilhelm Müller aus Deſſau zu ſprechen, der uns dieſer Tage beſucht hatte. Es iſt mir eine unangenehme Perſonnage, ſagte er, ſuffiſant, überdies Brillen tragend, was mir das Unleidlichſte iſt. Frau von Varnhagen und die Arnim haben mir Müllers Gattin ganz richtig geſchildert, die wirklich recht liebenswürdig iſt. Die Arnim iſt übrigens jetzt ſelten mehr redlich, ſondern erzſchelmiſch. Was ſie in früheren Jahren ſehr gut gekleidet, die halb Mignon-, halb Gurli-Maske nimmt ſie jetzt nur als Gaukelei vor, um ihre Liſt und Schelmerei zu verbergen. Das italieniſche Blut in ihr hat freilich die Mignon aufs lebhafteſte auffaſſen müſſen. Solche problematiſche Charaktere aber intereſſieren mich immer, um ſo mehr, je ſchwieriger es mir wird, ſie zu erklären und zu entziffern.

Ich muß geſtehen, ich wüßte auch nichts mit der ewigen Seligkeit anzufangen, wenn ſie mir nicht neue Aufgaben und Schwierigkeiten zu beſiegen böte. Aber dafür iſt wohl geſorgt, wir dürfen nur die Planeten und Sonnen anblicken, da wird es auch Nüſſe genug zu knacken geben.

Seine Monita zu meinem Brief an den König von Bayern wollte er auch heute nicht kund geben.

Mit der Farbenlehre iſt es wie mit dem Whiſtſpiel; man lernt nie aus, muß es aber beſtändig ſpielen, um weiter zu kommen. Es läßt ſich nur darin tun, nicht überliefern, nicht lehren.

Jede Hoffnung iſt eigentlich eine gute Tat.

Als ich ihn um ſeinen Gartenſchlüſſel für morgen bat, das Gedicht an den König zu beenden, ſchlug er es mit dem Bemerken ab: er habe morgen ſelbſt ein Echappé vor, um jeder Störung zu entgehen.

[2552.] September 24. Eckermann.

Mit Goethe nach Berka. Bald nach 8 Uhr fuhren wir ab; der Morgen war ſehr ſchön. Die Straße geht anfänglich bergan, und da wir in der Natur nichts zu betrachten fanden, ſo ſprach Goethe von literariſchen Dingen. Ein bekannter deutſcher Dichter *[W. Müller]* war dieſer Tage durch Weimar gegangen und hatte Goethen ſein Stammbuch gegeben. Was darin für ſchwaches Zeug ſteht, glauben Sie nicht, ſagte Goethe. Die Poeten ſchreiben alle, als wären ſie krank und die ganze Welt ein Lazarett. Alle ſprechen ſie von dem Leiden und dem Jammer der Erde und von den Freuden des Jenſeits, und unzufrieden wie ſchon alle ſind, hetzt einer den andern in noch größere Unzufriedenheit hinein. Das iſt ein wahrer Mißbrauch der Poeſie, die uns doch eigentlich dazu gegeben iſt, um die kleinen Zwiſte des Lebens auszugleichen und den Menſchen mit der Welt und ſeinem Zuſtande zufrieden zu machen. Aber die jetzige Generation fürchtet ſich vor aller echten Kraft, und nur bei der Schwäche iſt es ihr gemütlich und poetiſch zu Sinne.

Ich habe ein gutes Wort gefunden, fuhr Goethe fort, um dieſe Herren zu ärgern. Ich will ihre Poeſie die Lazarett-Poeſie nennen, dagegen die echt Tyrtäiſche diejenige, die nicht bloß Schlachtlieder ſingt, ſondern auch den Menſchen mit Mut ausrüſtet, die Kämpfe des Lebens zu beſtehen.

Goethes Worte erhielten meine ganze Zuſtimmung.

Im Wagen zu unſern Füßen lag ein aus Binſen geflochtener Korb mit zwei Handgriffen, der meine Aufmerkſamkeit erregte. Ich habe ihn, ſagte Goethe, aus Marienbad mitgebracht, wo man ſolche Körbe in allen Größen hat, und ich bin ſo an ihn gewöhnt, daß ich nicht reiſen kann, ohne ihn bei mir zu führen. Sie ſehen, wenn er leer iſt, legt er ſich zuſammen und nimmt wenig Raum ein; gefüllt dehnt er ſich nach allen Seiten aus und faßt mehr als man denken ſollte. Er iſt weich und biegſam, und dabei ſo zähe und ſtark, daß man die ſchwerſten Sachen darin fortbringen kann.

Er ſieht ſehr maleriſch und ſogar antik aus, ſagte ich.

Sie haben recht, ſagte Goethe, er kommt der Antike nahe, denn er iſt nicht allein ſo vernünftig und zweckmäßig als möglich, ſondern er hat auch dabei die einfachſte, gefälligſte Form, ſo daß man alſo ſagen kann: er ſteht auf dem höchſten Punkt der Vollendung. Auf meinen mineralogiſchen Exkurſionen in den böhmiſchen Gebirgen iſt er mir beſonders zuſtatten gekommen. Jetzt enthält er unſer Frühſtück. Hätte ich einen Hammer mit, ſo möchte es auch heute nicht an Gelegenheit fehlen, hin und wieder ein Stückchen abzuſchlagen und ihn mit Steinen gefüllt zurückzubringen.

Wir waren auf die Höhe gekommen und hatten die freie Ausſicht auf die Hügel, hinter denen Berka liegt. Ein wenig links ſahen wir in das Tal, das nach Hetſchburg führt und wo auf der andern Seite der Ilm ein Berg vorliegt, der uns ſeine Schattenſeite zukehrte und wegen der vorſchwebenden Dünſte des Ilmtales meinen Augen blau erſchien. Ich blickte durch mein Glas auf dieſelbige Stelle, und das Blau verringerte ſich auffallend. Ich machte Goethen dieſe Bemerkung. Da ſieht man doch, ſagte ich, wie auch bei den rein objektiven Farben das Subjekt eine große Rolle ſpielt. Ein ſchwaches Auge befördert die Trübe, dagegen ein geſchärftes treibt ſie fort oder macht ſie wenigſtens geringer.

Ihre Bemerkung iſt vollkommen richtig, ſagte Goethe; durch ein gutes Fernrohr kann man ſogar das Blau der fernſten Gebirge verſchwinden machen. Ja, das Subjekt iſt bei allen Erſcheinungen wichtiger als man denkt. Schon Wieland wußte dieſes ſehr gut, denn er pflegte gewöhnlich zu ſagen: Man könnte die Leute wohl amüſieren,

wenn ſie nur amüſabel wären. — Wir lachten über den heitern Geiſt dieſer Worte.

Wir waren indes das kleine Tal hinabgefahren, wo die Straße über eine hölzerne mit einem Dach überbaute Brücke geht, unter welcher das nach Hetſchburg hinabfließende Regenwaſſer ſich ein Bette gebildet hat, das jetzt trocken lag. Chauſſeearbeiter waren beſchäftigt, an den Seiten der Brücke einige aus rötlichem Sandſtein gehauene Steine zu errichten, die Goethes Aufmerkſamkeit auf ſich zogen. Etwa eine Wurfsweite über die Brücke hinaus, wo die Straße ſich ſachte an den Hügel hinanhebt, der den Reiſenden von Berka trennt, ließ Goethe halten. Wir wollen hier ein wenig ausſteigen, ſagte er, und ſehen, ob ein kleines Frühſtück in freier Luft uns ſchmecken wird. Wir ſtiegen aus und ſahen uns um. Der Bediente breitete eine Serviette über einen viereckigen Steinhaufen, wie ſie an den Chauſſeen zu liegen pflegen, und holte aus dem Wagen den aus Binſen geflochtenen Korb, aus welchem er neben friſchen Semmeln gebratene Rebhühner und ſauere Gurken auftiſchte. Goethe ſchnitt ein Rebhuhn durch und gab mir die eine Hälfte. Ich aß, indem ich ſtand und herumging; Goethe hatte ſich dabei auf die Ecke eines Steinhaufens geſetzt. Die Kälte der Steine, woran noch der nächtliche Tau hängt, kann ihm unmöglich gut ſein, dachte ich und machte meine Beſorgnis bemerklich; Goethe aber verſicherte, daß es ihm durchaus nicht ſchade, wodurch ich mich denn beruhigt fühlte und es als ein neues Zeichen anſah, wie kräftig er ſich in ſeinem Innern empfinden müſſe. Der Bediente hatte indes auch eine Flaſche Wein aus dem Wagen geholt, wovon er uns einſchenkte. Unſer Freund Schütze, ſagte Goethe, hat nicht unrecht, wenn er jede Woche eine Ausflucht aufs Land macht; wir wollen ihn uns zum Muſter nehmen, und wenn das Wetter ſich nur einigermaßen hält, ſo ſoll dies auch unſere letzte Partie nicht geweſen ſein. Ich freute mich dieſer Verſicherung.

Ich verlebte darauf mit Goethe, teils in Berka, teils in Tonndorf, einen höchſt merkwürdigen Tag. Er war in den geiſtreichſten Mitteilungen unerſchöpflich; auch über den zweiten Teil des Fauſt, woran er damals ernſtlich zu arbeiten anfing, äußerte er viele Gedanken, und ich bedaure deshalb um ſo mehr, daß in meinem Tagebuche ſich nichts weiter notiert findet als dieſe Einleitung.

[2553.] September 26. Eckermann.

Goethe hatte mich auf dieſen Morgen zu einer Spazierfahrt nach der Hottelſtedter Ecke, der weſtlichſten Höhe des Ettersberges, und von da nach dem Jagdſchloß Ettersburg einladen laſſen. Der Tag war überaus ſchön, und wir fuhren zeitig zum Jakobstore hinaus. Hinter Lützendorf, wo es ſtark bergan geht und wir nur Schritt fahren konnten, hatten wir zu allerlei Beobachtungen Gelegenheit. Goethe bemerkte rechts in den Hecken hinter dem Kammergut eine Menge Vögel und fragte mich, ob es Lerchen wären. — Du Großer und Lieber, dachte ich, der du die ganze Natur wie wenig andere durchforſcht haſt, in der Ornithologie ſcheinſt du ein Kind zu ſein!

Es ſind Ammern und Sperlinge, erwiderte ich, auch wohl einige verſpätete Grasmücken, die nach abgewarteter Mauſer aus dem Dickicht des Ettersberges herab in die Gärten und Felder kommen und ſich zum Fortzuge anſchicken; aber Lerchen ſind es nicht. Es iſt nicht in der Natur der Lerche, ſich auf Büſche zu ſetzen. Die Feld- oder Himmelslerche ſteigt in die Luft aufwärts und geht wieder zur Erde herab, zieht auch wohl im Herbſt ſcharenweiſe durch die Luft hin und wirft ſich wiederum auf irgendein Stoppelfeld nieder, aber ſie geht nicht auf Hekken und Gebüſche. Die Baumlerche dagegen liebt den Gipfel hoher Bäume, von wo aus ſie ſingend in die Luft ſteigt und wieder auf ihren Baumgipfel herabfällt. Dann gibt es noch eine andere Lerche, die man in einſamen Gegenden an der Mittagsſeite von Waldblößen antrifft und die einen ſehr weichen, flötenartigen, doch etwas melancholiſchen Geſang hat. Sie hält ſich nicht am Ettersberge auf, der ihr zu lebhaft und zu nahe von Menſchen umwohnt iſt; aber auch ſie geht nicht in Gebüſche.

Hm! ſagte Goethe, Sie ſcheinen in dieſen Dingen nicht eben ein Neuling zu ſein.

Ich habe das Fach von Jugend auf mit Liebe getrieben, erwiderte ich, und immer Augen und Ohren dafür offen gehabt. Der ganze Wald des Ettersberges hat wenige Stellen, die ich nicht zu wiederholten Malen durchſtreift bin. Wenn ich jetzt einen einzigen Ton höre, ſo getraue ich mir zu ſagen, von welchem Vogel er kommt. Auch bin ich ſo weit, daß wenn man mir irgendeinen Vogel bringt, der in der Gefangenſchaft durch verkehrte Behandlung das Gefieder verloren hat, ich mir getraue,

ihn ſehr bald vollkommen geſund und wohlbefiedert wiederherzuſtellen.

Das zeigt allerdings, erwiderte Goethe, daß Sie in dieſen Dingen bereits vieles durchgemacht haben. Ich möchte Ihnen raten, das Studium ernſtlich fortzutreiben; es muß bei Ihrer entſchiedenen Richtung zu ſehr guten Reſultaten führen. Aber ſagen Sie mir etwas über die Mauſer. Sie ſprachen vorhin von verſpäteten Grasmücken, die nach vollendeter Mauſer aus dem Dickicht des Ettersberges in die Felder herabkommen. Iſt denn die Mauſer an eine gewiſſe Epoche gebunden, und mauſern ſich alle Vögel zugleich?

Bei den meiſten Vögeln, erwiderte ich, tritt ſie ſogleich nach vollendeter Brütezeit ein, das heißt, ſobald die Jungen des letzten Geheckes ſo weit ſind, daß ſie ſich ſelber helfen können. Nun fragt es ſich aber, ob der Vogel von dieſem Zeitpunkte des fertigen letzten Geheckes bis zu dem ſeines Wegzuges zur Mauſer noch den gehörigen Raum hat. Hat er ihn, ſo mauſert er ſich hier und zieht mit friſchem Gefieder fort. Hat er ihn nicht, ſo zieht er mit ſeinem alten Gefieder fort und mauſert ſich ſpäter im warmen Süden. Denn die Vögel kommen im Frühling nicht zu gleicher Zeit zu uns, auch ziehen ſie im Herbſt nicht zu gleicher Zeit fort. Und dieſes rührt daher, daß die eine Art ſich aus einiger Kälte und rauhem Wetter weniger macht und ſie mehr ertragen kann als die andere. Ein Vogel aber, der früh bei uns ankommt, zieht ſpät weg, und ein Vogel, der ſpät bei uns ankommt, zieht früh weg.

So iſt ſchon unter den Grasmücken, die doch zu einem Geſchlecht gehören, ein großer Unterſchied. Die klappernde Grasmücke, oder das Müllerchen, läßt ſich ſchon Ende März bei uns hören; vierzehn Tage ſpäter kommt die ſchwarzköpfige, oder der Mönch; ſodann etwa nach einer Woche die Nachtigall; und erſt ganz zu Ende April oder Anfang Mai die graue. Alle dieſe Vögel mauſern ſich im Auguſt bei uns, ſo auch die Jungen ihres erſten Geheckes; weshalb man denn Ende Auguſt junge Mönche fängt, die ſchon das ſchwarze Köpfchen haben. Die Jungen des letzten Geheckes aber ziehen mit ihrem erſten Gefieder fort und mauſern ſich ſpäter in ſüdlichen Ländern; aus welchem Grunde man denn Anfang September junge Mönche fangen kann, und zwar

junge Männchen, die noch das rote Köpfchen haben wie ihre Mutter.

Iſt denn die graue Grasmücke, fragte Goethe, der ſpäteſte bei uns ankommende Vogel oder kommen andere noch ſpäter?

Der ſogenannte gelbe Spottvogel und der prächtige goldgelbe Pirol, erwiderte ich, kommen erſt gegen Pfingſten. Beide ziehen nach vollendeter Brütezeit, gegen die Mitte Auguſt, ſchon wieder fort und mauſern ſich mit ihren Jungen im Süden. Hat man ſie im Käfig, ſo mauſern ſie ſich bei uns im Winter, weshalb denn dieſe Vögel ſehr ſchwer durchzubringen ſind. Sie verlangen ſehr viel Wärme. Hängt man ſie aber in die Nähe des Ofens, ſo verkümmern ſie aus Mangel an fruchtbarer Luft; bringt man ſie dagegen in die Nähe des Fenſters, ſo verkümmern ſie in der Kälte der langen Nächte.

Man hält dafür, ſagte Goethe, daß die Mauſer eine Krankheit oder wenigſtens von körperlicher Schwäche begleitet ſei.

Das möchte ich nicht ſagen, erwiderte ich. Es iſt ein Zuſtand geſteigerter Produktivität, der in freier Luft herrlich vonſtatten geht, ohne die geringſte Beſchwerde, ja bei einigermaßen kräftigen Individuen auch vollkommen gut im Zimmer. Ich habe Grasmücken gehabt, die während der ganzen Mauſer ihren Geſang nicht ausſetzten: ein Zeichen, daß es ihnen durchaus wohl war. Zeigt ſich aber ein Vogel im Zimmer während der Mauſer kränklich, ſo iſt daraus zu ſchließen, daß er mit dem Futter oder friſcher Luft und Waſſer nicht gehörig behandelt worden. Iſt er im Zimmer im Laufe der Zeit aus Mangel an Luft und Freiheit ſo ſchwach geworden, daß ihm die produktive Kraft fehlt, um in die Mauſer zu kommen, ſo bringe man ihn an die fruchtbare friſche Luft, und die Mauſer wird ſogleich auf das beſte vonſtatten gehen. Bei einem Vogel in freier Wildnis dagegen verläuft ſie ſich ſo ſanft und ſo allmählich, daß er es kaum gewahr wird.

Aber doch ſchienen Sie vorhin anzudeuten, verſetzte Goethe, daß die Grasmücken ſich während der Mauſer in das Dickicht der Wälder ziehen.

Sie bedürfen während dieſer Zeit, erwiderte ich, allerdings einiges Schutzes. Zwar verfährt die Natur auch in dieſem Falle mit ſolcher Weisheit und Mäßigung, daß

ein Vogel während der Mauſer nie mit einem Male ſo viele Federn verliert, daß er unfähig würde, ſo gut zu fliegen, als die Erreichung ſeines Futters es verlangt. Allein es kann doch kommen, daß er z. B. mit einem Male die vierte, fünfte und ſechſte Schwungfeder des linken und die vierte, fünfte und ſechſte Schwungfeder des rechten Flügels verliert, wobei er zwar immer noch ganz gut fliegen kann, allein nicht ſo gut, um dem verfolgenden Raubvogel, beſonders aber dem ſehr ſchnellen und gewandten Baumfalken zu entgehen, und da kommt ihm denn ein buſchiges Dickicht ſehr zuſtatten.

Das läßt ſich hören, erwiderte Goethe. Schreitet aber die Mauſer, fuhr er fort, an beiden Flügeln gleichmäßig und gewiſſermaßen ſymmetriſch vor?

So weit meine Beobachtungen reichen, allerdings, erwiderte ich. Und das iſt ſehr wohltätig. Denn verlöre ein Vogel z. B. drei Schwungfedern des linken Flügels und nicht zugleich dieſelben Federn des rechten, ſo würde den Flügeln alles Gleichgewicht fehlen und der Vogel würde ſich und ſeine Bewegung nicht mehr in gehöriger Gewalt haben. Er würde ſein wie ein Schiff, dem an der einen Seite die Segel zu ſchwer und an der anderen zu leicht ſind.

Ich ſehe, erwiderte Goethe, man mag in die Natur eindringen von welcher Seite man wolle, man kommt immer auf einige Weisheit.

Wir waren indes immerfort mühſam bergan gefahren und waren nun nach und nach oben, am Rande der Fichten. Wir kamen an einer Stelle vorbei, wo Steine gebrochen waren und ein Haufen lag. Goethe ließ halten und bat mich, abzuſteigen und ein wenig nachzuſehen, ob ich nichts von Verſteinerungen entdeckte. Ich fand einige Muſcheln, auch einige zerbrochene Ammonshörner, die ich ihm zureichte, indem ich mich wieder einſetzte. Wir fuhren weiter.

Immer die alte Geſchichte! ſagte Goethe. Immer der alte Meeresboden! Wenn man von dieſer Höhe auf Weimar hinabblickt und auf die mancherlei Dörfer umher, ſo kommt es einem vor wie ein Wunder, wenn man ſich ſagt, daß es eine Zeit gegeben, wo in dem weiten Tale dort unten die Walfiſche ihr Spiel getrieben. Und doch iſt es ſo, wenigſtens höchſt wahrſcheinlich. Die Möwe aber, die damals über dem Meere flog, das dieſen

Berg bedeckte, hat ſicher nicht daran gedacht, daß wir beide heute hier fahren würden. Und wer weiß, ob nach vielen Jahrtauſenden die Möwe nicht abermals über dieſen Berg fliegt.

Wir waren jetzt oben auf der Höhe und fuhren raſch weiter. Rechts an unſerer Seite hatten wir Eichen und Buchen und anderes Laubholz. Weimar war rückwärts nicht mehr zu ſehen. Wir waren auf der weſtlichſten Höhe angelangt, das breite Tal der Unſtrut mit vielen Dörfern und kleinen Städten lag in der heiterſten Morgenſonne vor uns.

Hier iſt gut ſein! ſagte Goethe, indem er halten ließ. Ich dächte, wir verſuchten, wie in dieſer guten Luft uns etwa ein kleines Frühſtück behagen möchte.

Wir ſtiegen aus und gingen auf trockenem Boden am Fuß halbwüchſiger, von vielen Stürmen verkrüppelter Eichen einige Minuten auf und ab, während Friedrich das mitgenommene Frühſtück auspackte und auf einer Raſenerhöhung ausbreitete. ~ Wir ſetzten uns mit dem Rücken nach den Eichen zu, ſo daß wir während des Frühſtücks die weite Ausſicht über das halbe Thüringen immer vor uns hatten. Wir verzehrten indes ein Paar gebratene Rebhühner mit friſchem Weißbrot und tranken dazu eine Flaſche ſehr guten Wein, und zwar aus einer biegſamen feinen goldenen Schale, die Goethe in einem gelben Lederfutteral bei ſolchen Ausflügen gewöhnlich bei ſich führt.

Ich war ſehr oft an dieſer Stelle, ſagte er, und dachte in ſpäteren Jahren ſehr oft, es würde das letztemal ſein, daß ich von hier aus die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten überblickte. Allein es hält immer noch einmal zuſammen, und ich hoffe, daß es auch heute nicht das letztemal iſt, daß wir beide uns hier einen guten Tag machen. Wir wollen künftig öfter hierherkommen. Man verſchrumpft in dem engen Hausweſen. Hier fühlt man ſich groß und frei wie die große Natur, die man vor Augen hat, und wie man eigentlich immer ſein ſollte.

Ich überſehe von hier aus, fuhr Goethe fort, eine Menge Punkte, an die ſich die reichſten Erinnerungen eines langen Lebens knüpfen. Was habe ich nicht drüben in den Bergen von Ilmenau in meiner Jugend alles durchgemacht! Dann dort unten im lieben Erfurt wie manches gute Abenteuer erlebt! Auch in Gotha war ich in

früheſter Zeit oft und gerne; doch ſeit langen Jahren ſo gut wie gar nicht.

Seit ich in Weimar bin, bemerkte ich, erinnere ich mich nicht, daß Sie dort waren.

Das hat ſo ſeine Bewandtnis, erwiderte Goethe lachend. Ich bin dort nicht zum beſten angeſchrieben. Ich will Ihnen davon eine Geſchichte erzählen. Als die Mutter des *zuletzt* regierenden Herrn noch in hübſcher Jugend war, befand ich mich dort ſehr oft. Ich ſaß eines Abends bei ihr allein am Teetiſch, als die beiden zehn- und zwölfjährigen Prinzen, zwei hübſche blondlockige Knaben, hereinſprangen und zu uns an den Tiſch kamen. Übermütig wie ich ſein konnte, fuhr ich den beiden Prinzen mit meinen Händen in die Haare, mit den Worten: Nun, ihr Semmelköpfe, was macht ihr? Die Buben ſahen mich mit großen Augen an, im höchſten Erſtaunen über meine Kühnheit — und haben es mir ſpäter nie vergeſſen!

Ich will nun juſt eben nicht damit prahlen, aber es war ſo und lag tief in meiner Natur; ich hatte vor der bloßen Fürſtlichkeit als ſolcher, wenn nicht zugleich eine tüchtige Menſchennatur und ein tüchtiger Menſchenwert dahinterſteckte, nie viel Reſpekt. Ja, es war mir ſelber ſo wohl in meiner Haut und ich fühlte mich ſelber ſo vornehm, daß, wenn man mich zum Fürſten gemacht hätte, ich es nicht eben ſonderlich merkwürdig gefunden haben würde. Als man mir das Adelsdiplom gab, glaubten viele, wie ich mich dadurch möchte erhoben fühlen. Allein, unter uns, es war mir nichts, gar nichts! Wir Frankfurter Patrizier hielten uns immer dem Adel gleich, und als ich das Diplom in Händen hielt, hatte ich in meinen Gedanken eben nichts weiter als was ich längſt beſeſſen.

Wir taten noch einen guten Trunk aus der goldenen Schale und fuhren dann um die nördliche Seite des Ettersberges herum nach dem Jagdſchloſſe Ettersburg. Goethe ließ ſämtliche Zimmer aufſchließen, die mit heiteren Tapeten und Bildern behängt waren. In dem weſtlichen Eckzimmer des erſten Stockes ſagte er mir, daß Schiller dort einige Zeit gewohnt. Wir haben überhaupt, fuhr er fort, in früheſter Zeit hier manchen guten Tag gehabt und manchen guten Tag vertan. Wir waren alle jung und voll Übermut, und es fehlte uns im Sommer nicht an allerlei improviſiertem Komödienſpiel und im Winter nicht an allerlei Tanz und Schlittenfahrten mit Fackeln.

Wir gingen wieder ins Freie, und Goethe führte mich in weſtlicher Richtung einen Fußweg ins Holz.

Ich will Ihnen doch auch die Buche zeigen, ſagte er, worin wir vor fünfzig Jahren unſere Namen geſchnitten. — Aber wie hat ſich das verändert, und wie iſt das alles herangewachſen! Das wäre denn der Baum! — Sie ſehen, er iſt noch in der volleſten Pracht. Auch unſere Namen ſind noch zu ſpüren, doch ſo verquollen und verwachſen, daß ſie kaum noch herauszubringen. Damals ſtand dieſe Buche auf einem freien trockenen Platz. Es war durchaus ſonnig und anmutig umher, und wir ſpielten hier an ſchönen Sommertagen unſere improviſierten Poſſen. Jetzt iſt es hier feucht und unfreundlich. Was ſonſt nur niederes Gebüſch war, iſt indes zu ſchattigen Bäumen herangewachſen, ſo daß man die prächtige Buche unſerer Jugend kaum noch aus dem Dickicht herausfindet.

Wir gingen wieder nach dem Schloſſe, und nachdem wir noch die ziemlich reiche Waffenſammlung beſehen, fuhren wir nach Weimar zurück.

[2554.] September 27. Eckermann.

Nachmittags einen Augenblick bei Goethe, wo ich Herrn Geheimrat Streckfuß aus Berlin kennen lernte, der dieſen Vormittag mit ihm eine Spazierfahrt gemacht und dann zu Tiſch geblieben war. Als Streckfuß ging, begleitete ich ihn und machte noch einen Gang durch den Park. Bei meiner Zurückkunft über den Markt begegnete ich dem Kanzler und Raupach, mit denen ich in den Elefanten ging. Abends wieder bei Goethe, der mit mir ein neues Heft von Kunſt und Altertum beſprach, desgleichen zwölf Blätter Bleiſtift-Umriſſe, in welchen die Gebrüder Riepenhauſen die Gemälde Polygnots in der Lesche zu Delphi nach einer Beſchreibung des Pauſanias wiederherzuſtellen verſucht; ein Unternehmen, welches Goethe nicht genug anzuerkennen wußte.

[2555.] September. Riemer.

Zarten Seelen iſt gar viel gegönnt, ſagte Goethe von Carus, der den abſtrakten Organismus verfolgt und zugleich Landſchaftsmaler iſt.

[2556.] Oktober 1. Eckermann.

Im Theater Das Bild von Houwald. Ich ſah zwei Akte und ging dann zu Goethe, der mir die zweite Szene ſeines neuen Fauſt vorlas.

Ich habe in dem Kaiſer, ſagte er, einen Fürſten darzuſtellen geſucht, der alle möglichen Eigenſchaften hat, ſein Land zu verlieren, welches ihm denn auch ſpäter wirklich gelingt.

Das Wohl des Reiches und ſeiner Untertanen macht ihm keine Sorge; er denkt nur an ſich und wie er ſich von Tag zu Tag mit etwas Neuem amüſiere. Das Land iſt ohne Recht und Gerechtigkeit, der Richter ſelber mitſchuldig und auf der Seite der Verbrecher, die unerhörteſten Frevel geſchehen ungehindert und ungeſtraft. Das Heer iſt ohne Sold, ohne Diſziplin und ſtreift raubend umher, um ſich ſeinen Sold ſelber zu verſchaffen und ſich ſelber zu helfen wie es kann. Die Staatskaſſe iſt ohne Geld und ohne Hoffnung weiterer Zuflüſſe. Im eigenen Haushalte des Kaiſers ſieht es nicht beſſer aus: es fehlt in Küche und Keller. Der Marſchall, der von Tag zu Tag nicht mehr Rat zu ſchaffen weiß, iſt bereits in den Händen wuchernder Juden, denen alles verpfändet iſt, ſo daß auf den kaiſerlichen Tiſch vorweggegeſſenes Brot kommt.

Der Staatsrat will Sr. Majeſtät über alle dieſe Gebrechen Vorſtellungen tun und ihre Abhilfe beraten; allein der gnädigſte Herr iſt ſehr ungeneigt, ſolchen unangenehmen Dingen ſein hohes Ohr zu leihen; er möchte ſich lieber amüſieren. Hier iſt nun das wahre Element für Mephiſto, der den bisherigen Narren ſchnell beſeitigt und als neuer Narr und Ratgeber ſogleich an der Seite des Kaiſers iſt.

Goethe las die Szene und das Zwiſchengemurmel der Menge ganz vortrefflich, und ich hatte einen ſehr guten Abend.

[2557.] Oktober 7. Eckermann.

Dieſen Morgen, bei ſehr ſchönem Wetter befand ich mich mit Goethe bereits vor acht Uhr im Wagen und auf dem Wege nach Jena, wo er bis morgen Abend zu verweilen die Abſicht hatte.

Dort zeitig angekommen, fuhren wir zunächſt am Botaniſchen Garten vor, wo Goethe alle Sträuche und

Gewächſe in Augenſchein nahm und alles in ſchönſter Ordnung und im beſten Gedeihen fand. Wir beſahen ferner das Mineralogiſche Kabinett und einige andere naturwiſſenſchaftliche Sammlungen und fuhren darauf zu Herrn von Knebel, der uns zu Tiſch erwartete.

Knebel, im höchſten Alter, eilte Goethen halb ſtolpernd an der Tür entgegen, um ihn in ſeine Arme zu ſchließen. Darauf bei Tiſch ging alles ſehr herzlich und munter zu; von Geſprächen jedoch entwickelte ſich nichts von einiger Bedeutung. Die beiden alten Freunde hatten genug am beiderſeitigen menſchlich nahen Beiſammenſein.

Nach Tiſch machten wir eine Spazierfahrt in ſüdlicher Richtung an der Saale hinauf. Ich kannte dieſe reizende Gegend bereits aus früherer Zeit, doch wirkte alles wieder ſo friſch, als hätte ich es vorher nie geſehen.

Als wir uns wieder in den Straßen von Jena befanden, ließ Goethe an einem Bach hinauffahren und an einem Hauſe halten, das äußerlich eben kein bedeutendes Anſehen hatte.

Hier hat Voß gewohnt, ſagte er, und ich will Sie doch auch auf dieſem klaſſiſchen Boden einführen. Wir durchſchritten das Haus und traten in den Garten. Von Blumen und anderer Art feiner Kultur war wenig zu ſpüren, wir gingen auf Raſen unter lauter Obſtbäumen. Das war etwas für Erneſtine, ſagte Goethe, die auch hier ihre trefflichen Eutiner Äpfel nicht vergeſſen konnte, und die ſie mir rühmte als etwas ohnegleichen. Es waren aber die Äpfel ihrer Kindheit geweſen — darin lag's! Ich habe übrigens hier mit Voß und ſeiner trefflichen Erneſtine manchen ſchönen Tag gehabt und gedenke der alten Zeit ſehr gern. Ein Mann wie Voß wird übrigens ſo bald nicht wieder kommen. Es haben wenig andere auf die höhere deutſche Kultur einen ſolchen Einfluß gehabt als er. Es war an ihm alles geſund und derbe, weshalb er auch zu den Griechen kein künſtliches, ſondern ein rein natürliches Verhältnis hatte, woraus denn für uns anderen die herrlichſten Früchte erwachſen ſind. Wer von ſeinem Werte durchdrungen iſt wie ich, weiß gar nicht, wie er ſein Andenken würdig genug ehren ſoll.

Es war indes gegen 6 Uhr geworden, und Goethe fand es an der Zeit, in unſer Nachtquartier zu gehen, das er im Gaſthof Zum Bären hatte beſtellen laſſen.

Man gab uns ein geräumiges Zimmer nebſt einem Alkoven mit zwei Betten. Die Sonne war noch nicht lange hinab, der Abendſchein lag auf unſern Fenſtern, und es war uns gemütlich, noch eine Zeitlang ohne Licht zu ſitzen.

Goethe lenkte das Geſpräch auf Voß zurück. Er war mir ſehr wert, ſagte er, und ich hätte ihn gern der Akademie und mir erhalten. Allein die Vorteile, die man ihm von Heidelberg her anbot, waren zu bedeutend, als daß wir bei unſern geringen Mitteln ſie hätten aufwiegen können. Ich mußte ihn mit ſchmerzlicher Reſignation ziehen laſſen.

Ein Glück für mich war es indes, fuhr Goethe fort, daß ich Schillern hatte. Denn ſo verſchieden unſere beiderſeitigen Naturen auch waren, ſo gingen doch unſere Richtungen auf Eins; welches denn unſer Verhältnis ſo innig machte, daß im Grunde keiner ohne den anderen leben konnte.

Goethe erzählte mir darauf von ſeinem Freunde einige Anekdoten, die mir ſehr charakteriſtiſch erſchienen.

Schiller war, wie ſich bei ſeinem großartigen Charakter denken läßt, ſagte er, ein entſchiedener Feind aller hohlen Ehrenbezeigungen und aller faden Vergötterung, die man mit ihm trieb oder treiben wollte. Als Kotzebue vorhatte, eine öffentliche Demonſtration zu ſeinem Ruhme zu veranſtalten, war es ihm ſo zuwider, daß er vor innerm Ekel darüber faſt krank wurde. Ebenſo war es ihm zuwider, wenn ein Fremder ſich bei ihm melden ließ. Wenn er augenblicklich behindert war, ihn zu ſehen, und er ihn etwa auf den Nachmittag vier Uhr beſtellte, ſo war in der Regel anzunehmen, daß er um die beſtimmte Stunde vor lauter Apprehenſion krank war. Auch konnte er in ſolchen Fällen gelegentlich ſehr ungeduldig und auch wohl grob werden. Ich war Zeuge, wie er einſt einen fremden Chirurgus, der, um ihm ſeinen Beſuch zu machen, bei ihm unangemeldet eintrat, ſehr heftig anfuhr, ſo daß der arme Menſch, ganz verblüfft, nicht wußte wie ſchnell er ſich ſollte zurückziehen.

Wir waren, wie geſagt und wie wir alle wiſſen, fuhr Goethe fort, bei aller Gleichheit unſerer Richtungen, Naturen ſehr verſchiedener Art, und zwar nicht bloß in geiſtigen Dingen, ſondern auch in phyſiſchen. Eine Luft, die Schillern wohltätig war, wirkte auf mich wie Gift.

Ich beſuchte ihn eines Tages, und da ich ihn nicht zu Hauſe fand und ſeine Frau mir ſagte, daß er bald zurückkommen würde, ſo ſetzte ich mich an ſeinen Arbeitstiſch, um mir dieſes und jenes zu notieren. Ich hatte aber nicht lange geſeſſen, als ich von einem heimlichen Übelbefinden mich überſchlichen fühlte, welches ſich nach und nach ſteigerte, ſo daß ich endlich einer Ohnmacht nahe war. Ich wußte anfänglich nicht, welcher Urſache ich dieſen elenden, mir ganz ungewöhnlichen Zuſtand zuſchreiben ſollte, bis ich endlich bemerkte, daß aus einer Schieblade neben mir ein ſehr fataler Geruch ſtrömte. Als ich ſie öffnete, fand ich zu meinem Erſtaunen, daß ſie voll fauler Äpfel war. Ich trat ſogleich an ein Fenſter und ſchöpfte friſche Luft, worauf ich mich denn augenblicklich wieder hergeſtellt fühlte. Indes war ſeine Frau wieder hereingetreten, die mir ſagte, daß die Schieblade immer mit faulen Äpfeln gefüllt ſein müſſe, indem dieſer Geruch Schillern wohltue und er ohne ihn nicht leben und arbeiten könne.

Morgen früh, fuhr Goethe fort, will ich Ihnen auch zeigen, wo Schiller hier in Jena gewohnt hat.

Es war indes Licht gebracht, wir nahmen ein kleines Abendeſſen und ſaßen nachher noch eine Weile in allerlei Erinnerungen und Geſprächen.

Ich erzählte Goethen einen merkwürdigen Traum aus meinen Knabenjahren, der am andern Morgen buchſtäblich in Erfüllung ging. ~

Dieſes Ihr Knabenereignis, ſagte Goethe, iſt allerdings höchſt merkwürdig. Aber dergleichen liegt ſehr wohl in der Natur, wenn wir auch dazu noch nicht den rechten Schlüſſel haben. Wir wandeln alle in Geheimniſſen. Wir ſind von einer Atmoſphäre umgeben, von der wir noch gar nicht wiſſen, was ſich alles in ihr regt und wie es mit unſerem Geiſte in Verbindung ſteht. So viel iſt wohl gewiß, daß in beſonderen Zuſtänden die Fühlfäden unſerer Seele über ihre körperlichen Grenzen hinausreichen können und ihr ein Vorgefühl, ja auch ein wirklicher Blick in die nächſte Zukunft geſtattet iſt.

Etwas Ähnliches, erwiderte ich, habe ich erſt neulich erlebt, wo ich von einem Spaziergange auf der Erfurter Chauſſee zurückkam, und ich etwa zehn Minuten vor Weimar den geiſtigen Eindruck hatte, wie an der Ecke des Theaters mir eine Perſon begegnete, die ich ſeit

Jahr und Tag nicht gesehen und an die ich sehr lange ebensowenig gedacht. Es beunruhigte mich, zu denken, daß sie mir begegnen könnte, und mein Erstaunen war daher nicht gering, als sie mir, sowie ich um die Ecke biegen wollte, wirklich an derselbigen Stelle so entgegentrat, wie ich es vor etwa zehn Minuten im Geiste gesehen hatte.

Das ist gleichfalls sehr merkwürdig und mehr als Zufall, erwiderte Goethe. Wie gesagt, wir tappen alle in Geheimnissen und Wundern. Auch kann eine Seele auf die andere durch bloße stille Gegenwart entschieden einwirken, wovon ich mehrere Beispiele erzählen könnte. Es ist mir sehr oft passiert, daß wenn ich mit einem guten Bekannten ging und lebhaft an etwas dachte, dieser über das, was ich im Sinne hatte, sogleich an zu reden fing. So habe ich einen Mann gekannt, der, ohne ein Wort zu sagen, durch bloße Geistesgewalt eine in heitern Gesprächen begriffene Gesellschaft plötzlich stillzumachen imstande war. Ja, er konnte auch eine Verstimmung hineinbringen, so daß es allen unheimlich wurde.

Wir haben alle etwas von elektrischen und magnetischen Kräften in uns und üben wie der Magnet selber eine anziehende und abstoßende Gewalt aus, je nachdem wir mit etwas Gleichem oder Ungleichem in Berührung kommen. Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß, wenn ein junges Mädchen in einem dunkeln Zimmer sich, ohne es zu wissen, mit einem Manne befände, der die Absicht hätte sie zu ermorden, sie von seiner ihr unbewußten Gegenwart ein unheimliches Gefühl hätte, und daß eine Angst über sie käme, die sie zum Zimmer hinaus und zu ihren Hausgenossen triebe.

Ich kenne eine Opernszene, entgegnete ich, worin zwei Liebende, die lange Zeit durch große Entfernung getrennt waren, sich, ohne es zu wissen, in einem dunkeln Zimmer zusammen befinden. Sie sind aber nicht lange beisammen, so fängt die magnetische Kraft an zu wirken: eins ahnt des andern Nähe, sie werden unwillkürlich zueinander hingezogen, und es dauert nicht lange, so liegt das junge Mädchen in den Armen des Jünglings.

Unter Liebenden, versetzte Goethe, ist diese magnetische Kraft besonders stark und wirkt sogar sehr in die Ferne. Ich habe in meinen Jünglingsjahren Fälle genug erlebt, wo auf einsamen Spaziergängen ein mäch-

tiges Verlangen nach einem geliebten Mädchen mich überfiel und ich ſo lange an ſie dachte, bis ſie mir wirklich entgegenkam. Es wurde mir in meinem Stübchen unruhig, ſagte ſie, ich konnte mir nicht helfen, ich mußte hierher.

So erinnere ich mich eines Falles aus den erſten Jahren meines Hierſeins, wo ich ſehr bald wieder in leidenſchaftliche Zuſtände geraten war. Ich hatte eine größere Reiſe gemacht und war ſchon ſeit einigen Tagen zurückgekehrt, aber durch Hofverhältniſſe, die mich ſpät bis in die Nacht hielten, immer behindert geweſen, die Geliebte zu beſuchen. Auch hatte unſere Neigung bereits die Aufmerkſamkeit der Leute auf ſich gezogen, und ich trug daher Scheu, am offenen Tage hinzugehen, um das Gerede nicht zu vergrößern. Am vierten oder fünften Abend aber konnte ich es nicht länger aushalten, und ich war auf dem Wege zu ihr und ſtand vor ihrem Hauſe, ehe ich es dachte. Ich ging leiſe die Treppe hinauf und war im Begriff in ihr Zimmer zu treten, als ich an verſchiedenen Stimmen hörte, daß ſie nicht alleine war. Ich ging unbemerkt wieder hinab und war ſchnell wieder in den dunkeln Straßen, die damals noch keine Beleuchtung hatten. Unmutig und leidenſchaftlich durchſtreifte ich die Stadt in allen Richtungen wohl eine Stunde lang, und immer einmal wieder vor ihrem Hauſe vorbei, voll ſehnſüchtiger Gedanken an die Geliebte. Ich war endlich auf dem Punkte, wieder in mein einſames Zimmer zurückzukehren, als ich noch einmal an ihrem Hauſe vorbeiging und bemerkte, daß ſie kein Licht mehr hatte. Sie wird ausgegangen ſein, ſagte ich zu mir ſelber; aber wohin in dieſer Dunkelheit der Nacht? und wo ſoll ich ihr begegnen? Ich ging abermals durch mehrere Straßen, es begegneten mir viele Menſchen, und ich war oft getäuſcht, indem ich ihre Geſtalt und ihre Größe zu ſehen glaubte, aber bei näherem Hinzukommen immer fand, daß ſie es nicht war. Ich glaubte ſchon damals feſt an eine gegenſeitige Einwirkung, und daß ich durch ein mächtiges Verlangen ſie herbeiziehen könne. Auch glaubte ich mich unſichtbar von höheren Weſen umgeben, die ich anflehte, ihre Schritte zu mir oder die meinigen zu ihr zu lenken. Aber was biſt du für ein Tor! ſagte ich dann wieder zu mir ſelber; noch einmal es verſuchen und noch einmal zu ihr gehen wollteſt du nicht, und jetzt verlangſt du Zeichen und Wunder!

Indeſſen war ich an der Esplanade hinuntergegangen und bis an das kleine Haus gekommen, das in ſpätern Jahren Schiller bewohnte, als es mich anwandelte umzukehren und zurück nach dem Palais und von dort eine kleine Straße rechts zu gehen. Ich hatte kaum hundert Schritte in dieſer Richtung getan, als ich eine weibliche Geſtalt mir entgegenkommen ſah, die der erſehnten vollkommen gleich war. Die Straße war nur von dem ſchwachen Licht ein wenig dämmerig, das hin und wieder durch ein Fenſter drang, und da mich dieſen Abend eine ſcheinbare Ähnlichkeit ſchon oft getäuſcht hatte, ſo fühlte ich nicht den Mut, ſie aufs ungewiſſe anzureden. Wir gingen dicht aneinander vorbei, ſo daß unſere Arme ſich berührten; ich ſtand ſtill und blickte mich um, ſie auch. Sind Sie es? ſagte ſie, und ich erkannte ihre liebe Stimme. Endlich! ſagte ich und war beglückt bis zu Tränen. Unſere Hände ergriffen ſich. Nun, ſagte ich, meine Hoffnung hat mich nicht betrogen. Mit dem größten Verlangen habe ich Sie geſucht, mein Gefühl ſagte mir, daß ich Sie ſicher finden würde, und nun bin ich glücklich und danke Gott, daß es wahr geworden. Aber, Sie Böſer, ſagte ſie, warum ſind Sie nicht gekommen? Ich erfuhr heute zufällig, daß Sie ſchon ſeit drei Tagen zurück, und habe den ganzen Nachmittag geweint, weil ich dachte, Sie hätten mich vergeſſen. Dann vor einer Stunde ergriff mich ein Verlangen und eine Unruhe nach Ihnen, ich kann es nicht ſagen. Es waren ein paar Freundinnen bei mir, deren Beſuch mir eine Ewigkeit dauerte. Endlich als ſie fort waren, griff ich unwillkürlich nach meinem Hut und Mäntelchen, es trieb mich, in die Luft zu gehen, in die Dunkelheit hinaus, ich wußte nicht wohin. Dabei lagen Sie mir immer im Sinn, und es war mir nicht anders als müßten Sie mir begegnen. Indem ſie ſo aus treuem Herzen ſprach, hielten wir unſere Hände noch immer gefaßt und drückten uns und gaben uns zu verſtehen, daß die Abweſenheit unſere Liebe nicht erkaltet. Ich begleitete ſie bis vor die Tür, bis in ihr Haus. Sie ging auf der finſtern Treppe mir voran, wobei ſie meine Hand hielt und mich ihr gewiſſermaßen nachzog. Mein Glück war unbeſchreiblich, ſowohl über das endliche Wiederſehen als auch darüber, daß mein Glaube mich nicht betrogen und mein Gefühl von einer unſichtbaren Einwirkung mich nicht getäuſcht hatte.

Goethe war in der liebevollſten Stimmung, ich hätte ihm noch ſtundenlang zuhören mögen. Allein er ſchien nach und nach müde zu werden, und ſo gingen wir denn in unſerm Alkoven ſehr bald zu Bette.

[2558.] Oktober 8. Eckermann.

Wir ſtanden frühzeitig auf. Während des Ankleidens erzählte Goethe mir einen Traum der vorigen Nacht, wo er ſich nach Göttingen verſetzt geſehen und mit dortigen Profeſſoren ſeiner Bekanntſchaft allerlei gute Unterhaltung gehabt.

Wir tranken einige Taſſen Kaffee und fuhren ſodann an dem Gebäude vor, welches die naturwiſſenſchaftlichen Sammlungen enthält. Wir beſahen das Anatomiſche Kabinett, allerlei Skelette von Tieren und Ur-Tieren, auch Skelette von Menſchen früherer Jahrhunderte, bei welchen Goethe die Bemerkung machte, daß ihre Zähne eine ſehr moraliſche Raſſe andeuteten.

Er ließ darauf nach der Sternwarte fahren, wo Herr Dr. Schrön uns die bedeutendſten Inſtrumente vorzeigte und erklärte. Auch das anſtoßende Meteorologiſche Kabinett ward mit beſonderem Intereſſe betrachtet, und Goethe lobte Herrn Dr. Schrön wegen der in allen dieſen Dingen herrſchenden großen Ordnung.

Wir gingen ſodann in den Garten hinab, wo Goethe auf einem Steintiſch in einer Laube ein kleines Frühſtück hatte arrangieren laſſen. Sie wiſſen wohl kaum, ſagte er, an welcher merkwürdigen Stelle wir uns eigentlich befinden. Hier hat Schiller gewohnt. In dieſer Laube, auf dieſen jetzt faſt zuſammengebrochenen Bänken haben wir oft an dieſem alten Steintiſch geſeſſen und manches gute und große Wort miteinander gewechſelt. Er war damals noch in den Dreißigen, ich ſelber noch in den Vierzigen, beide noch in vollſtem Aufſtreben, und es war etwas. Das geht alles hin und vorüber; ich bin auch nicht mehr der ich geweſen, aber die alte Erde hält Stich, und Luft und Waſſer und Boden ſind noch immer dieſelbigen.

Gehen Sie doch nachher einmal mit Schrön hinauf und laſſen ſich von ihm in der Manſarde die Zimmer zeigen, die Schiller bewohnt hat. ~

Es war indes Mittag geworden. Wir ſaßen wieder im Wagen. Ich dächte, ſagte Goethe, wir führen nicht

zu Tiſch nach dem Bären, ſondern genöſſen den herrlichen Tag im Freien. Ich dächte, wir gingen nach Burgau. Wein haben wir bei uns, und dort finden wir auf jeden Fall einen guten Fiſch, den man entweder ſieden oder braten mag.

Wir taten ſo, und es war gar herrlich. Wir fuhren an den Ufern der Saale hinauf, an Gebüſchen und Krümmungen vorbei, den anmutigſten Weg, wie ich ihn vorhin aus Schillers Manſarde geſehen. Wir waren ſehr bald in Burgau. Wir ſtiegen in dem kleinen Gaſthofe ab, nahe am Fluß und an der Brücke, wo es hinüber nach Lobeda geht, welches Städtchen wir, über Wieſen hin, nahe vor Augen hatten.

In dem kleinen Gaſthofe war es ſo wie Goethe geſagt. Die Wirtin entſchuldigte, daß ſie auf nichts eingerichtet ſei, daß es uns aber an einer Suppe und einem guten Fiſch nicht fehlen ſolle.

Wir promenierten indes im Sonnenſchein auf der Brücke hin und her und freuten uns des Fluſſes, der durch Flößer belebt war, die auf zuſammengebundenen fichtenen Bohlen von Zeit zu Zeit unter der Brücke hinglitten und bei ihrem mühſamen naſſen Geſchäft überaus heiter und laut waren.

Wir aßen unſern Fiſch im Freien und blieben ſodann noch bei einer Flaſche Wein ſitzen und hatten allerlei gute Unterhaltung.

Ein kleiner Falke flog vorbei, der in ſeinem Flug und ſeiner Geſtalt große Ähnlichkeit mit dem Kuckuck hatte.

Es gab eine Zeit, ſagte Goethe, wo das Studium der Naturgeſchichte noch ſo weit zurück war, daß man die Meinung allgemein verbreitet fand, der Kuckuck ſei nur im Sommer ein Kuckuck, im Winter aber ein Raubvogel.

Dieſe Anſicht, erwiderte ich, exiſtiert im Volke auch jetzt noch. Ja man dichtet dem guten Vogel auch an, daß, ſobald er völlig ausgewachſen ſei, er ſeine eigenen Eltern verſchlucke. Und ſo gebraucht man ihn denn als ein Gleichnis des ſchändlichſten Undanks. Ich kenne noch im gegenwärtigen Augenblick Leute, die ſich dieſe Abſurditäten durchaus nicht wollen ausreden laſſen, und die daran ſo feſt hängen wie an irgendeinem Artikel ihres chriſtlichen Glaubens.

Soviel ich weiß, ſagte Goethe, klaſſifiziert man den Kuckuck zu den Spechten.

Man tut ſo mitunter, erwiderte ich, wahrſcheinlich aus dem Grunde, weil zwei Zehen ſeiner ſchwachen Füße eine Richtung nach hinten haben. Ich möchte ihn aber nicht dahin ſtellen. Er hat für die Lebensart der Spechte ſo wenig den ſtarken Schnabel, der fähig wäre irgendeine abgeſtorbene Baumrinde zu brechen, als die ſcharfen, ſehr ſtarken Schwanzfedern, die geeignet wären ihn bei einer ſolchen Operation zu ſtützen. Auch fehlen ſeinen Zehen die zum Anhalten nötigen ſcharfen Krallen, und ich halte daher ſeine kleinen Füße nicht für wirkliche Kletterfüße, ſondern nur für ſcheinbare.

Die Herren Ornithologen, verſetzte Goethe, ſind wahrſcheinlich froh, wenn ſie irgendeinen eigentümlichen Vogel nur einigermaßen ſchicklich untergebracht haben; wogegen aber die Natur ihr freies Spiel treibt und ſich um die von beſchränkten Menſchen gemachten Fächer wenig kümmert.

So wird die Nachtigall, fuhr ich fort, zu den Grasmücken gezählt, während ſie in der Energie ihres Naturells, ihren Bewegungen und ihrer Lebensweiſe weit mehr Ähnlichkeit mit den Droſſeln hat. Aber auch zu den Droſſeln möchte ich ſie nicht zählen. Sie iſt ein Vogel, der zwiſchen beiden ſteht, ein Vogel für ſich, ſo wie auch der Kuckuck ein Vogel für ſich iſt mit ſo ſcharf ausgeſprochener Individualität wie einer.

Alles, was ich über den Kuckuck gehört habe, ſagte Goethe, gibt mir für dieſen merkwürdigen Vogel ein großes Intereſſe. Er iſt eine höchſt problematiſche Natur, ein offenbares Geheimnis, das aber nichtsdeſtoweniger ſchwer zu löſen, weil es ſo offenbar iſt. Und bei wie vielen Dingen finden wir uns nicht in demſelbigen Falle! Wir ſtecken in lauter Wundern, und das Letzte und Beſte der Dinge iſt uns verſchloſſen. Nehmen wir nur die Bienen. Wir ſehen ſie nach Honig fliegen, ſtundenweit und zwar immer einmal in einer andern Richtung. Jetzt fliegen ſie wochenlang weſtlich nach einem Felde von blühendem Rübſamen, dann ebenſo lange nördlich nach blühender Haide, dann wieder in einer andern Richtung nach der Blüte des Buchweizens. Dann irgendwohin auf ein blühendes Kleefeld. Und endlich wieder in einer andern Richtung nach blühenden Linden. Wer hat ihnen

aber gesagt: Jetzt fliegt dorthin, da gibt es etwas für euch! Und dann wieder dort, da gibt es etwas Neues! Und wer führt sie zurück nach ihrem Dorf und ihrer Zelle? Sie gehen wie an einem unsichtbaren Gängelbande hierhin und dorthin; was es aber eigentlich sei, wissen wir nicht. Ebenso die Lerche. Sie steigt singend auf über einem Halmenfeld, sie schwebt über einem Meere von Halmen, das der Wind hin und her wiegt und wo die eine Welle aussieht wie die andere; sie fährt wieder hinab zu ihren Jungen und trifft, ohne zu fehlen, den kleinen Fleck, wo sie ihr Nest hat. Alle diese äußern Dinge liegen klar vor uns wie der Tag, aber ihr inneres geistiges Band ist uns verschlossen.

Mit dem Kuckuck, sagte ich, ist es nicht anders. Wir wissen von ihm, daß er nicht selber brütet, sondern sein Ei in das Nest irgendeines andern Vogels legt. Wir wissen ferner, daß er es legt: in das Nest der Grasemücke, der gelben Bachstelze, des Mönches, ferner in das Nest des Braunelle, in das Nest des Rotkehlchens und in das Nest des Zaunskönigs. Dieses wissen wir. Auch wissen wir gleichfalls, daß dieses alles Insektenvögel sind und es sein müssen, weil der Kuckuck selber ein Insektenvogel ist und der junge Kuckuck von einem Samen fressenden Vogel nicht könnte erzogen werden. Woran aber erkennt der Kuckuck, daß dieses alles auch wirklich Insektenvögel sind, da doch alle diese Genannten sowohl in ihrer Gestalt als in ihrer Farbe voneinander so äußerst abweichen, und auch in ihrer Stimme und in ihren Locktönen so äußerst abweichen! Und ferner, wie kommt es, daß der Kuckuck sein Ei und sein zartes Junges Nestern anvertrauen kann, die in Hinsicht auf Struktur und Temperatur, auf Trockenheit und Feuchte so verschieden sind wie nur immer möglich? Das Nest der Grasemücke ist von dürren Grashälmchen und einigen Pferdehaaren so leicht gebaut, daß jede Kälte eindringt und jeder Luftzug hindurchweht, auch von oben offen und ohne Schutz; aber der junge Kuckuck gedeiht darin vortrefflich. Das Nest des Zaunskönigs dagegen ist äußerlich von Moos, Halmen und Blättern dicht und fest gebaut und innen mit allerlei Wolle und Federn sorgfältig ausgefüttert, so daß kein Lüftchen hindurchdringen kann. Auch ist es oben gedeckt und gewölbt und nur eine kleine Öffnung zum Hinein- und Hinausschlüpfen des

ſehr kleinen Vogels gelaſſen. Man ſollte denken, es müßte in heißen Junitagen in ſolcher geſchloſſenen Höhle eine Hitze zum Erſticken ſein. Allein der junge Kuckuck gedeiht darin aufs beſte. Und wiederum wie anders iſt das Neſt der gelben Bachſtelze! Der Vogel lebt am Waſſer, an Bächen und in allerlei Naſſem. Er baut ſein Neſt auf feuchten Triften, in einem Büſchel von Binſen. Er ſcharrt ein Loch in die feuchte Erde und legt es dürftig mit einigen Grashälmchen aus, ſo daß der junge Kuckuck durchaus im Feuchten und Kühlen gebrütet wird und heranwachſen muß. Und dennoch gedeiht er wiederum vortrefflich. Was iſt das aber für ein Vogel, für den im zarteſten Kindesalter Feuchtes und Trockenes, Hitze und Kälte, Abweichungen, die für jeden andern Vogel tödlich wären, durchaus gleichgültige Dinge ſind! Und wie weiß der alte Kuckuck, daß ſie es ſind, da er doch ſelber im erwachſenen Alter für Näſſe und Kälte ſo ſehr empfindlich iſt?

Wir ſtehen hier, erwiderte Goethe, eben vor einem Geheimnis. Aber ſagen Sie mir doch, wenn Sie es beobachtet haben, wie bringt der Kuckuck ſein Ei in das Neſt des Zaunkönigs, da es doch nur eine ſo geringe Öffnung hat, daß er nicht hineinkommen und er ſich nicht ſelber daraufſetzen kann?

Er legt es auf irgendeine trockene Stelle, erwiderte ich, und bringt es mit dem Schnabel hinein. Auch glaube ich, daß er nicht bloß beim Zaunskönig, ſondern auch bei den übrigen Neſtern ſo tut. Denn auch die Neſter der andern Inſektenvögel, wenn ſie auch oben offen, ſind doch ſo klein oder ſo nahe von Zweigen umgeben, daß der große langſchwänzige Kuckuck ſich nicht daraufſetzen könnte. Dies iſt ſehr wohl zu denken. Allein wie es kommen mag, daß der Kuckuck ein ſo außerordentlich kleines Ei legt, ja ſo klein als wäre es das Ei eines kleinen Inſektenvogels, das iſt ein neues Rätſel, das man im ſtillen bewundert, ohne es löſen zu können. Das Ei des Kuckucks iſt nur um ein weniges größer als das der Graſemücke, und es darf im Grunde nicht größer ſein, wenn die kleinen Inſektenvögel es brüten ſollen. Dies iſt durchaus gut und vernünftig. Allein, daß die Natur, um im ſpeziellen Fall weiſe zu ſein, von einem durchgehenden großen Geſetz abweicht, wonach vom Kolibri bis zum Strauß zwiſchen der Größe

des Eies und der Größe des Vogels ein entſchiedenes Verhältnis ſtattfindet, dieſes willkürliche Verfahren, ſage ich, iſt durchaus geeignet uns zu überraſchen und uns in Erſtaunen zu ſetzen.

Es ſetzt uns allerdings in Erſtaunen, erwiderte Goethe, weil unſer Standpunkt zu klein iſt, als daß wir es überſehen könnten. Wäre uns mehr eröffnet, ſo würden wir auch dieſe ſcheinbaren Abweichungen wahrſcheinlich im Umfange des Geſetzes finden. Doch fahren Sie fort und ſagen Sie mir mehr. Weiß man denn nicht, wie viele Eier der Kuckuck legen mag?

Wer darüber etwas mit Beſtimmtheit ſagen wollte, antwortete ich, wäre ein großer Tor. Der Vogel iſt ſehr flüchtig, er iſt bald hier und bald dort. Man findet von ihm in einem einzigen Neſt immer nur ein einziges Ei. Er legt ſicherlich mehrere; allein wer weiß wo ſie hingeraten, und wer kann ihm nachkommmen! Geſetzt aber, er legte fünf Eier, und dieſe würden alle fünf glücklich ausgebrütet und von liebevollen Pflegeeltern herangezogen, ſo hat man wiederum zu bewundern, daß die Natur ſich entſchließen mag, für fünf junge Kuckucke wenigſtens fünfzig Junge unſerer beſten Singvögel zu opfern.

In dergleichen Dingen, erwiderte Goethe, pflegt die Natur auch in andern Fällen nicht eben ſkrupulös zu ſein. Sie hat einen großen Etat von Leben zu vergeuden, und ſie tut es gelegentlich ohne ſonderliches Bedenken. Wie aber kommt es, daß für einen einzigen jungen Kukkuck ſo viele junge Singvögel verloren gehen?

Zunächſt, erwiderte ich, geht die erſte Brut verloren. Denn im Fall auch die Eier des Singvogels neben dem Kuckucks-Ei, wie es wohl geſchieht, mit ausgebrütet würden, ſo haben doch die Eltern über den entſtandenen größeren Vogel eine ſolche Freude und für ihn eine ſolche Zärtlichkeit, daß ſie nur an ihn denken und nur ihn füttern, worüber denn ihre eigenen kleinen Jungen zugrunde gehen und aus dem Neſte verſchwinden. Auch iſt der junge Kuckuck immer begierig und bedarf ſo viel Nahrung, als die kleinen Inſektenvögel nur immer herbeiſchleppen können. Es dauert ſehr lange, ehe er ſeine vollſtändige Größe und ſein vollſtändiges Gefieder erreicht und ehe er fähig iſt, das Neſt zu verlaſſen und ſich zum Gipfel eines Baumes zu erheben. Iſt er aber auch längſt aus-

geflogen, ſo verlangt er doch noch fortwährend gefüttert zu werden, ſo daß der ganze Sommer darüber hingeht und die liebevollen Pflegeeltern ihrem großen Kinde immer nachziehen und an eine zweite Brut nicht denken. Aus dieſem Grunde gehen denn über einen einzigen jungen Kuckuck ſo viele andere junge Vögel verloren.

Das iſt ſehr überzeugend, erwiderte Goethe. Doch ſagen Sie mir, wird denn der junge Kuckuck, ſobald er ausgeflogen iſt, auch von andern Vögeln gefüttert, die ihn nicht gebrütet haben? Es iſt mir als hätte ich dergleichen gehört.

Es iſt ſo, antwortete ich. Sobald der junge Kuckuck ſein niederes Neſt verlaſſen und ſeinen Sitz etwa in dem Gipfel einer hohen Eiche genommen hat, läßt er einen lauten Ton hören, welcher ſagt, daß er da ſei. Nun kommen alle kleinen Vögel der Nachbarſchaft, die ihn gehört haben, herbei, um ihn zu begrüßen. Es kommt die Graſemücke, es kommt der Mönch, die gelbe Bachſtelze fliegt hinauf, ja der Zaunskönig, deſſen Naturell es iſt, beſtändig in niedern Hecken und dichten Gebüſchen zu ſchlüpfen, überwindet ſeine Natur und erhebt ſich dem geliebten Ankömmling entgegen zum Gipfel der hohen Eiche. Das Paar aber, das ihn erzogen hat, iſt mit dem Füttern treuer, während die übrigen nur gelegentlich mit einem guten Biſſen herzufliegen.

Es ſcheint alſo, ſagte Goethe, zwiſchen dem jungen Kuckuck und den kleinen Inſektenvögeln eine große Liebe zu beſtehen.

Die Liebe der kleinen Inſektenvögel zum jungen Kuckuck, erwiderte ich, iſt ſo groß, daß wenn man einem Neſte nahe kommt, in welchem ein junger Kuckuck gehegt wird, die kleinen Pflegeeltern vor Schreck und Furcht und Sorge nicht wiſſen, wie ſie ſich gebärden ſollen. Beſonders der Mönch drückt eine große Verzweiflung aus, ſo daß er faſt wie in Krämpfen am Boden flattert.

Merkwürdig genug, erwiderte Goethe, aber es läßt ſich denken. Allein etwas ſehr problematiſch erſcheint mir, daß z. B. ein Graſemückenpaar, das im Begriff iſt die eigenen Eier zu brüten, dem alten Kuckuck erlaubt, ihrem Neſte nahezukommen und ſein Ei hineinzulegen.

Das iſt freilich ſehr rätſelhaft, erwiderte ich; doch nicht ſo ganz. Denn eben dadurch, daß alle kleinen

Inſektenvögel den ausgeflogenen Kuckuck füttern, und daß ihn alſo auch die füttern, die ihn nicht gebrütet haben, dadurch entſteht und erhält ſich zwiſchen beiden eine Art Verwandtſchaft, ſo daß ſie ſich fortwährend kennen und als Glieder einer einzigen großen Familie betrachten. Ja es kann ſogar kommen, daß derſelbige Kuckuck, den ein Paar Graſemücken im vorigen Jahre ausgebrütet und erzogen haben, ihnen in dieſem Jahre ſein Ei bringt.

Das läßt ſich allerdings hören, erwiderte Goethe, ſo wenig man es auch begreift. Ein Wunder aber bleibt es mir immer, daß der junge Kuckuck auch von ſolchen Vögeln gefüttert wird, die ihn nicht gebrütet und erzogen.

Es iſt freilich ein Wunder, erwiderte ich; doch gibt es wohl etwas Analoges. Ja ich ahne in dieſer Richtung ſogar ein großes Geſetz, das tief durch die ganze Natur geht.

Ich hatte einen jungen Hänfling gefangen, der ſchon zu groß war, um ſich von Menſchen füttern zu laſſen, aber noch zu jung, um allein zu freſſen. Ich gab mir mit ihm einen halben Tag viel Mühe; da er aber durchaus nichts annehmen wollte, ſo ſetzte ich ihn zu einem alten Hänfling hinein, einem guten Sänger, den ich ſchon ſeit Jahr und Tag im Käfig gehabt und der außen vor meinem Fenſter hing. Ich dachte: wenn der Junge ſieht wie der Alte frißt, ſo wird er vielleicht auch ans Futter gehen und es ihm nachmachen. Er tat aber nicht ſo, ſondern er öffnete ſeinen Schnabel gegen den Alten und bewegte mit bittenden Tönen die Flügel gegen ihn, worauf denn der alte Hänfling ſich ſeiner ſogleich erbarmte und ihn als Kind annahm und ihn fütterte, als wäre es ſein eigenes.

Ferner brachte man mir eine graue Graſemücke und drei Junge, die ich zuſammen in einen großen Käfig tat, und die die Alte fütterte. Am anderen Tage brachte man mir zwei bereits ausgeflogene junge Nachtigallen, die ich auch zu der Graſemücke tat und die von ihr gleichfalls adoptiert und gefüttert wurden. Darauf nach einigen Tagen ſetzte ich noch ein Neſt mit beinahe flüggen jungen Müllerchen hinein, und ferner noch ein Neſt mit fünf jungen Plattmönchen. Dieſe alle nahm die Graſemücke an und fütterte ſie und ſorgte für ſie als treue

Mutter. Sie hatte immer den Schnabel voll Ameiſeneier und war bald in der einen Ecke des geräumigen Käfigs und bald in der anderen, und wo nur immer eine hungrige Kehle ſich öffnete, da war ſie da. Ja, noch mehr! Auch das eine indes herangewachſene Junge der Graſemücke fing an einige der Kleineren zu füttern, zwar noch ſpielend und etwas kinderhaft, aber doch ſchon mit entſchiedenem Triebe, es der trefflichen Mutter nachzutun.

Da ſtehen wir allerdings vor etwas Göttlichem, ſagte Goethe, das mich in ein freudiges Erſtaunen ſetzt. Wäre es wirklich, daß dieſes Füttern eines Fremden als etwas allgemein Geſetzliches durch die Natur ginge, ſo wäre damit manches Rätſel gelöſt, und man könnte mit Überzeugung ſagen, daß Gott ſich der verwaiſten jungen Raben erbarme, die ihn anrufen.

Etwas allgemein Geſetzliches, erwiderte ich, ſcheint es allerdings zu ſein; denn ich habe auch im wilden Zuſtande dieſes hilfreiche Füttern und dieſes Erbarmen gegen Verlaſſene beobachtet.

Ich hatte im vorigen Sommer in der Nähe von Tiefurt zwei junge Zaunskönige gefangen, die wahrſcheinlich erſt ganz kürzlich ihr Neſt verlaſſen hatten, denn ſie ſaßen in einem Buſch auf einem Zweig nebſt ſieben Geſchwiſtern in einer Reihe und ließen ſich von ihren Alten füttern. Ich nahm die beiden jungen Vögel in mein ſeidenes Taſchentuch und ging in der Richtung nach Weimar bis ans Schießhaus, dann rechts nach der Wieſe an der Ilm hinunter und an dem Badeplatz vorüber, und dann wieder links in das kleine Gehölz. Hier, dachte ich, haſt du Ruhe, um einmal nach deinen Zaunskönigen zu ſehen. Als ich aber das Tuch öffnete, entſchlüpften ſie mir beide und waren ſogleich im Gebüſch und Graſe verſchwunden, ſo daß mein Suchen nach ihnen vergebens war. Am dritten Tage kam ich zufällig wieder an dieſelbige Stelle, und da ich die Locktöne eines Rotkehlchens hörte, ſo vermutete ich ein Neſt in der Nähe, welches ich nach einigem Umherſpähen auch wirklich fand. Wie groß aber war mein Erſtaunen, als ich in dieſem Neſt neben beinahe flüggen jungen Rotkehlchen auch meine beiden jungen Zaunskönige fand, die ſich hier ganz gemütlich untergetan hatten und ſich von den alten Rotkehlchen füttern ließen. Ich war im hohen Grade glücklich über dieſen höchſt merkwürdigen Fund. Da ihr ſo klug ſeid, dachte ich

bei mir ſelber, und euch ſo hübſch habt zu helfen gewußt, und da auch die guten Rotkehlchen ſich eurer ſo hilfreich angenommen, ſo bin ich weit entfernt ſo gaſtfreundliche Verhältniſſe zu ſtören, im Gegenteil wünſche ich euch das allerbeſte Gedeihen.

Das iſt eine der beſten ornithologiſchen Geſchichten, die mir je zu Ohren gekommen, ſagte Goethe. Stoßen Sie an, Sie ſollen leben, und Ihre glücklichen Beobachtungen mit! Wer das hört und nicht an Gott glaubt, dem helfen nicht Moſes und die Propheten. Das iſt es nun, was ich die Allgegenwart Gottes nenne, der einen Teil ſeiner unendlichen Liebe überall verbreitet und eingepflanzt hat und ſchon im Tiere dasjenige als Knoſpe andeutet, was im edeln Menſchen zur ſchönſten Blüte kommt. Fahren Sie ja in Ihren Studien und Ihren Beobachtungen fort! Sie ſcheinen darin ein beſonderes Glück zu haben und können noch ferner zu ganz unſchätzbaren Reſultaten kommen.

Indes wir nun ſo an unſerem Tiſch in freier Natur uns über gute und tiefe Dinge unterhielten, neigte ſich die Sonne den Gipfeln der weſtlichen Hügel zu, und Goethe fand es an der Zeit, unſeren Rückweg anzutreten. Wir fuhren raſch durch Jena, und nachdem wir im Bären bezahlt und noch einen kurzen Beſuch bei Frommanns gemacht, ging es im ſcharfen Trapp nach Weimar.

[2559.] Oktober 17. Nach Ottilie v. Goethe.

Goethe meldete eines Tages ſeiner Schwiegertochter zum Mittageſſen einen Gaſt an, ohne, wie er ſonſt immer zu tun pflegte, deſſen Namen zu nennen und ohne ihn, als derſelbe erſchien, vorzuſtellen. Stumme gegenſeitige Verneigung. Während des Eſſens verhielt ſich Goethe mehr ſchweigend, wahrſcheinlich um dem viel ſprechenden logiſch ſcharfſinnigen, in wunderlich verſchlungenen Satzformen ſich entwickelnden Gaſte die Redefreiheit nicht zu ſtören. Eine völlig neue Nomenklatur, eine ſich geiſtig überſpringende Ausdrucksweiſe, ſeltſam philoſophiſche Formeln des immer lebhafter demonſtrierenden Mannes machten Goethe endlich völlig verſtummen, ohne daß dies der Gaſt bemerkt hätte. Die Hausfrau hörte ebenfalls ſchweigend zu, wohl etwas verwundert den Vater, wie ſie immer Goethe nannte, anſehend. Als die Tafel aufgehoben war und der Gaſt ſich entfernt hatte, fragte

Goethe ſeine Tochter: Nu, wie hat dir der Mann gefallen? — Eigen! Ich weiß nicht, iſt er geiſtreich oder wirr. Er machte mir den Eindruck eines unklaren Denkers. Goethe lächelte ironiſch: Nu, nu! wir haben mit dem jetzt berühmteſten modernen Philoſophen, mit — Georg Friedrich Wilhelm Hegel geſpeiſt.

[2560.] Oktober 18. Eckermann.

Hegel iſt hier, den Goethe perſönlich ſehr hoch ſchätzt, wenn auch einige ſeiner Philoſophie entſproſſenen Früchte ihm nicht ſonderlich munden wollen. Goethe gab ihm zu Ehren dieſen Abend einen Tee, wobei auch Zelter gegenwärtig, der aber noch dieſe Nacht wieder abzureiſen im Sinne hatte.

Man ſprach ſehr viel über Hamann, wobei beſonders Hegel das Wort führte und über jenen außerordentlichen Geiſt ſo gründliche Anſichten entwickelte, wie ſie nur aus dem ernſteſten und gewiſſenhafteſten Studium des Gegenſtandes hervorgehen konnten.

Sodann wendete ſich das Geſpräch auf das Weſen der Dialektik. Es iſt im Grunde nichts weiter, ſagte Hegel, als der geregelte, methodiſch ausgebildete Widerſpruchsgeiſt, der jedem Menſchen inwohnt, und welche Gabe ſich groß erweiſet in Unterſcheidung des Wahren vom Falſchen.

Wenn nur, fiel Goethe ein, ſolche geiſtigen Künſte und Gewandtheiten nicht häufig gemißbraucht und dazu verwendet würden, um das Falſche wahr und das Wahre falſch zu machen!

Dergleichen geſchieht wohl, erwiderte Hegel, aber nur von Leuten, die geiſtig krank ſind.

Da lobe ich mir, ſagte Goethe, das Studium der Natur, das eine ſolche Krankheit nicht aufkommen läßt! Denn hier haben wir es mit dem unendlich und ewig Wahren zu tun, das jeden, der nicht durchaus rein und ehrlich bei Beobachtung und Behandlung ſeines Gegenſtandes verfährt, ſogleich als unzulänglich verwirft. Auch bin ich gewiß, daß mancher dialektiſch Kranke im Studium der Natur eine wohltätige Heilung finden könnte.

Wir waren noch im beſten Geſpräch und in der heiterſten Unterhaltung, als Zelter aufſtand und, ohne ein Wort zu ſagen, hinausging. Wir wußten, es tat ihm

leid von Goethen Abſchied zu nehmen, und daß er dieſen zarten Ausweg wähle, um über einen ſchmerzlichen Moment hinwegzukommen.

[2561.] (Oktober.) J. A. Stumpff.

Als ich Goethe im Oktober des Jahres 1827 einen zweiten Beſuch abzuſtatten die Ehre hatte, ſo empfing er mich als einen Freund und ſagte mir, daß es ihm ſehr angenehm ſein würde, wenn ich ihn jeden Abend beſuchen wolle, ſo lange ich in Weimar verharren würde. Dies war mir ſehr erwünſcht; ich mußte ihm viel von London, beſonders von den dort lebenden Künſtlern, Bildhauern und Malern erzählen und die Namen der vorzüglichſten nennen, welche er ſich notierte. Unter anderem fragte mich Goethe: Womit beſchäftigen Sie ſich denn in Ihren Erholungsſtunden in London? Über dieſe Frage war ich etwas verlegen, doch ich antwortete raſch: Dann reite ich mein Steckenpferd. Goethe ſchien verwundert über meine Antwort und fragte; Darf man wohl wiſſen, was das Ihrige iſt? Ich bat um die Erlaubnis bemerken zu dürfen, daß man in keinem Lande der Welt mehr darauf bedacht ſei mit Maſchinen zu arbeiten, als in England, und daß diejenigen, die ſich ſolche anſchaffen und im Gange erhalten könnten, ſich große Reichtümer erwerben könnten; ich habe mir deshalb, da Tauſende darauf bedacht ſind, auf dieſe Art ihr Glück zu machen, und da ich deshalb faſt nichts als Maſchinen vor Augen ſehe, vor kurzem die Dampfmaſchine zum Gegenſtand eines Gedichtes Der Kampf der Elemente gemacht. Goethe ſchien erſtaunt zu ſein und wünſchte dieſen poetiſchen Verſuch zu ſehen. Ich überreichte denſelben am folgenden Tage. Goethe erſuchte mich, das Gedicht ſelbſt zu leſen; er ſtand neben mir ganz aufrecht, mit voller Aufmerkſamkeit zuhorchend, ich las daher ohne Furcht und hob die kräftigſten Stellen hervor, Goethe klopfte mich mehrere Male auf den Arm und ſagte: Gut, gut! Das iſt brav! Haben Sie die Güte mir das Gedicht zu laſſen; und fügte hinzu: Haben Sie mehr ſolche Verſe geſchrieben? O ja, Exzellenz! — antwortete ich — aber ich habe ſie niemandem gezeigt aus Furcht, man möchte darüber ſpötteln. Nein, mein Freund! ſagte Goethe; ſchicken Sie mir Ihre Verſuche zu; es liegt ein unbebautes Feld in Ihrer Bruſt, und es iſt Pflicht, ſolches zu bebauen. —

Da ich Sie, mein werter Landsmann, in den Zirkel meiner Freunde aufgenommen, ſo werde ich Ihnen einen Maler auf den Hals ſchicken und Ihr Bild meinem Stammbuch einverleiben, welches aus den Porträts meiner Freunde zuſammengeſetzt iſt, die ich nicht ſelten muſtere, um ſo im Geiſte alle, die mir auf Erden ſchätzbar waren, die Dahingeſchiedenen und die durch große Entfernungen Getrennten, zu ſehen.

[2562.] November 18. J. G. Stickel.

Es war damals Brauch, daß die an der Univerſität ſich Habilitierenden ihre Inauguraldiſſertation den Herren Miniſtern in Weimar perſönlich überreichten. So tat ich es auch mit der meinigen über die erhabene Theophanie, den hochfliegenden Hymnus in Habakuks drittem Kapitel. Ein Brief von Knebel an Goethe begleitete mich. Auf meine Anmeldung brachte der Bediente die Antwort, Se. Exzellenz ſei mit ſeiner mineralogiſchen Sammlung beſchäftigt. Ich gab meinen Brief, den ich eigenhändig abzugeben gedacht hatte, an den Diener ab und wurde nun zu Goethe hinauf beſchieden. ~ Da öffnete ſich die Tür und der Dichterfürſt trat in ruhiger Würde herein. Eine geborene Majeſtät, wenn auch nicht von ſo hoher Geſtalt, wie ſie ſich von dem geiſtig Großen meine jugendliche Phantaſie gebildet hatte. Unwillkürlich verneigte ich mich ſo tief, wie ſonſt noch vor keinem Sterblichen; eine innere Gewalt beugte mich nieder.

Nachdem Goethe mich auf dem Sofa neben ſich hatte niederſetzen laſſen, knüpfte er eine Unterhaltung an, aus der mir nur erinnerlich iſt, daß ich meiner Beſorgnis Ausdruck gab wegen der damaligen Zeitſtrömung und der Tendenzen in der theologiſchen Welt. Es begann die Reaktion gegen den herrſchenden Rationalismus. Man hatte in Halle die Vorleſungen von Geſenius und Wegſcheider behorchen laſſen, auf Grund von ſtudentiſchen Kollegienheften wurden die beiden zu amtlicher Verantwortung gezogen, und die Gefahr, daß ſie vom akademiſchen Lehrſtuhl verdrängt werden ſollten, ſchien ſo bedrohlich, daß in Jena Schott und Baumgarten-Cruſius, wenn ich nicht irre, von Berlin aus Schleiermacher und noch andere Profeſſoren von anderwärts zum Schutz und zur Verteidigung einer freieren Theologie in Broſchüren ſich vernehmen ließen. Unter dem Eindruck ſolcher Vor-

gänge waren mir jene Beſorgniſſe auf die Lippen gekommen. — Laſſen Sie das gut ſein! hob Goethe an; der Menſch, der einer guten Sache dient, wohnt in einer feſten Burg.

Hiernach erzählte er von dem Religionsunterricht, den er in ſeiner Jugend erhalten habe in den ſtarren dogmatiſchen Formeln, die keinem guten Kopf zuſagen und befriedigen konnten. Da habe ich, fügte er hinzu, erſt gar manche Schale brechen müſſen, bis ich zum Kern durchgedrungen bin. — Als er mich dann entließ, lud er mich ein, künftig bei meiner Anweſenheit in Weimar in ſeinem Hauſe einzuſprechen,

[2563.] November Ende. Ottilie v. Goethe.

Weil ſchon der erſte *Sohn* nach ſeinem Vater Auguſt Walter, des letzteren ganz deutſchen Namen und vom Großvater den ebenſo deutſchen Wolfgang obendrein erhalten hatte, wollte ich mir für den zweiten einen italieniſchen ausſuchen und war, ich weiß nicht wodurch auf Flaminio verfallen, ein Name, der zu dem lebhaften Naturell und den feurigen Augen des Knaben ganz gut gepaßt haben würde. Allein Papa erhob Einſprache, indem er frug, ob denn keiner der Enkel nach ihm genannt werden ſollte, und das entſchied. Dafür hat er ſelbſt nun für die Tochter den ſchönen italieniſchen, damals in Deutſchland noch wenig bekannten Namen gewählt. Als er das erſtemal heraufkam, ſie zu ſehen, beugte er ſich mit auf den Rücken zuſammengehaltenen Händen, wie es ſeine Art war, zu ihrer Wiege hinab und ſagte, nachdem er ſie lange freundlich betrachtet hatte: Alma ſoll ſie heißen.

[2564.] F. J. Frommann.

Als mich 1827 mein Univerſitätsfreund Stüve, damals noch Advokat in Osnabrück, beſucht hatte, begleitete ich ihn bei ſeiner Rückreiſe bis Weimar und frug vormittag bei Goethe an, wann ich mit ihm kommen dürfte. Er beſtellte uns um 3 Uhr. Da fanden wir ihn im langen Zimmer, vor deſſen Türe Salve eingelegt iſt, am Tiſch, auf dem die Weinflaſche und Gläſer ſtanden. Er ſchenkte ein und fing nun an zu fragen (denn Osnabrück intereſſierte ihn, weil er es ja aus Möſer kannte) nach der Stadtverfaſſung, Handel und Gewerben, bäuerlichen Verhältniſſen, Ackerbau, Geognoſie uſw. Je promp-

ter und bündiger nun auf alles die Antworten des jungen Mannes erfolgten, deſto eifriger frug der alte Herr drauf los. Es war eine Luſt, die beiden zu hören und anzuſehen, wie ſie ſich gegenüber ſaßen. Endlich kam er wieder auf den Anfang zurück und ſagte: Alſo Sie ſind Advokat, d. h. einer der aus jeder Sache etwas zu machen weiß? — Entſchuldigen Exzellenz! — — Recht ſo! ein Advokat darf nie etwas zugeben.

[2565.] F. Förſter.

Ich fand Goethe an den Augen leidend; er trug bei Tage einen Schirm von grüner Seide, um ſich gegen blendendes Sonnenlicht zu ſchützen, was die Weinranken im kleinen Garten an ſeinem Hauſe in der Stadt nur ſpärlich durch die kleinen Fenſterſcheiben ſeines Arbeitszimmers einfallen ließen. Am Abend ſchützte er ſich gegen das Lampenlicht durch einen vorgeſetzten Schirm. Er zeigte uns einige Schirme, welche kunſtgeübte Hände der Freundinnen nach den von ihm getuſchten Zeichnungen in dunkles Pergament radiert hatten. Es waren Mondſcheinlandſchaften, und er war ſo gütig, meiner Frau, welche ihm durch den Vortrag mehrerer ſeiner, von Zelter neuerdings komponierten Lieder die Abende verkürzte, zwei von ihm getuſchte Landſchaften: griechiſche Tempel bei Mondbeleuchtung, zu ſchenken. Von jenen Kompoſitionen gefielen ihm zumeiſt zwei Lieder: Ich ging im Walde ſo für mich hin, und Um Mitternacht ging ich nicht eben gerne. Als meine Frau das erſte Lied unter der, in Zelters Liederhefte befindlichen Überſchrift Auch mein Sinn zitierte, erklärte Goethe: er erinnere ſich keines ſeiner Gedichte mit dieſer Überſchrift. Als er darauf in dem gedruckten Hefte ſein Lied fand, bemerkte er lachend: Da hat mein guter Zelter, wie er es öfter getan, mein Lied umgetauft; der ihm von mir gegebene Name heißt: Gefunden.

Bei dieſem Beſuche ſtellte ich Goethen meinen Pflegeſohn, den zu der Zeit für ein muſikaliſches Wunderkind geltenden, ſieben Jahr alten Karl Eckert vor, der ſich ſpäter als Liederkomponiſt, als Begleiter der Gräfin Sontag-Roſſi, als Direktor der Kaiſerlichen Oper in Wien und als Hofkapellmeiſter in Stuttgart einen ehrenvollen Ruf erworben hat. Der Knabe, welcher bereits in ſeinem

fünften Jahre freie Phantaſien auf dem Flügel ſpielte, hatte den Erlkönig komponiert, und meine Frau ſang die Romanze von dem Knaben begleitet eines Nachmittags in dem bei Goethe verſammelten Freundeskreiſe vor. Goethe belobte den Knaben, unterhielt ſich eingehend mit ihm, fragte ihn, ob er andere Kompoſitionen kenne und welche ihm vorzüglich gefalle. Damals war die geniale, weltberühmte Kompoſition Schuberts noch nicht vorhanden.* Mein kleiner Komponiſt ſagte: er kenne nur die Kompoſitionen von Reichardt und Leonhard Klein, die ihm aber nicht gefallen wollten, weil ſie den Erlkönig ſo ſehr graulich ſingen ließen. Wenn, meinte er, der Erlkönig ſo tief brumme, dann würde der Knabe ſich fürchten; der Erlkönig müſſe den Knaben durch ſeinen Geſang zu verlocken ſuchen. Goethe äußerte ſich hiermit einverſtanden und ſagte zu Hummel, welcher dem Knaben mit Aufmerkſamkeit und Teilnahme zugehört hatte: Meinen Sie nicht, lieber Hummel, daß der Knabe das Richtige getroffen hat? Der Kapellmeiſter ſprach ſich zuſtimmend aus, wie er ſich überhaupt liebevoll und anerkennend über das Talent des jungen Komponiſten äußerte. Wir müſſen ſchon zugeben, daß der Knabe das Richtige getroffen hat, bemerkte Goethe, und ihm freundlich die Wange ſtreichelnd fügte er hinzu: Du mußt ja am beſten wiſſen, wie ſo einem Bürſchchen, das der Vater zur Nachtzeit vor ſich auf dem Pferde in den Armen hält, zumute iſt, wenn der Erlkönig ihn verlockt. Außerdem aber müſſen wir auch zugeben, daß der Erlkönig als ein Geiſterkönig jede beliebige Stimme annehmen und nach ſeinem Gefallen erſt ſanft und einſchmeichelnd, und dann wieder drohend und zornig ſingen kann.

Hummel forderte den Knaben auf, mit ihm vierhändig auf dem Flügel zu phantaſieren, wo ſie abwechſelnd Themas angaben. Goethe hörte mit lebhaftem Anteil zu, und nachdem er dem Knaben aufmunternd geſagt: er möge gute Freundſchaft mit Zelter und ſeinem jungen Freunde Felix Mendelsſohn halten, äußerte er gegen Hummel die bedeutſamen Worte: Urſprüngliches Talent, das iſt Waſſer auf meine Mühle.

* Doch! Schon ſeit 1816.

[2566.] (1827.) F. Förſter.

Förſter hatte bei einem nächtlichen Ritt ſpukhafte Beobachtungen an einem Richtplatze gemacht.

Nach Verlauf von vielen Jahren fand ich Veranlaſſung, Goethe dieſes nächtliche Abenteuer zu erzählen. Er hatte eben die von Cornelius gezeichneten, ihm gewidmeten Illuſtrationen zum Fauſt erhalten, unter denen ſich ja eine ähnliche Szene *(Nacht, offen Feld)* gezeichnet findet. ~ Ich erlaubte mir (es war vielleicht 1822) gegen die Darſtellung von Cornelius die Bemerkung, daß er unmöglich die tiefe Bedeutung der Dichtung hier verſtanden habe. Der Dichter, ſo ſchien es mir, habe wohl im Sinne gehabt, den Rabenſtein, auf welchem am nächſtfolgenden Tage Gretchen ihr Haupt auf den Block legen ſollte, durch blumenſtreuende Engel weihen zu laſſen. Statt deſſen gibt uns Cornelius einen Teufels- und Hexenſpuk, womit Mephiſtopheles Fauſt belügen und betrügen will und deshalb mit: Vorbei! vorbei! eiligſt mit ihm davon reitet. — Mich haben, bemerkte Goethe, die beiden vortrefflich galoppierenden Reiter auf den ſchnaubenden Roſſen ſo in Anſpruch genommen, daß ich die Szene auf dem Rabenſteine noch nicht mit Bedacht angeſehen habe. Sie mögen wohl das Richtige getroffen haben.

[2567.] Nach J. K. U. Bähr.]]

Im Jahre 1827 kamen mit einem Empfehlungsſchreiben von Tieck die beiden jungen Maler Bähr und Wagner auf einer Reiſe nach Italien begriffen nach Weimar. Zu beſcheiden, um perſönlich Goethe behelligen zu wollen, gedachten ſie eigentlich Tiecks Schreiben, dem noch ein Päckchen beigefügt war, einfach abzugeben, wurden aber von einem jungen Manne — vielleicht Eckermann — genötigt, ſich melden zu laſſen. Goethe empfing ſie in ſeinem Gartenhaus freundlich und wandte das Geſpräch gleich auf Dresdner Kunſtverhältniſſe; er äußerte ſich günſtig über die Schule Matthäis, unter dem ſich Bähr zum Geſchichtsmaler gebildet hatte, und frug dann, ob es gegründet ſei, daß die Sixtiniſche Madonna durch Palmarolis Reſtauration verdorben worden ſei. Bähr erwiderte: Ew. Exzellenz können ſich darüber beruhigen; Matthäi hat ſchon dafür geſorgt, daß es nicht geſchah. Er ſetzte hierauf auseinander, wie allerdings Palmarolis Art, die Farben tupfweiſe aufzuſetzen, eine ſtörende Wir-

kung hervorbrächte; doch habe Matthäi dieſes Verfahren nicht geduldet, und wenn ſchon die an der Madonna erneuerten Stellen erkennbar ſeien, ſo ſeien ſie doch nicht häßlich, wie es die vorher in dem Gemälde befindlichen ſchwarzen Flecken geweſen.

Beim Abſchied war Bähr ſo bewegt, daß er die ihm gereichte Hand Goethes küßte. Dieſer legte dann ſeine Hände den Künſtlern aufs Haupt, ſie zur Reiſe ſegnend.

[2568.] Riemer.

Goethe: Der Geiſt des Wirklichen iſt das wahre Ideelle.

[2569.] Jenny v. Pappenheim (Frau v. Guſtedt).

Dann, *nach 1826*, verging ein Jahr, wo ich Goethe nur bei ſeinen Abendgeſellſchaften und zu ſeiner Geburtstagsfeier ſah; er hat mir jungem Ding aber immer ſo imponiert, daß ich vor ihm eigentlich nie ich ſelbſt war, ſondern eine Seele, die mit auf der Bruſt gekreuzten Armen zu ihm emporſah. Ich hielt den Atem an, wenn ich ihn ſprechen hörte und glaubte vergehen zu müſſen vor Scham, als er meine Mutter einmal frug: Was treibt denn eigentlich die ſchöne Kleine? Meine Nichtigkeit drückte mich von da an ſo ſehr, daß ich manche Stunde der Nacht wachend zubrachte, alle Bücher, deren ich habhaft werden konnte, um mich herum.

1828.

[2570.] Januar 2. A. B. Granville.

Als Granville bei ſeiner Reiſe nach Petersburg Weimar berührte, konnte er Goethe, der abweſend war, nicht ſehen. Auf der Rückreiſe aber hatte er nun am 1. Januar mit ſeinem Freunde Dr. Froriep und Ottilie verabredet, nächſten Tags um $^1/_2$11 Uhr Goethe zu beſuchen.

At halfpast ten precisely, Goethe made his appearance in one of his classically decorated withdrawing rooms, into which I had been but the moment before introduced. He advanced towards me with the countenance of one who seems not to go through the ceremony of a first meeting à contre cœur; and I felt thankful to him for that first impression on my mind. His person was erect, and denoted not the advance of age. His open and well-arched eyebrows, which give effect to the

undimmed lustre of the most brilliant eye I have ever beheld, his fresh look and mild expression at once captivated my whole attention; and when he extended his friendly hand to welcome me to his dwelling, I stood absorbed in the contemplation of the first literary character of the age. The sound of his voice, which bespeaks peculiar affability, and the first questions he addressed to me respecting my journey, however, recalled me from my reverie. I found him in his conversation ready, rather than fluent, following rather than leading; unaffected, yet gentlemanly; earnest yet entertaining; and manifesting no desire to display how much he deserved the high reputation which not only Germany, but Europe in General, had simultaneously acknowledged to be his due. He conversed in French, and occasionally in English, particularly when desirous to make me understand the force of his observations on some recent translations of one or two of his works into that language. Faustus was one of these. The translation [von Lord F. Leveson Gower] ~ seemed not to have given satisfaction to the veteran author. He observed to me, that most assuredly it was not a translation, but an imitation, of what he had written. Whole sentences of the original, added he, have been omitted, and chasms left in the translation, where the most affecting passages should have been inserted to complete the picture. There were probably difficulties in the original which the noble translator might not be able to overcome; few foreigners, indeed, can boast of such mastery of our prodigal idiom, as to be able to convey its meaning with equal richness of expression, and strength of conception, in their own native language; but, in the case of the translation to which I allude, that excuse for imperfection does not exist in many of the parts which Lord Francis Gower has thought proper to omit. No doubt, the choice of expressions in the English translation, the versification, and talent displayed in what is original composition of his lordship's own well-gifted mind, may be deserving of his countrymen's applause; but it is as the author of Faustus travesti, and not as the translator of Goethe's Faustus, that the popular applause has been obtained.

The patriarch poet seemed far more satisfied with the translation of ~ Tasso by Mr. Charles Des Voeux. He said: I understand English à ma manière, quite

sufficiently to discover in that gentleman's recent translation, that he has rendered all my ideas faithfully. Je me lisais moi-même dans la traduction. It is for the English to determine, if, in adhering faithfully to the ideas of the German orignal, Mr. Des Voeux a conservé les règles et n'a pas trahi le génie de sa langue. Je n'en suis pas juge: peut-être le trouvera-t-on un peu trop Allemand. ~

The conversation turning, by a natural transition, to the different methods of teaching modern languages, Goethe observed, that he could strongly recommend to my attention a mode of instructing effectually, as well as promptly, young people in any of the living languages, which was successfully adopted in the seminary for young Englishmen at Weimar, and by which the pupils were taught to think in, as well as to read or write a foreign language. ~

Throughout this interview, which lasted upwards of an hour, Goethe manifested great eagerness after general information, particularly respecting England and her numerous institutions; and also on the subject of St. Petersburgh, which he looked upon as a city that was fast rising to the rank of the first capital on the Continent, according to the opinion of many intelligent travellers, whom he had seen and conversed with on the subject. In taking leave of him, at length, Goethe put into my hands a small red morocco case, which he hoped I would accept as a souvenir of our meeting; after which I withdrew, with sentiments of increased admiration for this celebrated man. The case contained two bronze medals, the one executed by Brandt of Berlin, the other by Bovy.

[2571.] Januar 26. Soret.

J'ai été régalé aujourd'hui de grandes déclamations contre les géologues, qui s'avisent de tout expliquer par l'action du feu et font pousser les montagnes comme si c'était une bagatelle de soulever tout le granit et le porphir de l'univers au moyen d'une chaudière dans laquelle on aurait commencé par les cuire. Il y avait dans toute cette bourrasque plus d'esprit que de raisonnement.

[2572.] Januar/Februar. K. v. Holtei.

So begab es ſich denn, daß er mich einmal nach dem Mittagseſſen in eine Fenſterbrüſtung manövrierte und

in ſeiner eigentümlich-unbeſchreiblichen Manier alſo ſprach: Nun, Sie haben ſich ja bisher *beim Vorleſen von Dramen* recht brav gehalten, wie ich hörte. Sie müſſen ſich nicht wundern, daß ich Sie noch nicht gebeten habe, mir Ihre Sachen vorzumachen; ich habe Gründe dazu. Ihnen wird nicht fremd ſein, daß wir zu unſerer Zeit uns auch mit dergleichen beſchäftigt und viel darüber gedacht haben? Nun hat man ſich denn ſeine Anſichten über Deklamation, Rezitation, theatraliſchen Vortrag und beſonders über die ſcharfen Unterſcheidungen, die den Vorleſer vom Darſteller trennen, feſtgeſtellt. Und da kommen denn die jungen Leute und werfen das alles über den Haufen. Nun! das iſt ja alles recht ſchön! Aber von uns Alten könnt Ihr nicht mehr verlangen, daß wir ſogleich ohne weiteres nachgeben ſollen. Alſo ich ſehe nur zwei Auswege: entweder Sie gewinnen mich für Ihre Künſte? ~ Dann zwingen Sie mich, aufs neue darüber zu denken, und das würde mich ſtören, denn wir haben noch viel zu tun! — Oder es gelingt Ihnen nicht, mich irre zu machen und Sie befriedigen mich nicht? ~ Dann hätten wir beide keine Freude davon. Alſo denk ich, es ſei beſſer, es bleibt, wie es iſt. — Nun, wie gefällt es Ihnen in Weimar? Nicht wahr, es ſtickt (sic!) viel Bildung in dem Orte? Wir haben denn auch wohl das Unſere dazu getan.

Ew. Exzellenz! ſagte ich feſt, denn jetzt wollte ich doch etwas Poſitives mitnehmen, ich ſoll morgen die zu Fauſt gehörige Helena vorleſen. Ich habe mir zwar alle Mühe damit gegeben, aber alles verſtehe ich doch nicht. Möchten Sie mir nicht z. B. erklären, was eigentlich damit gemeint ſei, wenn Fauſt an Helenas Seite die Landgebiete an einzelne Heerführer verteilt? Ob eine beſtimmte Andeutung — Er ließ mich nicht ausreden, ſondern unterbrach mich ſehr freundlich: Ja, ja, Ihr guten Kinder, wenn Ihr nur nicht ſo dumm wäret! Hierauf ließ er mich ſtehen.

[2573.] Februar 26. K. v. Holtei.

Nur einmal, während meines langen Aufenthaltes in Weimar ward mir das Glück zuteil, Goethen ein Viertelſtündchen gegenüberzuſitzen, ohne andere Geſellſchaft, als den ihm ſehr vertrauten und keine Eröffnung hindernden (ſogenannten Kunſcht-)Meyer. Ich war an

einem freundlichen Februarmorgen ſpazieren gelaufen und lief ihm, der mit Meyer eine Spazierfahrt machte, quer über den Weg. Er ließ halten und lud mich ein, mitzufahren, da war er ſehr zutraulich und liebevoll, anders als im Speiſeſaal; ſo zwar, daß ich mich getraute, ihn mehrfach mit Sie anzureden, ohne mich der verzweifelten Exzellenz zu bedienen. ~ Bei jener Spazierfahrt ging's übers Theater her, hauptſächlich war von unſerem Königſtädter Perſonale die Rede, und ich erzählte ihm mancherlei Schwänke, die er fröhlich hinnahm. Dabei kamen wir auch auf Auguſte Sutorius, die einige Zeit in Weimar geweſen war.

[5274.] Januar/Februar. K. v. Holtei.

Seine Pietät für Schiller war eine ſo innerlich-tiefe, daß man davon wahrhaft ergriffen werden mußte. Ich hatte, als über Egmont geſprochen wurde, einſt die Bearbeitung, die Schiller fürs Theater unternommen, zu tadeln gewagt und mein Erſtaunen geäußert, daß ſie noch immer auf der Weimariſchen Bühne gelte. Den Blick des Alten werde ich nie vergeſſen, mit dem er mich anblitzte und faſt grimmig ſagte: Was wißt Ihr, Kinder! Das hat unſer großer Freund beſſer verſtanden, als wir.

[2575.] Februar Ende. Großherzogin Luiſe.

Goethe, der Beſchützer des Barometers, fängt an, an deſſen Zuverläſſigkeit zu zweifeln, und weiß nicht recht, wie er deſſen unbegreifliches Steigen und Fallen entſchuldigen ſoll.

[2576.] (März Anfang.) Johanna Schopenhauer an K. v. Holtei.

Hier, caro amico, das Opus der Voigt, *Lebensgeſchichte der Caroline Kummerfeld geborene Schulz.* ~ Die darin vorkommenden Geſchichten ſind toll genug. Stella verbürgt ſich für die Wahrheit derſelben; und ich, die ich die kleine, alte, ſehr rechtliche Heldin noch perſönlich gekannt habe, möchte es ebenfalls tun. Goethe hat mir erzählt, daß ſie damals wirklich Furore gemacht, und wie er als Student zum Sterben in ſie verliebt geweſen, und ſich im Leipziger Parterre die Hände faſt wund geklatſcht habe, wenn ſie in dem Weißeſchen Trauerſpiel als Julia auftrat und in der Szene, ehe ſie den Trank nimmt, die Ottern und Schlangen und Kröten von ihren weißatlasenen Reifrock herunterſchlenkerte, die ſie in ihrer Phantaſie daran heraufkriechen ſah.

[2577.] März 6. F. v. Müller.

Ich traf gegen 4 Uhr Hofrat Meyer bei Goethe an. Letzterer war ſehr munter, ja aufgeregt; wie ein Gewitter bei heiterem Himmel ſuchte er ſich ſeiner Kraftfülle durch geiſtige Blitze und Donnerſchläge zu entledigen. Knebeln über Meteorologie konſultieren, äußerte Goethe, heiße den Barometer über den Barometer befragen. Voltaire habe geſagt, die Erde ſei eine alte Kokette, die ſich jung zu machen ſtrebe. Die Atmoſphäre ſei auch ſo eine Kokette, die eine Zeitlang geregelten Gang affektiere, aber bald ſich dem erſten beſten Wind preisgebe.

Daß man über Wellingtons Omnipotenz *als Premierminiſter* jetzt ſchelte, ſei abſurd; man ſollte froh ſein, daß er endlich ſeinen rechten Platz eingenommen; wer Indien und Napoleon beſiegt habe, möge wohl mit Recht über eine lumpige Inſel herrſchen. Wer die höchſte Gewalt beſitze, habe recht; ehrfurchtsvoll müſſe man ſich vor ihm beugen. Ich bin nicht ſo alt geworden, um mich um die Weltgeſchichte zu bekümmern, die das Abſurdeſte iſt, was es gibt; ob dieſer oder jener ſtirbt, dieſes oder jenes Volk untergeht iſt mir einerlei; ich wäre ein Tor, mich darum zu bekümmern.

Wenn Alexander Humboldt und die anderen Plutoniſten mir's zu toll machen, werde ich ſie ſchändlich blamieren; ſchon zimmere ich Xenien genug im ſtillen gegen ſie; die Nachwelt ſoll wiſſen, daß doch wenigſtens ein geſcheidter Mann in unſerem Zeitalter gelebt hat, der jene Abſurditäten durchſchaute. Ich finde immer mehr, daß man es mit der Minorität, die ſtets die geſcheidtere iſt, halten muß.

Als Meyer fragte, was es denn eigentlich heißen wolle, Plutoniſt oder Neptuniſt, ſagte Goethe: O danket Gott, daß Ihr nichts davon wißt, ich kann es auch nicht ſagen, man könnte ſchon wahnſinnig werden, es nur auseinanderzuſetzen. Ohnehin bedeutet ſolch ein Parteiname ſpäterhin nichts mehr, löſt ſich in Rauch auf; die Leute wiſſen ſchon jetzt nicht mehr, was ſie damit bezeichnen wollen. Ihr müßt verzeihen, wenn ich grob bin, ich ſchreibe jetzt eben in den Wanderjahren an der Rolle des Jarno, da ſpiele ich eine Weile auch im Leben den Grobian fort.

Was ſoll es nur hier in Weimar mit dem Wit-Döring werden? Man wird es ſchon bereuen, den Lumpenkerl

hier zu dulden; in ſeinen Memoiren iſt kein Funken Geiſt. Er iſt zum ſteten Gefängnis von der Natur beſtimmt; darin ſpielt er ſeine Streiche. Wär' ich Fürſt, ich ließ' ihn gleich wieder verhaften, damit er in ſein Element zurückkäme. Geſehen und geſprochen hab' ich ihn wohl einmal, warum nicht? als Phänomen; aber ich wäre ein Lump, wenn ich ihn zum zweiten Male ſähe.

Der Großherzog ergötzt ſich an ſeinem Hierſein, um einmal wieder ſich an einer Gefahr zu laben, um einmal wieder einen zahmen Wolf zu haben, der unter ſeinen Hunden und Schafen herum renommiere.

Der Kerl hat meine Abſchiedsformel an ihn: Sie haben ſelbſt drucken laſſen, daß Sie verführeriſch ſeien und daß man ſich nicht zu viel mit Ihnen einlaſſen müſſe, günſtig für ſich gedeutet; das macht mir Spaß. Nun er erregt doch; darauf kommt alles an, ſei es durch Haß oder Liebe. Man muß nur immer ſorgen, erregt zu werden, um gegen die Depreſſion anzukämpfen. Das iſt auch bei jetziger deprimierender Witterung der beſte mediziniſche Rat. Wer mit mir umgehen will, muß zuweilen meine Grobianslaune auch zugeben, ertragen, wie eines anderen Schwachheit oder Steckenpferd. Der alte Meyer iſt klug, ſehr klug; aber er geht nur nicht heraus, widerſpricht mir nicht, das iſt fatal. Ich bin ſicher, im Inneren iſt er noch zehnmal zum Schimpfen geneigter als ich und hält mich noch für ein ſchwaches Licht. Er ſollte nur auch poltern und donnern.

[2578.] März 11. Eckermann.

Ich hatte Goethen wiederholt meinen Zuſtand geklagt, und er hatte mich wiederholt getrieben, mich doch meinem Arzte zu vertrauen. Was Euch fehlt, ſagte er, iſt gewiß nicht der Mühe wert, wahrſcheinlich nichts als eine kleine Stockung, die durch einige Gläſer Mineralwaſſer oder ein wenig Salz zu heben iſt. Aber laßt es nicht länger ſo fortſchlendern, ſondern tut dazu!

Goethe mochte ganz recht haben, und ich ſagte mir ſelber, daß er recht habe; allein jene Unentſchloſſenheit und Unluſt wirkte auch in dieſem Fall, und ich ließ wiederum unruhige Nächte und ſchlechte Tage verſtreichen, ohne das mindeſte zur Abſtellung meines Übels zu tun.

Als ich nun heute nach Tiſch abermals nicht ganz frei und heiter vor Goethe erſchien, riß ihm die Geduld,

und er konnte nicht umhin, mich ironiſch anzulächeln und mich ein wenig zu verhöhnen.

Ihr ſeid der zweite Shandy, ſagte er, der Vater jenes berühmten Triſtram, den ein halbes Leben eine knarrende Tür ärgerte und der nicht zu dem Entſchluß kommen konnte, ſeinen täglichen Verdruß durch ein paar Tropfen Öl zu beſeitigen.

Aber ſo iſt's mit uns allen! Des Menſchen Verdüſterungen und Erleuchtungen machen ſein Schickſal! Es täte uns not, daß der Dämon uns täglich am Gängelbande führte und uns ſagte und triebe, was immer zu tun ſei. Aber der gute Geiſt verläßt uns, und wir ſind ſchlaff und tappen im Dunkeln.

Da war Napoleon ein Kerl! Immer erleuchtet, immer klar und entſchieden, und zu jeder Stunde mit der hinreichenden Energie begabt, um das, was er als vorteilhaft und notwendig erkannt hatte, ſogleich ins Werk zu ſetzen. Sein Leben war das Schreiten eines Halbgottes von Schlacht zu Schlacht und von Sieg zu Sieg. Von ihm könnte man ſehr wohl ſagen, daß er ſich in dem Zuſtande einer fortwährenden Erleuchtung befunden; weshalb auch ſein Geſchick ein ſo glänzendes war, wie es die Welt vor ihm nicht ſah und vielleicht auch nach ihm nicht ſehen wird.

Ja, ja, mein Guter, das war ein Kerl, dem wir es freilich nicht nachmachen können!

Goethe ſchritt im Zimmer auf und ab. Ich hatte mich an den Tiſch geſetzt, der zwar bereits abgeräumt war, aber auf dem ſich noch einige Reſte Wein befanden nebſt einigem Biskuit und Früchten.

Goethe ſchenkte mir ein und nötigte mich, von beiden etwas zu genießen. Sie haben zwar verſchmäht, ſagte er, dieſen Mittag unſer Gaſt zu ſein, doch dürfte ein Glas von dieſem Geſchenk lieber Freunde Ihnen ganz wohl tun!

Ich ließ mir ſo gute Dinge gefallen, während Goethe fortfuhr, im Zimmer auf und ab zu gehen und aufgeregten Geiſtes vor ſich hin zu brummen und von Zeit zu Zeit unverſtändliche Worte herauszuſtoßen.

Das, was er ſoeben über Napoleon geſagt, lag mir im Sinn, und ich ſuchte das Geſpräch auf jenen Gegenſtand zurückzuführen.

Doch ſcheint es mir, begann ich, daß Napoleon ſich beſonders in dem Zuſtand jener fortwährenden Erleuch-

tung befunden, als er noch jung und in aufſteigender Kraft war, wo wir denn auch einen göttlichen Schutz und ein beſtändiges Glück ihm zur Seite ſehen. In ſpäteren Jahren dagegen ſcheint ihn jene Erleuchtung verlaſſen zu haben ſowie ſein Glück und ſein guter Stern.

Was wollt Ihr! erwiderte Goethe. Ich habe auch meine Liebeslieder und meinen Werther nicht zum zweitenmal gemacht. Jene göttliche Erleuchtung, wodurch das Außerordentliche entſteht, werden wir immer mit der Jugend und der Produktivität im Bunde finden, wie denn Napoleon einer der produktivſten Menſchen war, die je gelebt haben.

Ja, ja, mein Guter, man braucht nicht bloß Gedichte und Schauſpiele zu machen, um produktiv zu ſein, es gibt auch eine Produktivität der Taten, und die in manchen Fällen noch um ein Bedeutendes höher ſteht. Selbſt der Arzt muß produktiv ſein, wenn er wahrhaft heilen will; iſt er es nicht, ſo wird ihm nur hin und wieder wie durch Zufall etwas gelingen, im ganzen aber wird er nur Pfuſcherei machen.

Sie ſcheinen, verſetzte ich, in dieſem Falle Produktivität zu nennen, was man ſonſt Genie nannte.

Beides ſind auch ſehr naheliegende Dinge, erwiderte Goethe. Denn was iſt Genie anders als jene produktive Kraft, wodurch Taten entſtehen, die vor Gott und der Natur ſich zeigen können, und die eben deswegen Folge haben und von Dauer ſind? Alle Werke Mozarts ſind dieſer Art; es liegt in ihnen eine zeugende Kraft, die von Geſchlecht zu Geſchlecht fortwirket und ſobald nicht erſchöpft und verzehrt ſein dürfte. Von anderen großen Komponiſten und Künſtlern gilt dasſelbe. Wie haben nicht Phidias und Raffael auf nachfolgende Jahrhunderte gewirkt, und wie nicht Dürer und Holbein! Derjenige, der zuerſt die Formen und Verhältniſſe der altdeutſchen Baukunſt erfand, ſo daß im Laufe der Zeit ein Straßburger Münſter und ein Kölner Dom möglich wurde, war auch ein Genie, denn ſeine Gedanken haben fortwährend produktive Kraft behalten und wirken bis auf die heutige Stunde. Luther war ein Genie ſehr bedeutender Art; er wirkt nun ſchon manchen guten Tag, und die Zahl der Tage, wo er in fernen Jahrhunderten aufhören wird produktiv zu ſein, iſt nicht abzuſehen. Leſſing wollte den hohen Titel eines Genies ablehnen, allein ſeine dauern-

den Wirkungen zeugen wider ihn ſelber. Dagegen haben wir in der Literatur andere und zwar bedeutende Namen, die, als ſie lebten, für große Genies gehalten wurden, deren Wirken aber mit ihrem Leben endete, und die alſo weniger waren, als ſie und andere dachten; denn, wie geſagt, es gibt kein Genie ohne produktiv fortwirkende Kraft, und ferner, es kommt dabei gar nicht auf das Geſchäft, die Kunſt und das Metier an, das einer treibt, es iſt alles dasſelbige. Ob einer ſich in der Wiſſenſchaft genial erweiſt, wie Oken und Humboldt, oder im Krieg und der Staatsverwaltung wie Friedrich, Peter der Große und Napoleon, oder ob einer ein Lied macht wie Béranger, es iſt alles gleich und kommt bloß darauf an, ob der Gedanke, das Aperçu, die Tat lebendig ſei und fortzuleben vermöge.

Und dann muß ich noch ſagen: nicht die Maſſe der Erzeugniſſe und Taten, die von jemanden ausgehen, deutet auf einen produktiven Menſchen. Wir haben in der Literatur Poeten, die für ſehr produktiv gehalten werden, weil von ihnen ein Band Gedichte nach dem andern erſchienen iſt. Nach meinem Begriffe aber ſind dieſe Leute durchaus unproduktiv zu nennen, denn was ſie machten, iſt ohne Leben und Dauer. Goldſmith dagegen hat ſo wenige Gedichte gemacht, daß ihre Zahl nicht der Rede wert, allein dennoch muß ich ihn als Poeten für durchaus produktiv erklären, und zwar eben deswegen, weil das wenige, was er machte, ein inwohnendes Leben hat, das ſich zu erhalten weiß.

Es entſtand eine Pauſe, während welcher Goethe fortfuhr im Zimmer auf- und abzugehen. Ich war indes begierig, über dieſen wichtigen Punkt noch etwas Weiteres zu hören, und ſuchte daher Goethen wieder in Anregung zu bringen.

Liegt denn, ſagte ich, dieſe geniale Produktivität bloß im Geiſte eines bedeutenden Menſchen, oder liegt ſie auch im Körper?

Wenigſtens, erwiderte Goethe, hat der Körper darauf den größten Einfluß. Es gab zwar eine Zeit, wo man in Deutſchland ſich ein Genie als klein, ſchwach, wohl gar buckelig dachte, allein ich lobe mir ein Genie, das den gehörigen Körper hat.

Wenn man von Napoleon geſagt, er ſei ein Menſch aus Granit, ſo gilt dieſes beſonders auch von ſeinem

Körper. Was hat ſich der nicht alles zugemutet und zumuten können! Von dem brennenden Sande der Syriſchen Wüſte bis zu den Schneefeldern von Moskau, welche Unſumme von Märſchen, Schlachten und nächtlichen Biwaks liegt da nicht in der Mitte! Und welche Strapazen und körperliche Entbehrungen hat er dabei nicht aushalten müſſen! Wenig Schlaf, wenig Nahrung, und dabei immer in der höchſten geiſtigen Tätigkeit! Bei der fürchterlichen Anſtrengung und Aufregung des 18. Brumaire ward es Mitternacht, und er hatte den ganzen Tag noch nichts genoſſen! und ohne nun an ſeine körperliche Stärkung zu denken, fühlte er ſich Kraft genug, um noch tief in der Nacht die bekannte Proklamation an das franzöſiſche Volk zu entwerfen! Wenn man erwägt, was der alles durchgemacht und ausgeſtanden, ſo ſollte man denken, es wäre in ſeinem vierzigſten Jahre kein heiles Stück mehr an ihm geweſen; allein er ſtand in jenem Alter noch auf den Füßen eines vollkommenen Helden.

Aber Sie haben ganz recht, der eigentliche Glanzpunkt ſeiner Taten fällt in die Zeit ſeiner Jugend. Und es wollte etwas heißen, daß einer aus dunkler Herkunft und in einer Zeit, die alle Kapazitäten in Bewegung ſetzte, ſich ſo herausmachte, um in ſeinem ſiebenundzwanzigſten Jahre der Abgott einer Nation von dreißig Millionen zu ſein! Ja, ja, mein Guter, man muß jung ſein, um große Dinge zu tun. Und Napoleon iſt nicht der einzige.

Sein Bruder Lucian, bemerkte ich, war auch ſchon früh ſehr hohen Dingen gewachſen. Wir ſehen ihn als Präſidenten der Fünfhundert und darauf als Miniſter des Innern im kaum vollendeten fünfundzwanzigſten Jahre.

Was wollen Sie mit Lucian? fiel Goethe ein. Die Geſchichte bietet uns der tüchtigſten Leute zu Hunderten, die ſowohl im Kabinett als im Felde in noch jugendlichem Alter den bedeutendſten Dingen mit großem Ruhme vorſtanden.

Wäre ich ein Fürſt, fuhr er lebhaft fort, ſo würde ich zu meinen erſten Stellen nie Leute nehmen, die bloß durch Geburt und Anziennität nach und nach heraufgekommen ſind und nun in ihrem Alter in gewohntem Gleiſe langſam gemächlich fortgehen, wobei denn freilich nicht viel Geſcheutes zutage kommt. Junge Männer wollte ich haben — aber es müßten Kapazitäten ſein, mit Klarheit und Energie ausgerüſtet, und dabei vom beſten

Wollen und edelſten Charakter. Da wäre es eine Luſt zu herrſchen und ſein Volk vorwärtszubringen! Aber wo iſt ein Fürſt, dem es ſo wohl würde und der ſo gut bedient wäre!

Große Hoffnung ſetze ich auf den jetzigen Kronprinzen von Preußen. Nach allem, was ich von ihm kenne und höre, iſt er ein ſehr bedeutender Menſch; und das gehört dazu, um wieder tüchtige und talentvolle Leute zu erkennen und zu wählen. Denn man ſage was man will, das Gleiche kann nur vom Gleichen erkannt werden, und nur ein Fürſt, der ſelber große Fähigkeiten beſitzt, wird wiederum große Fähigkeiten in ſeinen Untertanen und Dienern gehörig erkennen und ſchätzen. Dem Talente offene Bahn! war der bekannte Spruch Napoleons, der freilich in der Wahl ſeiner Leute einen ganz beſonderen Takt hatte, der jede bedeutende Kraft an die Stelle zu ſetzen wußte, wo ſie in ihrer eigentlichen Sphäre erſchien, und der daher auch in ſeinem Leben bei allen großen Unternehmungen bedient war wie kaum ein anderer.

Goethe gefiel mir dieſen Abend ganz beſonders. Das Edelſte ſeiner Natur ſchien in ihm rege zu ſein; dabei war der Klang ſeiner Stimme und das Feuer ſeiner Augen von ſolcher Kraft, als wäre er von einem friſchen Auflodern ſeiner beſten Jugend durchglüht. Merkwürdig war es mir, daß er, der ſelbſt in ſo hohen Jahren noch einem bedeutenden Poſten vorſtand, ſo ganz entſchieden der Jugend das Wort redete und die erſten Stellen im Staat, wenn auch nicht von Jünglingen, doch von Männern in noch jugendlichem Alter beſetzt haben wollte. Ich konnte nicht umhin einige hochſtehende deutſche Männer zu erwähnen, denen im hohen Alter die nötige Energie und jugendliche Beweglichkeit zum Betriebe der bedeutendſten und mannigfaltigſten Geſchäfte doch keineswegs zu fehlen ſcheine.

Solche Männer und ihresgleichen, erwiderte Goethe, ſind geniale Naturen, mit denen es eine eigene Bewandtnis hat; ſie erleben eine wiederholte Pubertät, während andere Leute nur einmal jung ſind.

Jede Entelechie nämlich iſt ein Stück Ewigkeit, und die paar Jahre, die ſie mit dem irdiſchen Körper verbunden iſt, machen ſie nicht alt. Iſt dieſe Entelechie geringer Art, ſo wird ſie während ihrer körperlichen Verdüſterung wenig Herrſchaft ausüben, vielmehr wird der

Körper vorherrſchen, und wie er altert, wird ſie ihn nicht halten und hindern. Iſt aber die Entelechie mächtiger Art, wie es bei allen genialen Naturen der Fall iſt, ſo wird ſie bei ihrer belebenden Durchdringung des Körpers nicht allein auf deſſen Organiſation kräftigend und veredelnd einwirken, ſondern ſie wird auch, bei ihrer geiſtigen Übermacht, ihr Vorrecht einer ewigen Jugend fortwährend geltend zu machen ſuchen. Daher kommt es denn, daß wir bei vorzüglich begabten Menſchen auch während ihres Alters immer noch friſche Epochen beſonderer Produktivität wahrnehmen; es ſcheint bei ihnen immer einmal wieder eine temporäre Verjüngung einzutreten, und das iſt es, was ich wiederholte Pubertät nennen möchte.

Aber jung iſt jung, und wie mächtig auch eine Entelechie ſich erweiſe, ſie wird doch über das Körperliche nie ganz Herr werden, und es iſt ein gewaltiger Unterſchied, ob ſie an ihm einen Alliierten oder einen Gegner findet.

Ich hatte in meinem Leben eine Zeit, wo ich täglich einen gedruckten Bogen von mir fordern konnte, und es gelang mir mit Leichtigkeit. Meine Geſchwiſter habe ich in drei Tagen geſchrieben, meinen Clavigo, wie Sie wiſſen, in acht. Jetzt ſoll ich dergleichen wohl bleiben laſſen; und doch kann ich über Mangel an Produktivität ſelbſt in meinem hohen Alter mich keineswegs beklagen. Was mir aber in meinen jungen Jahren täglich und unter allen Umſtänden gelang, gelingt mir jetzt nur periodenweiſe und unter gewiſſen günſtigen Bedingungen. Als mich vor zehn, zwölf Jahren, in der glücklichen Zeit nach dem Befreiungskriege, die Gedichte des Divan in ihrer Gewalt hatten, war ich produktiv genug, um oft an einem Tage zwei bis drei zu machen; und auf freiem Felde, im Wagen oder im Gaſthof, es war mir alles gleich. Jetzt, am zweiten Teil meines Fauſt kann ich nur in den frühen Stunden des Tags arbeiten, wo ich mich vom Schlaf erquickt und geſtärkt fühle und die Fratzen des täglichen Lebens mich noch nicht verwirrt haben. Und doch, was iſt es, das ich ausführe! Im allerglücklichſten Falle eine geſchriebene Seite, in der Regel aber nur ſoviel als man auf den Raum einer Handbreit ſchreiben könnte, und oft, bei unproduktiver Stimmung, noch weniger.

Gibt es denn im allgemeinen, ſagte ich, kein Mittel, um eine produktive Stimmung hervorzubringen oder, wenn ſie nicht mächtig genug wäre, ſie zu ſteigern?

Um dieſen Punkt, erwiderte Goethe, ſteht es gar wunderlich, und wäre darüber allerlei zu denken und zu ſagen.

Jede Produktivität höchſter Art, jedes bedeutende Aperçu, jede Erfindung, jeder große Gedanke, der Früchte bringt und Folge hat, ſteht in niemandes Gewalt und iſt über aller irdiſchen Macht erhaben. Dergleichen hat der Menſch als unverhoffte Geſchenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Dank zu empfangen und zu verehren hat. Es iſt dem Dämoniſchen verwandt, das übermächtig mit ihm tut wie es beliebt, und dem er ſich bewußtlos hingibt, während er glaubt, er handle aus eigenem Antriebe. In ſolchen Fällen iſt der Menſch oftmals als ein Werkzeug einer höheren Weltregierung zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einfluſſes. Ich ſage dies, indem ich erwäge, wie oft ein einziger Gedanke ganzen Jahrhunderten eine andere Geſtalt gab, und wie einzelne Menſchen durch das, was von ihnen ausging, ihrem Zeitalter ein Gepräge aufdrückten, das noch in nachfolgenden Geſchlechtern kenntlich blieb und wohltätig fortwirkte.

Sodann aber gibt es eine Produktivität anderer Art, die ſchon eher irdiſchen Einflüſſen unterworfen iſt und die der Menſch ſchon mehr in ſeiner Gewalt hat, obgleich er auch hier immer noch ſich vor etwas Göttlichem zu beugen Urſache findet. In dieſe Region zähle ich alles zur Ausführung eines Plans Gehörige, alle Mittelglieder einer Gedankenkette, deren Endpunkte bereits leuchtend daſtehen; ich zähle dahin alles dasjenige, was den ſichtbaren Leib und Körper eines Kunſtwerkes ausmacht.

So kam Shakeſpearen der erſte Gedanke zu ſeinem Hamlet, wo ſich ihm der Geiſt des Ganzen als unerwarteter Eindruck vor die Seele ſtellte, und er die einzelnen Situationen, Charaktere und Ausgang des Ganzen in erhöhter Stimmung überſah, als ein reines Geſchenk von oben, worauf er keinen unmittelbaren Einfluß gehabt hatte, obgleich die Möglichkeit, ein ſolches Aperçu zu haben, immer einen Geiſt wie den ſeinigen vorausſetzte. Die ſpätere Ausführung der einzelnen Szenen aber und die Wechſelreden der Perſonen hatte er vollkommen in ſeiner Gewalt, ſo daß er ſie täglich und ſtündlich machen und daran wochenlang fortarbeiten konnte, wie es ihm

nur beliebte. Und zwar ſehen wir an allem, was er ausführte, immer die gleiche Kraft der Produktion, und wir kommen in allen ſeinen Stücken nirgend auf eine Stelle, von der man ſagen könnte, ſie ſei nicht in der rechten Stimmung und nicht mit dem vollkommenſten Vermögen geſchrieben. Indem wir ihn leſen, erhalten wir von ihm den Eindruck eines geiſtig wie körperlich durchaus und ſtets geſunden kräftigen Menſchen.

Geſetzt aber, eines dramatiſchen Dichters körperliche Konſtitution wäre nicht ſo feſt und vortrefflich, und er wäre vielmehr häufigen Kränklichkeiten und Schwächlichkeiten unterworfen, ſo würde die zur täglichen Ausführung ſeiner Szenen nötige Produktivität ſicher ſehr häufig ſtocken und oft wohl tagelang gänzlich mangeln. Wollte er nun, etwa durch geiſtige Getränke, die mangelnde Produktivität herbeinötigen und die unzulängliche dadurch ſteigern, ſo würde das allenfalls auch wohl angehen, allein man würde es allen Szenen, die er auf ſolche Weiſe gewiſſermaßen forciert hätte, zu ihrem großen Nachteil anmerken.

Mein Rat iſt daher, nichts zu forcieren und alle unproduktiven Tage und Stunden lieber zu vertändeln und zu verſchlafen, als in ſolchen Tagen etwas machen zu wollen, woran man ſpäter keine Freude hat.

Sie ſprechen, erwiderte ich, etwas aus, was ich ſelber ſehr oft erfahren und empfunden und was man ſicher als durchaus wahr und richtig zu verehren hat. Aber doch will mir ſcheinen, als ob wohl jemand durch natürliche Mittel ſeine produktive Stimmung ſteigern könnte, ohne ſie gerade zu forcieren. Ich war in meinem Leben ſehr oft in dem Fall, bei gewiſſen komplizierten Zuſtänden zu keinem rechten Entſchluß kommen zu können. Trank ich aber in ſolchen Fällen einige Gläſer Wein, ſo war es mir klar, was zu tun ſei, und ich war auf der Stelle entſchieden. Das Faſſen eines Entſchluſſes iſt aber doch auch eine Art Produktivität, und wenn nun einige Gläſer Wein dieſe Tugend bewirkten, ſo dürfte ein ſolches Mittel doch nicht ganz zu verwerfen ſein.

Ihrer Bemerkung, erwiderte Goethe, will ich nicht widerſprechen; was ich aber vorhin ſagte, hat auch ſeine Richtigkeit; woraus wir denn ſehen, daß die Wahrheit wohl einem Diamant zu vergleichen wäre, deſſen Strahlen nicht nach Einer Seite gehen, ſondern nach vielen. Da

Sie übrigens meinen Divan ſo gut kennen, ſo wiſſen Sie, daß ich ſelber geſagt habe:

Wenn man getrunken hat,
Weiß man das Rechte,

und daß ich Ihnen alſo vollkommen beiſtimme. Es liegen im Wein allerdings produktivmachende Kräfte ſehr bedeutender Art, aber es kommt dabei alles auf Zuſtände und Zeit und Stunde an, und was dem einen nützt, ſchadet dem andern. Es liegen ferner produktivmachende Kräfte in der Ruhe und im Schlaf; ſie liegen aber auch in der Bewegung. Es liegen ſolche Kräfte im Waſſer und ganz beſonders in der Atmoſphäre. Die friſche Luft des freien Feldes iſt der eigentliche Ort, wo wir hingehören; es iſt als ob der Geiſt Gottes dort den Menſchen unmittelbar anwehte und eine göttliche Kraft ihren Einfluß ausübte. Lord Byron, der täglich mehrere Stunden im Freien lebte, bald zu Pferde am Strande des Meeres reitend, bald im Boote ſegelnd oder rudernd, dann ſich im Meere badend und ſeine Körperkraft im Schwimmen übend, war einer der produktivſten Menſchen, die je gelebt haben.

Goethe hatte ſich mir gegenübergeſetzt, und wir ſprachen noch über allerlei Dinge. Dann verweilten wir wieder bei Lord Byron, und es kamen die mancherlei Unfälle zur Erwähnung, die ſein ſpäteres Leben getrübt, bis zuletzt ein zwar edles Wollen, aber ein unſeliges Geſchick ihn nach Griechenland geführt und vollends zugrunde gerichtet.

Überhaupt, fuhr Goethe fort, werden Sie finden, daß im mittleren Leben eines Menſchen häufig eine Wendung eintritt, und daß, wie ihn in ſeiner Jugend alles begünſtigte und alles ihm glückte, nun mit einem Mal alles ganz anders wird, und ein Unfall und ein Mißgeſchick ſich auf das andere häuft.

Wiſſen Sie aber, wie ich es mir denke? — Der Menſch muß wieder ruiniert werden! Jeder außerordentliche Menſch hat eine gewiſſe Sendung, die er zu vollführen berufen iſt. Hat er ſie vollbracht, ſo iſt er auf Erden in dieſer Geſtalt nicht weiter vonnöten, und die Vorſehung verwendet ihn wieder zu etwas anderem. Da aber hienieden alles auf natürlichem Wege geſchieht, ſo ſtellen ihm die Dämonen ein Bein nach dem andern, bis er zuletzt unterliegt. So ging es Napoleon und vielen

andern: Mozart ſtarb in ſeinem ſechsunddreißigſten Jahre, Raffael in gleichem Alter, Byron nur um weniges älter. Alle aber hatten ihre Miſſion auf das Vollkommenſte erfüllt, und es war wohl Zeit, daß ſie gingen, damit auch andern Leuten in dieſer, auf eine lange Dauer berechneten Welt noch etwas zu tun übrig bliebe.

Es war indes tief Abend geworden, Goethe reichte mir ſeine liebe Hand, und ich ging.

[2579.] März 12. Eckermann.

Nachdem ich Goethe geſtern Abend verlaſſen hatte, lag mir das mit ihm geführte bedeutende Geſpräch fortwährend im Sinne.

Auch von den Kräften des Meeres und der Seeluft war die Rede geweſen, wo denn Goethe die Meinung äußerte, daß er alle Inſulaner und Meeranwohner des gemäßigten Klimas bei weitem für produktiver und tatkräftiger halte als die Völker im Innern großer Kontinente.

War es nun, daß ich mit dieſem Gedanken und mit einer gewiſſen Sehnſucht nach den belebenden Kräften des Meeres einſchlief, genug, ich hatte in der Nacht folgenden anmutigen und mir ſehr merkwürdigen Traum. ~

Ihr Traum iſt ſehr artig, ſagte Goethe, als ich ihm heute nach Tiſche die Hauptzüge davon mitteilte. Man ſieht, fuhr er fort, daß die Muſen Sie auch im Schlaf beſuchen, und zwar mit beſonderer Gunſt; denn Sie werden geſtehen, daß es Ihnen im wachen Zuſtande ſchwer werden würde, etwas ſo Eigentümliches und Hübſches zu erfinden.

Ich begreife kaum, wie ich dazu gekommen bin, erwiderte ich; denn ich fühlte mich alle die Tage her ſo niedergeſchlagenen Geiſtes, daß die Anſchauung eines ſo friſchen Lebens mir ſehr fern ſtand.

Es liegen in der menſchlichen Natur wunderbare Kräfte, erwiderte Goethe, und eben wenn wir es am wenigſten hoffen, hat ſie etwas Gutes für uns in Bereitſchaft. Ich habe in meinem Leben Zeiten gehabt, wo ich mit Tränen einſchlief; aber in meinen Träumen kamen nun die lieblichſten Geſtalten, mich zu tröſten und zu beglücken, und ich ſtand am andern Morgen wieder friſch und froh auf den Füßen.

Es geht uns alten Europäern übrigens mehr oder weniger allen herzlich ſchlecht; unſere Zuſtände ſind viel

zu künſtlich und kompliziert, unſere Nahrung und Lebensweiſe iſt ohne die rechte Natur, und unſer geſelliger Verkehr ohne eigentliche Liebe und Wohlwollen. Jedermann iſt fein und höflich, aber niemand hat den Mut, gemütlich und wahr zu ſein, ſo daß ein redlicher Menſch mit natürlicher Neigung und Geſinnung einen recht böſen Stand hat. Man ſollte oft wünſchen, auf einer der Südſeeinſeln als ſogenannter Wilder geboren zu ſein, um nur einmal das menſchliche Daſein ohne falſchen Beigeſchmack durchaus rein zu genießen.

Denkt man ſich bei deprimierter Stimmung recht tief in das Elend unſerer Zeit hinein, ſo kommt es einem oft vor als wäre die Welt nach und nach zum jüngſten Tage reif. Und das Übel häuft ſich von Generation zu Generation! Denn nicht genug, daß wir an den Sünden unſerer Väter zu leiden haben, ſondern wir überliefern auch dieſe geerbten Gebrechen, mit unſeren eigenen vermehrt, unſern Nachkommen.

Mir gehen oft ähnliche Gedanken durch den Kopf, verſetzte ich; allein wenn ich ſodann irgendein Regiment deutſcher Dragoner an mir vorüberreiten ſehe und die Schönheit und Kraft der jungen Leute erwäge, ſo ſchöpfe ich wieder einigen Troſt, und ich ſage mir, daß es denn doch um die Dauer der Menſchheit noch nicht ſo gar ſchlecht ſtehe.

Unſer Landvolk, erwiderte Goethe, hat ſich freilich fortwährend in guter Kraft erhalten und wird hoffentlich noch lange imſtande ſein, uns nicht allein tüchtige Reuter zu liefern, ſondern uns auch vor gänzlichem Verfall und Verderben zu ſichern. Es iſt als ein Depot zu betrachten, aus dem ſich die Kräfte der ſinkenden Menſchheit immer wieder ergänzen und anfriſchen. Aber gehen Sie einmal in unſere großen Städte, und es wird Ihnen anders zumute werden. Halten Sie einmal einen Umgang an der Seite eines zweiten hinkenden Teufels oder eines Arztes von ausgedehnter Praxis, und er wird Ihnen Geſchichten zufliſtern, daß Sie über das Elend erſchrecken und über die Gebrechen erſtaunen, von denen die menſchliche Natur heimgeſucht iſt und an denen die Geſellſchaft leidet.

Doch wir wollen uns der hypochondriſchen Gedanken entſchlagen! Wie geht es Ihnen? Was machen Sie? Wie haben Sie ſonſt heute gelebt? Erzählen Sie mir und geben Sie mir gute Gedanken!

Ich habe in Sterne geleſen, erwiderte ich, wo Yorick in den Straßen von Paris umherſchlendert und die Bemerkung macht, daß der zehnte Menſch ein Zwerg ſei. Ich dachte ſoeben daran, als Sie der Gebrechen der großen Städte erwähnten. Auch erinnere ich mich, zur Zeit Napoleons unter der franzöſiſchen Infanterie ein Bataillon geſehen zu haben, das aus lauter Pariſern beſtand, und welches alles ſo ſchmächtige kleine Leute waren, daß man nicht wohl begriff, was man im Kriege mit ihnen wolle ausrichten.

Die Bergſchotten des Herzogs von Wellington, verſetzte Goethe, mögen freilich andere Helden geweſen ſein!

Ich habe ſie ein Jahr vor der Waterlooſchlacht in Brüſſel geſehen, erwiderte ich. Das waren in der Tat ſchöne Leute! Alle ſtark, friſch und behende, wie aus der erſten Hand Gottes. Sie trugen alle den Kopf ſo frei und froh und ſchritten mit ihren kräftigen nackten Schenkeln ſo leicht einher, als gebe es für ſie keine Erbſünde und keine Gebrechen der Väter.

Es iſt ein eigenes Ding, erwiderte Goethe — liegt es in der Abſtammung, liegt es im Boden, liegt es in der freien Verfaſſung, liegt es in der geſunden Erziehung — genug die Engländer überhaupt ſcheinen vor vielen andern etwas vorauszuhaben. Wir ſehen hier in Weimar ja nur ein Minimum von ihnen und wahrſcheinlich keineswegs die beſten; aber was ſind das alles für tüchtige, hübſche Leute! Und ſo jung und ſiebzehnjährig ſie hier auch ankommen, ſo fühlen ſie ſich doch in dieſer deutſchen Fremde keineswegs fremd und verlegen; vielmehr iſt ihr Auftreten und ihr Benehmen in der Geſellſchaft ſo voller Zuverſicht und ſo bequem, als wären ſie überall die Herren und als gehöre die Welt überall ihnen. Das iſt es denn auch, was unſern Weibern gefällt und wodurch ſie in den Herzen unſerer jungen Dämchen ſo viele Verwüſtungen anrichten. Als deutſcher Hausvater, dem die Ruhe der Seinigen lieb iſt, empfinde ich oft ein kleines Grauen, wenn meine Schwiegertochter mir die erwartete baldige Ankunft irgendeines neuen jungen Inſulaners ankündigt. Ich ſehe im Geiſte immer ſchon die Tränen, die ihm dereinſt bei ſeinem Abgange fließen werden. Es ſind gefährliche junge Leute; aber freilich, daß ſie gefährlich ſind, das iſt eben ihre Tugend.

Ich möchte jedoch nicht behaupten, verſetzte ich, daß unſere Weimariſchen jungen Engländer geſcheiter, geiſtreicher, unterrichteter und von Herzen vortrefflicher wären als andere Leute auch.

In ſolchen Dingen, mein Beſter, erwiderte Goethe, liegts nicht. Es liegt auch nicht in der Geburt und im Reichtum; ſondern es liegt darin, daß ſie eben die Courage haben, das zu ſein, wozu die Natur ſie gemacht hat. Es iſt an ihnen nichts verbildet und verbogen, es ſind an ihnen keine Halbheiten und Schiefheiten; ſondern wie ſie auch ſind, es ſind immer durchaus komplette Menſchen. Auch komplette Narren mitunter, das gebe ich von Herzen zu; allein es iſt doch was und hat doch auf der Wage der Natur immer einiges Gewicht.

Das Glück der perſönlichen Freiheit, das Bewußtſein des engliſchen Namens und welche Bedeutung ihm bei andern Nationen beiwohnt, kommt ſchon den Kindern zugute, ſo daß ſie ſowohl in der Familie als in den Unterrichtsanſtalten mit weit größerer Achtung behandelt werden und einer weit glücklich-freiern Entwickelung genießen als bei uns Deutſchen.

Ich brauche nur in unſerm lieben Weimar zum Fenſter hinauszuſehen, um gewahr zu werden wie es bei uns ſteht. Als neulich der Schnee lag und meine Nachbarskinder ihre kleinen Schlitten auf der Straße probieren wollten, ſogleich war ein Polizeidiener nahe, und ich ſah die armen Dingerchen fliehen ſo ſchnell ſie konnten. Jetzt, wo die Frühlingsſonne ſie aus den Häuſern lockt und ſie mit ihresgleichen vor ihren Türen gern ein Spielchen machten, ſehe ich ſie immer geniert, als wären ſie nicht ſicher und als fürchteten ſie das Herannahen irgendeines polizeilichen Machthabers. Es darf kein Bube mit der Peitſche knallen, oder ſingen, oder rufen, ſogleich iſt die Polizei da, es ihm zu verbieten. Es geht bei uns alles dahin, die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen und alle Natur, alle Originalität und alle Wildheit auszutreiben, ſo daß am Ende nichts übrig bleibt als der Philiſter.

Sie wiſſen, es vergeht bei mir kaum ein Tag, wo ich nicht von durchreiſenden Fremden beſucht werde. Wenn ich aber ſagen ſollte, daß ich an den perſönlichen Erſcheinungen, beſonders junger deutſcher Gelehrten aus einer gewiſſen nordöſtlichen Richtung, große Freude hätte, ſo müßte ich lügen. Kurzſichtig, blaß, mit eingefallener

Bruſt, jung ohne Jugend: das iſt das Bild der meiſten wie ſie ſich mir darſtellen. Und wie ich mit ihnen mich in ein Geſpräch einlaſſe, habe ich ſogleich zu bemerken, daß ihnen dasjenige, woran unſereiner Freude hat, nichtig und trivial erſcheint, daß ſie ganz in der Idee ſtecken und nur die höchſten Probleme der Spekulation ſie zu intereſſieren geeignet ſind. Von geſunden Sinnen und Freude am Sinnlichen iſt bei ihnen keine Spur, alles Jugendgefühl und alle Jugendluſt iſt bei ihnen ausgetrieben, und zwar unwiederbringlich; denn wenn einer in ſeinem zwanzigſten Jahre nicht jung iſt, wie ſoll er es in ſeinem vierzigſten ſein!

Goethe ſeufzte und ſchwieg.

Ich dachte an die glückliche Zeit des vorigen Jahrhunderts, in welche Goethes Jugend fiel; es trat mir die Sommerluft von Seſenheim vor die Seele, und ich erinnerte ihn an die Verſe:

Nachmittage ſaßen wir
Junges Volk im Kühlen.

Ach, ſeufzte Goethe, das waren freilich ſchöne Zeiten! — Doch wir wollen ſie uns aus dem Sinne ſchlagen, damit uns die grauen Nebeltage der Gegenwart nicht ganz unerträglich werden.

Es täte not, ſagte ich, daß ein zweiter Erlöſer käme, um den Ernſt, das Unbehagen und den ungeheuren Druck der jetzigen Zuſtände uns abzunehmen.

Käme er, antwortete Goethe, man würde ihn zum zweiten Male kreuzigen. Doch wir brauchten keineswegs ein ſo Großes. Könnte man nur den Deutſchen, nach dem Vorbilde der Engländer, weniger Philoſophie und mehr Tatkraft, weniger Theorie und mehr Praxis beibringen, ſo würde uns ſchon ein gutes Stück Erlöſung zuteil werden, ohne daß wir auf das Erſcheinen der perſönlichen Hoheit eines zweiten Chriſtus zu warten brauchten. Sehr viel könnte geſchehen von unten, vom Volke, durch Schulen und häusliche Erziehung, ſehr viel von oben durch die Herrſcher und ihre Nächſten.

So z. B. kann ich nicht billigen, daß man von den ſtudierenden künftigen Staatsdienern gar zu viele theoretiſch gelehrte Kenntniſſe verlangt, wodurch die jungen Leute vor der Zeit geiſtig wie körperlich ruiniert werden. Treten ſie nun hierauf in den praktiſchen Dienſt, ſo beſitzen ſie zwar einen ungeheuren Vorrat an philoſophiſchen

und gelehrten Dingen, allein er kann in dem beſchränkten Kreiſe ihres Berufs gar nicht zur Anwendung kommen und muß daher als unnütz wieder vergeſſen werden. Dagegen aber, was ſie am meiſten bedurften, haben ſie eingebüßt: es fehlt ihnen die nötige geiſtige wie körperliche Energie, die bei einem tüchtigen Auftreten im praktiſchen Verkehr ganz unerläßlich iſt.

Und dann! bedarf es denn im Leben eines Staatsdieners, in Behandlung der Menſchen, nicht auch der Liebe und des Wohlwollens? Und wie ſoll einer gegen andere Wohlwollen empfinden und ausüben, wenn es ihm ſelber nicht wohl iſt?

Es iſt aber den Leuten allen herzlich ſchlecht! Der dritte Teil der an den Schreibtiſch gefeſſelten Gelehrten und Staatsdiener iſt körperlich anbrüchig und dem Dämon der Hypochondrie verfallen. Hier täte es not, von oben her einzuwirken, um wenigſtens künftige Generationen vor ähnlichem Verderben zu ſchützen.

Wir wollen indes, fügte Goethe lächelnd hinzu, hoffen und erwarten, wie es etwa in einem Jahrhundert mit uns Deutſchen ausſieht, und ob wir es ſodann dahin werden gebracht haben, nicht mehr abſtrakte Gelehrte und Philoſophen, ſondern Menſchen zu ſein.

[2580]. März 22. Soret.

Plusieurs personnes de l'intimité de Goethe, assurent qu'il regardait le 22. Mars comme un jour qui avait de l'influence sur sa vie et lorsqu'il voyait arriver cette date sans encombre il comptait sur un reste d'année heureuse pour lui. Le fait est que dans sa dernière maladie, il s'est curieusement enquis de la date, même encore le matin de sa mort et que se sentant arrivé au printems il a parlé de l'influence qu'auraient les beaux jours du mois d'Avril sur son entier rétablissement. Peu d'heures après Eckermann récitait les derniers vers de Faust expirant et Goethe rendait le dernier soupir à la même date où l'un de ses collègues le ministre d'état Voigt était mort quelques années auparavant. Je ne fais pas trop de cas de ces rapprochemens fortuits, mais ils offrent quelquefois des rapports curieux qu'il est toujours bon de noter; ainsi je trouve dans mon journal au 22. Mars 1828 ces deux lignes: Goethe a reçu aujourd'hui le Faust français avec les lithographies de Delacroix.

Je me souviens encore du grand intérêt qu'il y a mis, et des louanges donneés à quelques planches, non point pour la beauté du dessin, mais pour la hardiesse et la diablerie de la conception. Le poète disait avoir été souvent compris par l'artiste.

[2581.] Mai 16. Soret.

Je n'ai que trop rarement accompagné Goethe dans ses promenades en calèche, elles avaient lieu à des heures où je ne suis pas libre; je me souviens d'en avoir fait une où le vieillard s'est amusé à rapeller le souvenir de ses discussions et piquanteries avec Kotzebue, Böttiger et consorts; là dessus il s'est mis à déclamer les vers épigrammatiques les plus drôles contre le premier; ils étaient plutôt plaisans que méchans, et je lui ai demandé pourquoi il ne les avait pas insérés dans le recueil de ses œuvres. J'ai beaucoup de pièces semblables que je garde en magasin parce qu'elles ont été un amusement pour moi et une vengeance particulière que je prenais contre leurs attaques, mais je ne veux pas occuper le public de rancunes privées ou affliger des personnes encore vivantes; un jour ou l'autre on pourra sans inconvénient tirer parti de ce qui est bon en ce genre. Quant à moi je n'y ai vu qu'un moyen de donner jour à mes colères sans mettre d'autres personnes dans ma confidence si ce n'est parfois un intime.

[2582.] Mai 27. F. v. Müller.

Nachmittags erwartete ich *den Großherzog* vergeblich bei Goethe. Anekdote, die dieſer von einer Geliebten erzählte, die ſich zum Schabernack ſtellte, als ob ſie zwei Zähne verloren, um ſeine Liebe auf die Probe zu ſtellen.

[2583.] Juni Anfang. K. v. Holtei.

Mitten in dem Entzücken des Autors *über den Erfolg der Leonore* behielt derſelbe Ruhe und Eifer genug, eine ſchon in Weimar begonnene, durch Auguſt Goethes und Eckermanns Zuſpruch beförderte Arbeit zu vollenden: ich meine die Anordnung des Fauſt für die wirkliche Bühne. Ich begnügte mich nicht etwa ~ zu ſtreichen, ſondern ich erfand eine wirkliche theatraliſche Form, fügte,

was irgend möglich war in ein Vorſpiel und drei Akte zuſammen und nahm aus manchen nicht für die Bühne zu rettenden Szenen einzelne Reden und Stellen, ihrer pſychologiſchen Bedeutung wegen, in andere Szenen hinüber. So brachte ich z. B. ſämtliche Auftritte zwiſchen Fauſt und Gretchen, vom erſten Worte bis zum Schlaftrunk, den ſie der Mutter (ſichtbar) reicht, in einen großen — den zweiten — Akt, ohne daß in demſelben verwandelt werden durfte; was ich durch eine ſzeniſche Vorkehrung von meiner Invention erreichte. ~ Ehe noch mein Manuſkript ins reine geſchrieben war, fertigte ich ein vollſtändiges Szenarium an und ſchickte dasſelbe an Goethe mit dem Bemerken: Sr. Exzellenz könne daraus leicht entnehmen, wie ich verfahren. Sei ihm meine Einrichtung genehm, ſo wollten wir zum 28. Auguſt die erſte Aufführung wagen und auf den Zettel ſetzen: Mit Goethes Bewilligung ſo für die Bühne bearbeitet. Faſt umgehend erhielt ich folgende Antwort von Auguſt: Teurer Freund! Ich habe ſogleich Ihren letzten Brief hinſichtlich der Aufführung des Fauſt meinem Vater vorgelegt. Er iſt mit der Idee ſowohl als mit der Art, wie ſie ausgeführt werden ſoll, zufrieden und iſt auch der Meinung, daß dem Herrn Muſikdirektor Eberwein die Fertigung der Muſik übertragen werde uſw.

[2584.] Juni 6. Soret.

Le Roi de Bavière a envoyé son peintre Stieler à Weimar pour faire le portrait à l'huile de Goethe; Stieler est venu avec un tableau qui représente Mlle *v. Hagn* actrice de Munich qui lui a servi de lettre d'introduction. Le portrait desiré par le Roi était achevé dans les premiers jours du mois de juin. Goethe me l'a montré un jour après un diner en tête dont malheureusement je n'ai pas noté la conversation; au dessert il m'a fait passer dans le cabinet attenant à la chambre à manger pour voir l'ouvrage de Stieler, puis m'a conduit mistérieusement plus loin dans la chambre aux majoliques où se trouvait le tableau de la belle actrice; faisant toutes sortes de plaisanteries sur la manière dont Stieler l'avait tenté pour obtenir son consentement par l'espérance qu'il ferait aussi sortir un ange de ses pinceaux en représentant la tête d'un vieillard etc; là dessus nous sommes retournés nous asseoir après que Goethe eut soigneusement fermé les deux portes; sur

l'entrefaite Mr de Müller arrive, fort curieux de voir le portrait et fort intrigué d'admirer aussi l'actrice; il n'en fallait pas tant pour ne rien obtenir, cependant on lui dit de passer dans la première chambre et de revenir dire son avis; Müller entre et ne revient pas; Goethe le soupçonne d'avoir passé outre, se lève et le surprend dans la seconde pièce: Sortez de là, lui crie-t-il en fureur, on ne peut vous laisser seul un instant que votre curiosité ne vous porte à une indiscrétion et autres propos semblables fort capotisans pour le pauvre curieux fort embarassans pour moi; après avoir exhalé la colère en termes les plus vigoureux, le vieillard passe dans le salon, en ferme la porte avec violence et nous laisse tout stupéfaits; je suis sorti avec le pauvre chancelier occupé à le consoler de mon mieux. Au reste ce n'est ni le premier orage qu'il ait essuyé ni le dernier dont il soit menacé; car c'est le souffre douleur en ce genre et l'habitude une fois prise les rapports amicaux n'en sont point dérangés; le lendemain on se retrouve comme si rien ne s'était passé la veille; je crois être le seul qui n'aie jamais essuyé de tempête de Goethe et dix ans de rapports assez familiers avec des vues souvent opposées auraient pu en fournir l'occasion.

[2585.] Mai/Juli. Nach J. Stieler.

Im Jahre 1828 erhielt Stieler von König Ludwig den ehrenvollen Auftrag, nach Weimar zu reiſen, um den greiſen Dichter nach dem Leben zu malen. Wir müſſen eilen, ſagte Goethe, bald nachdem Stieler mit dem königlichen Auftrage bei ihm eingetreten war*, wir müſſen eilen, das Geſicht zu bekommen. Der Großherzog iſt weggegangen (mit Bezug auf deſſen Tod) und nicht wiedergekommen. Wer verbürgt einem, daß man morgen erwacht. Goethe war mit dem Porträt äußerſt zufrieden und bemerkte nach deſſen Vollendung unter anderm ſcherzhaft: Ich danke dem König, daß er nicht den Scharfrichter geſchickt hat, um meinen Kopf zu beſitzen. Hier iſt mein Kopf von Ihnen auf eine bequeme Weiſe abgenommen. ~

* Selbſtverſtändlich irrige Zeitbeſtimmung; der Großherzog ſtarb erſt während Stielers Anweſenheit.

[2586.] Mai/Juli. Nach J. Stieler.

Goethe äußerte einmal zu Stieler in Weimar: Die Maler ſind die Götter der Erde, nichts iſt der Dichter! Ein Buch muß er ſchreiben, um vor das Publikum treten zu können; auf einer Tafel mit einem Blick vermag der Künſtler ſich auszuſprechen, die höchſte und allgemeinſte Wirkung zu erreichen. Sein Sie ganz das, was Sie ſind! Malen Sie fleißig und ſtudieren Sie nicht zu viel. — Weiter bemerkte er: Die bildende Kunſt muß durch die Sinne des Geſichts empfangen werden, ſie iſt folglich durch die techniſchen Vollkommenheiten bedingt und ohne Zeichnung und Kolorit, Schatten und Licht gar nicht denkbar. Ich ſchätze wegen letzterm die Engländer ſehr. Ich halte dieſe Vorzüge höher, als einen glücklichen Gedanken, der, wenn er dem Auge nicht gehörig vorgeſtellt wird, nur der Poeſie angehört. Goethe hatte bei dieſem Ausſpruch die Corneliusſche Kunſtrichtung im Sinne, die er kurzweg die altdeutſche nannte und über die er ſich gegen Stieler, der ſich dieſer Richtung aufs wärmſte annahm, gar nicht ſehr günſtig äußerte. Dürer, ſagte er, würde ein ganz anderer Künſtler geworden ſein, wenn er in Italien gelebt hätte, und nun lege man ſich dieſelben Feſſeln an, welche Dürer und ſeine deutſchen Kunſtgenoſſen gern würden abgeſchüttelt haben, wenn es ihre Zeit erlaubt hätte. Ja, Goethe ging wunderlich genug ſo weit, den geleckten Retzſch als Illuſtrator des Fauſt über Cornelius zu ſtellen. Er möge den Corneliusſchen Fauſt nicht leiden, verſicherte er; er träte nicht auseinander, er ſei ihm zu altdeutſch und Goethe fügte hinzu: Dieſes Gedicht hat man ſo oft darzuſtellen geſucht, ich halte aber dafür, daß es wenig für die bildende Kunſt geeignet iſt, weil es zu poetiſch iſt. Retzſch hat mehr das wirklich Darzuſtellende ergriffen.

Einen ſtarken Anknüpfungspunkt mündlichen, wie ſpäter ſchriftlichen Verkehrs zwiſchen beiden Männern bildete Goethes Farbenlehre.

[2587.] Mai/Juli. J. Stieler.

G.: Der Himmel hat Ihnen ein glückliches Talent verliehen; nebſt der treuen Darſtellung der Menſchen verleihen Sie ihnen auch Schönheit und Liebenswürdigkeiten, die gewiß oft mehr in Ihnen als in den Originalen zu finden ſind.

[2588.] J. Stieler.

G.: Ich freue mich in dieſem Jahrhundert doch einen Menſchen zu finden, der malen kann. Sie ſollen darum gelobt ſein.

[2589.] Juni 15. Eckermann.

Wir hatten nicht lange am Tiſch geſeſſen, als *der Hoffchauſpieler* Herr Seidel mit den Tirolern ſich melden ließ. Die Sänger wurden ins Gartenzimmer geſtellt, ſo daß ſie durch die offenen Türen gut zu ſehen und ihr Geſang aus dieſer Ferne gut zu hören war. Herr Seidel ſetzte ſich zu uns an den Tiſch. Die Lieder und das Gejodel der heitern Tiroler behagte uns jungen Leuten; Fräulein Ulrike und mir gefiel beſonders der Strauß und Du, du liegſt mir im Herzen, wovon wir uns den Text ausbaten. Goethe ſelbſt erſchien keineswegs ſo entzückt als wir andern. Wie Kirſchen und Beeren behagen, ſagte er, muß man Kinder und Sperlinge fragen. Zwiſchen den Liedern ſpielten die Tiroler allerlei nationale Tänze auf einer Art von liegenden Zithern, von einer hellen Querflöte begleitet.

Der junge Goethe wird hinausgerufen und kommt bald wieder zurück. Er geht zu den Tirolern und entläßt ſie. Er ſetzt ſich wieder zu uns an den Tiſch. Wir ſprechen von Oberon, und daß ſo viele Menſchen von allen Ecken herbeigeſtrömt, um dieſe Oper zu ſehen, ſo daß ſchon mittags keine Billetts mehr zu haben geweſen. Der junge Goethe hebt die Tafel auf. Lieber Vater, ſagte er, wenn wir aufſtehen wollten! Die Herren und Damen wünſchen vielleicht etwas früher ins Theater zu gehen. Goethen erſcheint dieſe Eile wunderlich, da es noch kaum vier Uhr iſt, doch fügt er ſich und ſteht auf, und wir verbreiten uns in den Zimmern. Herr Seidel tritt zu mir und einigen anderen und ſagt leiſe und mit betrübtem Geſicht: Eure Freude auf das Theater iſt vergeblich, es iſt keine Vorſtellung, der Großherzog iſt tot! Auf der Reiſe von Berlin hierher iſt er geſtorben. Eine allgemeine Beſtürzung verbreitete ſich unter uns. Goethe kommt herein, wir tun als ob nichts paſſiert wäre und ſprechen von gleichgültigen Dingen. Goethe tritt mit mir ans Fenſter und ſpricht über die Tiroler und das Theater. Sie gehen heut in meine Loge, ſagte er, Sie

haben Zeit bis ſechs Uhr; laſſen Sie die andern und bleiben Sie bei mir, wir ſchwätzen noch ein wenig. Der junge Goethe ſucht die Geſellſchaft fortzutreiben, um ſeinem Vater die Eröffnung zu machen, ehe der Kanzler, der ihm vorhin die Botſchaft gebracht, zurückkommt. Goethe kann das wunderliche Eilen und Drängen ſeines Sohnes nicht begreifen und wird darüber verdrießlich. Wollt ihr denn nicht erſt euern Kaffee trinken, ſagt er, es iſt ja kaum vier Uhr! Indes gingen die übrigen und auch ich nahm meinen Hut. Nun, wollen Sie auch gehen? ſagte Goethe, indem er mich verwundert anſah. — Ja, ſagte der junge Goethe, Eckermann hat auch vor dem Theater noch etwas zu tun. — Ja, ſagte ich, ich habe noch etwas vor. — So geht denn, ſagte Goethe, indem er bedenklich den Kopf ſchüttelte, aber ich begreife euch nicht.

Wir gingen mit Fräulein Ulrike in die oberen Zimmer; der junge Goethe aber blieb unten, um ſeinem Vater die unſelige Eröffnung zu machen.

Ich ſah Goethe darauf ſpät am Abend. Schon ehe ich zu ihm ins Zimmer trat, hörte ich ihn ſeufzen und laut vor ſich hinreden. Er ſchien zu fühlen, daß in ſein Daſein eine unerſetzliche Lücke geriſſen worden. Allen Troſt lehnte er ab und wollte von dergleichen nichts wiſſen. Ich hatte gedacht, ſagte er, ich wollte vor ihm hingehen; aber Gott fügt es, wie er es für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt weiter nichts, als zu tragen und uns emporzuhalten, ſo gut und ſo lange es gehen will.

[2590.] Juni 15. K. F. A. v. Conta.

Ich ſelbſt überbrachte Goethe gemeinſchaftlich mit dem Herrn Miniſter von Gersdorff die Nachricht von dem Tode des hochſeligen Großherzogs, mit welchem er dreiundfünfzig Jahre in der engſten Freundſchaft gelebt hatte. Es veränderte ſich kein Zug in ſeinem Geſichte, und gleich gab er dem Geſpräch eine heitere Wendung, indem er von dem vielen Herrlichen ſprach, das der Hochſelige geſtiftet und gegründet hatte. Aber nichtsdeſtoweniger hat er dieſen Verluſt tief gefühlt und innig betrauert.

Nachleſe zum dreizehnten Abſchnitt

Zeitlich nicht näher beſtimmbar.

[2591.] (1826, erſtes Viertel.) Der Herausgeber der Zeitſchrift Eos.

Durch ein literariſches Geſchäft in ſeine Nähe geführt, wurde uns vor kurzem das Glück zuteil, den Meiſter neuerdings zu ſehen und gewichtige Worte über das Weſen deutſcher Tagesliteratur aus ſeinem edlen Munde zu hören. Dieſe Worte ſind es, welche dem heute beginnenden Unternehmen zur Grundlage und Richtſchnur dienen ſollen. Ihr Sinn wird dem Leſer hier enthüllt werden können, obwohl nicht die Kraft und Anmut, mit der ſie geſprochen wurden.

Tagblätter, meinte Goethe, müßten gleichſam euphemiſtiſch, mit einem zarten Sinn für Anmut und Schicklichkeit geſchrieben werden, wo dann vieles geſagt werden könne, was auf andere Weiſe unwillkommen und verletzend hervortrete. Durch ſolches Anſchmiegen an die Geſetze der Grazie, durch Duldſamkeit und Milde in der Form ſei in Deutſchland noch gar mancherlei zu gewinnen, wovon ein rauhes und trockenes Weſen entfernt halte, und die beſte Zenſur ſei eine wechſelſeitige unter tüchtigen Männern, welche ſich ſelbſt zu Richtern machen, über das, was geſagt werden dürfe und was nicht. So habe er es mit den Zeitgenoſſen in ſeinem Kreiſe, mit Herder, Wieland, Schiller uſw. zu halten gepflegt. — Ferner müſſe eine Zeitſchrift die Art und Weiſe des Orts, woher ſie ſtamme, genugſam andeuten, wie der Ring auf der Fläche des Waſſers die unten verborgene Quelle verrate, und ſie rund umſchließend, den Bereich ihrer Wirkung kenntlich mache. Er lobte daher einige Blätter, denen man das Örtliche, Provinzielle gleich anfühle und tadelte andre, die gar keine Vorſtellung von der Phyſiognomie der Umgebungen zulaſſen, wo ſie ihre Entſtehung finden. Dann äußerte er ſich mit großer Anerkennung über das Verdienſt vieler edlen Männer in Bayern und die ſichtbaren Fortſchritte des Volkes zu einer allgemeinen Ausbildung, wünſchte auch für Unternehmungen, die ſolche Ausbildung befördern können, ein gemeinſames Band der Kräfte wirkſam werden zu ſehen und ſchloß mit der Zuſicherung ſeines lebhaften Anteils an allem, was in dieſer Beziehung ſich hervortun möge.

[2592.] (1826.) J. Schwabe.

An einem Geburtstage Goethes befand ſich Frau Melos mit ihrem fünfjährigen Töchterchen unter den zahlreichen Gratulanten. Sobald Goethe ſie bemerkte, ſchritt er auf ſie zu, reichte dem Kinde die Hand und ſagte: Nun, Marie! willſt du mir auch gratulieren? Ja, Exzellenz! ſagte Frau Melos; und Marie hat auch ein Gedicht gelernt, das ſie Ihnen ſpäter vorſagen will. — Ei, das muß ich ſogleich hören! ſprach er und führte die kleine Marie in ein, von der vornehmen Geſellſchaft freigebliebenes Nebenzimmer, ſetzte ſich und nahm ſie auf den Schoß. Jetzt ſag mir einmal her, was du gelernt haſt. — Marie begann: Ufm Bergli bin i geſäſſe — Ha de Vögle, half Goethe ein. — Ha de Vögle zugeſchaut, fuhr Marie fort. — Hänt geſunge, — Hänt geſprunge, half Goethe wieder ein, und ſo ging er mit dem Kinde das ganze liebe Liedchen bis zu Ende durch, führte die Kleine dann zur Mutter zurück und wendete ſich ſeinen andern Beſuchern zu. Am Nachmittage ſchickte er an Marie einen Teller Früchte und Konfekt von der Geburtstagstafel.

[2593.] (1826.) J. Schwabe.

Ein anderes Mal war Frau Melos bei Goethe in einer kleinen Abendgeſellſchaft. Sie ſollen jetzt, ſagte er zu ſeinen Gäſten, etwas ſehr Artiges ſehen, etwas neu Erfundenes, was man mir geſtern zugeſchickt hat. Er führte ſie in ein Nebenzimmer, das durch eine Tiſchlampe erleuchtet war. Der Schirm dieſer Lampe war eine ſogenannte Diaphanie, ein Porzellanlichtbild, auf welchem reizende Landſchaften ſich darſtellten. ~ Das muß aber auch die *Marie* ſehen, ſagte Goethe zur Melos, denn ſo ein Anblick erfreut nicht nur große, ſondern auch kleine Leute. Kommen Sie morgen gegen Abend mit dem Kinde wieder zu mir. Überall nahm Goethe Anteil an den Freuden und Leiden der Kinder und nahm letztere in Schutz, wenn man ihnen ihre Fröhlichkeit unnötig verkümmerte.

[2594.] (1826, um Jahresmitte.) K. H. Ritter v. Lang.

Auf der Rückreiſe ging's ~ nach Weimar, wo ich mich vom Teufel verblenden ließ, mich bei ſeinem alten

Fauſt, dem Herrn von Goethe, in einem, mit untertänigſten Kratzfüßen nicht ſparſamen Brieflein anzumelden. Ich war angenommen um halb eins.

Ein langer, alter, eiskalter, ſteifer Reichsſtadtſyndikus trat mir entgegen in einem Schlafrock, winkte mir wie der ſteinerne Gaſt, mich niederzuſetzen, blieb tonlos an allen Seiten, die ich bei ihm anſchlagen wollte, ſtimmte bei allem, was ich ihm vom Streben des Kronprinzen von Bayern ſagte, zu und brach dann in die Worte aus: Sagen Sie mir, ohne Zweifel werden Sie auch in Ihrem Ansbacher Bezirk eine Brandverſicherungsanſtalt haben? Antwort: Jawohl. — Nun erging die Einladung, alles im kleinſten Detail zu erzählen, wie es bei eintretenden wirklichen Bränden gehalten werde. Ich erwiderte ihm, es komme darauf an, ob der Brand wieder gelöſcht werde, oder Ort oder Haus wirklich abbrenne. — Wollen wir, wenn ich bitten darf, den Ort ganz und gar abbrennen laſſen. — Ich blies alſo mein Feuer an und ließ alles verzehren, die Spritzen vergeblich ſauſen, die Herren Landrichter vergeblich brauſen: rücke anderen Tages mit meinem Augenſcheine aus, laſſe den Schaden einſchätzen, von der Schätzung ſo viel als möglich herunterknickern, dann neue Schönheitsbauriſſe machen, die in München Jahr und Tag liegen bleiben, während die armen Abgebrannten in Baracken und Kellern ſchmachten und zahle dann in zwei, drei Jahren das abgehandelte Entſchädigungsſümmlein heraus. Das hörte der alte Fauſt mit an und ſagte: Ich danke Ihnen. Dann fing er weiter an: Wie ſtark iſt denn die Menſchenzahl von ſo einem Rezatkreis bei Ihnen? Ich ſagte: Etwas über 500000 Seelen. — So! ſo! ſprach er. Hm, hm! Das iſt ſchon etwas. (Freilich mehr, als das Doppelte vom ganzen Großherzogtum Weimar.) Ich ſagte: Jetzt, da ich die Ehre habe, bei Ihnen zu ſein, iſt dort eine Seele weniger. Ich will mich aber auch wieder dahin aufmachen und mich empfehlen. — Darauf gab er mir die Hand, dankte mir für die Ehre meines Beſuches und geleitete mich zur Tür. Es war mir, als wenn ich mich beim Feuerlöſchen erkältet hätte.

[2595.] (1826 oder ſpäter.) O. L. B. Wolff.

Die tiefe Verehrung, welche Goethe für Shakeſpeare bekannte, iſt mündlich wie ſchriftlich wiederholt von ihm ausgeſprochen worden, und die Belege dafür finden ſich

häufig ſowohl in ſeinen Werken, wie in den Überliefe-
rungen ſeiner Zeit- und Lebensgenoſſen von Wilhelm
Meiſter an bis zu Eckermanns Unterhaltungen herunter.
Aus eigener Unterredung mit ihm hatte ich Gleiches ver-
nommen und war während eines länger als gewöhnlich
dauernden Zwiegeſpräches, über den großen Briten an
einem Nachmittage im Garten entzückt worden von der
Art und Weiſe des Blickes, mit welchem er das Geſamt-
weſen eines ſolchen Heros zuſammenfaßte und überſchaute.
Wir waren von Lord Byron auf Shakeſpeare gekommen,
die Berührungspunkte lagen ſo nah und doch wieder ſo
fern; ich hatte bemerkt, wie eigen es ſei, daß Byron
längere Zeit mit der Oberleitung der Bühne beſchäftigt,
doch das Weſen derſelben gar nicht verſtanden habe,
was ſeine ſämtlichen Dramen deutlich bewieſen, und daß
ſelbſt Marino Faliero und die beiden Foscari, ſo aufge-
führt wie er ſie geſchrieben, durchaus alle Wirkung auf
ein größeres Publikum verfehlen müßten. — Mein liebes
Kind, erwiderte Goethe in ſeiner gewöhnlichen Weiſe,
ich will Ihnen etwas ſagen, die Bühne verſtand Shake-
ſpeare auch nicht, das macht aber nichts, denn er braucht
ſie nicht. — Der Ausſpruch kam mir etwas wunderlich
und paradox vor, doch wagte ich nicht direkt zu wider-
ſprechen, zumal da ich wußte, daß Goethe es liebte, ſolche
Tonnen zum Spielen hinzuwerfen, wie es die Harpuniere
mit den Walfiſchen zu tun pflegen. Ich beſchloß alſo,
das Geſagte ſtill bei mir zu überdenken, um es mir an-
zueignen, und bemerkte bloß: die Bühne, wie ſie Shake-
ſpeare gehabt, ſei auch eine Art Welt geweſen, auf der
es nur handelnde Perſonen gab, alles übrige habe aber
die Phantaſie hinzutun müſſen, und da ſei der Dichter
lange nicht ſo beengt worden, wie jetzt, wo man alles,
was man höre, auch ſehen wolle. Zum Beleg — denn
Goethe hatte es gern, wenn man Material in das Ge-
ſpräch brachte — führte ich die bekannte Stelle aus dem
Prolog oder Chor zu Heinrich V. an, wo Shakeſpeare
die Phantaſie der Zuſchauer beſtimmt auffordert, ſich das
nicht Darzuſtellende vorzuſtellen, ſowie ich mehreres über
die Beſchaffenheit der engliſchen Bühne zu jener Zeit,
teils aus der 1699 zu London erſchienenen Historia Histrio-
nica, in welcher es ausdrücklich heißt, daß Dekorationen
und Maſchinen zuerſt auf dem Drurylanetheater einge-
führt wurden, nachdem ſie kurz zuvor auf der alten Lin-

colns-Innbühne von Sir William Davenant erfunden worden, teils manches aus ähnlichen Studien, mit denen ich mich früher lebhaft und viel beſchäftigt, dazu gab. Goethe hörte ſehr freundlich zu und wandte dann das Geſpräch auf Szenerie und dem Ähnliches, wobei er verweilte, bis er mich entließ.

[2596.] (1827.) Alfred Nicolovius.

Als ich — Goethe perſönlich dieſen Beleg, *wonach das Gedicht Im Sommer von J. G. Jacobi ſei*, vorlegte, ſchlug er das Gedicht in ſeinen Werken auf, ergriff ein Lineal und eine Feder, und ſtrich es mit einem beinahe feierlichen: Suum cuique aus.

[2597.] (1828.) F. Förſter.

Die Berichte, *über die Berliner Fauſtaufführungen*, welche ich und meine Frau bei unſeren öfter wiederholten Beſuchen in Weimar dem Dichter perſönlich erſtatteten, gaben mir erwünſchte Veranlaſſung, über eine und die andere Stelle im Fauſt mir Aufſchluß und Belehrung zu erbitten, wobei ich gelegentlich auch Näheres über den zweiten Teil und über den Abſchluß des Ganzen zu erfahren ſuchte. Ich erhielt nur ausweichende Antworten; ich erinnere mich nur, daß, als ich die Vermutung ausſprach, die Schlußſzene werde doch wohl in den Himmel verlegt werden, und Mephiſto als überwunden vor den Hörern bekennen, daß ein guter Menſch in ſeines Herzens Drange ſich des rechten Weges wohl bewußt ſei, Goethe kopfſchüttelnd ſagte: Das wäre ja Aufklärung. Fauſt endet als Greis, und im Greiſenalter werden wir Myſtiker.

[2598.] (1828.) K. v. Holtei.

Unter den Gerichten aus guter ſolider Küche, die uns *beim Mittageſſen am 5. Mai 1827* dargeboten wurden, befand ſich eine Schüſſel, an der ich mich vorzüglich beteiligte: Püree von Wild mit Spiegeleiern. Ich war ſchon ſo heimlich geworden, daß ich, bei unausgeſetztem Reſpekte vor dem Herrn des Hauſes, tüchtig zulangte und ſeinen gaſtfreundlichen Ermunterungen entſprechend, meinen Teller ein zweites Mal füllte und leerte. Das geſchah bei meiner erſten Speiſung im kleinen vertraulichen

Kreiſe. Wie ich dann, ein Jahr ſpäter, bei zweitem längeren Aufenthalte, durchſchnittlich in jeder Woche zweimal zur Tafel gezogen, einmal an einem größeren Diner teil hatte, fügte ſich's, daß beſagte ſukkulente Speiſe ſich auch einſtellte. Ich ſprach ihr wieder lebhaft zu, räumte den herzhaft herausgelöffelten Vorrat raſch auf; ſchon wurden an der entgegengeſetzten Seite des Tiſches die Teller gewechſelt. Da richtete Goethe, von dem ich weit entfernt ſaß, ſeine Götteraugen auf meinen Teller, lächelte mir mit einem Blicke des Einverſtändniſſes zu, gab dem zur Aushilfe ſervierenden Lohndiener (O Zapfe, cara memoria) einen wahren Jupiterwink ~ und Zapfe reichte mir noch einmal die Schüſſel, zärtlich flüſternd: Der Herr Geheimrat ſchickt mich.

[2599.] J. Schwabe.

Er ~ war im Punkte des Weinverſtandes ein ungewöhnlich feiner Kenner. Eine glänzende Probe hiervon legte er bei einem Diner ab, zu welchem der Großherzog Karl Auguſt einen kleinen Kreis um ſich verſammelt hatte. Beim Nachtiſch, nachdem ſchon mehrere gute Sorten geprüft worden waren, bat der Hofmarſchall von Spiegel den Großherzog um die Erlaubnis, einen Wein ohne Namen auftragen zu laſſen. Ein Rotwein wurde herumgereicht, gekoſtet, und recht gut befunden. Mehrere der Herren von der Tafelrunde erklärten ihn für Burgunder, nur war man über die ſpezielle Sorte dieſes edlen Gewächſes nicht einig. Da aber bewährte Weinzungen, darunter die des Großherzogs, die Diagnoſe auf Burgunder geſtellt hatten, ſo wurde dieſelbe einſtimmig angenommen. Nur Goethe koſtete und koſtete wieder, ſchüttelte das Haupt und ſetzte das geleerte Glas nachdenklich auf den Tiſch. Exzellenz ſcheinen anderer Anſicht zu ſein, ſagte der Hofmarſchall; darf ich fragen, welchen Namen Sie dem Weine geben? Der Wein iſt mir durchaus unbekannt, erwiderte Goethe, aber für Burgunder halte ich ihn nicht. Eher ſollte ich meinen, es ſei ein gut geleſener Jenenſer, der eine Zeitlang auf einem Madeirafaß gelegen hat. — Und ſo iſt es in der Tat, beſtätigte der Hofmarſchall.

[2600.] Chr. Schuchardt.

In die Zeit, in welcher ich die Stelle eines Sekretärs bei Goethe verſah, fällt die Herausgabe ſeiner Werke

letzterhand, und derſelbe diktierte mir dafür Neues und Umgearbeitetes, unter anderem auch Wilhelm Meiſter (Wanderjahre), wobei ich Gelegenheit hatte, die Kraft, Sicherheit und Klarheit ſeines Geiſtes in ſo hohen Jahren zu bewundern. Er tat dies ſo ſicher, fließend, wie es mancher nur aus einem gedruckten Buche zu tun imſtande ſein würde.

Wäre das ruhig und ohne äußere Störung und Unterbrechung geſchehen, ſo würde ich kaum aufmerkſam geworden ſein. Dazwiſchen aber kam der Barbier, der Friſeur (Goethe ließ ſich alle zwei Tage das Haar brennen, täglich friſieren), der Bibliotheksdiener, öfter der frühere Sekretär Goethes, der kürzlich verſtorbene Bibliothekar Rat Kräuter, der Kanzliſt, welche alle die Erlaubnis hatten, unangemeldet einzutreten. Der Kammerdiener meldete einen Fremden an, mit welchem ſich Goethe, falls der Annahme, längere oder kürzere Zeit unterhielt; dazwiſchen trat auch wohl jemand aus der Familie ein. Der Barbier und Friſeur erzählten, was in der Stadt paſſiert ſei, der Bibliotheksdiener berichtete von der Bibliothek uſw. Wie beim Anklopfen das kräftige Herein! ertönte, beendigte ich den letzten Satz und wartete, bis der Anweſende ſich wieder entfernte. Da wiederholte ich ſo viel, als mir für den Zuſammenhang nötig ſchien, und das Diktieren ging bis zur nächſten Störung fort, als wäre nichts vorgefallen. Das war mir doch zu arg, und ich ſah mich überall im Zimmer um, ob nicht irgendwo ein Buch, ein Konzept oder Brouillon läge, in das Goethe im Vorübergehen ſchaute (während des Diktierens wandelte derſelbe nämlich ununterbrochen um den Tiſch und den Schreibenden herum), aber niemals habe ich das geringſte entdecken können.

Als ich meine Verwunderung darüber gegen Hofrat Meyer, Goethes langjährigen Freund, äußerte, mit welchem ich täglich verkehrte, nahm er das als etwas ihm ganz Bekanntes auf und erzählte mir einen anderen Fall: Auf einer langſamen Fahrt von Jena nach Weimar habe ihm Goethe den ganzen Roman Die Wahlverwandtſchaften erzählend vorgetragen, und zwar in einer Weiſe fließend, als habe er ein gedrucktes Exemplar vor ſich; und doch ſei damals noch kein Wort davon niedergeſchrieben geweſen.

Während des Diktierens kam es auch nicht ſelten vor, daß Goethe plötzlich ſtehen blieb, wie man etwa

tut, wenn man eine Gruppe Menſchen oder einen anderen Gegenſtand unvermutet vor ſich ſieht, welche die augenblickliche Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen. Dieſe ſchien er ſofort künſtleriſch zu geſtalten und zu gruppieren. Mit ausgebreiteten Händen und unter Beugung des Körpers nach der einen oder anderen Seite brachte er den Gegenſtand ins Gleichgewicht und in kunſtgerechte Stellung. War ihm das gelungen, ſo rief er gewöhnlich: So recht! ganz recht!

[2601.] (Nach 1824.) R. Springer.

Ich ſprach *mit Chriſtian Schuchardt* dann über Goethes Verhältnis zu Zelter und äußerte: ~ Zelter müſſe meiner Vermutung nach der intimſte Freund Goethes geweſen ſein. Schuchardt wollte das nicht zugeben; Zelter ſei zu einſeitig geweſen. Derjenige, ſagte er, mit welchem Goethe im herzlichſten Einvernehmen ſtand, war Heinrich Meyer. — Jedenfalls weil derſelbe in allen Kunſtanſchauungen mit ihm übereinſtimmte. — Ja, aber merkwürdigerweiſe ſtanden ſie ſich deſſen ungeachtet immer gegenüber und hatten ſtets miteinander zu ſtreiten. — Dies war mir neu und widerlegte die oft ausgeſprochene Behauptung, daß Goethe ſich am liebſten mit untertänigen Nachſchleichern und ſolchen Leuten umgeben habe, die ihm keinen Widerſpruch entgegenſetzten.

Auf ſeine eigenen Erfahrungen im Umgang mit Goethe hingelenkt, erzählte mir der alte Herr manche ausdrucksvolle Charakterzüge. Er war ein verdammt liebenswürdiger Kerl! rief er, ſich halb vergeſſend, in ſeiner treuherzigen thüringiſchen Mundart aus. Stets war er ruhig, heiter und human, ich habe ihn nie anders geſehen. Mit jedem hatte er Geduld und Nachſicht, ſelbſt mit Kerlen, die ich am liebſten zur Türe hinausgeworfen hätte. Erſt im reiferen Alter wurde es mir klar, weshalb er jeden ſo ruhig und widerſpruchslos anhörte: es lag ihm vor allem daran, die Menſchen, mit denen er, wenn auch nur vorübergehend, zu tun hatte, kennen zu lernen, und er wußte wohl, daß dies am beſten dadurch erreicht wird, wenn man das Individuum, anſtatt es durch Widerſpruch zu verwirren und zu reizen, frei ſeine Meinung ausſprechen läßt. Auch an mir, dem damals noch jungen Mann, hatte er oft Gelegenheit ſeine Geduld und Nachſicht zu bewähren. Niemals ſchalt er, wenn ich gegen oder ohne

ſeinen Willen nach meinem eigenen Sinne gehandelt hatte. Er fragte mich nur in größter Ruhe: Warum haben Sie das getan? und widerlegte mich dann mit wenigen überzeugenden Worten. In ſeinen Zurechtweiſungen war er immer bündig und praktiſch und einmal legte er mir ſelber die Hand auf das Lineal zurecht, als ich mich beim Liniieren ungeſchickt benahm. — Ein Tintenfleck auf dem Manuſkript war ihm ein Greuel, aber dennoch wurde er niemals unwillig, ſondern ſuchte mich ein für allemal durch eine kleine Anekdote zu beſſern. Ich will Ihnen einmal etwas erzählen, junger Mann, — ſagte er bei dieſer Gelegenheit, — wenn es dem Herzog von Gotha beim Briefſchreiben begegnete, daß die Schleife eines Buchſtabens, wie beim h, g uſw. in der Tinte zuſammenlief, ſo fing er den Brief von neuem an.

Berichtigungen:

Nr. 2174 das unleſerliche Wort heißt Humbert.
„ 2189 auf 14. November zu ſetzen.
„ 2219 der Student hieß nicht Meyer, ſondern Otto Schuderoff.
„ 2223 gehört hinter 2215.
„ 2284 auf 19. Oktober
„ 2285 „ 20. „ } zu ſetzen.
„ 2287 „ 2. „
„ 2317 und 2318 ſind umzuſtellen.

Druck von Heſſe & Becker in Leipzig.

2381 4

LG
G599gB
1909

34
gang von. Gedanken &c.
dermann)

NAME OF BORROWER.

Sem. (N.)
n (return to Seminary)

BINDING SECT. JAN 7 1971